7. Sekundärliteratur

Familien-Nachrichten für die Nachkommen A. H. Franckes.

Halle (Saale), 1911

Nutzungsbedingungen
Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.
Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.
Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use
All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downladed and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.
Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.
For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Familien-Nachrichten

für die

Nachkommen A. H. Franckes

Erstes Stück

Halle a. S.
Druck von Ehrhardt Karras
1911

538

Franckesche Stiftungen
Haupt-
Bibliothek
Halle/Saale
8. 967-1

Zum **Familientag** der Nachkommen von August Hermann Francke am 2. Oktober 1910 hatten sich in Halle eingefunden: Prof. Dr. Ernst Gutzeit und Frau Hedwig geb. Wegener mit Nichte Nora-Panzer (Halle) — Frau Pastor Valerie Hennecke geb. Niemeyer (Betheln) — Frau Dr. Anna Hohl geb. Niemeyer mit 2 Kindern Anneliese und Hildegard (Bremerhavn) — Frau Apotheker Marie Kurze geb. Niemeyer (Halle) — Fräulein Charlotte und Katharina Nasemann (Halle) — Justizrat Hans Niemeyer und Frau Marie geb. Natorp (Essen) — Buchhändler Dr. Max Niemeyer und Frau Anna geb. Eyßenhardt nebst Töchtern Elisabeth, Hildegard, Marie, Gertrud, Dorothea mit Bräutigam Assessor Dr. Walter Mampe (Halle) — Prof. Dr. Max Niemeyer und Sohn Otto (Potsdam) — Rechtsanwalt Dr. Victor Niemeyer (Essen) — Lehrer Kurt Niemeyer und Frau Agathe geb. Griebel (Schlachtensee, Berlin) — Dr. Felix Niemeyer (Düren) — Buchhändler Hermann Niemeyer und Frau Elisabeth geb. Immelen (Halle) — Frau Stadtrat Clara Niemeyer (Halle) — Fräulein Marie Niemeyer (Weimar) — Oberlandesgerichtsrat Herbert Pernice und Frau Elisabeth geb. Niemeyer (Naumburg) — Oberförster Hugo Pernice und Frau Alice geb. Laub (Suhl) — Prof. Dr. Erich Pernice und Frau Ilse geb. Pernice (Greifswald) — Direktor Guido Wolff und Frau Johanna geb. Weber (Hamburg) — Hofrat Dr. Felix Wolff (Reiboldsgrün) — Fräulein Magdalene und Meta Wolff (Hamburg). Zusammen 41 Teilnehmende, 15 männliche (darunter 8 Niemeyers) 26 weibliche (darunter 4 geborene Niemeyers).

Am Abend des 1. Oktober vereinigten sich die Familienmitglieder zur Begrüßung im „Hotel Stadt Hamburg".

Sonntag den 2. Oktober führte Dr. Max Niemeyer (Halle) die Familienmitglieder durch die Franckesche Stiftung. In der Aula der Lateinschule interessierte besonders das neue Glasgemälde des Kanzlers Niemeyer.

Im Anschluß an diesen Rundgang versammelten sich die männlichen Familienmitglieder zu einer Beratung der gemeinsamen Familienangelegenheiten. Es wurden folgende Beschlüsse gefaßt:

1. Alle 5 Jahre soll ein Familientag nach Halle einberufen werden.
2. Es sollen regelmäßige Familiennachrichten, mindestens alljährlich erscheinen, in denen alle Personenstandsveränderungen der Familie und allgemein interessante Erlebnisse der Familienmitglieder und Familienerinnerungen mitgeteilt werden sollen. Auch sollen diese Mitteilungen mit interessanten Bildnissen von lebenden oder verstorbenen Familienmitgliedern, von Familiendenkmälern, Häusern und dergl. ausgestattet werden.
3. Zur Bestreitung der Unkosten der Familiennachrichten und Anberaumung der Familientage soll vorab von jedem Familien-Haushaltungsvorstand ein Jahresbeitrag von Mark 5,— erhoben werden.
4. Zur Vertretung der gemeinsamen Familieninteressen, der Herausgabe der Familiennachrichten und der Einberufung eines Familientages wurde ein Ausschuß gewählt, bestehend aus: Dr. Max Niemeyer (Halle), Oberlandesgerichtsrat Pernice (Naumburg), Dr. Victor Niemeyer (Essen). Alle die Familie angehenden Mitteilungen sind an den erstgenannten zu richten.

Nach der Beratung versammelten sich die Teilnehmer zu einem Festmahl im großen Saal der Stadt Hamburg. Justizrat Hans Niemeyer teilte in einer Rede auf den Veranstalter der Familienfeier, Dr. Max Niemeyer, die Familien Pernice und Wolff inter-

essante Bilder aus dem reichen Schatz seiner Familienerinnerungen mit. Dr. Max Niemeyer (Potsdam) sprach auf den Senior der Familie, Justizrat Hans Niemeyer, und durch andere vortreffliche Reden wurde der Zusammengehörigkeit der vereinigten Familien Ausdruck gegeben. Ein großer Teil der Festteilnehmer folgte der Einladung von Herrn und Frau Professor Gutzeit zum Nachmittagstee, dessen Stunden bei vortrefflichem Musizieren rasch verflogen. Abends fand man sich wieder in der Stadt Hamburg zusammen.

Am andern Tage wurde unter Hermann und Dr. Max Niemeyers Leitung das Kanzlerhaus und die Niemeyer- und Franckeschen Gräber auf dem alten Stadtgottesacker besucht.

Der gesamte Familientag wird alle Teilnehmer befriedigt und den Wunsch geweckt haben, daß die beschlossenen regelmäßigen Wiederholungen einen gleichen harmonischen Verlauf haben möchten!

Erinnerungen an Frau Agnes Wilhelmine Niemeyer geb. von Köpken.

(Hallisches patriotisches Wochenblatt, XLVIII. Jahrgang, 1847.)

Es ist von jeher eine Pflicht dieser Blätter gewesen, von ruhmwürdigen Verstorbenen unserer Stadt Nachricht zu geben. Um so weniger dürfen wir eine Frau übergehen, welche den Glanz des edlen Namens, dessen Trägerin sie sechzig Jahre lang gewesen ist, durch einen Verein der eigentümlichsten Vorzüge erhöht hat.

Frau Agnes Wilhelmine Niemeyer war zu Magdeburg am 15. Februar 1769 geboren und mit Sorgfalt und Strenge, wie

es damals die Sitte der höhern Stände verlangte, erzogen worden, aber doch schon frühzeitig mit Liebe zur Dichtkunst und Literatur erfüllt. Denn ihr Vater, der Hofrat von Köpken, ein ausgezeichneter praktischer Jurist, war zugleich die Seele der literarischen Montagsgesellschaft, die seit dem Jahre 1769 eine nicht kleine Anzahl von Männern in Magdeburg in sich schloß, die nach ihrem Tagwerke sich an Kunst und Literatur frei erfreuen, nicht aber an jedem Verse kritteln und mäkeln wollten. Außer der Literatur galt im Köpkenschen Hause die Musik sehr viel und der Vater, ohne sie selbst zu üben, erzog seine Kinder mit Eifer, ja fast mit Härte für sie, wodurch auch seine Tochter schon früh den Grund zu jener Fertigkeit und Kennerschaft legte, die sie bis in ihr spätestes Alter bewahrt hat. In dieses Haus nun trat im Jahre 1786 der ordentliche Professor der Theologie zu Halle, D. Niemeyer, und fühlte sich bald dem Vater durch wissenschaftliche Übereinstimmung befreundet, noch mehr aber angezogen durch der jugendlichen Tochter Reiz und Anmut, mit deren Hand ihn der Vater am 6. Oktober 1786 beglückte und ihm, wie der Gatte als zweiundsiebzigjähriger Greis schrieb,[1]) dadurch das größte Geschenk machte, welches er ihm nur immer geben konnte.

An der Seite des Mannes, dem seine Charakteristik der Bibel, seine Oratorien und geistlichen Lieder bereits einen sehr geachteten Namen erworben hatten, begann für Frau Niemeyer die glücklichste Ehe, in welcher nach dem Zeugnisse einer achtbaren Zeitgenossin wohl nie von einem oder dem andern Teile ein unfreundliches, unwilliges Wort gesprochen worden ist. Niemeyer fand seine beste Erholung in der liebevollen Pflege und in dem lebendigen Geiste seiner Gattin, deren klarer Verstand überall in zweifelhaften Fällen Rat wußte, und sie an ihrem Teile hat in ihm den wahren Mittel-

[1]) Beobachtungen auf einer Deportationsreise nach Frankreich II, 384.

punkt und die echte Sonne ihres Lebens erkannt. Daher erfreute sie sich auch sehr an den Ehrenbezeugungen, die der gelehrte Mann auf seinen Reisen (Niemeyer reiste bekanntlich sehr gern) empfing und war stets seine willige, treue Begleiterin. Die erste Reise ging 1794 an den Rhein, bald nach dem verunglückten Versuche Wöllners und Hermes, die theologische Lehrfreiheit in Halle zu unterdrücken; darauf besuchten beide Gatten (1798) Dänemark und die Hansestädte, Schlesien (1800), Holland (1806), Franken (1820, 1821) und (1823) Pommern und Rügen; die kleinern Ausflüge oder die von Niemeyer allein unternommenen Reisen übergehen wir. Überall entzückte Frau Niemeyer durch die Liebenswürdigkeit und Einfachheit ihres Wesens, welche schon längst ihr Haus in Halle zu einem Tempel der edelsten Gastfreiheit geweiht hatten. Die vielseitigen Verbindungen Niemeyers führten ihm eine große Anzahl von Fremden aus allen Ländern zu, und wie leicht und rasch er auch alles erledigte, so war ihm doch mancher Besuch zeitraubend und er fühlte sich dadurch sehr erleichtert, wenn er den Fremden zu seiner Frau führen konnte, deren lebhafte Unterhaltung und tatsächliche Teilnahme niemanden ohne Bewunderung von ihr scheiden ließ. Die Ausstattung des Hauses war in jeder Beziehung edel und anständig, vornehme Fremde, hohe Militärpersonen, Geistliche, Schulmänner, Gelehrte, Künstler, alle Klassen der Gesellschaft fanden dort gefälligen Eingang, gebildete Unterhaltung, geschmackvolle Bewirtung. Neben dem in Sachen der Wissenschaft und schönen Literatur vor allen kundigen Hausherrn war sie die feinste, gütigste Wirtin, die unter andern daß seltene Talent besaß, mit Leuten aus allen Ständen die Unterhaltung auf den Punkt zu führen, der ihnen besonders wünschenswert war. Und das tat sie oft unter den heftigsten körperlichen Schmerzen: aber Selbstvergessenheit und Aufopferung für andere war nun einmal ihr ganzes Leben hindurch ein Hauptzug ihres edeln Herzens.

Besonders reizend waren im Niemeyerschen Hause die kleinen Gesellschaften von 12—16 Personen, wo die Urbanität des Beisammenseins und die geistreiche Unterhaltung leicht die gute Bewirtung überwog. In solchen kleinen Kreisen sind auch, wie wir uns erinnern von ältern Frauen gehört zu haben, die Schillerschen Stücke, der Wallenstein und Maria Stuart, in der Handschrift von Niemeyer vorgelesen worden, ehe sie in Lauchstädt aufgeführt wurden, wohin beide Gatten nach der löblichen halleschen Sitte jener Zeit häufig zu fahren pflegten. Daher schrieb sich auch wohl die große Vorliebe der Frau Niemeyer für Schiller, der sie am 8. Juli 1803 selbst in Halle besuchte, sich in den Franckeschen Stiftungen umherführen ließ und meinte, sie wären ja wie eine kleine Stadt.[1])

Durch den Zauber dieses Wesens herrschte Frau Niemeyer über ein weites Reich von Menschen nah und fern, die mit seltener Treue an ihr hingen und sich es zum Verdienst und Vorteil rechneten, von ihr von Zeit zu Zeit angesprochen oder in Briefen begrüßt zu werden. Wir nennen nur die Namen einiger Verstorbener, Ersch, Gesenius, Jacobs, Räke und Reisig, die Zahl der noch Lebenden ist sehr groß.

Außer diesen vorzüglichen Eigenschaften besaß Frau Niemeyer die einer trefflichen Mutter und Hausfrau in vollem Maße. Der Erziehung ihrer Kinder (es waren fünfzehn in ihrer Ehe geboren) nahm sie sich mit großer Liebe und Sorgfalt an, ohne daß die nötige Strenge vermißt wurde. Ihr Fleiß war unermüdlich. Nicht nur, daß alle Näharbeit für die zahlreiche Familie im Hause besorgt ward und durch ihre Hände ging, so unterrichtete sie auch ihre Kinder. Französisch und Englisch lernten die Töchter von ihr (eine Bonne heutiger Art würde ihrem deutschen Sinne un-

[1]) Erinnerungen der Frau von Wolzogen aus Schillers Leben II, 249.

erträglich gewesen sein), Englisch auch die Söhne. „Ich sehe noch", schreibt uns eine vieljährige Mitbewohnerin des Hauses, „ihren Sohn Max bei ihr sitzen und den Macbeth übersetzen, dabei nähte sie immer fort, mit mir gewöhnlich an demselben Stücke, und ich hatte die Eschenburgsche Übersetzung neben mir liegen, um darin nachzusehen, was Max übersetzte." In gleicher Weise beaufsichtigte sie den Musikunterricht der Kinder mitten unter den Geschäften ihrer Wirtschaft. Mäßig, wie sie selbst war, legte sie auch keinen großen Wert auf das Essen, aber sie konnte tüchtig mit der Köchin schelten, wenn nicht alles so zubereitet war, wie sie es vorgeschrieben hatte: und da war es ganz gleich, ob die Familie sich allein befand oder ob Fremde mit ihr speisten. Umkommen durfte nichts in ihrer Wirtschaft, das kleinste Stückchen Brot, welches die Bedienung umhergeworfen hatte, zerschnitt sie sorgfältig und fütterte damit die Hühner. In allen kleinen Dingen war sie sparsam, in allen großen freigebig, ohne alle Rücksicht auf sich und ihre Bedürfnisse, bei allen kleinlichen Dingen, welche sie besorgte, behielt sie immer den freien Blick auf das Ganze.

So waren die Verhältnisse des Hauses bis in das Jahr 1806 hinein auf das Beste geordnet; drei Jahre zuvor hatte der Besuch König Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise, welche im Hause Niemeyers am 29. Mai 1803 übernachteten, seiner Frau alle Gelegenheit gegeben, ihre Vorzüge als Wirtin zu entfalten, Alles schien die glücklichste Zukunft zu versprechen — da gingen die Schlachten bei Jena und Auerstädt verloren, die preußische Monarchie war zertrümmert. Für Halle begann mit dem unheilvollen 17. Oktober 1806 die Last der Einquartierungen und Kriegssteuern. Im Hause Niemeyers, der mit seiner Frau erst mehrere Tage nach der Schlacht bei Halle aus Holland zurückgekehrt war, hatte der französische Intendant der Stadt, Clarac, ein feiner, gemäßigter Mann, mit seinen Schreibern und dem Adjudanten

des Kommandanten, Hauptmann Malamont, die besten Zimmer des Hauses eingenommen, für die Familie blieben nur die beschränkten Räume der hintern Zimmer. Frau Niemeyer, still ergeben in die harte Schickung, gab alles Notwendige an Betten, Tafelgerät und Leinenzeug her, aber als sie am ersten Mittage die Fremden in dem Speisesaale ihres Hauses bewirtete und ihre Blicke auf die Büsten des geliebten preußischen Herscherpaares fielen, das erst vor kurzer Zeit an derselben Stelle zu ihrer großen Ehre und Freude gesessen hatte, da war die sonst so gefaßte Frau ihrer Bewegung nicht mehr Herrin und helle Tränen entstürzten ihren Augen. Auf die besorgte Frage des französischen Hauptmanns verbarg sie ihm die Ursache nicht und der Feind ehrte dies Gefühl und redete ihr liebreich mit tröstenden Worten zu. Es folgte nun ein trüber, trauriger Winter, die Universität war aufgehoben, die Gehalte den Professoren entzogen, die Aussicht in die Zukunft sehr bedenklich, aber Frau Niemeyer gewann es über sich, stets heiter und gefaßt zu erscheinen, so daß sie fremden Besuchern gegenüber stets den Ruf ihrer Liebenswürdigkeit bestätigte. Und doch harrte ihrer noch eine weit schlimmere Zeit. Denn am zweiten Pfingstfeiertage (18. Mai) 1807 trat um drei Uhr früh ein französischer Offizier mit zwei Soldaten in das zufällig nach dem Flur zu nicht verschlossene Schlafzimmer Niemeyers und weckte ihn mit den Worten, daß er ihm sofort auf Befehl des Kaisers als Geißel (en ôtage) folgen müßte, er möge also rasch aufstehen und sich ankleiden. Während der Zeit eilte die heftig erschütterte Gattin, welche der französische Offizier mit der Gerechtigkeit seines Kaisers zu beruhigen gesucht hatte, zum Intendanten, empfing aber von diesem die mit sichtbarer Teilnahme gegebene Antwort, daß er nichts für sie tun könne. Er habe schon am Tage zuvor den kaiserlichen Befehl gewußt, sei auch deshalb die Nacht aufgeblieben, um den Offizier bei sich zu empfangen und

ihr den ersten Schreck zu ersparen, aber der Schlaf habe ihn doch übermannt. Er beruhigte sie indes über das Schicksal ihres Mannes, es werde ihm nichts Schlimmes geschehen, es sei das nur eine Sicherheitsmaßregel, und mehrere andere Hallenser teilten sein Los. Den Offizier behielt er bei sich, bis die Gattin und Tochter unter heißen Tränen das Unentbehrlichste an Kleidung und Wäsche eingepackt hatten. Dann verließ Niemeyer sein Haus am Arme seiner Gattin, die trotz der Unfreundlichkeit des französischen Obersten erklärte, daß sie sich durch nichts würde hindern lassen, ihrem Manne zu folgen, so lange er noch in der Stadt sei. Sie blieb in der Moritzburg bei ihm bis um 7 Uhr, als die Trommel das Zeichen zum Aufbruche gegeben hatte.

Wenn wir hier das altgepriesene Lob weiblicher Entschlossenheit und Fassung in angstvollen Lebenstagen mit einem neuen Beispiel belegen wollten, so würden wir es in der festen und ruhigen Handlungsweise der Frau Niemeyer in dem Jahre 1807 gefunden haben. Zuvörderst unterließ sie keinen Schritt zu tun, der ihr für die Rückkehr ihres Mannes einflußreich zu sein schien, sie reiste selbst deshalb zu den französischen Behörden nach Magdeburg und erst, als sie einsehen mußte, daß alles unvermögend sei, den eisernen Beschluß Napoleons zu beugen, stand sie ab und beschränkte sich auf die Zusammenhaltung ihres Hauses. Damals hatte sie allerdings einen schweren Stand, die Deportationsreise ihres Mannes mußte durchaus aus eignen Mitteln bestritten werden, die Kriegslasten ließen nicht nach, zwei Söhne studierten in Leipzig. Für alle diese Bedürfnisse mußte gesorgt und gespart werden, und Frau Niemeyer tat es mit großer Aufopferung und Bereitwilligkeit: in der Erziehung ihrer jüngern Söhne stand ihr ein junger hallescher Philologe, D. Aug. Jacob,[1]) bei, der, selbst

[1]) Jetzt Geh. Regierungsrat a. D. in Berlin.

ohne Amt und Einkommen, von Frau Niemeyer in ihr Haus aufgenommen war und ihr in dieser Zeit einen kräftigen Beistand leistete. Den einzigen Genuß fand sie in dem unausgesetzten Briefwechsel mit ihrem Manne, dessen ungewöhnliches Schicksal ihm überall Teilnahme erweckte und der Frau Niemeyer zahlreiche Besuche von nähern und entferntern Bekannten zuführte. Man hat uns erzählt, daß sie, ohnedies körperlich leidend, oft am Abend bis zur höchsten Ermattung erschöpft auf ihren Sitz niedergesunken aber rasch wieder gesammelt, ruhig, ja heiter erschienen sei, wenn ihr ein neuer Besuch angemeldet ward. Ein solcher war fast an jedem Abend der des Intendanten Clarac, dessen altfranzösische Höflichkeit ihn nur selten einen Tag von einer Frau entfernt bleiben ließ, deren Geisteshelle und Fertigkeit im Gebrauche der französischen Sprache ihm die größte Annehmlichkeit bereitete.

Die Rückkehr des geliebten Gatten am 9. Oktober 1807 brachte neues Leben in das verödete Haus, aber auch neue Lebensverhältnisse, denn die Begründung des Königreichs Westphalen war eine Zeit, wo die Guten eng zusammenhalten mußten. Niemeyer ward Kanzler der durch seinen Mut und seine Geschäftsgewandtheit hergestellten Universität Halle, die Gesellschaften des Hauses nahmen mehr den amtlichen Charakter als den einer frühern bequemen Geselligkeit an, außerdem fühlte er ebensowohl als viele andere das Drückende der Kriegslasten, am schwersten im Jahre 1812. Überdies bewegten die fortwährenden Verdächtigungen ihres Mannes durch falsche Brüder und verstellte Kundschafter, das unausbleibliche Zusammenstoßen mit der hohen westphälischen Polizei und Napoleons nie erloschenes Mißtrauen gegen die Universität Halle das Herz einer treuen Gattin auf das Schmerzlichste; nichts aber rief sie zu heftigerem Unwillen auf, als die gräßlichen Worte, welche der König Hieronymus mit Tyrannenübermut am 2. Juli 1813 gegen den im Dienste des Staates

ergrauten, ehrwürdigen Beamten zum Entsetzen aller Umstehenden schleuderte: Er würde den Kanzler haben aufhängen lassen, wenn er ihn als schuldig befunden hätte.[1]) Wie jubelte also das Herz der Frau Niemeyer, als sie, die beste preußische Patriotin, wiederum die Heere ihres Landes in die Mauern von Halle einziehen sah, und mit welcher stillen Freude sah sie auf demselben Platze ihres Hauses, wo am 19. Oktober 1806 Hieronymus Napoleon geschwelgt hatte, am 15. Oktober 1813 den Helden Blücher sein letztes Glas „auf das Wohl der guten Stadt Halle" leeren. Kaum einen Monat später entließ Frau Niemeyer mit derselben Standhaftigkeit, welche die halleschen Mütter jener Zeit auszeichnete, zwei ihrer Söhne zum Kampfe gegen Napoleon in die offene Feldschlacht, den dritten als helfenden Arzt in die Leidensstätten der Verwundeten, wo der Tod oft in weit tückischerer Gestalt auf seine Opfer lauert als auf den Schlachtfeldern. Und so bedrohte er den ältesten Sohn Wilhelm in den Lazarethen zu Weißenfels, wo die Mutter sich mit der vieljährigen Freundin, in deren Hause jener freundliche Aufnahme und Pflege gefunden hatte, in die Wartung des Sohnes teilte, bis sie tief im November in Gesellschaft eines jungen Arztes auf einem offenen Leiterwagen nach Halle zurückkehrte. Sich über ein solches Fortkommen zu wundern oder es gar einer vornehmen Frau unwürdig zu finden — dazu hatte damals niemand Zeit.

Nachdem nun Halle wieder preußisch geworden, die Universität in der frühern Weise hergestellt und den Franckeschen Stiftungen unter dem Schutze des ihnen so huldreich gesinnten Friedrich Wilhelms III. ein neues Leben aufgegangen war, kehrten im

---

[1]) Si Vous aviez été coupable, je Vous aurais faire pendre, war die Erwiderung des westphälischen Königs auf Niemeyers Worte: Sire, je suis peut-être faible, mais je ne suis pas coupable. M. s. Niemeyers Leben von Jacobs und Gruber S. 197 und 394.

Niemeyerschen Hause ruhigere Zeiten zurück. Da herrschte von neuem der angenehme Ton, bei welchem Jeder sich wohl fühlt, die ungezwungene Unterhaltung, welcher Alle gern folgen, und die gediegene Bildung, welche stets neuen Reiz entfaltet. Wie glücklich fühlte sich Frau Niemeyer in dieser heitern Pflichterfüllung! Wie innig war ihr Dank gegen Gott, der in den neuen Lebensverhältnissen alle die Ihrigen so gnädig durch die drohendsten Gefahren geführt und ihr Familienglück durch erfreuliche Heiraten vermehrt hatte. Denn seit dem Jahre 1825 genoß sie die Freude, eine ihrer Töchter in geachteter Lebensstellung mit dem Manne ihrer Wahl hier in Halle verbunden zu sehen [1]) und nach dem Tode des eignen Gatten eine ihr sehr werte Schwiegertochter an der Hand des, zum Nachfolger seines Vaters in der Oberaufsicht der Franckeschen Stiftungen erwählten Sohnes aus Jena (1829) nach Halle zurückkehren zu sehen. Freilich trübten auch schwere Leiden die Ruhe und herzliche Liebe der Familie. Denn Frau Niemeyer verlor zuerst (1818) eine liebenswürdige Tochter in der Blüte ihres Lebens, zwei Jahre später

---

[1]) Bei dieser Vermählung der Frl. Auguste Niemeyer mit dem jetzigen Hrn. Geh. Ober-Regierungsrat D. Pernice beglückwünschte am 25. Oktober 1825 seine Freunde der Professor Reisig mit einem trefflichen lateinischen Gedichte, in welchem mehrere Strophen der Mutter der Braut gewidmet waren, aus denen wir eine ausheben:

Non hac ulla Heliconio
Cantu femina dignior:
Quae virtutibus eminet
Summis, cedit adoream
Permodesta alienis.

Zu deutsch:

Hochgesangs von dem Helikon
Ist nicht würdiger je ein Weib:
Sie, die in Tugenden pranget hoch,
Läßt in stiller Bescheidenheit
Andern gerne die Krone.

trennte der Tod die kaum geschlossene Ehe der ältesten Tochter mit dem durch Freundschaft und Anhänglichkeit lang bewährten Professor Jacobs, und um zwei reizende Schwiegertöchter, welche das Schicksal ihren Söhnen entriß, mußte sie mit ihnen die Trauerklage erheben. Bei ihrem gefühlvollen Herzen hat sie den Schmerz stets in seiner ganzen Größe empfunden, aber auch stets mit großer Kraft ertragen, und ihr größtes Bestreben ging dahin, sich selbst zu überwinden und nie störend auf ihre Umgebung einzuwirken. Nach jedem Verluste gelang es ihr auch bald ungezwungen im Familienkreise zu erscheinen und zwar mit der ihr eigenen unzerstörbaren Heiterkeit, die das ganze Angesicht, vorzüglich aber das helle Auge und die freundlichen Lippen zum Spiegel hatte.

Das große Fest der Erinnerung an den Tag, wo Niemeyer vor fünfzig Jahren seine akademische Lehrtätigkeit begonnen hatte, unterlassen wir jetzt zu beschreiben. Der 18. April des Jahres 1827, die Tage vor und nach demselben waren für die Hausfrau Tage der höchsten Aufregung und Geschäftigkeit, aber auch Tage der Wonne und Freude über die so allseitig gespendete Ehre und große Teilnahme. Wenig über ein Jahr später stand Frau Niemeyer am 7. Juli 1828 am Sterbelager ihres Gatten und hörte zwei Tage später mit tiefem Schmerze die Glocken läuten, welche den Leichenzug eines der edelsten Bürger von Halle durch die dichtgedrängten Straßen geleiteten.

Das schönste Denkmal des verstorbenen Niemeyer ist das Universitätsgebäude in Halle. Der Witwe bewies der edle König durch die zarteste Teilnahme, wie wert ihm der Abgeschiedene gewesen sei. Es war auch die Rede von einem Jahrgehalte, welches zweifelsohne bewilligt worden wäre. Aber Frau Niemeyer antwortete, „daß sie es für Unrecht halten würde, wenn sie in ihrer Lage derartige Anträge machen oder Ansprüche erheben

wollte; sie würde glauben dadurch einen Raub an andern Witwen zu begehen."

Wie tief und innig nun auch Frau Niemeyer ihren unersetzlichen Verlust fühlte, so war sie doch bald entschlossen, den Platz zu behaupten, an welchem das Glück ihres Lebens von ihr geschieden war, und nach wie vor der zahlreichen Familie einen Mittelpunkt in ihrem Hause darzubieten. Diesen Entschluß hat sie fast zwanzig Jahre lang in der schönsten Weise durchgeführt. In ihren Kindern dauerte das ehrerbietige, ungetrübte Verhältnis fort, die Enkel, und besonders die Kinder ihres Sohnes Eduard, welche schnell nachher auch die Mutter verloren hatten, kamen gern und wohnten gern bei der heitern Großmutter, die sich ihrer Spiele und Ausgelassenheiten erfreute, der sie vorlasen und von der sie so gern Unterricht empfingen. Hat doch einer derselben, Conrad Niemeyer, noch bis vierzehn Tage vor ihrem Tode täglich bei ihr eine Stunde englischen Unterricht gehabt. Den Freunden des Hauses gegenüber blieb sie in Anmut und wohlwollendem Benehmen sich stets gleich und versammelte bis in die letzten Jahre ihres Lebens dieselben in kleinern Kreisen um ihren gastfreien Tisch. Die Angelegenheiten der Universität und der Franckeschen Stiftungen, denen sie eine ungeschwächte Teilnahme bewahrt hatte, bildeten einen Hauptgegenstand der Unterhaltung, aber auch über Wissenschaft und Kunst sprach sie gern, jedoch stets sehr bescheiden, hörte die Stimmen erfahrener, sachkundiger Männer und ließ ihr Urteil nur wenig vortreten. Und doch sank ihr Alter gar nicht dem gemeinsamen Schicksale entgegen, ihre Geisteskräfte behaupteten sich vielmehr fast bis zuletzt in der frühern Frische, für ihre Freunde war sie ganz Liebe und Hingebung, (denn das Wohlsein meiner Freunde, pflegte sie zu sagen, ist mein eigenes) und außerordentlich dankbar für jeden Beweis der Anhänglichkeit und Liebe: kleine Geschenke, die ihr schon vor zwanzig Jahren gemacht waren,

hielt sie fortwährend hoch und vergaß nie ihrer Geber oder Geberinnen. Nach längerer Abwesenheit oder Trennung erschien es ihr als Pflicht, die nähern Bekannten bald wieder aufzusuchen; „die lieben Menschen", sagte sie im Jahre 1831 zu einer vieljährigen Freundin, „würden mich für undankbar halten müssen, wenn ich mich von ihnen fortwährend entfernt hielte, und dies widersteht meinem Gefühl ganz und gar." Eben so fleißig schrieb sie in frühern und spätern Jahren an ihre abwesenden Freunde und Kinder; im Unglück drang sie ihnen ihren Trost nicht auf, aber sie wußte so innig teilnehmend zu schreiben und eine so warme Beeiferung für das Wohl geliebter Personen auszudrücken, daß solche Briefe, deren wir mehrere gelesen haben, den Empfänger gewiß immer aufrichteten und stärkten. Ebenso war es auch mit den Armen und Bedürftigen. Sie half reichlich mit Geld aus, aber auch ihr guter Rat, ihre warme Empfehlung ist Vielen aus den ärmern Ständen von dem größten Nutzen gewesen. Das war so recht eigentlich die Religion dieser frommen, gottergebenen Frau, die Religion der Liebe und der Sanftmut, das war ihr werktätiges Christentum, frei von allem Glaubenshader, von jeder Verachtung Andersdenkender! So lange es ihre Gesundheit gestattete, besuchte sie gern die Kirche und die heilige Schrift ward an Wochen- und Sonntagen eifrig gelesen. Blieb sie daheim, so erbaute sie sich an einer gedruckten Predigt, an den Stunden der Andacht, an den ihr zugeeigneten Predigten des Pastor Hildebrandt; die Trostschrift ihres Mannes für Leidende und Gedrückte, Philotas, war das letzte Buch, welches sie sich vorlesen ließ.

In den frühern Jahren, in der Mitte eines großen, umfassenden Haushaltes, hat Frau Niemeyer mehr gehört und aufgemerkt, als für sich gelesen; regelmäßiger geschah dies in den spätern Jahren bei größerer Ruhe in ihrer Umgebung, wo sie sich wieder am liebsten vorlesen ließ, wie sie denn überhaupt alles,

was sie trieb, gern gemeinschaftlich mit einer Freundin betrieb. Vor allen las sie gern im Shakespeare und beendigte noch zwei Jahre vor ihrem Tode die Lesung sämtlicher Stücke; an Walter Scotts Romanen und Gedichten hatte sie gleichfalls große Freude, und in Bulwers Romanen liebte sie die reichen Schilderungen englischer Sitten und Persönlichkeiten. An Goethe bewunderte sie die klare, durchsichtige Schreibart, in der sich, möchten wir sagen, die Klarheit ihres eignen Geistes abspiegelte, sonst war Schiller ihr Liebling, in den letztern Jahren fühlte sie sich besonders durch Zschokkes Weltschau angezogen. Ein Buch, das sie einmal begonnen hatte, ward, selbst wenn es ihr mißfiel, nicht früher weggelegt, als bis es durchgelesen, namentlich wenn es ein Geschenk war. So hat sie z. B. die ihr verehrten Werke Pascals unermüdet durchgelesen, mochte ihr der Inhalt auch schon nicht immer verständlich sein, es war für jeden Tag eine bestimmte Anzahl Seiten festgesetzt und diese ward auch täglich beendigt. Aber politische Zeitungen las sie gar nicht — was jetzt unter den Frauen eine Seltenheit ist und es doch eigentlich nicht sein sollte —, wohl aber unser Patriotisches Wochenblatt, dessen erster Begründer der Kanzler Niemeyer im Jahre 1799 gewesen war, mit der größten Gewissenhaftigkeit vom Anfang bis zu Ende.

Ein so würdig heiteres Witwenleben ward aber von Zeit zu Zeit durch die traurigsten Ereignisse verdüstert. Das erste war der Tod des teuern Schwiegersohnes Jacobs, am 21. Dezember 1829, der einer langen schmerzhaften Krankheit zum Opfer fiel; darauf begrub die Mutter (1838 und 1840) zwei der ältern Söhne, Eduard und Wilhelm, ausübende hülfreiche Ärzte im besten Mannesalter, als deren Ersatz ihr die Vorsehung in der Person des wackern hamburger Kaufmanns Wolf einen geliebten Schwiegersohn zugeführt hatte. Mit ihm nämlich verheiratete sie im August 1831 ihre jüngste Tochter Wilhelmine, die ihr an

Liebenswürdigkeit und Herzensgüte besonders glich und von der sie sich daher ungern trennte. „Mein ganzes Wesen", so schreibt sie an die schon erwähnte Freundin, „hat seitdem einen wahrhaften Riß erlitten. Der Umgang mit diesem Kinde war gerade der, dessen ich bedurfte, und dennoch danke ich Gott, der sie früher als ich glaubte dieser Bestimmung entgegengeführt hat. Sie ist mit einem vortrefflichen Manne verbunden, der sie innig liebt und der sie auf einen Gipfel des Glücks gestellt hat, daß ich allein ihr nur noch fehle, um es für ein ganz vollkommenes zu halten." Die zärtliche Mutter, die auf ihren längern Aufenthalten in Magdeburg, Greifswald, Burg Metternich unweit Bonn und Hamburg, Zeugin des neu aufblühenden häuslichen Glückes ihrer Kinder gewesen war, bestand dafür um so härtere Prüfungen an dem schweren, anhaltenden Krankenlager ihres Sohnes Max, der am 5. Februar 1835 zu Halberstadt nach kurzer, aber glücklicher Tätigkeit seines ärztlichen Berufes starb. Wir dürfen auch hierüber eine Briefstelle der Frau Niemeyer vom 25. September 1835 aus den erwähnten Mitteilungen einfügen, die besser als unsere Worte ihre Mutterliebe und Hoheit der Gesinnung wiedergibt. „Meine Tränen werden und können nicht trocknen, wie es Wunden gibt, die nicht heilen, aber niemals werde ich mir eine Klage erlauben. Gott hat mir unendlich viel Segen in diesem Sohne geschenkt, den ich gewiß nicht so verdient hatte, er hat ihn mir wieder entzogen. Was er gab, kann er es nicht auch wieder nehmen? und ist nicht alles, was er tut, nur das Rechte? So bin ich ja nicht allein vollkommen ergeben in seinen Willen, ich bin auch beruhigt und glaube daran, daß meinem liebsten Sohne ein höheres Glück zu teil geworden ist, als er hier finden konnte. Dennoch habe ich die Freudigkeit am Leben verloren, und wie viel des Guten mir noch übrig geblieben ist, so fühle ich — die reiche Mutter von 7 Kindern und 31 Enkeln — mich doch verarmt. Die

Meinigen aber verschone ich mit meiner trüben Stimmung, sie sollen nicht in mir ein Bild des Grames sehen, ich bin gewiß auf ihre Erheiterung bedacht, was sogar das einzige Mittel ist, sie mir selbst zu verschaffen." Nach elf Jahren traf sie der letzte, bitterste Schlag, es war der plötzliche Tod ihrer Tochter Wilhelmine Wolf am 27. September 1846. Wir lassen die trauernde Mutter in einem uns freundlichst mitgeteilten Briefe vom 26. Oktober hierüber selbst sprechen: „Litte ich allein und nicht so viele andere noch mit mir, da könnte ich mich geduldiger in Gottes unerforschlichen Ratschluß fügen; aber hier, wo Wolf und seine sechs verwaisten Kinder vor mir stehen, da finde ich mich schwerer in das Unabänderliche. Und doch ist es mein einziger Trost, daß Gott es getan hat, der ja immer das Beste will und am Ende alles zum Guten leitet." Hierauf beschreibt Frau Niemeyer die letzten Stunden ihrer Tochter und schließt mit den Worten: „Harren und hoffen, das ist mein Wahlspruch, und er wird es bleiben, so lange ich noch im Lande der Hoffnung lebe."

Aber auch ihr Ziel war nicht mehr fern. Die Kraft der edeln Matrone nahm nach dieser letzten Erschütterung sichtbar ab, sie blieb fast immer ruhig daheim, ward stiller als sonst, sie war auch nicht gern allein im Zimmer, wenn Besuch kam, weil sie fürchtete (wohl infolge eines im Jahre 1840 zu Hamburg erlittenen Schlaganfalles), nicht fließend sprechen zu können. Aber gerade am letzten Abend vor ihrem Tode befand sie sich wohl und heiter, sie hörte mit Vergnügen Shakespeares Romeo und Julie von einem talentvollen Mitgliede des hiesigen Theaters vorlesen und schlief, wie es Luther haben will, „flugs und fröhlich" ein. Der folgende Tag (es war der 8. April 1847) verging ihr wie gewöhnlich, sie war, wenn auch etwas schwach, doch anteilvoll und vergnügt, bis allen unerwartet in den Nachmittagsstunden zwischen 4 und 5 Uhr ein Nervenschlag ihrem Leben ein Ende

machte. Ihr Tod war eben so sanft und selig wie der ihrer jüngst verschiedenen Tochter, und ein ähnliches Ende hatte sie sich in der angeführten Briefstelle gewünscht. —

Wer den reinen Sinn der vortrefflichen Frau erkannt, wer das Glück gehabt hat, das ruhige Walten ihrer schönen Seele längere Zeit zu betrachten, der wird ein anderes Denkmal und Zeugnis ihres Lebens, wie es hier freilich nur in Umrissen gegeben werden konnte, zu besitzen wünschen. Wir glauben, daß dazu Papiere und Briefe in hinlänglicher Anzahl vorhanden sind, daß auch noch mündliche Mitteilungen von befreundeten Personen erlangt werden können. Möge es nur an einer Hand nicht fehlen, welche die vorhandenen Überlieferungen in ein geordnetes Bild zusammenfaßt und jeder besondern Erinnerung einen festen Anhalt bietet.

D. Niemeyers Wegführung aus Halle und dessen Abschiedsworte an seine Mitbürger.

Bey J. F. Fischer in Leipzig, 1807.

Es war am 18ten May, oder am zweyten Pfingstfeyertage, als der verdienstvolle und allgemein geschätzte Königlich Preußische Consistorialrath und Professor der Theologie zu Halle, D. August Niemeyer mit noch vier angesehenen Männern der Stadt im Namen Sr. Majestät des Kaisers Napoleon arretirt und nach Mainz abgeführt wurde. Froh und heiter hatte der redliche Mann noch den Abend des vorigen Tages bey einem seiner Freunde zugebracht und sich erst spät zur Ruhe niedergelegt, wie groß mußte nicht also sein und der Seinigen Bestürzung seyn, als des Morgens um 3 Uhr ein Französischer Offizier von einigen Gemeinen be-

gleitet an sein Bett trat und im Namen Sr. Kaiserl. Majestät, ihn aufzustehen, sich anzukleiden und zu folgen befahl! Um wie viel mehr mußte nicht diese Bestürzung zunehmen, da ihm seine Bitte, man möge ihn wenigstens so lange, als er sich ankleide, allein lassen, abgeschlagen und bestimmt erklärt ward: der Kaiser habe befohlen, ihn keinen Augenblick zu verlassen. Doch seiner Unschuld sich bewußt und von einer weisen Vorsehung überzeugt, folgte D. Niemeyer seinen Führern nach dem Gebäude, wo er bis zur Abreise verweilen sollte und wo er auch die übrigen Männer, die mit ihm dasselbe Schicksal hatten, schon antraf. Schwerer aber, als Er selbst, faßten die Seinigen sich, und seine gebeugte Gattin, deren Angst der strenge Befehl aufs höchste trieb, eilte zu dem Kaiserl. Französischen Intendanten, der in ihrem eigenen Hause wohnte, und flehte ihn um Aufschluß, um Rath und Trost an. Theilnehmend gewährte ihr dieser gute Mann denselben, so gut er konnte, versicherte sie, daß die scheinbare Härte nur eine Kaiserl. Vorsichtsmaßregel und das Leben ihres Gatten auf keine Weise in Gefahr sey. War ihm auch der Kaiserl. Befehl schon früher bekannt gewesen, so hatte es ihm doch seine Pflichtliebe eben so wenig als sein fühlendes Herz gestattet, durch die frühere Bekanntmachung desselben die glückliche Familie, die er achtete und liebte, auch nur Eine Stunde früher zu bekümmern. Ergeben in sein Schicksal und jener offenen Versicherung des Herrn Intendanten vertrauend, benutzte der ehrwürdige D. Niemeyer die Zeit vor der Abreise seine Angelegenheiten, die, da er Direktor des Pädagogiums, Vorsteher des Waisenhauses und der Armenanstalt ist, von großer Wichtigkeit sind, zu ordnen, mit Freunden zu besprechen und diesen selbst ein Lebewohl zu sagen. Man erlaubte ihm das Letztere, doch nur in Begleitung einiger Militärpersonen. Wie mußte nun jener Freund nicht erschrecken, wie bitter nicht mit dem Geliebten den schnellen Wechsel des Schicksals

empfinden, als er den, der sich noch wenig Stunden zuvor mit und bey ihm frey und froh und glücklich gefühlt hatte, nun in diesem Zustande zu sich treten sah! So wissen wir oft nicht, welcher Schmerz sich an die Freude schließen wird, die wir jetzt genießen, wie nahe oft dem blühenden Leben der Tod und der süßen Freyheit, des Lebens köstlichstem Gute, enge Beschränkung ist. Doch wohl dem, der die edelste Freyheit sich im Herzen bewahrt, die erhaben über alle Kräfte der Natur und der Menschen unvergänglich ist, wie unser Wesen, — die Freyheit vom Bösen, das gute Gewissen. Auf die erste Bestürzung, welche die Nachricht von diesem Vorfalle in und außer der Stadt verbreitet hatte, folgten nun freylich, wie das gewöhnlich ist, verschiedene Muthmaßungen und Urtheile über die Ursachen dieser Kaiserlichen Verfügung. Bald gab man einen heimlichen Briefwechsel jener Männer mit dem Königl. Preußischen Heere, bald das strenge Verfahren des Königs von Preußen gegen Polnische, mit dem Schwerdte in der Handt gefangene Edelleute, bald wieder etwas anders als den Grund davon an. Diejenigen, die den D. Niemeyer aus seinem Leben und aus seinen Schriften kennen, urtheilten am weisesten. Sie sprachen denselben von jedem — auch noch so entfernten Verdachte gänzlich frey, und sahen die harte Verfügung, ohne den Ausspruch des Herrn Intendanten zu wissen, für das an, wofür ihn dieser selbst erklärte — für eine Vorsichtsmaßregel, um jede unruhige Bewegung der Bewohner der Stadt Halle und deren Gebietes auf jeden Fall zu verhindern. Und ihre Vermuthung wird von dem D. Niemeyer durch die Abschiedsworte an seine Mitbürger, die dem von ihm bisher herausgegebenen Hallischen Patriotischen Wochenblatte eingerückt sind, selbst bestätigt. Denn er war nicht so bald in Cönnern, der Stadt, wo er mit seinen Gefährten die erste Nacht zubrachte, angekommen, als er von da also schrieb:

An meine Mitbürger!

„Eine unerwartete Verfügung trennt mich auf ungewisse Zeit wie von meinen theuern Mitbürgern, so auch von der unmittelbaren Theilnahme an diesem Blatte. Bey der innern Ruhe und dem reinen Bewußtseyn drückt mich bloß diese Trennung und die Entfernung von Allem, was mir auf Erden das Theuerste ist. Aber wer sollte in Zeiten wie diese nicht bereit seyn zu leiden und auch zu entbehren! Ueber mein und meiner Gefährten Schicksal beruhigt man mich von allen Seiten, auch wollen wir gerne das Unterpfand für unsere Mitbürger werden, denn das ist nur unsre Bestimmung. Weise Unterwerfung unter das Unvermeidliche, Achtung gegen das Gesetz der Obrigkeit, die Gewalt hat, stiller, friedlicher Bürgersinn, Entfernung von Allem, was nicht Beruf und Pflicht ist, weise Vorsicht im Reden und Handeln, bey der treuesten Anhänglichkeit an Dem, was uns vor dem Heilig und Theuer war — darein setze ferner jeder Hallenser seinen Patriotismus. Das sichert in bösen, das ehrt in besseren Zeiten. Daß diese früher oder später der Friede uns bringen werde, ist bei aller Ungewißheit der Zukunft schon jetzt gewiß. Diese Zukunft mit Ergebung und Geduld, aber freudig hoffend zu erwarten, darin bewährt sich unser Glaube an die Vorsehung."

Cönnern, d. 18. May 1807.

D. Niemeyer.

Möchte doch der brave Mann, der sich nun zu Mainz befindet, und da, wie auf seiner ganzen Reise, dem Kaiserl. Befehle gemäß mit der größten Achtung und Schonung behandelt wird, seiner trauernden Familie, seinen geliebten Zöglingen und den

verlassenen Armen der Stadt Halle bald wiedergegeben werden! Wir hoffen es und wünschen auch um deßwillen mit heißer Sehnsucht, daß bald uns der bedrängten Menschheit die himmlische Stimme ertöne: Es ist Friede! —

Justizrat Hans Niemeyer.[1]

Essen, den 7. November 1906.

Heute begeht einer der ältesten, bekanntesten und beliebtesten Bürger unserer Stadt, Herr Justizrat Hans Niemeyer, sein 50jähriges Juristenjubiläum und blickt damit zurück auf eine fünf Jahrzehnte lange ehrenreiche Tätigkeit im Dienste der Justiz. Das ist ein Freudentag, wie er nur wenigen beschieden wird, und kein Wunder daher, daß er im Herzen und in der Tat von so vielen mitbegangen wird, denen der Jubilar nahe gestanden, oder mit denen er durch seine Arbeit und seine geistigen Interessen zusammengeführt wurde. Gilt der heutige Tag im strengen Sinne auch nur dem Juristen, so feiert man doch heute nicht minder den vielseitigen, hochgebildeten und liebenswürdigen Menschen. In einer Stadt und Bürgerschaft, die ihre Kraft zumeist aus ihrer Traditionslosigkeit schöpfen, und deren Interessenkreis sich erst langsam über die wirtschaftlichen Fragen erhob, ragte er von jeher als eine Art Ausnahmeerscheinung hinein mit seiner reichen Familientradition und seinen weitumfassenden geistigen Interessen. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß kein Bürger unserer Stadt mit den geistigen Größen der Zeit in derart regem und innigem Verkehr gestanden hat und noch steht wie Justizrat Hans

[1]) Aus dem Essener General-Anzeiger vom 7. November 1906.

Niemeyer. In einem Gemeinwesen, wo alles sich um Kohle und Eisen drehte, war er der einzige Schöngeist, und der Anregungen, die von ihm ausgingen, sind unzählige. Seinen fesselnden Lebenslauf, die mannigfaltigen Beziehungen, die ihn von Hause aus wie durch seine eigene Persönlichkeit zu einem so weitbekannten und überall hochgeschätzten Manne machten, teilen wir hier unten im Einzelnen mit. Wenn auch des Jubilars Bescheidenheit solche Ausführlichkeit nicht wünschen möchte, so ist doch dies Leben zu interessant, umfaßt zu vielerlei Historie weitverzweigter Geschlechter, als daß es nicht über seinen eigenen Wert hinaus auch für weitere Kreise seinen Reiz haben sollte. Zunächst aber sei vor allem der großen Verdienste gedacht, die sich der Jubilar um das geistige Leben unserer Stadt erwarb, der Unsumme von Tätigkeit, die er neben einer reichen juristischen Berufsarbeit seiner reichen und starken Natur noch abzugewinnen wußte. Wo es geistige Interessen zu vertreten und zu fördern galt, stand er mit seiner Liebe und seinem umfassenden Wissen allzeit in erster Reihe, und so sehen wir ihn denn vom Jahre 1876 an im Vorstand des Essener Musikvereins wie des Gewerbevereins, im Kuratorium sämtlicher höherer Lehranstalten, sodann in der Theater- und Orchesterdeputation, im Vorstand des Musikvereins und der Kommission für den Hundertjahrbrunnen, sowie als Mitarbeiter in der Vorbereitung so mannigfacher Veranstaltungen, mit denen die Bürgerschaft ihre festlichen Tage beging. Wie er allzeit für sie sich hingab, so weiß sie ihm auch den herzlichen Dank für sein Tun und wünscht ihm, wo er jetzt der größten Bürden seines Amtes ledig, noch lange Jahre fröhlichen Schaffens und Wirkens im Interesse der Allgemeinheit.

Am 9. Juli 1834 wurde Hans Niemeyer in Magdeburg geboren als Sohn des Kreisphysikus Dr. Eduard Niemeyer, der als Lützower Husar im Jahre 1813 mit „der wilden verwegenen

Schar" vor Paris stand und das Eiserne Kreuz errang. (Vgl. E. Genast, Aus dem Tagebuch eines alten Schauspielers, Teil I, S. 213 u. f.) Seine Mutter, eine Frau von außergewöhnlichem Geist und Charakter, war eine Tochter des Pandektisten Goeschen, früher in Berlin, dann in Göttingen, und von Charlotte geborene Delbrück. Beide Namen gehören alten preußischen Geschlechtern an, in Wissenschaft und Staatskunst hoch verdient und noch weithin blühend. Die Goeschen führen urkundlich ihren Stammbaum auf die streitbaren Ritter des nun in Trümmern liegenden Schlosses „Goesken" an der Aare (Kanton Solothurn). Ein vereinsamter Sproß dieses in Schweizer Chroniken viel behandelten Rittergeschlechtes wanderte im Jahre 1663 nach Sachsen. Zu den Vetterfamilien der Goeschen gehört u. a. der klassische Verleger J. G. Goeschen (1752—1828) und der englische Marineminister Goeschen, der kürzlich die Geschichte seiner Familie herausgegeben hat. Gottlieb Delbrück, der Bruder der Goßmutter Charlotte Goeschen, leitete die Erziehung der nachmaligen Könige Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I. (1800—1809). Ihr Neffe war der Staatsminister Rudolf Delbrück (1867—1876), dessen Neffe wiederum der jetzige Minister Delbrück ist. Dieses und sonstiges erwähnen wir nur, um die erbliche Bevorzugung des Jubilars und seiner Geschlechtsgenossen von den Urstammen aus zu betonen und auf das glückliche Zusammenfließen vieler geistiger Strömungen hinzuweisen.

Von der väterlichen Seite Niemeyers ragt der seinen Stammbaum nach Westfalen (Höxter) bis etwa 1550 zurückführende Kanzler der Universität Halle, August Hermann Niemeyer (1754 bis 1828) hoch empor, der 1807 von Napoleon als Geisel nach Frankreich deportiert und bei seiner Rückkehr wegen seiner Verdienste um die Erhaltung der Universität zum lebenslänglichen Rector ernannt wurde. Er war Director des bekannten Halleschen

Waisenhauses nebst Pädagogium und der sonstigen Stiftungen seines mütterlichen Urgroßvaters August Hermann Francke (1663 bis 1727)... ebenso wie nachher sein Sohn Hermann Agathon (1802 bis 1851). Seine auch bis in die neueste Zeit wieder aufgelegten pädagogischen Schriften kennt jeder preußische Volksschullehrer. Sein 1843 in der 18. Auflage erschienenes Religionsbuch hatte die Ehre, unter dem Ministerium Eichhorn in Preußen verboten zu werden. Seine ehemaligen Schüler vom Pädagogium beantworteten dieses Verbot durch Widmung einer herrlichen Vase aus der Berliner Porzellan-Manufactur und einer Marmorbüste des Kanzlers von Wichmann. Seine Gedichte und Oratoriumswerke wurden illustriert von Chodowiecki, sein Oratorium Lazarus in Töne gesetzt von Franz Schubert, mehrere seiner religiösen Gedichte von Carl Löwe, der als armer Jüngling von Kanzlers wie ihr eigen Kind aufgenommen wurde. (Ausführliches bringt Löwes Selbstbiographie, Berlin 1870.) Ihnen selbst waren 15 Kinder geboren, von welchen acht Zweige heute noch blühen. Die Kanzlerin, geborene von Köpken, aus einem alten Magdeburger Patriziergeschlecht, war nach Meinung einiger Zeitgenossen ihrem Manne an Geist fast noch überlegen. Sie war es jedenfalls, welche dem Hause „am Großen Berlin“ in Halle einen solchen Reiz verlieh, daß Goethe, Schiller und andere Leute von geistiger Bedeutung, welche nach Halle kamen, dort verkehrten. Man findet dies bestätigt in allen Lebenserinnerungen aus jener Zeit. In demselben Hause wohnten in schwerer Zeit König Friedrich Wilhelm III. mit Louise, und kurz vor der Schlacht von Jena Feldmarschall Blücher. Die Einquartierung von Napoleon selbst wußte die Kanzlerin zu verhindern dadurch, daß sie die eine Tür des für ihn bestimmten Schlafzimmers rasch verbauen ließ, wissend, daß der Imperator niemals in einem Zimmer schlief, das nur einen Ausgang hatte. Aus demselben Hause holte sich Herr Carl

von Müller auf Burg Metternich bei Brühl im Jahre 1828 seine Gattin Karoline Niemeyer (1807—1860). Er war ein Vetter von Alfred Krupp, schoß ein ansehnliches Kapital in dessen Unternehmen ein, und ist im Hause Krupp gestorben. Seine Frau verkehrte viel in Essen, namentlich mit den Familien Ascherfeld. Die Bilder von beiden Müllers befinden sich auf Schloß Hügel. Die älteste, ebenfalls in Magdeburg geborene Schwester des Jubilars, Marianne Niemeyer, lernte den Dichter Karl Immermann im Kanzlerhause kennen. In Immermanns Leben und Werken (1870), verfaßt von Marianne, herausgegeben von Putlitz, findet man reizende Briefe über den dortigen Verkehr. Marianne lebt urbildlich fort in der Lisbeth des Oberhofes (vgl. Sintenis, Vortrag über Immermanns Münchhausen, Dorpat 1875). Sie schenkte dem Dichter (und zeitweise Theaterdirector) in Düsseldorf wenige Tage vor seinem Tode (1840) eine Tochter Karoline, nunmehr in München lebend, als Witwe des bekannten Freundes von Kaiser Friedrich, Professor Johannes Geffcken.

Wenn wir uns nun nach Erlangen für die Jahre 1837 bis 1851 wenden, so finden wir unsren Freund nebst seinem Bruder Paul unter der strengen Zucht der Mutter, die unbedingt verlangte und erreichte, daß sie regelmäßig die Plätze 1 und 2 in der Klasse behaupteten und Bücherprämien bei der Entlassungsfeier davontrugen, obgleich sie neben der Schule, auch im Winter, früh 6½ Uhr aufstehend, mehrere Stunden Klavier üben mußten. Die Frau Doktorin — bloß so hieß sie in ganz Erlangen — gab dabei von Früh bis Abend spät Klavierunterricht, damit sie im Stande war, für die Söhne sechs Jahre lang eine Französin im Hause zu halten, ihnen viele Jahre hindurch englische Stunden von Engländern geben zu lassen und in lebendigstem geselligem Verkehre, besonders mit der Professorenwelt, zu leben, aus der uns u. a. folgende Namen genannt werden:

Ludwig Doederlein, Prof. und Gymnasialdirector, Friedr. Rückert, Friedr. Kopp, F. von Koeppen, Harleß, Thomasius, Hofmann, Franz Delitzsch, Rudolf Wagner (Vater von Adolf W. Berlin), August von Schaden, Julius Stahl, Berlin, Karl von Raumer und dessen Gattin, Reichardts Tochter, ihre Söhne Hans und Rudolf und ihr Schwiegersohn, der Dorpater Alexander von Oettingen, der den jungen Freund in Rob. Schumanns neue Tonwelt einführte, von Siebold, Solbrig, Gerlach, Betz, Kußmaul, Thiersch (Liebigs Schwiegersohn), Keil, Marquardsen, von Scheurl, von Gerber, Makowiczka, Brinz, Aegidi, — wahrlich ein reicher Himmel, Stern bei Stern.

Die Frau Doktor war ein wesentliches Glied der äußerlich höchst einfachen, aber lebensprühenden Professorengesellschaften. Vielfach brachte sie ihre Söhne mit, besonders der jüngere war als Gesangbegleiter und Beethovenspieler erwünscht und wurde sehr früh zum Spielen in der „Harmonie" und in den damals erst erscheinenden Konzerten auswärtiger Künstler herangezogen. Die Frau Doktor gab regelmäßige Schülerkonzerte und auch mal (1849) in der Redoute ein großes Orchesterkonzert zu wohltätigem Zweck.

Im Jahre 1851 bestand Hans Niemeyer, eben 17 Jahre alt, sein Abiturientenexamen in Erlangen, als primus primae, bezog aber auf Wunsch der Mutter nicht sogleich die Hochschule, sondern verbrachte ein Jahr in Bayreuth zur Kräftigung des jugendlichen Körpers und zu literarischen Privatstudien. Bayreuth war damals nur bekannt durch Jean Paul. Es lebte aber dort der größte Teil des fränkischen Adels im lebhaftesten Gesellschaftsgetriebe, in welches Hans Niemeyer durch die den Goeschens altbefreundete Familie Freiherr von Rotenhan eingeführt wurde. Unter seinen Bayreuther Jugendfreunden stechen hervor: Gottlieb Merkel, später Sanitätsrat in Nürnberg und Ehrenbürger dieser Stadt, der seit einer Reihe von Jahren ebenso stark fechtende wie

stark angefochtene Adolf Wagner, ferner Georg Horn, der Verfasser der Bücher „Königin Louise“ und „Der Feldzug des Prinzen Karl“. Mit ihm errichtete Hans Niemeyer ein kleines Jean-Paul-Museum in der Rollwenzelei. Von dem Rabbiner Dr. Aub und von Georg Großmann vom Königlichen Gymnasium wurde Niemeyer zu einem dreiköpfigen philosophischen Kränzchen herangezogen, das sich bis zu Großmanns Tod erhalten hat und dessen treues Mitglied etwa 25 Jahre später Richard Wagner wurde. Diese Beziehung verschaffte unserm Jubilar im Jahre 1882 nicht nur die Einführung ins Haus Wahnfried, sondern auch ein unvergeßliches Gespräch mit dem damals sehr selten sich zeigenden Meister, aus Anlaß der ersten Parsivalaufführungen.

Im Winter 1852/1853 studierte Niemeyer in Erlangen. Das Haus seiner Mutter war nun offen für einen großen Kreis von Studenten, meist aus Bayern, Norddeutschland und der französischen Schweiz. Die vom Herbst 1853 bis Herbst 1854 fortgesetzten Beziehungen, sowie reger Verkehr mit den Familien von Rotenhan (Schlösser in Rentweinsdorf und in Eyrichshof) im Baunachtale bei Bamberg sind fruchtbar für Niemeyer und seine ganze Familie geblieben. Dazwischen liegt ein Sommer 1852 in München, wo Niemeyer auf Antrieb seiner Mutter ganz den schönen Wissenschaften und Künsten lebte, namentlich Carrières tägliche Vorlesungen über Kunst, mit Museumsbesuchen verbunden, hörte. Durch Anschluß an die Familien des Philhellenen Friedrich Thiersch und an die schon damals im bayrischen Heere glänzenden Geschlechter der von Parseval öffneten sich ihm, ebenso wie dem gleichalterigen Felix Dahn, die Kreise der geistigen Aristokratie von München. Da leuchten Namen auf wie: Gotthilf Heinrich von Schubert, Dekan Burger, Kaulbach, Schwind, Flüggen, Foltz, Kupferstecher Johann Adam Klein, der Lutherillustrator Gustav König, Justus von Liebig, der Brasilienreisende

von Martius, Friederike Gosmann, Jean Pauls Witwe und ihr Schwiegersohn Dr. Ernst Förster, Tonkünstler Speidel, Professor Lichtenstein, Ludwig Steub, Graf Pocci, Familie Schönchen, Franz Lachner, Emanuel Geibel nebst seiner jungen Frau Ada, von Doenniges und seine Tochter Helene, nachherige Rakowicz, Franz von Kobell u. a.

Im Jahre 1854 ging es nach 17 süddeutschen Jahren wieder in die nordische Heimat zurück, und zwar zunächst nach Berlin, wo die alten Göschen-Delbrück Beziehungen den beiden Brüdern Niemeyer den Zugang zu den Häusern vieler ausgezeichneter Professoren, Künstler und geistig interessierter Kaufleute erschloß, z. B. Rudorffs, Friedrich von Raumer, Karl Waagen, Robert Radecke, Woldemar Bargiel, Julius Schäffer, Georg Reimer, die Familien Goldschmidt, Jonas, Geheimrat Langenbeck, Meyerbeer, Maßmann, Hermann Grimm, Schnaase (Tribunalrat und Verfasser der Briefe vom Niederrhein sowie der großen Kunstgeschichte), Wilhelm Lübke, Friedrich Eggers u. a. m. Nach einem letzten Studienjahr in der alten Niemeyer-Stadt Halle, wo die geistige Anregung durch Verkehr mit vielen dortigen Verwandtenhäusern Niemeyer, Pernice, Goeschen, Delbrück, Dryander, Hohl, dann mit Witte (dem früheren Wunderkind, später bedeutenden Danteforscher), Rudolf Haym, Alexander Duncker, Robert Franz und dessen Schwager Heinrich Hinrichs, Nasemann und Kreisrichter Thümmel, Volkmann (Leander) fortgesetzt wurde, kam Niemeyer im Herbst 1856 als Auskultator nach Greifswald, wohin sein Bruder Felix Niemeyer soeben, unmittelbar aus der Magdeburger Praxis heraus, als ordentlicher Professor der Medizin berufen war, und wo ein Onkel von ihm, Prof. jur. Konsistorialrat Franz Anton Niemeyer mit seiner geistvollen Frau, geborenen von Haselberg, wohnte, die von Jugend auf Musik liebte und von der Musik geliebt wurde.

Um Felix Niemeyer scharten sich begeisterte Schüler und Assistenten, wie Ziemssen, Liebermeister, Lent aus Westfalen, Kollegen wie der Physiologe Budge, der Chirurg Bardeleben, der Philologe Martin Hertz. Gustav Nachtigal war zwei Jahre lang Mansardengast seines genialen Lehrers in einem Hause, das jetzt eine Tafel zum Gedenken nicht an den Kliniker, sondern an den Afrikareisenden trägt. Dem Auskultator kam es zustatten, daß er gern und viel Klavierstunden gab. Daran schlossen sich Musikzirkel, die er und sein Freund Steinmetz veranstalteten, und wiederholtes öffentliches Spielen — auch in Steinmetzens Vaterstadt Wolgast und in Heringsdorf. — Niemeyer's besonderer Gönner war, an der Spitze des Oratorium-Chores stehend, Professor Baumstark, der juristische und musikalische Schüler von Thibaut-Heidelberg.

Essen, den 8. November 1906.[1])

Zur Jubiläumsfeier des Herrn Justizrats Hans Niemeyer erschienen am Dienstag Abend mehr als 100 Sänger der Concordia im Garten vor dem bekannten Hause in der Surmannsgasse und erfreuten ihr langjähriges Ehrenmitglied durch drei Chöre unter der Leitung des Herrn Geyr. Auf eine Ansprache des Vorsitzenden, Herrn Multaupt, dankte der Jubilar aus tiefbewegtem Herzen. Im Laufe des Mittwochs strömten Freunde und Bekannte herbei und viele Abordnungen erschienen. Am frühen Morgen kam Herr Hans Gelling und brachte ein nach seinen besonderen Angaben in Nürnberg gefertigtes Schreibzeug mit der vom Jubilar für den Gedenkbrunnen am Steelertor ersonnenen Inschrift: „Rüstig zur Arbeit" „Froh in der Rast!" Ferner erschienen die Herren Oberregisseur Krause, Regisseur Freiherr

[1]) Aus dem Essener General-Anzeiger vom 8. November 1906.

von Korff und Wach und überreichten namens des gesamten Personals der vereinigten Stadttheater Essen-Dortmund einen prachtvollen Kranz mit der Schleife dem treuen Förderer der Künste. Gleichzeitig lief ein ausführliches Schreiben des Oberbürgermeisters, Herrn Geheimrat Holle, im eigenen Namen und namens aller Mitbürger ein. Bald erschien Herr Geheimrat Holle selbst mit den Beigeordneten, Herren Wiebe, Gersdorf, Wiedtfeld, Brandi und Schmidt und verweilten lange, um eine Morgenmusik mitanzuhören, und zwar das köstliche Ständchen für Blasinstrumente von Richard Strauß und die Variationen aus dem Kaiserquartett von Haydn, dargebracht von Mitgliedern des städtischen Orchesters, unter Leitung des Konzertmeisters Kosmann. Herrliche Blumenkörbe wurden überreicht u. a. vom Essener Musikverein, vom Essener Gewerbeverein und von der Essener Juristenvereinigung. Herr Landgerichtspräsident Dr. Büscher, der vor 25 Jahren gemeinsam mit dem Jubilar den Historischen Verein für Stadt und Stift Essen gegründet hat, erschien gleichfalls zur Beglückwünschung. Es liefen unablässig ein telegraphische und schriftliche Glückwünsche, u. a. ein schriftlicher Glückwunsch der Essener Richter, von Schulbehörden, von der Essener Creditanstalt und vom Kaiserlichen Telegraphenamt. Die Wohnung des Herrn Justizrats verwandelte sich in einen Blumengarten. Ganz besonders entzückte ein Waldstrauß aus dem Stadtwald, überreicht von dem Stadtförster, Herrn Fromhold. Das besondere des Festes war, daß geradezu sämmtliche Kreise der Essener Bürgerschaft vertreten waren, daß, wie ein Sprecher sich ausdrückte, das Volk von Essen im großen und ganzen dahinterstand. Es begreift sich auch leicht, daß der im tiefen Grunde deutschen Volkstums wurzelnde Peter Rosegger von Graz dem „Wackeren Treuen“, mit dem er seit nahezu 20 Jahren in vertrautem Verstehen lebt, mit seinem Gruß erfreute.

Weitere Aufzeichnungen von Hans Niemeyer.

Essen, den 13. November 1906.[1])

Von Greifswald wandte sich Niemeyer im Herbste 1858 als Referendar mit Freund Steinmetz auf Anraten ihres Gönners, des Appellationsgerichtsrates von Diepenbrock-Grüter nach Duisburg, um von dem Kreisgerichtsdirektor Dohm, einem der schärfsten westfälischen Juristen, geschult zu werden. Gern fügte er sich den strengen Anforderungen dieses persönlich von höchstem Wohlwollen für ihn beseelten Mannes.

Durch die innige Freundschaft mit der Familie des Notars Euler in Düsseldorf, Schwiegervater von Vautier und Herbst, dessen Haus und Landgütchen Flingern stets ein Mittelpunkt der Musiker, Maler und Dichter von Mendelsohn's und Bendemann's Zeiten an war, wurde Hans Niemeyer in Duisburg eingeführt in die edlen Kaufmannshäuser Curtius, Carstanjen, Mathes, auch Boeninger und vom Rath. Bei dem Patriarchen Curtius wurden einmal vier Flügel aufgestellt, an denen drei seiner Töchter, Max Bruch, Clara Bruch und Hans Niemeyer das Tripelkonzert von Joh. Seb. Bach in D-moll mit der von Niemeyer für den vierten Flügel eingerichteten Streichquartettbegleitung vortrugen. In den Häusern Mathes-Curtius waren u. a. Ferdinand Hiller, Otto von Königslöw mit seinem Quartett und besonders Max Bruch heimisch, der als Verwandter von Frau Bertha Krupp dann in Essen länger weilte und in lebhaftester Verbindung mit Niemeyer blieb. Gemeinschaftlich mit dem kürzlich dahingeschiedenen Friedrich Curtius-Nohl (den man wohl als den „philosophischen Kaufmann" bezeichnen kann) und dem Gymnasiallehrer F. A. Lange, dem Geschichtsschreiber des Materialismus, veranstaltete Niemeyer das Schillerfest im Jahre 1859 in Duisburg. — (Eine

[1]) Aus dem Essener General-Anzeiger vom 13. November 1906.

Vorgeschichte seines Festes im Essener Schillerhain 1905!) Ein gar hübscher Zufall war es, daß Niemeyer auf seiner ersten Rheinfahrt beim Pokal in der Weinlaube am Stromufer ein Essener Kind traf, den Düsseldorfer Oberprokurator, nachher Präsident Karl Schorn. Mit Curtius, Lange, Oskar Natorp u. a. wurde in Duisburg eine literarische Gesellschaft und ein Schachklub angepflanzt. Die Pflege der Tonkunst verband mit den Nachbarorten Ruhrort und Mülheim, mit den Musikdirektoren Zur Nieden, Hubert Engels, mit dem Hause Kuhfus-Nedelmann usw. Manche Curtiussche Familienfeier und Privatkonzerte führten den Freund, besonders als Kenner und Spieler von Beethoven, Schumann und Brahms, nach Duisburg zurück, als er im Herbst 1860 nach Hamm übergesiedelt war. Karawanenweise zog man zu den niederrheinischen Musikfesten (Jenny Lind! Stockhausen!). In Hamm hinderten Akten und Lehrbücher nicht daran, einen lange eingeschlafenen gemischten Chor aufzuwecken und zu leiten, der in der großen evangelischen Kirche auf dem Markte das Cherubini-Requiem mit Giesenkirchens Kapelle aus Dortmund aufführte, und daß Niemeyer mit Hilfe von J. O. Grimm aus Münster nebst dessen Männerchor und der lieblichen Braut von Freund Windthorst, Fräulein Lutterbeck, mitten im Winter 1864 Schumann's „Pilgerfahrt der Rose" im „Klub" aufblühen ließ. Dabei widmete Niemeyer in jeder Woche einen Abend dem Evangelischen Jünglingsverein, für dessen Heimatsherberge er schrieb und sammelte und mit dem er auch heitere Volkslieder einübte, dann wieder den Jünglingen volkstümlichen Rechtsunterricht erteilte. Auf dem Land draußen erquickte er sich im idealen Pfarrhause Luyken (Dorf Berge), bei Freiherr von Boeselager's in Heessen an der Lippe und auf Schloß Kaldenhof, Sitz des Herrn Löb, dessen Frau eine Tochter des großen Kunstsammlers und Wohltäters Dr. Haindorf-Münster war. Wie

herrliche Stunden gab es da z. B. mit Levin Schücking nebst Dr. Troß (Hamm, früher Münster, reiche Erinnerungen an Immermann auspackend), Fanny Lewald und Alexander Casorti, durch dessen Erscheinung die Lewald zu „Villa Riunione, Erzählungen eines alten Tanzmeisters", angeregt wurde. Nachdem Niemeyer im März 1862 in Berlin unschwer ohne „Presse" das Assessorexamen bestanden hatte, wurde er bald als Hilfsrichter an das Appellationsgericht Hamm berufen durch den Präsidenten Lent, eine Persönlichkeit, in der die beste westfälische Volksart und juristische Natur sozusagen verkörpert waren und der dabei innige Freude hatte, als Niemeyer in seinem Hause mit den Gebrüdern Müller aus Braunschweig das Schumannsche Quintett vortrug. Von hoher Bedeutung für Niemeyer und für die ganze Stadt Hamm war damals das Eintreten von Gustav Wendt (später, in Karlsruher Zeit, vertrauter Freund von Johannes Brahms und Paul Heyse, Gatte der edlen Frau Anna Dohrn, Schwester von Dohrn-Neapel) in die Leitung des Gymnasiums, und die enge Annäherung von Hans Niemeyer an den Chamissokenner Justizrat Rauschenbusch. Nun entstand die Hammer Literarische Gesellschaft, damals nur einheimische Vorträge aus mannigfachsten Gebieten bringend, unter welchen die Aufschlüsse des Dr. von der Marck über die neuen Teerprodukte (Farben und Wohlgerüche) Aufsehen erregten.

Inmitten solch blühenden Lebens verlor Niemeyer im Dezember 1863 seine Gattin. Er vergrub sich in schwere Arbeit. Seine Gönner Lent und Kreisgerichtsdirektor Jacobi sorgten dafür, daß ihm unausgesetzt bis zu seiner Anstellung als Rechtsanwalt und Notar in Warburg i. W. (im Herbst 1865) Vertretungen aufgetragen wurden. Beim Appellgericht übergab man ihm gern schwierige Grenzstreitigkeiten in Berggerechtsams-Sachen, weil er durch die gründlichen Belehrungen seines nachherigen Schwagers

Bergrat Brassert und durch den Kollegen Cappell aus Essen mit der unterirdischen Kohlenwelt technisch vertraut geworden war.

Am Senatstisch in Hamm und in den großen Plenarberatungen bewunderte der junge Hilfsrichter die Schweigsamkeit des Grundgelehrten Dr. Gruchot, die Gewissenhaftigkeit eines Hopf, die lebendige feine Art Stahlknechts und des Geh. Rats Otto, die Referierkunst eines Hoffmann, später Reichsgerichtsrat, und des ihm besonders zugetanen Delius, später in Berlin. Unter den Anwälten erregte sein Staunen der Scharfsinn von Julius Heintzmann, den er kurze Zeit hindurch in der Anwaltschaft vertrat, der Feuereifer von F. R. Dieterici neben der Gelassenheit des ehrwürdigen Geh.-Rats Keller, des Stammvaters von vielen Männern, die sich auszeichneten im Heer, als Juristen, in der Verwaltung, in jüngerer Zeit auch in der Malkunst, alle von ihren Ahnen her ernsthaft musikalisch. Von den befreundeten gleichalterigen oder wenig älteren Kollegen und Oberkollegen teilweis schon aus der Duisburger Zeit, werde genannt: Schoenstedt, später in Essen, dann Justizminister, Bernau, Friedländer, jetzt Geh.-Justizrat in Bielefeld, Althaus, Melchior, Rocholl, Fulda, Michels, Mauritz, Schmits, van Eicken, Windthorst, Bengeforth, Turnau (der Grundbuch-Turnau), die Stralsunder Tamms, Langemak (Greifswalder Ehrendoktor) und manche andere. Sie alle haben es, obgleich es damals mehr Streben als Streber gab, durch innere Tüchtigkeit zu hohem Ansehen, teilweise auch zu höchsten Stellen gebracht, immer mit Genugtuung auf die Hammer Zeiten mit ihrem frohgemuten Lernen, mit ihrem heiteren Verkehr zurückblickend.

Im Herbst 1865 wurde Niemeyer als Rechtsanwalt und Notar zum Nachfolger von Karl Wilhelm Schulze beim Warburger Kreisgericht ernannt, dessen Direktor der liebenswürdige Numismatiker Weingärtner war. Warburg an der Diemel, in

früherer Blütezeit zur Hansa gehörig, war eine Ackerstadt von 5000 Einwohnern, ohne Gärten, ohne Wasser in den Häusern, ohne Kanäle, ohne Gas, ohne einen Ton Musik — aber liegend in der Nähe herrlicher Wälder; rings die Höhen und Täler von Arnsberg, Höxter, Kassel und Arolsen. Zur Gerichtsbarkeit gehörten 21 Rittergüter, fast alle verpachtet an stattliche Amtmänner. Mit der Mehrzahl dieser gastfreien Pachtherren gab es den angenehmsten Verkehr für Hans Niemeyer und seine zweite Gattin, Maria Natorp.

Frau Maria Niemeyer war in Wengern a. d. Ruhr geboren im köstlichen Pfarrhause von Eduard Natorp und Maria Krummacher (Tochter des Parabeldichters F. A. Krummacher, s. Z. Pastor in Kettwig, gest. 1845 in Bremen). — Am Vorabend von Niemeyer's Hochzeit brach der deutsche Krieg aus; das gab einen bangen ersten Ehesommer. Als dann ein paar Friedensjahre ins Land gegangen waren und Niemeyer sich eine feste Praxis erstritten hatte, gab das Jubiläum des K. G. R. Gehlen Veranlassung zur Gründung eines gemischten Gesangvereins, der mit Volksliedern anfing, bald aber mit Hilfe von trefflichen Dilettanten, zum Teil aus Paderborn, ein reich ausgestattetes Konzert gab, durch welches das ganze „Casino" nebst Umgebung in Begeisterung versetzt wurde. Bald darauf wagte Niemeyer größere Aufführungen, die Kapelle von Arolsen, Musikkräfte aus Kassel und Paderborn heranziehend. Die große alte evangelische Kirche füllte sich mit Bekennern jeder Art bei Mozarts Requiem und Mendelssohns Elias, besonders aber bei dem Sieges- und Friedensfeste 1871, an welches sich ein ganz eigenartiges Kinderfest im Gasthof zum Desenberg anschloß. Da tat alles mit und die Tonkunst verrichtete ihre Wunder im Entphilistern und Zusammenschmelzen der verschiedenartigsten Menschen. Die Warburger brachten nun weithin aufsehenerregende Musikfeste im Bündnis mit den Waldeckern, mit Paderbornern und

Kasselanern in Warburg und in der Residenz Arolsen fertig. Tiefsten Eindruck machte der herrliche Freund Emil Palleske mit seinen Vorträgen im Kasino und seinem geistvollen Erzählen in Niemeyer's engerem Kreis. Natürlich bedurfte man nun auch eines Lesekränzchens mit verteilten Rollen und eines wissenschaftlichen Vereins. Die schwunghafte Art des neuen Gymnasialdirektors Hechelmann, dann die musikalische Hilfe des neuen Gymnasiallehrers Dr. Hense und seiner Gattin führte den fruchtbaren Liebhabereien Niemeyers neue Kraft zu.

Aber wegen zunehmender Praxis legte Niemeyer nach 6 Jahren den Taktstock in die Hände des Gymnasialdirektor Dr. Hense in Warburg nieder, und nun sehnte er sich auch nach größeren Verhältnissen und Aufgaben. Diese wurden ihm durch seine Versetzung nach Essen im Frühjahre 1876 zuteil.

A:

Familien-Nachrichten

für die

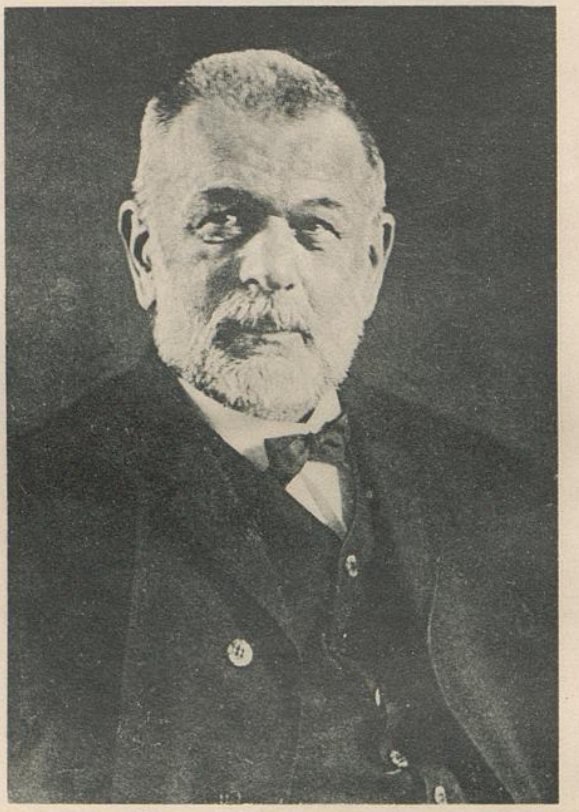
Nachkommen A. H. Franckes

Zweites Stück

Halle a. S.
Druck von Ehrhardt Karras
1912

38

Francksche Stiftungen
Haupt-
Bibliothek
Halle/Saale
8. 907 - 2



Max Niemeyer

Geb. 2. VI. 1841 Gest. 17. VI. 1911

Nur im Bilde, das dies Heftchen schmückt, können wir ihn noch schauen, den trefflichen Mann, der am 17. Juni 1911 zu seinen Vätern versammelt ist. Maximilian David Niemeyer hat sich um seine Vorfahren wie Nachfahren wohlverdient gemacht. In seinem starken Familiensinn hörte er nicht auf, seine lieben Ahnen zu preisen und sie dem jüngeren Geschlecht als Vorbild hinzustellen, stets anfeuernd zu tüchtigem Wirken und Schaffen. Er hat die zweimal von dem Greifswalder Universitätsprofessor Anton Niemeyer herausgegebenen Stammtafeln des Niemeyerschen Geschlechts mit Hilfe von Wilh. v. Bassewitz 1888 in 3. Auflage, dazu 1910 Nachträge herausgegeben, er hat 1888 und 1910 die Nachkommen A. H. Franckes zum Familientag nach Halle berufen und schließlich den Familienverband und diese „Familiennachrichten" mitbegründet, deren erstes Heft er als kranker Mann noch selbst herausgegeben. Er freute sich seiner edlen Abkunft, aber er war sich auch der Worte Shakespeares dauernd bewußt: „Der Ehre Saat gedeiht weit minder durch der Ahnen Tat, als eignen Wert." Daher wollte er in seinem Fach und an der Stelle, die ihm das Schicksal zugewiesen, nur Tüchtiges leisten. Sein Lebensweg ist anfangs dornenvoll gewesen, doch hat willensstarke Tatkraft zu glücklichem Ziel geführt.

Max Niemeyer, ein Enkel des Kanzlers, verlor zehnjährig seinen Vater, den Direktor der Franckeschen Stiftungen Professor Dr. Hermann Niemeyer. Die schwer geprüfte Witwe, Antoinette geb. Pernice, zog in die Witwenwohnung am Franckeplatz und

hat tapfer für ihre acht Kinder mit Frau Sorge gerungen. Ich werde es nie vergessen, wie die ehrwürdige Matrone bei meinem ersten Besuch in Halle mich zu der Marmorbüste ihres großen Schwiegervaters da hinten in ihr Heiligtum führte. „Unsterblich“: flüsterte sie. Ja gewiß, der Kanzler lebt und wirkt heute noch. Es sei mir gestattet, hier eine Erinnerung aus eigener Jugendzeit einzuflechten. Als mich meine Mutter Michaelis 1862 am Gymnasium zu Cöslin, von wo Adler vor kurzer Zeit nach Halle als Direktor der Latina berufen war (den Fackelzug, mit dem ihn seine Schüler in Cöslin bei seinem Abgange ehrten, sah ich als kleiner Junge), bei seinem Nachfolger Direktor Roeder anmeldete, sagte dieser Gewaltige in seiner gespreizten Art: „Ich habe noch deinen Urgroßvater an der Halleschen Universität gehört und ich bin stolz darauf, einen seiner Nachkommen ins Album dieses Gymnasii inskribieren zu können.“ Wie ich aber ihm beim Abschied unbefangen die Hand reichen wollte, hieß es: „Nein, mein Junge, meine Hand gebe ich dir erst, wenn du es verdient hast.“ Das hat er denn zu Weihnachten nachgeholt, als er mir in der Aula als Prämie ein Büchlein überreichte. Und vorher. Ich hatte meine Mutter durch mein Betragen betrübt. Sie ging in die Kammer und holte einen Trauerflor. Damit verhängte sie das Bild des Kanzlers, als trauere er ob seines Urenkels Frevelsinn. Die Wirkung war so erschütternd, daß der Flor baldigst verschwand. Ja, der alte Ahne lebt und wirkt noch heute. Diese Wirkung hat auch unser lieber Verstorbener reichlich erfahren. Freilich in der Schule ging es nicht immer aufs beste. Das machten die herrlichen Gärten des Waisenhauses, wo der Knabe herumtobte, das machten die vielen Geschwister und Pensionäre daheim, die gerne mit dem fröhlichen Buben scherzten. Und in dem Nachfolger seines Vaters, der gegen das alte Familienrecht auf Betreiben der Orthodoxie berufen ward, sah er den

bösen Usurpator. Und dem zulieb sollte er sich überanstrengen? Mit behaglicher Laune spricht der Greis in einem seinen Kindern gewidmeten Lebensabriß über seiner Schulzeit Leiden und Freuden. Die Wertschätzung zwischen Katheder und Schulbank und umgekehrt scheint nicht immer auf der Höhe gewesen zu sein. Kurzum, sein Schwager Dr. Otto Nasemann, der später so ausgezeichnete Direktor des Stadtgymnasiums in Halle, war der gütige Vermittler, um den leise widerstrebenden Primaner einem praktischen Beruf zuzuführen. Im Schatten des großen Namens aufgewachsen, revoltierte freilich des Jünglings Ahnenblut und sehnte sich nach dem Studium, er wäre gern Historiker geworden. Sein ganzes Leben hindurch scheint er den Gedanken nicht ganz los geworden zu sein, daß ihm damals nicht sein volles Recht geworden. Jetzt leben wir freilich auch in Deutschland in einer Zeit, wo der Kaufmann neben dem Professor steht. Der große Industrie- und Handelsstaat verlangt andere Kräfte, und so ist auch die Wertschätzung dieser Kräfte mit Recht gewachsen. Jedenfalls ist Max Niemeyer ein prächtiger Kaufmann, ein ideal gesinnter Verlagsbuchhändler geworden.

Hören wir ihn selber über seine Lehrzeit (Lebenslauf 1910, S. 7 ff.): „In der Buchhandlung des Waisenhauses habe ich gelernt. G. D. Schultze, der Alte, auch ein Waisenhäusler, meinte: Nun, da lernen Sie, wie Sie's nicht machen sollen. Er hatte recht und auch wieder nicht recht mit dieser Behauptung. Sicherlich war O. Bertram nicht geeignet zum Lehrherrn. Aber was ich später allen meinen jungen Leuten einschärfte, Sehen und Hören bildet den Chef, nicht die mechanisch sich ewig wiederholende Arbeit des Buchhändlers. Und ich darf von mir sagen, daß ich von Bertram viel gelernt habe. Es war ein Mann von weitem Blick, voller Ideen, die er rastlos zu verwirklichen suchte. Ihm fehlte jedoch das Sitzfleisch, um aus dem Geschaffenen den rechten

Nutzen zu ziehen. Das Schaffen war für ihn die Hauptsache; war es da, so hatte es wenig Reiz mehr für ihn. So kam es, daß ich, als ich nach Paris ging, ein sehr unwissender Gehilfe war, der aber von großen Taten träumte, die er nicht vollführen sollte. Paris, wie kam ich dahin? Eines Tages erhielt meine Mutter einen Brief, der an meinen verstorbenen Vater gerichtet war. Der Schreiber war kein anderer, als ein ehemaliger Schüler meines Großvaters, der alte hochbetagte Ministerresident von Oertling. Er wollte zwei französische Zöglinge auf das Waisenhaus bringen. Mutter gab den Brief an Eckstein und dieser beantwortete ihn. Darauf trat nach einiger Zeit der alte Herr selbst an und besuchte Mutter, erkundigte sich nach allem, und da unsere Verhältnisse keine glänzenden waren, hat er sie von dieser Zeit an aus Dankbarkeit gegen Großvater unterstützt.

Später, in dem Anfang der 60er Jahre, trat er an die Mutter heran, ob sie mich nicht nach Paris schicken wollte, er würde für mich sorgen. So kam ich 1864 zu Neujahr nach Paris in sein Haus. Ich bin 1½ Jahr bei ihm gewesen. Ein näheres Verhältnis hat sich zwischen uns während dieser Zeit nicht gebildet. Seine Weltanschauung war mir fremd und unsympathisch. Er war aber 80 Jahre und ich 23. Den Mann zu schildern ist nicht leicht. Er war Millionär, wohnte in dem Faubourg St. Honoré. War er geizig oder nicht? das habe ich mich oft gefragt. Er gab oft große Summen zur Unterstützung aus. Gegen seine Untergebenen war er hart und mißtrauisch. Nach seiner Ansicht wurde er von jedem bestohlen. Von Neujahr 1864 bis Ostern 1865 war ich bei ihm. Im Frühjahr 1864 siedelten wir von Paris nach Château-aux-Fossés über. Hier hatte ich viele Zeit. Ich beschäftigte mich hauptsächlich mit den verschiedensten Regierungssystemen, daneben las ich Faust, Werthers Leiden, sowie einige deutsche Bücher, die die Schloßbibliothek ent-

hielt. Den Faust konnte ich beinahe auswendig. Viel korrespondierte ich mit meiner Mutter, Freund Eugen Schwetschke und Heinrich Fritsch. Sonst bummelte ich im Lande umher, lernte den französischen Bauer als einen durchaus zuverlässigen, arbeitsamen und genügsamen Menschen kennen. Im Herbst kehrten wir nach Paris zurück. Ich trat wieder in die Druckerei ein und arbeitete dort drei Monate. Ich sah und hörte immer mehr, was mich sehr interessierte. Viel gelernt habe ich dort nicht. Mit den Arbeitern hielt ich gute Freundschaft, den alten Boulanger habe ich auch in seiner Häuslichkeit besucht. Es war mir interessant, zu sehen, wie nett der Mann zu Hause lebte, und wie behaglich er es sich zu machen verstand. Ostern hatte der alte Herr Oertling wohl genug von mir. Er wußte nicht recht, wie er mir eine Zukunft gründen sollte, was er doch meiner Mutter zugesagt hatte. Eines Tages meinte er, es wäre besser, ich sollte nach Hause fahren und erst meiner Dienstpflicht genügen und dann wiederkommen. Der Diener Julien erhielt also Befehl, mich nach dem Bahnhof zu bringen und mich mit Billet und allem Nötigen zu versehen, um nach Hause zu fahren. Dem widersetzte ich mich. Ich ging sofort, um eine Stellung zu suchen, und fand eine solche bei Klinksieck. Dieser alte Urgermane frug mich, ob ich ein Sohn des Religionslehrers Niemeyer sei. „Nein", antwortete ich, „aber ein Enkel". „Schön, dann bleiben Sie bei mir. Nach dem Buche bin ich unterrichtet." So ging das Wort in Erfüllung: Der Segen der Eltern baut den Kindern Häuser. Klinksieck war ein großartiger Sortimenter von ungeheurem Wissen und großer Arbeitskraft. Im Grunde tat er alle Arbeit; wir Gehilfen, Wreden und ich, waren nicht viel mehr als Schreiber. Trotzdem habe ich viel von und bei ihm gelernt. Dabei war er grob wie Bohnenstroh. Einmal war es nahe daran, daß wir beide uns verabschiedeten. Er war saugrob gegen Wreden geworden und zwar unverdienterweise. Es handelte

sich um eine nicht fertig gewordene Sache. Ich erklärte Wreden, er könne nicht bleiben, und ich würde mit ihm gehen. Wreden blieb aber, und so war für mich die Sache erledigt. Selten ist wohl von der Gehilfenschaft ein Mann so falsch beurteilt worden wie dieser grobe Herr. Grob war er, sehr grob konnte er sein, nicht nur gegen seine Untergebenen, nein, auch gegen seine Kunden. Gegen eine sehr vornehme Dame wurde er einmal so ausfallend, daß diese den Laden mit den Worten verließ: Je vois bien que vous êtes Allemand. Worauf er antwortete: Oui, Madame, je suis fier d'être Allemand. Ja, er war deutsch durch und durch, und so sehr er auf das Verdienen war, um keinen Preis hätte er, um zu verdienen, von einem Franzosen sich nur das Geringste gefallen lassen.

War so der alte Klinksieck grob und deutsch, so war er doch auch wieder ein wohlwollender Chef. Nicht daß er uns Gehilfen mit Geld überschüttet hätte, nein, die Gehälter waren knapp und ohne großen Zuschuß von Hause war nicht zu leben. Aber er sorgte für uns in väterlicher Weise. Als die Cholera ausbrach, durften wir im Geschäft kein reines Wasser trinken. Er stellte uns stets eine Flasche Wein hin. Sonntags waren wir oft in Fontaine-aux-Roses seine Gäste. Wir fühlten uns wohl im Dienste und im Kreise seiner Familie. Als Chef war er ein Muster von Fleiß, Pünktlichkeit und großem Wissen. Ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, er arbeitete für drei. Wir waren zwei Gehilfen, er der dritte. In dem Geschäft wurde trotz des großen Umsatzes nie über die Zeit gearbeitet. Wenn er mit seinem Frühpensum fertig war, ging er wohl eine Stunde spazieren. In der ersten Mittagszeit pflegte er die buchhändlerischen Blätter und wissenschaftlichen Kritiken zu lesen. Am Sonntag studierte er dann ernstere Bücher. Wie oft haben wir staunend zugesehen, wie er sich über Lotzes Mikrokosmus oder Rankes Geschichte der

Päpste usw. mit seinen Kindern unterhielt. Er war eben einer jener immer seltener werdenden Sortimenter, die etwas mehr wissen als die Titel der Bücher und etwas mehr können als einlaufende Bestellungen zu erledigen. Fasse ich nun alles zusammen, so kann ich von Klinksieck nur sagen, er war ein Mann von deutschem Schrot und Korn, wahr und zuverlässig. Ich habe ihn nicht wiedergesehen. Er hat 1870 aus Paris fliehen müssen und ist fern von Paris gestorben. Das Andenken von ihm ist mir teuer, ich habe ihm viel zu verdanken. Ich kündigte 1866 und ging im Mai nach Hause, wo meine jüngste Schwester Karoline an der Schwindsucht erkrankt war. Da ich aber nicht auf der Bärenhaut zu liegen gewillt war, ging ich bald nach meiner Ankunft nach Erfurt, wo ich bei dem Ersatz des 31. Regiments eintrat. Ins Feld kam ich nicht mehr. Im Herbst ließ ich mich nach Halle zu den 36ern versetzen. Hier wurde ich mit Haberland und Döhle bekannt, mit denen mich eine aufrichtige Freundschaft verband.

Im September 1867 ging ich nach London, um bei D. Nutt eine Gehilfenstelle anzutreten. Mein alter Meno Haas, erst mein Chef und dann mein aufrichtiger, guter Freund, hat mich in die Geheimnisse des Buchhandels eingeweiht. Er war nicht nur ein vortrefflicher Mensch, sondern ein Buchhändler und Lehrer, wie es nicht viele gibt und gegeben hat. Denke ich an die Zeiten zurück, wo ich bei Nutt in London arbeitete, so kann ich rufen: Es war eine schöne Zeit! eine Zeit, in der ich das gelernt habe, was mich fähig machte, meine Zukunft so zu gestalten, wie ich es getan. Haas war mein Chef. Viele meiner Kollegen werden diesen warmherzigen, wohlwollenden Mann kennen. Welches Können und Wissen, welcher Fleiß und dabei welche Bescheidenheit! Er war ein Muster von einem Chef. Sein Beispiel zwang zur Arbeit, zum Lernen. Wo er Interesse fand, gab er Winke

und teilte aus seinem reichen Schatz an Kenntnissen alles Wissenswerte mit. Das geschah so nebenbei, man merkte nie eine Absicht, nie einen Zwang. Man fand alles selbstverständlich und nahm das Gebotene dankbar in sich auf. Aber das Interesse, das er an seinen Untergebenen hatte, gab er mit deren Austritt aus dem Hause Nutt nicht auf. Was ist er mir später geworden? Ein alter, lieber, treuer Freund. Sein Rat, sein Beistand hat nie gefehlt. In allen Lagen des Lebens hat er sich mir als ein durchaus selbstloser, zuverlässiger Freund erwiesen. Meine Kinder hat er freundlich aufgenommen, und meine Freunde, die nach England gingen, haben stets bei ihm offenes Haus gefunden und guten Rat. Alle kamen sie zurück voller Dank und Anerkennung des trefflichen Mannes. In London habe ich bei Curtis, einem Schulinspektor, Islington Square, gewohnt. Mit ihm besuchte ich die Theater, Parks und Museen. Mit seinem Sohn Eduard ging ich spazieren. Vor allem aber schloß ich mich an Mrs. Curtis an. Sie ist mir eine zweite Mutter geworden. Ich denke heute (1910) mit Dankbarkeit an alle die Liebe und Sorgfalt, mit der sie mich in ihrem Familienkreis aufgenommen hat. Fern von jedem Egoismus hat sie an mir 1866 wie an einem Kinde gehandelt. Ihr Andenken hat mich stets begleitet. 1869 kaufte ich durch Bertram die Lippertsche Buchhandlung in Halle für 6000 Taler. Es war ein Reinfall erster Güte. Schulden und die leeren vier Wände, das war das Objekt. Mit nahezu der ganzen Kaufsumme wurden die ersteren bezahlt. 1870 brach der Krieg aus. Meine Kundschaft ging zum großen Teil in den Krieg. Ich saß da und hatte nichts zu tun. Da gab mir Koch den Gedanken ein, ein Musikgeschäft zu gründen. Ich war so tollkühn und ging, obgleich ich keine Note kannte, auf den Plan ein. Er machte mir zum Leihinstitut den Katalog. Das Ding ging. Die Damen kamen, und die Herren folgten."

Am 7. Oktober 1871 gründete Max Niemeyer seine Häuslichkeit. Er vermählte sich mit Anna Eyssenhardt, Tochter eines Pfarrers in Berlin, den ich mehrfach als Alumnus des früher in der Burgstraße gelegenen Joachimsthalschen Gymnasiums gehört habe. Seinem Weibe blieb der Getreue wie seiner Heimat, wie seiner Mutter dankbar zugetan. „Wenn ich in diesem Leben zu etwas gekommen bin, so hat sie großen Teil daran": das sind seine eignen Worte. In der Erziehung seiner acht Kinder befolgte er als Leitsterne jene Imperative seines Großvaters: „Lerne gehorchen, lerne dir versagen, lerne arbeiten." Dabei wußte er ins Familienleben reiche Gemütswerte hineinzuschmiegen und mannigfache Bildungsinteressen anzuregen. In der Religion war Max Niemeyer beengender Dogmatik abgekehrt, in der Politik Übertreibungen abhold, ein Anhänger jeder guten Sache, auch der unterliegenden, der Ehre der Welt nicht allzu begierig, der Lüge und des Scheines Feind, Freund der Wahrheit und der gesunden Vernunft.

Über seine Erfolge als Verlagsbuchhändler und im öffentlichen Leben heißt es in dem Börsenblatt f. d. Deutschen Buchhandel vom 21. Juli 1911, S. 8468: „Als nach dem Friedensschluß 1871 bald auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens sich neues Blühen geltend machte, gewann Niemeyer nach und nach an Boden, und sein Geschäft wuchs, langsam, aber stetig. Dr. Trautmann (einer seiner Autoren), den er in den ersten Jahren seiner selbständigen Geschäftsleitung kennen gelernt hatte, brachte ihn mit den Universitätsprofessoren Paul und Braune zusammen. 1873 verlegte er zuerst Pauls Arbeit: ‚Gab es eine mittelhochdeutsche Schriftsprache?' 1874 übernahm er den Verlag der ‚Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur'. ‚Ein kühnes Unternehmen für einen Mann, der keinen Groschen sein eigen nannte. Ich sagte mir aber, daß die Schüler von Zacher tiefere Menschen seien, und daß ihnen die Zukunft gehöre.'

Das Unternehmen ging langsam, wie vorauszusehen war, und lange Jahre hindurch setzte Niemeyer aus eigner Tasche zu. Braune sah das und meinte eines Tages: ‚Sie verlieren Geld. Ich werde ihnen ein althochdeutsches Lesebuch machen; das geht!' Und in der Tat ging es gut. Es folgten nun 1876 die ‚Neudrucke deutscher Literaturwerke', dann 1877 die ‚Zeitschrift für romanische Philologie' und die ‚Anglia'. Die Sache kam in Gang, zumal Paul, Braune und Sievers arbeiteten, ohne mit großem Gewinn zu rechnen. Sie blieben ihm treu, und bis ans Ende verband aufrichtige Hochachtung und Freundschaft den Verleger mit seinen Autoren.

Auch im öffentlichen Leben sowohl seiner Vaterstadt wie in dem des Buchhandels spielte Niemeyer eine Rolle. Mit Reinhold Kretschmann in Magdeburg leitete er im Jahre 1883 die Gründung des Sächsisch-Thüringischen Buchhändler-Verbandes in die Wege. Kurz vor seinem Tode war er beschäftigt, die Geschichte des jetzt in voller Blüte stehenden Verbandes zu schreiben. Leider ist er über den Anfang nicht mehr hinausgekommen. In den Jahren 1892 bis 1896 bekleidete er im Vorstande des Börsenvereins das Amt des zweiten, dann des ersten Schriftführers. Mit warmem Interesse hat er sich an den in seine Amtsperiode fallenden Vorarbeiten für das 1901 in Kraft getretene Urheberrechtsgesetz und an der Ausarbeitung der Restbuchhandelsordnung beteiligt."

Aus dem Nachruf der Herausgeber der Anglia sei noch angeführt: „Die von Niemeyer erworbene Lippertsche Buchhandlung, die bis dahin im Buchhandel der alten Saalestadt nur wenig hervorgetreten war, entfaltete sich unter seiner großzügigen Leitung zu hoher Blüte und gewann, als er im Jahre 1871 den bekannten Verlag mit ihr verband, einen geradezu europäischen Ruf. In steter engster Fühlung mit der Universität Halle-Wittenberg und durch sie mit vielen anderen deutschen Hochschulen entwickelte sich

Niemeyer zu einem Universitätsverleger erster Ordnung. Jedem wertvollen wissenschaftlichen Gedanken, auch wenn er nur geringen materiellen Erfolg versprach, verhalf er zum Worte, ja durch seinen erfahrenen Rat, durch seine selbstlose Förderung machte er in gar manchen Fällen die Drucklegung von Schriften möglich, die ohne ihn vielleicht nie das Licht der Öffentlichkeit erblickt haben würden. Seine aufmerksamste Fürsorge war jedoch den Werken aus den Fächern der Germanistik und Romanistik gewidmet. Die Zahl der in seinem Verlage erschienenen, diesen Fächern angehörenden Monographien und Bücher ist so groß, daß es ganz unmöglich wäre, hier auch nur die bedeutenderen anzuführen. Der Germanist oder Romanist, der nach eben vollendeter Arbeit nach einem verständnisvollen Verleger ausschaute, dachte ja in erster Linie an unseren Niemeyer.

So wird man es voll und ganz verstehen, wenn am Tage ihres zweihundertjährigen Jubelfestes die Universität Halle-Wittenberg dem jetzt von uns Geschiedenen den Ehrendoktorgrad verlieh: die höchste Auszeichnung, die eine Universität zu verleihen im stande ist. Denn, das darf man sagen, Niemeyer hat in seiner äußerlich bescheidenen, in höherem Sinne aber eminent bedeutungsvollen Stellung sich mehr Verdienste um die Wissenschaft erworben als mancher, der seinen Titel auf dem üblichen Wege erlangte.

Unser Freund ist nicht mehr! Wer ihn kannte, wirklich kannte von Auge zu Auge, von Herzen zu Herzen, ihn, den klugen, geradsinnigen, wahrhaft aufrechten und dabei so schlichten, kindlich weichen und gemütstiefen Mann, der wird ihn nie vergessen."

Am 21. Juni wurde Dr. Max Niemeyer zur ewigen Ruhe gebettet. Worte der Dankbarkeit und des treuen Gedenkens, die Widerhall in den Herzen der Leidtragenden fanden, sprachen an seiner Bahre Herr Max Kretschmann für den Sächsisch-Thüringischen Buchhändler-Verband, Herr Artur Seemann für den

Vorstand des Börsenvereins, Herr Geheimrat Professor Dr. Sievers als Freund und Autor, zugleich im Namen der befreundeten Autoren Paul und Braune, sowie Herr Dr. Gruber für die Gesellschaft für romanische Literatur.

Wir alle aber rufen unserm lieben Verwandten, dem Begründer unsrer Familientage, dem wackern Manne gebeugten Hauptes in tiefer Dankbarkeit nach:

„Lebe wohl, du treue Seele!"

Max Niemeyer (Potsdam).

Vor 100 Jahren. — Lafontaine. — Luise Mitgau.

Notiz aus den Allgemeinen Politischen Nachrichten.
Essen, Sonntag, den 18. August 1811:

„Die bekannten Deutschen Schriftsteller A. Lafontaine und der Kanzler Niemeyer sind vor einigen Tagen aus Halle zu Augsburg angekommen: sie reisen über München, Inspruck und Triest nach Venedig und kehren nach einigen Monaten über Wien wieder zurück."

Die Pflegetochter und Nichte seines Begleiters August Lafontaine, dessen rührselige Romane einst zur Lieblingslektüre des Königs Friedrich Wilhelm III. und der Königin Luise gehörten, wurde vier Jahre später Schwiegertochter des Kanzlers. Nach Lafontaine hat in Halle eine der neuen Villenstraßen, in der mein Schwager Carl Rehorst, Beigeordneter der Stadt Cöln, als Stadtbaumeister von Halle mehrere Jahre gewohnt hat, den Namen erhalten. Von meinem Pflege-Urgroßvater Lafontaine berichtet mein Großvater Anton Niemeyer, dessen erste Gattin jene Luise

Mitgau ward, in seinen handschriftlich vorhandenen Familienpapieren S. 171: „1786 war Lafontaine [Sohn eines Hofmalers in Braunschweig] Hauslehrer bei den Kindern des Generalleutnants v. Thadden zu Halle, 1789 Feldprediger beim v. Thaddenschen Regiment. Als solcher begleitete er das Regiment auf seinen Feldzügen zuerst nach Schlesien und dann nach dem Rheine und nach Frankreich 1793 und kehrte erst 1796 nach Halle zurück. Im Jahre 1800 legte er seine Stelle als Feldprediger nieder und widmete sich in seiner reizenden Gartenwohnung bei Halle lediglich der Romanschriftstellerei, welche er seit 1789 mit großem Erfolge getrieben hatte. Eine Reise nach Berlin, auf welcher er dem König und der Königin persönlich vorgestellt wurde, verschaffte ihm die Anwartschaft auf eine Precistenstelle beim Dome zu Magdeburg, von der er sich eine unabhängige Subsistenz im Alter versprach. Der Krieg mit Frankreich 1806, während dessen nach der Schlacht bei Halle sein Haus geplündert ward, und die Westphälische Herrschaft zerstörten diese Hoffnung. Im Jahre 1811 machte er mit meinem Vater und meinem Bruder Wilhelm eine Reise nach München, Verona, Venedig, Wien und Prag, wo er seinen Bruder Carl [einen Porträtmaler] zum letzten Male sah. Ums Jahr 1817 gelang es ihm, für das verlorene Kanonikat eine Entschädigung und Pension zu erhalten, welche für seine einfachen Bedürfnisse hinreichte, besonders nachdem er 1820 seine Frau [Sophie, Tochter des Predigers Abel im Magdeburgischen] verloren hatte. Er verkaufte nun seine Besitzung und bezog eine Mietswohnung in Halle, wo er zurückgezogen und nur von wenigen Freunden besucht, lebte, bis ihn am 30. April 1831 der Tod abrief."

Lafontaines Schwester Henriette hatte 1788 den Prediger Mitgau [Sohn eines Bürgermeisters] zu Herrnhausen geheiratet. Ihr erstes Kind Luise, geb. 19. Juni 1789, verlebte hier im

väterlichen Hause ihre ersten Jahre. „Dort sah sie", so berichtet Anton Niemeyer ebenda S. 165, „im Jahre 1796 aus dem Feldzuge zurückkehrend ihr Oheim, der Feldprediger Lafontaine, und da ihm das Glück eigener Nachkommen versagt war und er an dem blühenden Kinde Gefallen fand, so trug er den Eltern an, es ihm als eigne Tochter zur Erziehung zu überlassen. Der Vorschlag ward angenommen und Luise ging mit ihrem Pflegevater nach Halle.

Nur kurze Zeit besuchte sie eine Mädchenschule; denn seit Lafontaine seine schöne Besitzung bezogen hatte, übernahm er selbst ihren Unterricht, der zwar äußerst lebendig und eindringlich, aber bei Lafontaines oft wechselnden Neigungen und Ansichten desultorisch und unzusammenhängend war. So ward sie allmählich mit vielen Gegenständen des menschlichen Wissens bekannt, ohne doch gründliche Kenntnisse in einem bestimmten Fache zu erlangen, außer etwa in der Theorie der Musik, welche ihr Vater mehrere Jahre lang unausgesetzt und eifrig, nicht selten zu ihrer großen Unlust, mit ihr trieb. Auch zum Singen, zum Klavier- und Harfenspiel ward sie streng angehalten und brachte es hierin, weniger durch Fleiß als durch Talent, zu einer damals nicht gewöhnlichen Fertigkeit. Ihre eigentliche Bildung aber erhielt sie durch das Leben. Ihr Körper entwickelte sich, da sie den halben Tag in der freien Luft des geräumigen Gartens zubrachte und keine Witterung scheute, aufs schönste und kräftigste, und ihr lebhafter Geist fand die reichste Nahrung in dem Umgange vieler bedeutender Männer, von deren Besuchen aus der Nähe und Ferne ihr väterliches Haus nie leer ward. Da die Familie nur aus drei Personen bestand und da die Mutter fast nur im Genuß der Natur und in ihren eignen stillen Betrachtungen lebte und gegen Fremde verlegen und scheu war, so mußte Luise schon früh nicht nur dem Hauswesen vorstehen, sondern auch die zahlreichen

Gäste empfangen und unterhalten, und selten verfehlte ihre durch Schönheit und angeborene Grazie gehobene Lebhaftigkeit, Gewandtheit und Unbefangenheit den vorteilhaftesten Eindruck zu machen. Sie mochte gern gefallen, aber nur durch das, was sie war, nie durch das, was sie wußte oder konnte; vielmehr suchte sie beides zu verbergen, und wenn ihr Vater sie nötigte, durch Gesang oder Spiel die Gesellschaft zu unterhalten, so gab es oft schlimme Auftritte.

In schwierigen Lagen zeigte sie viel Mut und Entschlossenheit, so im Oktober 1806, als sie nach der Schlacht bei Halle, von dem ängstlichen Vater nur in Begleitung eines Sauvegarde nach dem geplünderten Hause gesandt, die Ordnung daselbst wieder herstellte und die Eltern zur Rückkehr ermutigte, dann im Frühjahr 1813, wo sie am Tage nach der Beschießung von Halle sich durch die mit Soldaten und Volk angefüllten Straßen bis zum Kommandanten Bahn machte und dort die Ausfertigung eines Passes für sich und ihre Mutter durchsetzte.

Sieben Jahre lang hat sie meinem Hauswesen mit der größten Umsicht, unendlichem Fleiße und der größten Liberalität vorgestanden, mir sechs Kinder geschenkt und mich durch die zärtlichste Liebe beglückt. Der erste heftige Schmerz ihres Lebens war der Verlust unseres kleinen Moritz. Als im Jahre darauf Annchen ihm folgte, verlor sie allen Lebensmut, und es entwickelte sich ein schleichendes Nervenfieber, dem sie, 33 Jahre alt, am 13. Dezember 1822 erlag." Der Kanzler sagte in einer Abkündigung: „Wenn es denen, die um ihren Tod nah und fern trauern, nicht vergönnt ist, die dunkeln Wege Gottes zu verstehen, und wenn sie nicht zu erforschen vermögen, warum es seiner Weisheit gefiel, einem so blühenden, so schuldlosen, durch den reinsten und würdigsten Genuß eines seltenen ehelichen und häuslichen Glückes ausgezeichneten und durch die treuste Erfüllung

der Pflicht als Gattin und Mutter vier sie überlebender Kinder veredelten Leben ein so frühes Ende zu machen und einen so innig liebenden Gatten, Eltern und Freunde, deren Lust und Freude sie war, so tief zu beugen, so wolle ihnen die Hand, die sie verwundet hat, um so mehr Kraft geben, sich im festen Glauben an seine väterlichen Absichten seinen Schickungen willig zu unterwerfen und, wenn auch unter Tränen, dem Herrn des Lebens und des Todes für alle die Segnungen zu danken, welche er der Vollendeten im reichen Maße gewährt, und für den sanften Tod, wodurch er sie der Erde entrückt hat." Ein schönes Ölbild von der hübschen Frau besitzt Geh. Oberregierungsrat Professor Dr. Moritz Fleischer, ältester Sohn von Sophie, geb. Niemeyer (Stammtafel V 1). Die Künstlerin ist Caroline Bardua, die auch den Kanzler für den Betsaal des Waisenhauses gemalt hat.

M. R.

Brief der Kanzlerin an ihren ältesten Enkel vor 70 Jahren.

Mein Vater Hermann Niemeyer (V 2), geb. am 9. März 1817, lag wenige Tage vor dem Tode seiner Mutter, von der oben die Rede, ohne daß diese es ahnte, im Hause des Kanzlers hoffnungslos darnieder. Er war ein schwächliches Kind, das oft an heftigen Krämpfen litt. Trotzdem hatte er sich zu einem kräftigen Manne entwickelt, der 1836 in Greifswald als freiwilliger Jäger diente. Mit seinem Vater stand er nicht immer auf vertrauensvollem Fuß, weil er zu den auch in unserm Geschlecht wie überall sprießenden Naturen gehörte, die mit der Sorglosigkeit eines Kindes oder eines Naturmenschen den Augenblick genießen, unbekümmert um die Zukunft und ihre Forderungen,

die bei besten Absichten die Unfähigkeit haben, sich einem äußern Zwang freiwillig dauernd zu unterwerfen und etwas zu tun, was nicht aus dem Drange des Herzens sich ihnen von selbst aufzwingt. Den hübschen, frischen Jäger redete der Kronprinz 1837 bei der Parade an. Als dann beim Festessen dieser dem neben ihm sitzenden Rector magnificus zu seinem schmucken Jungen allergnädigst gratulierte, war es für meinen Großvater einigermaßen peinlich, daß sein Sohn ihm von der ehrenden Anrede zu berichten nicht für nötig befunden hatte. Mein Vater hatte die Landwirtschaft gelernt und war 1837 bei Herrn von Bornstedt auf Relzow bei Anclam, später bei Herrn von Versen auf Katz bei Danzig tätig. Am 24. November 1842 kaufte er sich das Erbpachtgut Steinberg zwischen Neustadt und Danzig, worüber er überglücklich seiner Großmutter berichtete. Die antwortet ihm also:

Halle, d. 26. Dec. 1842.

Mein lieber, lieber Hermann!

Eine große Freude hast Du mir mit Deinem Briefe gemacht. Aus dieser Ferne so unmittelbare Nachricht von Dir zu erhalten, hat sich mir nicht einfallen lassen, desto willkommner war sie mir, und ich danke Dir herzlich dafür. Dein Vater hatte mir schon Deinen Ankauf gemeldet; so vorteilhaft, als Du ihn schilderst, hatte ich mir ihn nicht gedacht, um so mehr wünsche ich Dir Glück dazu, mein lieber Sohn, und daß alle die fröhlichen Hoffnungen und Erwartungen in Erfüllung gehen mögen, die Dir jetzt vorschweben. Ich zweifle daran keinen Augenblick, denn wer mit so gutem Willen und so ausgezeichneten Kräften ausgerüstet ist als Du, der weiß glückliche Umstände zu benutzen und selbst aus Kleinigkeiten Vorteile zu ziehen. Mit Lust und Mut beginnst Du das Werk, und so

wie Du es begonnen, mußt Du es auch durchführen, bis daß ein junges, reiches und hübsches Mädchen sich von Deinen vielen guten Eigenschaften angezogen fühlen und Dir die Krone aufsetzen wird, was dann die herrlichste Belohnung für Deine vielfachen Bemühungen sein wird. Deinen Vater will ich bitten, mir so oft Nachricht von Dir zu geben, als er selbst welche erhält, und Deinen Brief will ich unter meinen teuren Reliquien bewahren; er gibt ein ebenso reiches Zeugnis von Deiner Geistes- und Herzensbildung. Warum ich heute so abgebrochen schreibe? weil ich in einer höchst peinlichen Stimmung meines jüngsten Enkels wegen bin. Der kleine Junge[1]) ist nicht viel über drei Monate alt und leidet an Krämpfen. Der Arzt machte anfangs nichts daraus. Da er aber seit gestern Nachmittag immer in einem bewußtlosen Zustande liegt, so scheint die Sache doch bedenklicher, und wenn er jetzt stürbe, würde das Weihnachtsfest und so auch der Geburtstag des Vaters und der Mutter, die beide gleich um Neujahr fallen, eine stets bittre Erinnerung bleiben, die alle Freude an den übrigen Kindern vergällte. — Von mir noch, mein lieber Hermann, hast Du zu erfahren, daß ich alt und schwach bin, es wohl nicht erlebe, Dich noch einmal wiederzusehen. Wenn ich Dich denn auch nicht wiedersehen sollte, so sei Du der treuesten Liebe, die bis zum Grabe ausdauern wird, innig versichert. Ich habe meine Enkel alle recht lieb, aber es sind doch so einige, denen ich besondere Aufmerksamkeit schenke, und zu denen gehörst Du, für den ich schon im jugendlichen Alter, als wo Du mir besonders zugehörtest, viel gesorgt,

---

[1]) Jetzt Weinhändler Hermann Niemeyer in Halle, der kürzlich vergnüglich seinen 70. Geburtstag gefeiert hat. Wir hoffen, daß er noch recht lange die süße Gewohnheit des Daseins, auch ohne seine Schwester Marianne, genießen wird.

viel gehofft und manches gefürchtet habe. Das Gefürchtete ist nicht eingetroffen, dafür bin und bleibe ich dankbar, auch Dir dankbar, der Du männlich gekämpft hast und obgesiegt. — Lebe nun wohl, mein guter, lieber Hermann; denke zuweilen

Deiner

getreuen Großmutter
W. Niemeyer.

Kurz vorher hatte mein Vater an seine Schwester Klara nach Greifswald geschrieben:

Steinberg, den 15. Dez. 42.

Nach Jahren, liebe Cläre, erhältst Du einmal wieder einige Zeilen von Deinem ungetreuen Bruder. Doch sei mir nicht böse, daß ich es so lange an äußeren Abzeichen meiner Liebe fehlen ließ, und laß mich glauben, daß Du auch ohne diese von meiner Zuneigung zu Dir überzeugt seist. Ist es mir doch, seitdem ich den Schritt zur Begründung meiner Selbständigkeit getan habe, als ob ich dadurch Euch näher gekommen wäre, als ob das Band der Familienliebe uns fester und inniger umschlinge, als ob das Verhältnis heiliger sei, in dem wir zueinander stehen. Weißt Du wohl noch, liebe Cläre, wie wir noch Kinder waren? Erinnerst Du Dich wohl noch, wie wir viel voneinander hielten, wie wir zusammen spielten, arbeiteten, zeichneten, Gedichte machten? Mir deucht, es ist noch gar nicht so lange her, daß wir in unserer Kinderstube oder im Garten in unseren kindischen Spielen mit dem größten Ernst Handlungen und Manieren erwachsener Personen nachahmten und uns auf Augenblicke selbst glauben machten, daß wir wären, was wir schienen. Und nun sind unsre Spiele Wirklichkeit geworden, wir sind erwachsene Leute und fast wird

es mir schwer, daran zu glauben, obgleich ich die Kinderschuhe schon so lange abgelegt habe. Oft bilde ich mir ein, die Zeit meiner frühesten Kindheit bis jetzt sei ein Traum, und ich würde einmal erwachen in unserer alten Schlafkammer und dann zu Dir ins Bett steigen, während die andern noch schliefen, wir machten uns von unsern Kissen ein recht behagliches Gesäß zurecht, und ich würde Dir dann erzählen von allem, was ich in der langen Nacht erlebt, und Du würdest mir staunend zuhören, zweifelnd, ob ich dies wirklich geträumt oder Dich nicht bloß zum besten habe und Dir was einbilden wolle. Du würdest aber gläubig anhören und Deine Zweifel für Dich behalten, um mich nicht zu kränken. Und wir stehen dann auf, gehen zusammen in die Schule, aber nicht weit zusammen, denn es kömmt ein Schulkamerad mir ins Gesicht, ich schäme mich Deiner Gesellschaft, und Du findest es natürlich und ganz in der Ordnung, wenn ich Dich Deinen Weg allein fortsetzen lasse und dem Jungen zueile. Aber wir finden uns dann doch wieder zusammen und suchen uns gegenseitig, wenn wir zu Hause sind. Wir sind einer dem andern unentbehrlich. Cläre, denkst Du an Deine Kindheit auch gern zurück?

Was soll ich Dir erzählen von meinem äußeren Leben? Wir haben es ja in unsern Spielen schon durchgemacht und angenehmer. Wir hatten keine Sorgen und die unübersteiglichsten Hindernisse wurden mit Leichtigkeit bekämpft und boten am glücklich erreichten Ziele im sichern Hafen Stoff zur Unterhaltung. Doch nun ist's anders. Es ist nicht bloß das endliche Ziel, den sichern Hafen zu erreichen, weswegen der Mann kämpft, freilich hat er dies Eine immer im Auge, aber diesen Kampf selbst, der nie aufhören muß, so lange man lebt, mit Gewissenhaftigkeit und Treue durchzukämpfen, das ist das Schwere des Lebens, besonders für so schwache Naturen, wie

ich es bin. Ich bin nie uneiniger mit mir selbst gewesen, als in der Zeit meiner Blüte, d. h. während der ersten Jahre meines Inspektorats in Relzow. Da galt ich für solide und tätig. Solide zu sein ist nicht schwer, man verhält sich leidend und damit gut. Tätig war ich nicht, vielleicht mehr wie mancher andre meines Handwerks, doch mußte ich mir fast täglich Vorwürfe machen über meine Schwächen. Ich erfüllte meine Pflicht nicht treu, und als ich während der langen Kränklichkeit und nach dem Tode des alten Herrn mich mehr zusammennahm und eifriger wurde im Handeln, da lernte ich mich auch mehr fühlen. Ich trat fester, selbständiger auf. Leute, die bei der gnädigen Frau in Ansehen standen, mit denen ich Auftritte gehabt, gaben sich Mühe, mich zu verklatschen und zu verleumden. Dazu gaben meine öfteren Reisen, die ich mir auf Kosten meiner Solidität erlaubte, gewünschte Gelegenheit. Da hieß es, ich lebe ausschweifend, vernachlässige meine Pflichten, und ich hatte meinen — Abschied. An geregelte Tätigkeit gewöhnt, mußte notwendig die gänzliche Beschäftigungslosigkeit mich im höchsten Grade verstimmen, und ich dankte Gott, wie ich in Katz eine Stelle fand. Hier war es noch ärger. Neben den allerdrückendsten Fesseln des Privatlebens mußte ich auch in wirtschaftlicher Hinsicht ganz nach der Willkür des Majors handeln, ich war nur die Hand seines Willens. Doch nachdem ich die erste Zeit überstanden und mich etwas gewöhnt hatte, fand ich in dieser Lage etwas Bequemes. Ich war wieder solide und tätig, freute mich, wenn der Tag zu Ende gequält war und befestigte mich in der Gunst des Majors. Ich bildete mir ein, es sei ein Verdienst, mich zu fügen und schweigend zu dulden. Ein ernstes Nachdenken über meinen Zustand und das Entehrende desselben machte es mir zur heiligen Pflicht, mich aus dieser Lage herauszureißen. Aber was sollte ich tun?

Bemühungen um eine andere Stelle blieben fruchtlos. Nach Hause zurückzukehren, eine weite kostspielige Reise um nichts gemacht zu haben, nach Eldena zu gehen, vom Kapital zu leben: das waren die nächsten Aussichten für die Zukunft. Eine eigene Acquisition hatte ich schon längst im Sinne, es bot sich die Gelegenheit, ich griff zu. Es war das allernatürlichste, was ich tun konnte, ich mußte es tun. Liebes Kind, Du machst mir in Deinem Briefe große Elogen über Geistes- und Körperkräfte, die mir zu Gebote stehen. Ach, ich bin doch so schwach! Die redlichste Absicht habe ich wenigstens jetzt, treu zu kämpfen mit meinen Schwächen, alles zu überlegen, nichts zu übersehen. Bis jetzt habe ich mir in Steinberg noch nichts vorzuwerfen. Ich gehe mit dem befriedigenden Bewußtsein zur Ruhe, den Tag nicht vergeudet und die Ruhe verdient zu haben.

Meine liebe Cläre, nimm diese Worte, wie sie aus dem Herzen kommen, an. Es soll keine Fulklappsfreude sein, die ich Dir machen will, und es ärgert mich, daß es so aussieht. Lebe wohl!

Dein Hermann.

Mein Vater war damals 25 Jahre alt. Die weiteren 14 Jahre seines Lebens waren ein langes Trauerspiel, von dem die Familientradition freilich auch viele Lichtblicke berichten kann. Zwei Ehen, acht Kinder, ewige Not. Im Jahre 1850 sah er sich nach furchtbaren Mißernten auf Andringen seiner Gläubiger genötigt, Steinberg zu verkaufen, dann folgten sechs Umzüge nach verschiedenen Orten. In Danzig errichtete er schließlich ein Fuhrwesen, das völlig scheiterte. Kurz vor seinem Tode aber streckte dem versinkenden Manne (seine Kinder erster Ehe hatte er weggeben müssen: Hermann kam zum Großvater nach Greifswald,

Clara[1]) wurde in Hamburg Wolffs Pflegetochter, Felix und Franz wanderten nach Halle ins — Waisenhaus) J. G. Wolff, Direktor der Berlin-Hamburger Eisenbahn, und seine edle Gattin Marianne geb. Niemeyer die rettende Hand entgegen. Er verließ im Herbst 1855 sein Weib und die drei Kleinsten (fünf-, drei- und halbjährig), um in Hamburg sich in den Eisenbahndienst als Botenmeister einzuleben. Im Frühjahr 1856 folgte ihm seine Familie. Er ging ihr bis Berlin entgegen, erkrankte am Nervenfieber und starb, anscheinend in der Genesung begriffen, am 8. Mai. Seine Schwester Cläre schrieb an die Witwe: „Er war bestimmt, vielen Schmerz zu tragen und vielen Schmerz zu verursachen", — der liebenswürdige und viel geliebte, begabte älteste Enkel des Kanzlers. Diese Blätter sollen wahrhaftig sein, daher künden sie auch von Leid und Schmerz, wenn die lange Zeit ihren verklärenden Schimmer über die lieben Toten, die eben alle nur Menschen waren, ausgebreitet hat. Zum Schluß drei Gedichte meines Vaters, dem Glück wie Unglück Gesang wurde.

An meine Frau [Auguste geb. Westphal].

20. 10. 1851.

Wo heitre Stunden fliehn, wo trübe weilen,
Da sucht das Herz das Herz, da sucht die Hand
Des Freundes Hand, um Lust und Leid zu teilen, —
Wohl dem, der, was er suchte, glücklich fand!
Da wird die Freude süßer, Wunden heilen
Schnell bei der Liebe linderndem Verband —
Wir suchten auch, wir haben uns gefunden
Für alle heitern, alle trüben Stunden!

---

[1]) Sie hat ihre Kindheitsgeschichte berichtet unter dem Pseudonym Gabriele Clemens: Röschen, eine wahre Geschichte. Hamburg, Verlag des Rauhen Hauses.

Wir kennen unsern Wert. Du kennst den meinen,
Auch meine Schwächen sind Dir wohlbewußt,
Die menschlich an dem Menschen stets erscheinen.
So tröste Dich! — Denn immer ist die Lust
Gepaart mit Leid. Und darum laß das Weinen
Und banne allen Groll aus Deiner Brust!
So komm in meine Arme! Mit Verlangen
Sind sie bereit Dich liebend zu empfangen.

Abschiedslied auf dem Dampfwagen.

[Auf der Reise von Danzig nach Hamburg: unvollendet, wie so vieles.]

Es zwänget das Rad
Der eiserne Pfad.
Da wirbelt und kreist es,
Belebt durch die Kraft
Des menschlichen Geistes,
Der sinnet und schafft
Und nimmer ermüdet und nimmer erschlafft.

So brauset der Zug
In sausendem Flug
Auf dehnenden Gleisen.
Und Eisen auf Eisen
Mit malmendem Druck
Und erschütterndem Ruck
Bringt lästige Weisen
Im Takte hervor;
Die sprechen und singen
Und klingen und dringen
Vernehmlich und wechselnd ins lauschende Ohr.

Es ziehen die Wälder
Und Wiesen und Felder
Und Häuser und Bäume
Wie luftige Träume
Im Fluge vorbei:
Lebt wohl, Ihr Gefilde,
Ihr säuselnden Lüfte,

Ihr Heimatgebilde,
Ihr heimischen Düfte!
Im Herzen bewahr' ich Euch heilig und treu.

Lebt wohl, Ihr Türme, die Ihr meinen Blicken,
Den spähenden, bereits entschwunden seid.
Ach, wenige Minuten rücken
Uns von einander meilenweit.
Leb wohl, Du alte Stadt am Meeresstrand
Mit Deinen Resten längst entschwundner Zeiten,
Die auf die alte Macht und Größe deuten,
Womit Du einst beherrschet Meer und Land.

Lebt wohl, Ihr Mauern, die Ihr, einst mein eigen,
Die Seufzer hörtet mancher langen Nacht,
Die auf dem Sorgenlager ich verwacht,
Ihr meines stummen Grames kalte Zeugen,
Lebt wohl, Euch schirme Gottes Macht!

Leb wohl, mein Weib! Ein schweres Abschiedswort,
Das meine Seele kaum vermag zu fassen.
Ein unversöhnlich Schicksal reißt mich fort,
Und alles, was ich liebe, muß ich lassen.
Wann werden wir uns wiedersehn,
Um uns aufs neue zu vermählen?
Und wenn es einstens wird geschehn,
Wird dann auch keins der teuren Häupter fehlen?

An Marianne Wolff.

Das Herz ist voll, die Lippen strömen über. —
Der Sorgen Druck, das Hochgefühl der Lust,
Der Hoffnung Hauch, des Zweifels zehrend Fieber,
Sie drängen sich in Versen aus der Brust.

Die Dankbarkeit, die wahr und tief empfunden,
Sie zollt gerührt den schuldigen Tribut
In Worten ungewählt und ungebunden
Und stillet so des Herzens erste Glut.

Und diese Worte, die von Herzen kommen
Und zu dem Herzen gehen ihre Bahn,
Hast Du aus meinem Munde nie vernommen,
So viel Du Liebes auch an mir getan.

O, könntest Du in meinem Innern gründen!
Die Glut, die kaum nach außen Funken zeigt,
Die würdest Du in lichten Flammen finden:
Das Herz strömt über, und die Lippe schweigt.

Humoristisches.

Anton Niemeyer pflegte zu erzählen (vgl. W. Schwarz, Jugendleben der Malerin Caroline Bardua, Breslau 1874, S. 143 f.): Ein Weinhändler kam nach Halle, meldete sich bei Anton und bat zugleich um eine Empfehlung bei Lafontaine. Zur selben Zeit kommt Goethe auf einer weiteren Reise durch Halle und wünscht Lafontaine, den er noch nicht kennt, einen Besuch zu machen. An einem schönen warmen Nachmittag introduziert sich in Lafontaines Hause ein fremder Herr. Lafontaine denkt sogleich an den Weinhändler und nimmt ihn an. Der Fremde tritt ein. Lafontaine nötigt ihn in den Garten: sie wandeln in der kühlen alten Lindenallee längs der Saale auf und nieder. Auf Weingeschäfte kommen sie nicht; Lafontaine ist aber erfüllt von der bezaubernden Persönlichkeit des Mannes und kann sich gar nicht genug wundern, was das für ein gebildeter Weinhändler ist. Der Fremde merkt den Irrtum, läßt ihn aber bestehen. Lafontaine tut sich keinen Zwang an, sondern entfaltet seine Natur so gut und so schlecht, wie sie ist. Beide gehen in herzlichstem Behagen und gegenseitigem Wohlgefallen lange nebeneinander her, durchsprechen allerlei in vollständigem Vergessen des Weingeschäfts. Als der Fremde sich empfohlen hat, kommt

Anton Niemeyer gerannt, voll von dem Ereignis des Goetheschen Besuches bei seinem Schwiegervater, der schon ruchbar geworden war. Vergnügt ruft ihm dieser entgegen, er habe eben den Weinhändler bei sich gehabt und könne gar nicht sagen, wie gut ihm der Mann gefallen habe. Anton Niemeyer erkennt sogleich die Verwechselung und entdeckt dem alten Lafontaine, daß der vermeintliche Weinhändler niemand anders als Goethe gewesen sei. Nun geht dem Alten ein Licht auf; er will aus den Wolken fallen und macht sich die größten Vorwürfe, den Fremden doch etwas von oben behandelt zu haben. Lange konnte sich Lafontaine über diesen Irrtum nicht beruhigen.

Neuste Nachrichten.

Geboren: 19. Juli 1911 Sohn Aug. Hermann Joachim dem Justizrat Dr. Victor Niemeyer in Essen. — 24. August 1911 Tochter Elisabeth Anna Josephine dem Buchhändler Hermann Niemeyer in Halle a. S. — 19. September 1911 Sohn Heinrich Karl Maximilian dem Assessor Dr. Mampe ux. Dorothee Niemeyer in Berlin. — 3. November 1911 Tochter Rosemarie dem Pfarrer Georg Döll ux. Gertrud Niemeyer in Schutzberg, Bosnien.

Verlobt: Juni 1912 Hildegard Niemeyer (Stammtafel V 8, c) mit Herrn Buchhändler Adolf Seippel in Halle. — Lisbet Wolff (III 5 n, 11 c) mit Herrn Dr. med. Georg Kroll, Hausarzt in Reiboldsgrün.

Gestorben: 29. Juli 1911 Geerd Volbrandt (VI 7, f 4) in Essen, wo er mit seiner Mutter zu Besuch war. — 3. Dezember 1911 Hermine Wolff (III B 5 n 4) in Hamburg nach siebenjährigem Leiden. — 13. Februar 1912 Valerie geb. Niemeyer (VI 6, d), Gattin des Pastors Lic. Dr. Hennecke, Betheln (Hannover), „von

monatelangen schweren Leiden durch einen sanften Tod erlöst". — 2. März 1912 Rentner Julius Rehorst, Vater von Martha Niemeyer (V 7, f) im 83. Lebensjahr: er hinterläßt 7 Kinder und 15 Enkel. — 22. Mai 1912 Mathilde Niemeyer geb. Rückert (IV 5) in Weimar nach schwerem Leiden im 80. Lebensjahr.

Beförderungen: 1. Januar 1912 Wolfgang Niemeyer (VI 7, a 1) wurde Compagnon der Firma Riccardo Schulz & Cie. zu Coquimbo in Chile. — 1. Januar 1912 Ernst Niemeyer (V 2, d) Generalinspektor der Versicherungs-Gesellschaft Nordstern. — 1. März 1912 Otto Niemeyer (V 2, f 1) ernannt zum Unterarzt bei dem Infanterie-Regiment von Borcke Nr. 21. — 26. März 1912 Else Niemeyer im Lettehaus zu Berlin als Photographin geprüft. — 1. April 1912 Clara Niemeyer (V 2, e) angestellt als wissenschaftliche Lehrerin an einer Gemeindeschule in Berlin. — 1. April 1912 Universitätsprofessor Dr. Theodor Niemeyer (VI 7, a) erhielt die erste Professur für Internationales Recht (nebst Rechtsvergleichung und Kolonialrecht) in Preußen; anläßlich der Pariser Tagung der Internationalen Law Association 1912 zu ihrem Vizepräsidenten ernannt, wurde er Vorsitzender der „Deutschen Vereinigung für internationales Recht", 19. Juni 1912 Geh. Justizrat. Sein Sohn Johannes studiert in München Architektur.

Familienrat: Ehrenvorsitzender der Senior der Familie, Justizrat Hans Niemeyer in Essen. Mitglieder: Professor Dr. Max Niemeyer, Potsdam (Herausgeber der Nachrichten; an ihn sende man alle Mitteilungen, Nachrichten, Familienpapiere, Beiträge); Senatspräsident Herbert Pernice, Königsberg i. Pr.; Justizrat Dr. Victor Niemeyer, Essen a. Ruhr; Buchhändler Hermann Niemeyer, Halle a. S., Brüderstr. 6, Kassenwart (Einzahlung der Beiträge — mindestens 5 Mk. — im Oktober jeden Jahres) und Einberufer zum Familientage.

A:5

Familien-Nachrichten

für die

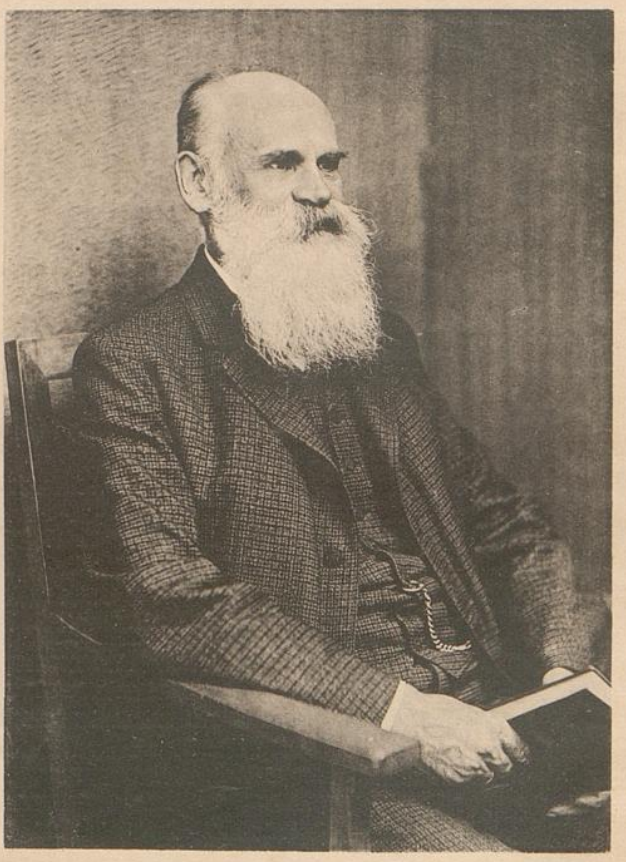
Nachkommen A. H. Franckes

Drittes Stück

Halle a. S.
Druck von Ehrhardt Karras
1913

38

Francksche Stiftungen
Haupt-Bibliothek
Halle/Saale
8, 967 - 3



Professor Dr. Max Niemeyer.

Geboren den 25. Dezember 1851, gestorben den 19. Mai 1913.

„Bin ein Maulesel worden, darf lustig sein, Ade nun, ihr Sorgen, du Zittern und Bibbern, du Bangen und Hangen in zehrender Pein!

Also ein Maulesel, ein mulus! Ja was ist das nun für ein Institut? Fürwahr ein Individuum sehr wunderbarer Art, das hohe Sprünge machen kann, 10 Fuß hoch; das gar wild und unbändig ist. — — — —

„Es war der 19. September, als ich meinen ersten Frack anzog, als ich mit schlotternden Knien in den Saal des Schreckens eilte, in welchem der heilige Senat der gestrengen Examinatoren thronte nnd an der Mitte des grünen Tisches jener Oberster der Herren, der verflixte Klix; und Augen und Stimme, sie verkündeten den hohen Gebieter. Da wurde es dem armen Befrackten gar wunderlich zumute, die tiefste Verbeugung, die je gemacht, erfolgte — und er schmunzelte. Mit drei andern wurde ich am Nachmittag geprüft. Zuerst waren die Qualen der vier Männer im feurigen Ofen furchtbar, doch bald legten sich die Gluten, die Antworten gingen vortrefflich, ja eilten den Fragen fast voraus."

So erquickend übermütig schreibt der Alumnus und Abiturient des Joachimtalschen Gymnasiums Max Niemeyer 1872 an seine Schwester Margarethe in Köslin. Eine Reihe von

Briefen gehen voran, manche folgen und werden von der Schwester als Heiligtum aufbewahrt. Sie haben mir beim Vorlesen Stunden der reinsten Weihe bereitet. Sie offenbaren einen edlen Charakter, wie er bei solch jungen Menschen selten zu finden ist. Sie sind zärtlich besorgt um das Befinden der Mutter („Mamachen") und der beiden Schwestern, die er in Köslin in Sorgen wußte. Schwester Grethe steht vor der Lehrerinnenprüfung. Er sucht ihr Selbstvertrauen zu stärken; er weist darauf hin, wie fleißig sie gewesen sei, wie sie ihre Pflicht erfüllt, und daß das Gefühl dieser Pflichterfüllung und die Frucht der ernsten Arbeit ihr auch erhalten bleibe, wenn der Erfolg wider Erwarten ausbleiben solle. Ohne Wohlrederei, stets aus wahrhaftem Herzen und unmittelbar die Seele berührend. Doch keine Überreife, vielmehr durchaus kindlich, zumal vielfach voll prächtigen Humors. (Beide Eigenschaften bewahrte er sich bis an sein Lebensende.) Einmal ververbietet der Raum die Wiedergabe der Briefe, und andrerseits meint die Bescheidenheit der Schwester Grethe, es seien die Briefe für die Öffentlichkeit ungeeignet. Demgegenüber kann ich versichern, daß jeder einzelne Brief eine Charakterbildung verrät, die vorzüglich vorbildlich wirken muß. Und dazu vor allem, meine ich, sollen unsere Famliennachrichten beitragen. Sie sollen der Niemeyerschen Jugend und den nächsten Verwandten zeigen, wie unsere Männer waren und wie sie sich gebildet haben.

Es beschäftigen sich die Briefe mit dem Wohl und den Sorgen der in den einfachsten Verhältnissen lebenden Mutter. Der zarte und schwächliche Knabe war von frühher der Freund und Vertraute seiner Mutter. In der Dämmerung saßen sie zusammen auf dem Sofa und tauschten Sorgen und Gedanken. Rückhaltlos weihte ihn die Mutter ein, zum Heil und Segen des Sohnes. Er war sich früh bewußt, was die Mutter von ihm erwartete und wie ihre Hoffnung auf seiner Entwickelung

beruhte. Max selbst hat uns ja im vorigen Hefte einen rührenden Zug ihrer Erziehung erzählt (S. 2). Auguste Niemeyer, geb. Westphal (siehe Heft 2, S. 231) hatte eine sorgfältige Erziehung genossen, sie sprach fertig französisch und war auch musikalisch gebildet. Die Not, von der uns Max im vorigen Hefte erzählte (S. 23) wies sie jedoch mehr auf Hausfrauenarbeit hin, als ihr für die Erziehung ihrer drei Kinder Max, Grethe und Agnes lieb war. Da reichte ihr Luise Freytag, eine Verwandte mütterlicherseits die Hand. Max gab seiner Tochter Hilde neben ihrem Rufnamen zwei Namen, „Luise und Sophie", als die Namen der Frauen, denen er neben seiner Mutter unendlich viel zu danken habe: „Luise Freytag und Sophie Fleischer". Alljährlich kommen in Berlin am 18. November etwa 80 Damen aus den verschiedensten Ständen, vorzugsweise aber aus dem Adel, zusammen und feiern das Andenken ihrer Schule und ihrer Erzieherin Luise Freytag. Die Freytagsche Anstalt hatte durch Jahrzehnte vorzüglichen Ruf und wurde von der Regierung ausgezeichnet. Also hier fand Max Mutter Beistand in ihrer Not. Sie ließ sich in Schmolsin bei Stolp nieder, weil zu der Zeit die Pension Freytag dort blühte. Ein Dorf war es, die ideale Erziehungsstätte für die Kleinsten. Den Abc-Unterricht leitete die Mutter, den ersten lateinischen Unterricht erhielt der Knabe von Tante Luise, einer großen stattlichen Dame, die schon äußerlich sich mit viel Würde umgab. Die Notwendigkeit des Gymnasiums erzwang den Umzug nach Köslin (1860), wohin später über Belgard (1860—63) Tante Luise mit ihrer Pension folgte. Von 1862—68 besuchte Max das Gymnasium zu Köslin (Heft 2, S. 2), und dann brachte die Mutter das schwere Opfer, den Sohn an das Joachimtalsche Gymnasium nach Berlin ziehen zu lassen (Ostern 1868). Sie fürchtete die ungünstige Wirkung der ausschließlichen Frauenerziehung. Auf alle diese Verhältnisse

werfen die Briefe aus Joachimstal nach Hause ein helles, warmes Licht. Nur in den großen Ferien weilte Max daheim. Des Sonntags war er häufig bei Fleischers. Von Sophie Fleischer geb. Niemeyer, ältestes Kind von Franz Anton, unserem Stammtafel-Niemeyer, erzählt Franz, der Stiefbruder von Max, „Tante Sophie mußte man sofort liebhaben" (er und sein Bruder Felix waren als Zöglinge des Waisenhauses in Halle auf Ferienbesuch bei der Tante zu Berlin).

Über den Joachimicus Max Niemeyer gibt ein Mitschüler den folgenden Bericht, der leider aus Mangel an Raum nur zum Teil wiedergegeben werden kann. Der Verfasser wird mir hoffentlich nicht gram sein.

In memoriam amici-condiscipuli Max Niemeyer.

Pfarrer Erich Keyser, Zehlendorf, 20. Oktober 1913.

Ein schmaler, schlanker, schwarzgelockter Jüngling mit tiefbraunen, fast stechenden Augen unter der hohen breiten Stirn, immer fröhlich dreinschauend und ungewöhnlich lebhaft und beweglich, auf den dünnen Beinen immer flink daherschreitend, so sehe ich ihn vor mir, als wir zum ersten Male Michaelis 1868 in Untersekunda von unsrem ehrwürdigen alten „Joachimstal" einander begegneten. Ein sehr freundlich-gefälliges Wesen war ihm eigen, von viel Lust und Frohsinn erfüllt. Aber es war im Grunde doch eine ernste, strenge, energische Natur, die fest entschlossen, ohne viel Umschweife, geradeaus und immer ehrlich auf ihr Ziel lossteuert. Niemeyer ist, — soviel ich mich erinnere — coram omnibus, vor der Klasse niemals erinnert oder getadelt — „mit Hausarrest bestraft" worden. Er war ein Schüler, auf den der Lehrer stets rechnen konnte, und ein Mitschüler, der sehr bald unser aller Liebling

ward. Oft amüsierte uns sein helles, munteres Lachen, wenn einmal ein guter Witz gefallen war; er vermochte aber auch sehr ernst und energisch dreinzureden, wenn einmal irgend etwas nicht nach seinem redlichen Sinn und seinem guten Geschmack gewesen war. Sein gewissenhaftes und stetiges Arbeiten im Bunde mit seinen schönen Geistesgaben erwarb ihm bald die liebevollste Beachtung unsrer Lehrer und setzte ihn sehr bald in der Klasse auf die ersten Plätze. Er besaß eine seltene Neigung für die klassischen Sprachen, zumal die lateinischen Dichter; er „präparierte" sehr gewissenhaft; besonders aber hegte er eine große Liebe für seine schöne deutsche Muttersprache und seine Aufsätze gehörten gewöhnlich zu den besten der Klasse, weil sie sich nicht nur durch edlen Schwung der Darstellung, sondern durch den gediegenen, streng logischen Auf- und Ausbau ihres Inhalts empfahlen. Das alles prädestinierte ihn zum Philologen, zu dem Lehrfach, dem er hernach mit so viel Ernst und Erfolg obgelegen .....

Die Erinnerung des treuen Mitschülers schwelgt bei den lateinischen Studien des Joachimtalschen Gymnasiums, die weit über das heute geforderte Maß und auch der andern damaligen Schwesteranstalten hinausgingen.

Maxens Mutter war schon Michaelis 1871 nach Berlin übergesiedelt. (Schwester Margarethe hatte ihr Examen bestanden und war als Erzieherin tätig, Agnes lernte „Wirtschaft" in verwandter Familie.) Anfangs bewohnte die Mutter ein Zimmerchen in der Linienstraße, bis sie dann mit dem Sohne zusammen eine Wohnung in der Ritterstraße bezog. Aus den Universitätsjahren erzählt Herr Pfarrer Keyser weiter:

Unser Niemeyer war gewiß ein sehr fröhlicher und frischer Bruder Studio, aber er hat gleich vom ersten

Semester an mit viel Treue und Hingebung sich in die besten alten Autoren, zumal „seinen Plautus“ vertieft; wenigstens hat er mir, wenn wir in der ersten Zeit unsres Studiums einander wiedersahen, viel von seinen Kollegien und Spezialstudien berichtet, leuchtenden Auges; und bei den Namen Haupt, Vahlen, Mommsen konnte er beinahe in eine köstliche „pythische“ Extase geraten. Da schweifen denn heute, nach 40 Jahren, meine Gedanken wehmutsvoll hinüber zu dem Idyll, in dessen behaglichem Dämmerlicht sie beide, Mutter und Sohn, ein bescheidenes und doch so urbehagliches Dasein spannen, — hin zu der gemütlichen Stube in jenem kleinen Gartenhause der Ritterstraße, zu der vom Hofe aus eine etwas steile Treppe hinanführte. Das war eine glückliche Zeit, und glücklich waren sie beide, Mutter und Sohn!

„1877 erwarb Max den Doktorgrad. Nachdem er darauf in Potsdam als Erzieher tätig gewesen, bestand er zu Berlin im Mai 1878 das Staatsexamen und absolvierte bis Ostern 1879 als Mitglied des pädagogischen Seminars für gelehrte Schulen sein Probejahr am Askanischen Gymnasium, woselbst er seit Michaelis 1879 angestellt war. Außer einer Dissertation: ‘De Plauti fabularum recensione duplici’ veröffentlichte er bis dahin an verschiedenen Orten Beiträge zur Kritik der römischen Komiker.“ (Mitteilung des Askanischen Gymnasiums.)

„Ostern 1884 wurde Niemeyer an das Viktoria-Gymnasium in Potsdam berufen, und hier hat er bis an sein Lebensende mit reichem Erfolg und vielem Segen gewirkt. Nachdem er einige Jahre in den mittleren Klassen beschäftigt gewesen war, hat er beinahe 20 Jahre den lateinischen Unterricht in Prima erteilt. Hier war er, wie überhaupt einer, an seiner Stelle. Durch seine gründliche Kenntnis der lateinischen Sprache, durch

seine lebhafte Phantasie und durch sein anregendes, mit sich fortreißendes Wesen verstand er es, nicht nur seinen Schülern tüchtige Kenntnisse beizubringen, sondern seine Stunden auch so zu gestalten, daß seine jungen Zuhörer mit freudigem Interesse seinen Ausführungen folgten. Neben der Arbeit für die Schule war er auch eifrig wissenschaftlich tätig; er arbeitete viel, oft zu viel. Im Jahre 1890 erhielt er von der Verlagsbuchhandlung von Teubner den ehrenvollen Auftrag, die von Brix begründete Ausgabe der Komödien des Plautus neu zu bearbeiten; alle seit der Zeit erschienenen Neuauflagen stammen daher aus Max Niemeyers Feder, zuletzt konnten sie geradezu eine Neugestaltung des ursprünglichen Werkes genannt werden. In den letzten zehn Jahren bearbeitete er daneben auch die neuen Auflagen der von Kopp begründeten römischen Literaturgeschichte. Sein Interesse beschränkte sich aber nicht auf die alten Sprachen, sondern er beschäftigte sich auch eingehend mit der französischen und englischen Literatur. Besonders waren es Romane, die er, wenn er sich Muße gönnte, zugleich mit der Absicht las, sich in diese ihm sonst fernliegenden Sprachen hineinzuarbeiten.

Das erste Jahr in Potsdam wohnte er mit seiner lieben Mutter zusammen. Dann aber trennten sich beide, weil die Mutter, wie er öfter erzählte, wünschte, daß auch er einmal die Unbequemlichkeiten eines Junggesellenlebens kennen lerne, und in der Stille hoffte, daß er sich dann um so schneller zu einer Ehe entschließen werde. Diese mütterliche Hoffnung ging über Erwarten schnell in Erfüllung. Schon ein Halbjahr später verlobte er sich in Wiesbaden mit Martha Rehorst, die er im Sommer 1885 in Potsdam kennengelernt hatte, und am 13. April 1887 führte er die Auserwählte als Gattin in ein behaglich eingerichtetes, neues Heim in der Bismarckstraße in Potsdam. In treuester Herzensfreundschaft haben beide Freud

und Leid gemeinsam getragen. Max selber fühlte sich nirgends auf der Welt so wohl wie in seinem Heim und am allermeisten seit der Zeit, wo er in der Eisenhartstraße ein eigenes Haus erworben hatte. In seiner impulsiven Art gab er einmal bei einer Gesellschaft dem Gefühl seines ehelichen Glücks mit den Worten Ausdruck, daß er am liebsten zwei Frauen haben möchte. Die Worte klingen vielleicht sonderbar, aber sie sollten bei einem Trinkspruch auf die Frauen nur ein Ausdruck seines innern Glückes sein. Niemeyer war nämlich bei festlichen Gelegenheiten auch ein gewandter und beliebter Redner, der manche, von reichem Beifall umrauschte Tischrede gehalten hat. „Die Gattin hat auch am Berufsleben ihres Mannes innig teilgenommen. Er fand bei ihr ein liebevolles Eingehen in seine Ideen und ein richtiges Verständnis für seinen Beruf und war beglückt, ihrem Interesse und klarem Urteil zu begegnen, falls er das Bedürfnis fühlte, mit ihr sich über Berufsangelegenheiten auszusprechen." Auch außerhalb seiner Familie und seines Berufes bekundete Max Niemeyer reges Interesse. Er war Mitglied des Bezirksvereins, in dessen Revier er wohnte, und gehörte eine Zeitlang auch dem Gemeindekirchenrat der Friedenskirche an. In diesem Ehrenamt bekundete er eine nicht täglich vorkommende Charakterfestigkeit. Im Bereich der Friedensgemeinde waren vor etwa 16 Jahren durch kirchliche Neubauten, die besonders auf Betreiben des Oberhofmeisters der Kaiserin, des Herrn von Mirbach, ausgeführt wurden, die Kirchensteuern zu einer bedenklichen Höhe gestiegen. Niemeyer hatte stets zum Maßhalten geraten, war aber mit seiner Ansicht nicht durchgedrungen. Als nach der Beendigung dieser Bautätigkeit die Gemeindevertretung Herrn von Mirbach eine Adresse zum Dank für seine Hilfe überreichte, weigerte er sich seinen Namen einzutragen. Man ließ also die Stelle frei. Jahre waren inzwischen vergangen, da sagte eines Tages Herr von Mirbach nach einer

Besprechung, die in Niemeyers Wohnung stattgehabt hatte: „Sie sind ja gar nicht so rabiat, als ich gedacht habe; Sie schreiben sich sicher auch noch in meine schöne Adresse ein". Er wehrte ab; und als einige Stunden später ein Diener von Mirbach wirklich mit der Adresse kam, mußte er unverrichteter Sache wieder abziehen. Gegen seine Überzeugung zu handeln, ließ er sich auch durch Leute in recht hohen Stellungen nicht bewegen.

Niemeyer war in Potsdam auch beim Volk eine bekannte Persönlichkeit durch seine Tätigkeit im Nationalliberalen Verein. Als dieser Verein im Jahre 1885 gegründet wurde, war er einer der ersten, der ihm beitrat. Nach etlichen Jahren wurde er zum Vorsitzenden gewählt und hat dies Amt bis zu seinem Tode bekleidet. Auch hierbei war er eifrig bemüht, der Sache, die er politisch vertrat, zum Siege zu verhelfen. Noch den letzten Abend, den er außerhalb seines Hauses zubrachte, leitete er eine gut besuchte Versammlung des Nationalliberalen Vereins. Schwer krank mußte er diese Versammlung verlassen. Es war ihm leider nicht mehr vergönnt, zu hören, daß die nationalliberale Sache in den letzten Jahren in Potsdam solche Fortschritte gemacht hatte, daß der bisherige freikonservative Landtagsabgeordnete nur mit ganz geringer Majorität gegenüber seinem nationalliberalen Mitbewerber als Sieger aus dem Wahlkampf hervorging.

Schon seit etwa drei Jahren fühlte sich Max Niemeyer nicht so wohl wie früher. Er litt öfter unter Brustbeklemmungen und Schwächeanfällen. Sein Hausarzt hielt dies für Zeichen nervöser Störungen; aber seine Freunde waren sich darin einig, daß sie sein Leiden als Arterienverkalkung ansahen. Und sie behielten leider recht. Ein schwerer Anfall von Brustbeklemmung und Atemnot, der am späten Abend des 16. April einsetzte, zwang ihn aufs Krankenlager, das er nicht mehr verlassen sollte. Am

Morgen des 19. Mai wurde er von seinem schweren Leiden erlöst und am 22. Mai unter zahlreicher Beteiligung auf dem Bornstedter Kirchhof, auf dem auch seine Mutter ihre Ruhestätte gefunden hatte, begraben."

Vorstehenden Ausführungen von Professor Dr. Fuhrmann in Potsdam, dem langjährigen Freunde und Kollegen von Max Niemeyer, sei ein Wort aus Knabenmund beigefügt.

Am Morgen, an dem das Hinscheiden von Max Niemeyer dem Gymnasium bekannt wurde, schloß Herr Gymnasialdirektor Dr. H. Rassow nach einer kurzen Ansprache in der Aula den Unterricht. Die Jugend eilt auf die Straße. Ein Quartaner wird von einer Dame, einer Bekannten des Hauses Niemeyer, die die Trauerbotschaft noch nicht vernommen, angehalten. „Nun, seid Ihr froh, mal frei zu haben?"

„Was, wir sollen froh sein? Einen solchen Lehrer werden wir überhaupt nie wieder haben."

Max Niemeyer als Lehrer,

nach der Erinnerung geschildert von einem seiner Schüler.

Obwohl Niemeyer während meiner Schülerzeit auf dem Potsdamer Gymnasium, die durch die Jahre 1890—99 begrenzt wird, fast ausschließlich in den Oberklassen unterrichtete, geht meine Erinnerung an ihn doch schon auf die ersten Gymnasialjahre zurück. Seine charakteristische Erscheinung mußte schon dem Knaben einen starken Eindruck hinterlassen. Mit einer Art neugieriger Scheu blickten wir als Schüler der unteren und mittleren Klassen zu ihm empor. Sein schneller, ganz eigenartiger Gang, seine hohe Gestalt, der wallende, schon stark ergraute Bart, sein

stets nachdenklicher und, wie es uns schien, stets ernster Gesichts ausdruck, die scheinbare Zerstreutheit seines Wesens, die ihn den Gruß der Schüler erst spät bemerken oder vielleicht gar übersehen ließ, das alles ließ uns ahnen, daß in dem Manne etwas Besonderes stecken müsse. Diesen Reiz zu erhöhen, trugen manche über ihn verbreitete Erzählungen bei, die, meist origineller Art, auch zu dem Ohre der jüngeren Schüler ihren Weg fanden. Gelegentlich aber standen wir dann selbst schon unter dem Zauber seiner Persönlichkeit. So durchaus individuell waren seine Schülerandachten und Ansprachen bei festlichen Gelegenheiten, so voll frischen Lebens und hoher Begeisterung, daß wir wohl manche Eigentümlichkeiten aufgriffen, aber doch völlig in seinen Bann geschlagen wurden.

So kam denn die Zeit, wo auch wir, nach Obersekunda versetzt, bei ihm Unterricht haben sollten. Ich kann nicht leugnen, daß ich zunächst froh war, als ich nach Ostern hörte, daß Niemeyer erst noch vertreten werden müsse, weil er aus Gesundheitsrücksichten auf ein Vierteljahr beurlaubt sei. War es doch allgemein bekannt, daß er von seinen Schülern tüchtig etwas verlangte, und der älteren Schülern innewohnender Hang, sich jüngeren Kameraden durch übertriebene Darstellung des von ihnen Verlangten und Geleisteten interessant zu machen, betätigte sich auch uns gegenüber mit dem Erfolge, daß wir ein gelindes Gruseln empfanden. Immerhin hatte dies das Gute, daß ein Teil von uns die Zeit, wo wir noch nicht unmittelbar der Gefahr ausgesetzt waren, tüchtig ausnutzte, um für alle Fälle gerüstet zu sein. Große Ereignisse werfen eben ihre Schatten voraus.

Obwohl noch nicht völlig genesen, trat Niemeyer dann seinen Dienst wieder an und übernahm nun in der Obersekunda selbst den lateinischen und griechischen Unterricht. Später hatten wir in Unterprima nur Latein, in Oberprima sogar nur noch

Horaz bei ihm. Ich glaube, ich war nicht der Einzige, der es bedauerte, daß wir späterhin so wenige Stunden bei ihm hatten, soviel wir auch von den Lehrern hielten, die an seine Stelle traten. Denn in seltenem Maße vereinigte sein Unterricht drei wesentliche Vorzüge: er war ungemein interessant, vermittelte uns ein hohes Maß von Kenntnissen und erzog uns zu selbständiger, wissenschaftlicher Arbeit.

Niemeyers eigene geistige Beweglichkeit, die sich in seinem ganzen Wesen ausprägte, ließ auch bei den Schülern nie das Gefühl der Langweile aufkommen. Was für ein frisches Leben pulsierte in dem Manne! Das war der Eindruck, den wir gleich in der ersten Stunde gewannen. Mit lebhaften Handbewegungen begleitete er die Worte, die ihm frisch, originell und stets natürlich von den Lippen kamen. Der ganze Mensch schien von der Sache, die er behandelte, in Anspruch genommen. In lebhafter Erregung konnte er aufspringen, um irgend einen Vorgang, den er uns veranschaulichen wollte, drastisch vorzuführen oder, oft in humorvoller Weise, seiner Entrüstung über irgend eine grandiose Dummheit Ausdruck zu verleihen und den gedankenlosen Träumer aufzurütteln. Oder wer sähe ihn nicht noch vor sich, wie er mit der feinen, beweglichen Hand über die hohe Stirn fuhr oder den langen Bart hin- und widerstrich, sei es nun zum Zeichen behaglicher Zufriedenheit oder auch, ein drohendes Unwetter verkündend, zum Ausdruck innerer Erregung, deren Höhe wir nach dem dabei innegehaltenen Tempo ermessen konnten! Dann wieder, wenn es galt, einem schwierigen Gedankengange nachzugehen, sahen wir ihn in geschlossener Haltung, vornübergeneigt, als wolle er die Fühlung mit dem Stoff und mit den Schülern nicht verlieren, die rechte Hand an die Wange gelegt. Wem könnte diese für ihn so charakteristische, von uns Jungen oft kopierte Haltung je aus dem Gedächtnis entschwinden? Und dann die

lebhaften, fast schwarzen Augen! „Sie zogen an und sahen scharf", so schreibt mir einer meiner früheren Mitschüler. „Sie schienen mir der Ausdruck des in ihm ruhelos brennenden Feuers", so charakterisiert sie ein anderer. Aber sie fanden auch ihren Ruhepunkt, wenn sie, die sonst so lebhaft beweglichen, wie in stiller Verklärung sich in ein dem Geiste besonders klar vorschwebendes Bild aus dem Märchenlande der Antike versenkten.

Oft aber leuchtete aus ihnen auch der Schalk. Gab es doch fast keine Stunde, in der wir nicht einmal wenigstens, Lehrer und Schüler, herzlich gelacht hätten. In diesem Punkte war Niemeyer jung geblieben und vergaß es nie, welch ein wirksamer Hebel zur Belebung des Interesses bei der Jugend der Humor ist. Und er besaß einen feinen Humor: Mitten in einer durchaus ernsten Situation sahen wir es dann wohl plötzlich in seinem Auge aufblitzen, und, durch den unerwarteten Gegensatz besonders eindrucksvoll, folgte irgend ein Scherz oder ein witziger Vergleich, der natürlich bei uns Jungen haftete und, ohne daß wir uns dessen wohl recht bewußt wurden, zugleich eine Stütze des Gedächtnisses wurde für das, was er uns hatte einprägen wollen. So ließ er z. B., wenn er die Reihe antiker Freundespaare aufzählte, ganz unvermittelt am Schluß die Namen zweier Mitschüler folgen, die ihm und uns als unzertrennliche Genossen auf dem Schulweg oder auf dem Schulhof aufgefallen waren. Selbst vor etwas derberer Komik scheute er nicht zurück, wenn er sich davon für die Erweckung anschaulicher Vorstellungen Gewinn versprach. „Das vollkommene Lied", so etwa pflegte er zu sagen, „muß gesungen, gespielt und getanzt werden". Und um uns das zu veranschaulichen, versäumte er nie, die Horazische Ode: Miserarumst nec amori" ... im Walzertempo mit etwas ungelenken Schritten vorzutanzen, was natürlich große Heiterkeit erregte.

Bei der selbstverständlichen Disziplin, die er besaß, konnte er das auch ohne Schaden tun und hatte selbst seine Freude daran wenn es uns belustigte. Wenn dann aber doch einmal die Wogen der Heiterkeit das zulässige Maß überstiegen, dann verwies er uns in ruhiger Weise. Denn er scherzte zwar gern, aber der Witz auf jeden Fall war nicht seine Sache. Sehr ernst erklärte er dann, daß er nicht die Absicht gehabt habe, uns zu amüsieren, sondern daß auch seine Scherze nur dazu dienen sollten, uns den Gegenstand nahezubringen. Und das verhielt sich wohl in der Tat so, wenn er auch, Gott Lob, selbst soviel Freude am Lachen hatte, daß er es öfter, als es unbedingt nötig war, in den Dienst der Sache stellte. Die dabei naheliegende Gefahr, sich der Lächerlichkeit preiszugeben, bestand für ihn nicht. Dazu war sein Streben viel zu ernst, dazu stand uns seine Persönlichkeit viel zu hoch. Ausgesprochene Eigentümlichkeiten, die er vielleicht mehr als mancher andere Lehrer hatte, und die bei seiner Art, sich ganz natürlich zu geben, wohl auch besonders deutlich zutage traten, gaben uns wohl viel Gesprächstoff und forderten auch mimische Talente heraus, sie mit mehr oder weniger Geschick nachzuahmen; solche Versuche gaben aber uns doch mehr zu harmloser Heiterkeit Veranlassung, als daß wir eine böswillige Verspottung darin gesehen hätten. Sie hätte auch ihr Ziel verfehlt, weil er selbst aus sich nichts machte und es doch oft gerade die Eitelkeit und die Eingenommenheit von der eigenen Person ist, die die Schüler am Lehrer nicht vertragen können und die sie mit unerbittlichem Spott verfolgen. Er besaß die so äußerst wertvolle Gabe der Selbstironie und brach damit vielem, was für andere die Quelle gehässigen Spottes geworden wäre, die Spitze ab. Als wir ihm zu seiner Ernennung zum Professor gratulierten, freute er sich zwar über unsere Anteilnahme, bezeichnend aber war seine Erwiderung; „Ja, ja danke — propter barbam!“

Ein anderes feines und wirksames Beispiel der Selbstironie gab er uns bei der Erklärung einer Odysseestelle: Odysseus als Leuchtenwärter, grollend auf die Freier und von ihnen wegen seiner Glatze verspottet. Während er uns die Situation ausmalte und zu den Worten kam: „Er hat ja keine Haare auf dem Haupte, auch keine Spur!" strich er sich selbst über die „Stirn, die in den Nacken wuchs" und begleitete diese Handbewegung mit seinem üblichen, halb nachdenklichen, halb neckischen: „Tja".

Gewann ihm seine frische und humorvolle Art das Herz der Jugend, so fesselte die Geschicklichkeit, mit der er uns den Stoff zu veranschaulichen wußte, unser Interesse für die Sache. Sehen sollten wir die Menschen und die Dinge. Nicht eine tote Welt sollte uns die Antike sein, sondern wir sollten es empfinden, daß die Menschen des Altertums Fleisch von unserm Fleisch gewesen. Nicht genugtuen konnte er sich in der Heranziehung von Bildern und Vergleichen aus dem heutigen Leben, um uns die Vergangenheit vertraut zu machen, bis wir die Dinge vor uns zu sehen glaubten. „Ich weiß nicht, bin ich deutlich geworden?" noch jetzt klingen mir diese so häufig von ihm gebrauchten Worte in ihrer eigentümlich dialektischen Färbung im Ohre. — Amtsbezeichnungen und Namen antiker Institutionen pflegte er mit Bedacht oft durch ganz moderne, mit Vorliebe sogar gerade aktuelle Ausdrücke zu ersetzen. Mutete uns das zunächst auch manchmal sonderbar an, so lenkte es doch unser Nachdenken auf diese Vergleiche und zwang uns, lebendige Vorstellungen mit den antiken Begriffen zu verbinden, die dadurch das Formelhafte und Fremdartige für uns verloren. Keiner verstand es so wie er, in uns ein Gefühl für die großartige Plastik der antiken Ausdrucksweise zu erwecken. Darum nahm die Pflege der Etymologie, soweit sie nicht vom Wege abführte, in seinem Unterricht einen bevorzugten Platz ein. Die kraftvolle Sinnlichkeit in der antiken

Wort- und Phrasenbildung sollten wir nachempfinden. Darum suchte er den Ausdruck auch im Deutschen möglichst getreu nachzubilden und scheute dabei zunächst auch nicht vor mancher Ungeheuerlichkeit zurück. Das fesselte durch das Ungewohnte die Aufmerksamkeit, haftete im Gedächtnis und ließ uns auch dann, wenn wir den ungewöhnlichen Ausdruck durch einen gebräuchlichen ersetzten, bei dem Klange des fremden Wortes die Vorstellung beibehalten, die die Alten damit verbanden. Wieviel wir dabei für unser sprachliches Empfinden überhaupt lernten, braucht nicht gesagt zu werden. Besonders gern lenkte er unsere Aufmerksamkeit auf solche Fälle, wo es der Schriftsteller verstanden hatte, einem Worte, das in seiner etymologischen Bedeutung für seine Zeit schon abgeschliffen war, durch geschickte Fügung der Gedanken etwas von der alten, sinnlichen Kraft zurückzugeben. Sprechende Namen ließ er nie unübersetzt, und wie reichlich fand sich dazu im Homer- und Horazunterricht Gelegenheit. Dabei fand dann natürlich auch der Humor wieder ein Plätzchen. Kalypso mußte es sich gefallen lassen, als „Fräulein Berger" aufzutreten, und Odysseus beim Anblick seines Gefährten Elpenor in der Unterwelt in die Worte ausbrechen: „Donnerwetter, Hoffmann, wie kommst Du hierher?"

Durch seine sprühende Phantasie wußte er den Dingen frisches Leben einzuhauchen. Oft hatte ich den Eindruck, als leide er selbst mit den dichterischen oder historischen Gestalten, in deren Schicksale er uns einführte, und teile auch ihre Freude mit ihnen. „Und morgen ist der große Freiermord!" mit diesen Worten betrat er einmal die Klasse, selber schon ganz im Banne der wundersamen homerischen Erzählungen. Und wem von seinen Schülern ständen nicht Dutzende von plastischen Bildern aus der Odyssee, die wir das Glück hatten mit ihm zu lesen, noch heut klar vor Augen! Hoffentlich werden sich auch noch recht viele

bewußt sein, wieviel sie darin Niemeyer verdanken. Fast möchte ich sagen, der Dichter selbst müsse ihm noch dankbar sein, daß er sein Werk in soviel Hunderten deutscher Jünglinge zu so frischem Leben erweckte. Das konnte er aber auch nur, weil in ihm selbst ein Stück Dichter steckte. „Ich glaube", so schreibt mir einer meiner Schulfreunde, „Niemeyer zu verstehen, muß man eine starke dichterische Gabe bei ihm voraussetzen." Ich erinnere mich, von ihm poetische Übertragungen mustergültiger Art von Horazoden gehört zu haben, und glaube bestimmt, sie waren eigenes dichterisches Erzeugnis. Jedenfalls verstand er es, dichterische Stimmungen aufs feinste nachzuempfinden und auch uns mit einem Schlage in eine für die Aufnahme der Dichtung empfängliche Stimmung zu versetzen.

„Der Schnee ist gangen,
Der Lenz ist da,
Die Blümlein prangen.
Hallelujah!"

So leitete er die Lektüre der Frühlingsode: „Diffugere nives" ein. Zum mindesten war er ein feinsinniger Ästhet. Überall trat die ästhetische Auffassung in den Vordergrund. Selbst die sonst trockensten Gebiete der Grammatik wußte er fast künstlerisch zu erfassen und den Stoff ästhetisch zu durchdringen, ohne daß die exakte Logik darunter gelitten hätte. Damit hängt auch sein feines psychologisches Empfinden zusammen. Wie hat er uns, um nur ein Beispiel herauszugreifen, die für deutsche Jungen oft so schwer verständliche Eigenart eines Cicero menschlich nahezubringen gewußt. Ohne in übertriebenes Lob oder ungerechten Tadel zu verfallen, hat er ihn uns eben aus seinen Lebensschicksalen und aus der Anschauungsweise der damaligen Zeit verständlich gemacht. Unterstützt wurde er dabei freilich durch sein umfassendes geschichtliches Wissen. Noch heut bedaure

ich es, daß ich niemals bei einem so feinen Kenner der Menschennatur Geschichtsunterricht gehabt habe.

Man würde nun aber entschieden fehlgehen, wollte man aus dem Gesagten den Schluß ziehen, daß es bei Niemeyers Unterricht nur auf Anregungen, wenn auch noch so interessanter Art, hinausgekommen sei. Ein wie wirksames Hilfsmittel beim Unterricht das durch einen geistreichen und humorvollen Lehrer geweckte Interesse auch ist, allein kann es den gewünschten Erfolg, der letzten Endes doch wohl in der Aneignung tüchtiger Kenntnisse und der Entwicklung der geistigen Fähigkeiten bestehen soll, nicht verbürgen. Dazu bedarf es sittlichen Ernstes und unermüdlicher, zielbewußter Arbeit, Eigenschaften, zu denen der Lehrer durch sein eigenes Beispiel die Schüler erziehen muß. Und solch einen Lehrer hatten wir in Niemeyer. Es war ihm höchster Ernst um die Sache. Von dem Werte der klassischen Bildung, die er uns vermitteln wollte, war er bis in sein innerstes Wesen überzeugt. Vielleicht mag er sogar andern Bildungsmöglichkeiten nicht ganz gerecht geworden sein; aber er konnte sich wohl überhaupt das Leben ohne die Beschäftigung mit dem klassischen Altertum nicht recht vorstellen. Sein Verstand sagte ihm — ich schließe das aus gelegentlichen späteren Äußerungen, — daß alles und so auch die Antike nur einen relativen Wert haben könne, aber sein Herz sträubte sich dagegen, das anzuerkennen. Darin lag zweifellos eine gewisse Schwäche, die ihn wohl auch manchmal gegen Realitäten blind machte. Wenn er z. B. davon sprach, wie uns als kleinen Knaben die Mutter die schönen Geschichten von Odysseus, Herakles u. a. erzählt habe, so entsprach das wohl kaum bei einem von uns der Wirklichkeit. Aber für seine Auffassung war es bezeichnend. Und hier lag andererseits auch seine Größe: was er war, war er eben ganz und mit der vollen Begeisterung seines impulsiven Wesens. Und daß wir es bei

ihm mit einem gründlichen Kenner des Altertums zu tun hatten, das hatten selbst wir Jungen bald herausgefunden, und diejenigen von seinen Schülern, die wie ich sein Studium zu dem ihren gemacht haben, werden je länger, je mehr erkannt haben, daß sein Unterricht vor allem auch darum so erfolgreich war, weil er eben aus dem Vollen schöpfte. Und wir wußten, daß dieser Born nie versiegen konnte, weil Niemeyer rastlos weiterarbeitete. Es ist hier nicht der Ort, ihn als Gelehrten zu würdigen, aber es ist doch auch für seinen Wert als Lehrer einer Anstalt, die zu wissenschaftlichen Studien vorbereiten will, nicht unwesentlich, zu erwähnen, daß sein Name in der wissenschaftlichen Welt einen guten Klang hat. Friedrich Leo in Göttingen, einer unserer größten Philologen und selbst Spezialist für Plautusforschung, also wohl ein berufener Beurteiler, hat sich, wie mir ein Schüler Niemeyers und Leos mitgeteilt hat, immer lobend über Niemeyers Plautusforschungen ausgesprochen. Hin und wieder, wenn sich Gelegenheit dazu bot, hat Niemeyer auch uns an seiner Freude an diesem Dichter teilnehmen lassen. Dann leuchteten seine Augen noch heller und lebendiger. Wenn übrigens auch die Antike im Mittelpunkte seines Interesses stand und in seiner Wertschätzung die erste Stelle einnahm, wandte er doch auch anderen Gebieten seine Aufmerksamkeit zu und wußte sie für seinen Unterricht fruchtbar zu machen. Von seiner umfassenden Geschichtskenntnis ist schon die Rede gewesen. Er war aber auch ein feiner Kenner der deutschen Literatur, nicht nur der klassischen, sondern er las und verarbeitete auch, wie wir an gelegentlichen Zitaten merkten, die moderne Dichtung. Und für sein vielseitiges Interesse ist es ein beredtes Zeugnis, daß er durch unausgesetzte Lektüre neusprachlicher Werke seine Kenntnisse auch auf diesem Gebiete nicht rosten ließ. Daß er regen Anteil am politischen Leben nahm, kam seinem Unterricht nicht minder zugute. Seiner eigenen

aktiven politischen Betätigung hat er freilich bei seinem feinen pädagogischen Takt im Unterricht niemals Erwähnung getan und uns auch nie einseitig parteipolitisch zu beeinflussen gesucht.

Wie er an sich selbst hohe Anforderungen stellte, so hielt er auch uns mit Energie zu ernster Arbeit an. Ohne in übertriebene Strenge zu verfallen, zensierte er doch nicht milde. Ein „gut" oder gar ein „sehr gut" zu erringen, war nicht leicht; aber es wog dann auch um so schwerer. Seinen Korrrekturen merkte man die innere Anteilnahme an. Das Mißfallen, das gewisse Fehler bei ihm hervorriefen, erkannte man an der Länge und Dicke der roten Striche am Rande, die er je nach der Art der Fehler fein zu differenzieren wußte. In der Schreibweise der abschließenden Prädikate deutete er Unterschiede des Urteils an. Lief bei dem Worte „genügend" der Bogen des d nach oben aus, so hatte man Grund, mit der Arbeit zufrieden zu sein. Wenn er sich aber dies Prädikat nur mühsam abgerungen hatte, wurde der niederziehende Eindruck der Arbeit dadurch gekennzeichnet, daß der Bogen des d nach unten in einen langen Strich endete, der sich unter Umständen, wenn die Empörung über manche Fehler gar zu groß war, womöglich über eine halbe Seite hinzog. Andrerseits gab er aber auch seiner Befriedigung über gute Leistungen uneingeschränkten Ausdruck. Er machte auch Gebrauch von dem „sehr gut" und war darin nicht enghrzig. Wer gar ein „laudo te" unter seiner Arbeit fand, der konnte stolz sein. — Mit Strenge hielt er auch auf die gewissenhafte Erledigung der häuslichen Aufgaben, deren Umfang oft nicht gering bemessen war, aber auch nach meinem Eindruck unsere Kräfte nicht überstieg. Gewissenhafte Bemühung wußte er stets anzuerkennen, auch wenn die Arbeit nicht zu einem befriedigenden Resultate geführt hatte. Dagegen konnte er bei Unfleiß und besonders bei dem Versuche, durch allerhand Machenschaften über leichtfertige Arbeit hinweg-

zutäuschen, recht unangenehm werden. Er hatte dafür einen scharfen Blick; so leicht ließ er sich auf die Dauer nichts vormachen. Da er außer den Charakteren auch die ingenia wohl zu unterscheiden wußte, ließ er sich bei der Beurteilung der Reife eines Schülers nicht schematisch von dem Ausfall der Einzelleistungen leiten, sondern beurteilte die Schüler im ganzen, wobei er sich dann freilich wohl manchmal den Vorwurf der Ungerechtigkeit zugezogen haben mag. In die Prima vor allen Dingen wollte er keinen hineinlassen, der ihm nicht die genügende Gewähr zu bieten schien, daß er für die dort gebotenen Bildungselemente genügendes Interesse, gründliche Vorbildung und ausreichende Begabung mitbringe. Da er uns über diese seine Grundsätze nicht im unklaren ließ, wußten wir, woran wir waren und daß es eben galt, alle Kräfte anzuspannen. Daß auch dieser heilsame Druck nicht ohne Einfluß auf das Maß unserer Kenntnisse bleiben konnte, leuchtet ein.

Aber wir brauchten darum nicht in banger Furcht zu sein. Bei gutem Willen und leidlicher Begabung führte er uns auch zu dem erwünschten Ziele, wobei ihn das Wohlwollen, das er seinen Schülern entgegenbrachte, auch über Schwächen hinwegsehen ließ. Wer seinem Unterricht mit Aufmerksamkeit folgte, bei dem mußte schon wegen seiner interessanten Art ein großer Teil des in der Stunde Durchgearbeiteten von selbst haften. Freilich mußte gewissenhafte häusliche Einprägung ergänzend hinzukommen; aber er erleichterte uns doch durch die Art seines Unterrichts die Sache erheblich. Von wesentlicherer Bedeutung aber war der Teil der häuslichen Arbeit, der selbständige geistige Leistungen von uns verlangte. Hierbei erstrebte Niemeyer das Ziel, uns vor allem zu selbständigem Denken und zu wissenschaftlicher Arbeitsweise zu erziehen. Daß er dieses Ziel bei dem Gros seiner Schüler erreichte, ist eines seiner größten Verdienste, und einer der glänzendsten Beweise seiner wissenschaftlichen und

pädagogischen Befähigung. Mögen auch viele Einzelkenntnisse, die wir uns verarbeiteten, im Laufe der Jahre, besonders bei denjenigen seiner Schüler, die ihr späterer Lebensberuf ganz andere Bahnen führte, wieder dem Gedächtnis entschwunden sein, dafür sind ihm meines Erachtens alle zu dauerndem Dank verpflichtet, daß er bei ihnen den Grund zu wissenschaftlichem Arbeiten gelegt. — Hatte er uns ein Stück aus einem Schriftsteller zu häuslicher Vorbereitung aufgegeben, so verlangte er keineswegs, daß wir alles „herausbekämen". Es erregte im Gegenteil bei ihm sofort berechtigtes Mißtrauen, wenn eine besonders schwierige Stelle glatt und einwandfrei von einem Schüler wiedergegeben wurde, bei dem er die Befähigung dazu nicht voraussetzen konnte. Er wußte, was ein Sekundaner oder Primaner zu leisten imstande ist und daß er gewisser Schwierigkeiten nicht allein Herr werden kann. Solche Leistungen, die den Stempel der Unselbständigkeit an der Stirn trugen, kamen für ihn nicht in Betracht. Viel wertvoller war es ihm, wenn ein Schüler erklärte, dies oder jenes nicht verstanden zu haben. Dann führte er ihn durch geschickte Anleitung zum eigenen Verständnis der Stelle, und solche Leistungen, die auf selbständige, ehrliche Arbeit schließen ließen, bewertete er unter Umständen besonders hoch. Damit nun aber mit seiner Nachsicht kein Mißbrauch getrieben würde, verlangte er folgendes von uns: die Stelle, die uns Schwierigkeiten gemacht hatte, mußte durch ein Fragezeichen am Rande kenntlich gemacht sein, und wir mußten genau angeben können, woran wir im einzelnen gescheitert waren, sei es nun an der Bedeutung einer Vokabel, an der Satzkonstruktion, am Gedankenzusammenhang oder dergl. Dies Fragezeichen mußten wir unter Umständen vorzeigen; fand es sich nicht, so gerieten wir eben in den Verdacht, uns die Sache erst im Augenblick zurechtgelegt zu haben, und die Vorbereitung galt als ungenügend. Mit unerbittlicher Strenge

hielt er auf die Durchführung dieses Verfahrens. Nichts war ihm mehr zuwider, als wenn ein Schüler auf seine Frage erklärte, die Stelle verstanden zu haben, und er ihm dann nachweisen konnte, daß er sich einer bedauerlichen Selbsttäuschung hingegeben. Natürlich mußte auch diese Art zu arbeiten erst gelernt werden. Die Einsicht in die Grenzen der eigenen Erkenntnis und die richtige Abschätzung der eigenen Fähigkeiten ist nicht jedem von vornherein gegeben, und gerade phantasievolle Schüler neigen dazu, die Lücken logischen Verständnisses durch Kombinationen auszufüllen. Aber das sollten wir uns unter allen Umständen abgewöhnen. So phantasievoll er selbst veranlagt war, so verhaßt war ihm doch jede Unklarheit und Verschwommenheit des Denkens. Die eigene lebhafte Phantasie in straffe Zucht zu spannen, hatte er eben in strenger wissenschaftlicher Arbeit gelernt, und wollte nun auch uns dazu erziehen. Darum leitete er uns in geschicktester Weise im Unterricht an, uns selbst diese wissenschaftliche Methode zu erarbeiten. Er ließ uns selbst suchen und finden, ließ uns zunächst auch einmal ruhig einen falschen Weg einschlagen und machte zum Schein den Irrtum mit, bis wir uns an den Konsequenzen von der Unmöglichkeit unserer Auffassung überzeugten. Dabei schenkte er sich auch selbst nichts. Er machte kein Hehl daraus, wenn er selbst irgend etwas nicht restlos erklären konnte. Dann grübelte er, ob ihm nicht vielleicht der Augenblick noch die richtige Lösung bringen könne, oder er rief auch uns zur Mitarbeit auf, forderte unser Urteil über diese oder jene Auslegung, in der Hoffnung, daß vielleicht einer von uns durch einen schwerwiegenden Grund der einen oder der anderen Auffassung zum Siege verhelfen werde. Und seine Freude war groß und selbstlos, wenn es einem findigen Kopf einmal gelang, eine richtige Erklärung zu geben, auf die er selbst noch nicht gekommen war. Bestanden aber auch nur noch die geringsten

Zweifel oder Unklarheiten, so blieb in seinem und in unserem Exemplar das Fragezeichen oder, wo Textverderbnis oder ganz ungewöhnlicher Sprachgebrauch anzunehmen war, das Kreuz am Rande. Scharfe Selbstprüfung, innere Wahrhaftigkeit, klare Einsicht in die Grenzen unseres Wissens, das war es, was er von sich selbst und von uns verlangte. „Nur wenn man weiß", so etwa pflegte er zu sagen, „wo man den Hebel anzusetzen hat, besteht auch die Möglichkeit, weiterzukommen". Diese „Kunst des Nichtwissens" befähigte ihn auch in besonderem Maße, uns die Gestalt eines Sokrates nahezubringen. Seine Wesensverwandtschaft zu dem großen Weisen des Altertums wird nicht nur mir, sondern vielen seiner Schüler aufgegangen sein. In diesem Zusammenhange wird man auch gelegentlich von ihm getane Äußerungen verstehen, die man sonst leicht für Übertreibungen ansehen könnte, derart wie etwa folgender Ausspruch, der noch in meiner Erinnerung haftet: „Wer gelernt hat, sich durch eine livianische Periode hindurchzufinden, wird auch die Schwierigkeiten des späteren Lebens überwinden." Denn daß das „non scholae, sed vitae" von der Art zu arbeiten, die wir bei Niemeyer lernten, in hohem Maße gilt, unterliegt keinem Zweifel. — Daß er außerdem auch glänzende äußere Erfolge durch seinen Unterricht erzielte, kann nach dem Gesagten nicht wundernehmen. In welchem Rufe seine Leistungen standen, beweist der Ausspruch, den ein Berliner Gymnasialdirektor einem von Niemeyers Schülern gegenüber getan hat, der sich um eine Anstellung als Lehrer bewarb. Als der Direktor hörte, daß er einen ehemaligen Schüler Niemeyers vor sich habe, erklärte er: „Das ist die beste Empfehlung; Niemeyers Schüler sind die besten Lateiner."

Sicherlich kann das, was wir seinem Unterricht an geistiger Anregung, wissenschaftlicher Arbeitsweise und positiven Kenntnissen verdankten, nicht hoch genug eingeschätzt werden. Und doch sind

wohl die sittlichen Wirkungen, die von seiner Persönlichkeit ausgingen, noch höher zu veranschlagen. Treue Pflichterfüllung, Ehrlichkeit der Arbeit, unbedingte Wahrhaftigkeit, das waren die Fundamente, auf denen sich sein eigenes sittliches Leben aufbaute, die er auch uns als zuverlässige Stützen fürs Leben mitgeben wollte. Und wie hätte seine Begeisterung für alles Gute, Wahre und Schöne an den empfänglichen Herzen der Jugend spurlos vorübergehen sollen! Alles Gemeine war ihm bis ins Innerste verhaßt. „Dem Reinen ist alles rein", dies Wort, das wir wohl oft aus seinem Munde hörten, galt auch von ihm. Er brauchte auch vor Berührung heikler Fragen im Unterricht nicht zurückzuschrecken. Prüderie kannte er nicht, und er umging solche Dinge nicht; aber in schlichter Natürlichkeit und reinen Herzens besprach er sie. Und „selig sind, die reinen Herzens sind; denn sie werden Gott schauen". Hier liegen ohne Zweifel die stärksten Wurzeln seiner Kraft. Er trug es nicht zur Schau, aber dem tiefer Blickenden konnte es nicht verborgen bleiben, daß er im Grunde eine religiöse Persönlichkeit war. Eigenartig war diese Religiosität wohl und von dogmatischem Kirchenglauben vielleicht in vielem entfernt, aber sie war erkämpft und ein integrierender Bestandteil seines Wesens geworden, von dem sie die herzerquickende Wärme angenommen hatte. So gingen denn auch von ihm Ströme lebendigen Wassers aus, unaufdringlich, aber gerade darum um so nachhaltiger. Wo er auf Äußerungen wahrer Religiosität zu treffen glaubte, sei es nun in den Schriften der Alten, sei es in den Anschauungen der evangelischen oder katholischen Kirche, da fanden sie einen lebhaften Widerhall in ihm. Er entkleidete sie, wo es nötig war, der für uns fremdartigen Form und legte den tieferen religiösen Kern bloß, so an seinem Teile mitarbeitend an der Versöhnung der Gegensätze, an der Erziehung zu edler Duldsamkeit. — Ein Zug sei hier noch

erwähnt: die Innerlichkeit seines Gebets. Es war bei uns üblich, daß am Schluß des Unterrichts ein für die Woche passender Spruch als Gebet verlesen wurde. Er wich von diesem Brauche ab. Nach kurzer Sammlung kam es mit warmer Empfindung von seinen Lippen: „Gott mit uns! Amen!" Das Lächeln, das natürlich die ungewöhnliche Art bei einem Teil der Schüler hervorrief, kümmerte ihn nicht, und es schwand auch bald, und wer sich auch nur einen Rest religiösen Empfindens bewahrt hatte, wird schließlich auch zu der Einsicht gekommen sein, daß es wohl kein schöneres Gebet gibt, als die Bitte um Gemeinschaft mit Gott.

Endlich noch ein Wort über sein persönliches Verhältnis zu den Schülern. Mit dem Ausdruck lebhaften Bedauerns haben mir einige meiner ehemaligen Klassenkameraden erklärt, daß sie ihm persönlich nicht näher getreten seien, wie sie es so sehr gewünscht hätten. Und ich selbst kann diesen Eindruck bestätigen, wenn ich mich auf die Erinnerungen aus meiner Schülerzeit beschränke. Wie war das bei einem solchen Manne möglich? Eine ausreichende Antwort auf diese Frage zu geben, ist bei der fein differenzierten Art seines Charakters schwierig. Doch sei es versucht! Als wir ihn kennen lernten, bezifferte sich der Altersunterschied zwischen ihm und uns nach Jahrzehnten. Hunderte von Schülern waren durch seine Hände gegangen, und was in den ersten Jahren vielleicht als charakteristische Eigenart der Schüler erschienen, mochte bei aller Verschiedenheit der Menschen für ihn etwas Typisches angenommen haben. Körperliches und seelisches Leid hatten ihm die Jahre in reicher Fülle gebracht, und es bedurfte seiner ganzen männlichen Energie, um in allererster Linie die schweren sachlichen Aufgaben des Berufes zu erfüllen. Wollte er hier frisch bleiben, so mußte er neue Kraft und Anregung da schöpfen, wo er sie einzig und allein fand, in immer neuer wissenschaftlicher Arbeit. Das war Lebenselement

für ihn, nur in diesem Quell konnte sein lebhafter Geist sich gesund baden. Das aber entrückte ihn etwas dem Leben. In höheren und reineren Regionen schwebte sein Sinn und unbewußt fühlten wir Jungen, die wir noch so frisch ins Leben hineinschritten, die Distanz. Aber noch ein anderer Grund kommt hinzu. Es ist für den, dem es einigermaßen gegeben ist, nicht allzu schwer, sich durch persönliche Fühlungnahme die Sympathie der Schüler zu gewinnen. Aber rein natürliche Liebenswürdigkeit oder gar persönliche Eitelkeit des Lehrers können hierin leicht zu einem Übermaß führen, durch das die Sache und das Erziehungswerk nicht unerheblich gefährdet werden können. Mochte er das nun von vornherein instinktiv gefühlt haben, oder mochte ihm diese Erkenntnis durch Erfahrungen im Laufe der Jahre gekommen sein, jedenfalls hat er nicht nach der Sympathie der Schüler gehascht und vor allen Dingen die Sache stets über die Person gestellt. Zweifellos unterlag er selbst bei seiner sensitiven Natur stark der Wirkung von Sympathie und Antipathie. In scharfer Selbstprüfung aber hatte er das wohl durchschaut und kämpfte um der Gerechtigkeit willen mit aller Energie dagegen an, selbst auf die Gefahr hin, sich dem andern Extrem zu nähern. Es liegt etwas männlich Herbes und Selbstloses in dieser Art, die ihn auf manche reine und herzerhebende Freude um eines höheren Zweckes willen verzichten ließ. — Wer nun aber annehmen wollte, daß er überhaupt kein persönliches Interesse für seine Schüler gehabt habe, der täte ihm bitter unrecht, der müßte auch keine Spur von Verständnis für sein Wesen haben, für das der Mensch im Mittelpunkt des Interesses stand und dem nichts Menschliches fremd war. Viele seiner ehemaligen Schüler, die ihm im späteren Leben noch nahegetreten sind, werden, wie ich, den er auch später noch mit Herz und Wort und Tat gefördert hat, unumstößliche Beweise seiner persönlichen Anteilnahme erhalten

haben. Und manchem wird es gegangen sein wie mir: auf der Schule das Gefühl, sich mit allen andern gleichmäßig in seine Freundlichkeit teilen zu müssen, später die beglückende Erfahrung, doch ein bevorzugtes Plätzchen in seinem Herzen gehabt zu haben. Wer das Glück gehabt hat, ihn noch wenige Monate vor seinem Tode bei der Jubiläumsfeier des Potsdamer Gymnasiums zu sehen und zu sprechen, wird mir zustimmen müssen. Da sah man ihn durch die Reihen seiner ehemaligen Schüler schreiten, Gruß und Handschlag tauschend, jedem ein herzliches Wort spendend, voll tiefer innerer Freude und Bewegung. Und als er dann das Wort ergriff zu launiger und doch so warmherziger Rede, da verließen die ferner Sitzenden ihre Plätze, damit ihnen auch ja kein Wörtchen entgehe, und wie mit einem Zauberschlage standen wir wieder unter dem Eindruck seiner Persönlichkeit. In verklärtem Licht erstanden die heiteren Stunden der Schülertage wieder vor unseren Augen und mit ihnen das Bild des geliebten Lehrers, dessen Herz noch immer so warm für die Jugend schlug. Oft von Lachen und Beifall unterbrochen, lösten seine Worte am Schluß einen wahren Sturm der Begeisterung aus. Bei ihm aber muß diese spontane Kundgebung der Zuneigung und Dankbarkeit derer, denen er seine Lebensarbeit gewidmet hatte, ein Gefühl reinster Befriedigung und höchsten Glückes hinterlassen haben. Noch einmal hatte ihn die scheidende Sonne mit ihrem Glanze übergossen.

Nun ist er heimgegangen und versammelt zu den Geistern, denen er sich wesensverwandt fühlte. In seinen Schülern aber wird sein Andenken nicht erlöschen. Das Gute, das er ausgesät hat, wird hundertfältige Frucht tragen und weiterwirken, und so wird ihm die Unsterblichkeit zuteil werden, wie er sie sich dachte und wie er sie sich immer gewünscht hat.

Max Dickmann,
Oberlehrer am Gymnasium zu Zehlendorf.



Valerie Hennecke-Niemeyer.

Geboren 12. Juni 1865, gestorben 13. Februar 1912.

Zu ihrem Gedächtnis.

„Glaube mir .., ich habe mein ganzes Leben lang gekämpft, ich könnte fast sagen: Die Religion hat mir vielleicht mehr Kampf und Sorge gebracht als irgend etwas sonst ... Jetzt aber will ich mit Dir Hand in Hand den Pfad aufwärts zur Wahrheit und heiliger, göttlicher Liebe wandern." (Brief vom 27. März 1896.)

„Daß das Leben nicht alles hält, was es zu versprechen schien, du lieber Gott, das ist eine Tatsache, die wohl jeder mehr oder weniger erfährt, und wie man sich damit abfindet, das besiegelt unser Schicksal. — Je mehr innerlicher, tiefer ein Mensch veranlagt ist, um so mehr wird seine Seele bewegt werden von Kämpfen, Zweifeln, die der denkenden Menschheit allgemeines Teil und Los sind. Und hat man dadurch auch mehr zu leiden als mancher sorglos in den Tag lebende, mehr an der Oberfläche schwimmende Mensch, so hat man auch andrerseits ein tieferes Glücksempfinden in vielem, wovon solche kaum ein Ahnen verspüren.

Und ich war bei aller Heiterkeit und allem Frohsinn, den ich von meinem geliebten Vater geerbt habe, und der mir auch jetzt noch immer wieder Mut und Frische verleiht, doch immer ein sehr nachdenkliches Wesen, von Jugend an.

Ich habe viel und ernstlich nachgedacht, und da das Leben so kurz ist, man nicht weiß, wie lange man zusammenbleiben darf, so ist es auch mir zum Bewußtsein gekommen, daß seine Nächsten durch Liebe beglücken das einzige von bleibendem Werte ist, und danach will ich mich richten — ... Liebe wird alles überwinden." (Brief vom 6. März 1911.)

Sehr ergriff es mich (Hennecke), in einem ihrer Haushaltsbücher am 7. März 1911 (einen Tag nach dem Brief Gedenk-

schrift S. 1) folgendes von W. Raabe von ihrer Hand eingetragen zu finden. Es klingt wie eine Art Testament:

Auf alle Höhen
Da wollt' ich steigen,
Zu allen Tiefen
Mich niederneigen
Das Nah und Ferne
Wollt' ich erkünden
Geheimste Wunder
Wollt' ich ergründen,
Gewaltig Sehnen,
Unendlich Schweifen,
Im ewigen Streben
Ein Niedergreifen —
Das war mein Leben.

Nun ist's geschehen
Aus allen Räumen
Hab ich gewonnen
Ein holdes Träumen,
Nun sind umschlossen
Im engsten Ringe,
Im stillsten Herzen
Weltweite Dinge —
Lichtblauer Schleier
Sank nieder leise;
In Liebesweben
Goldzauberkreise
Ist nun mein Leben.

W. Raabe.

Bericht meiner Mutter,

der Frau Sophie Fleischer, geb. Niemeyer, an ihren Vater, den Professor Dr. Anton Niemeyer in Greifswald, über einen Besuch bei Bettina von Arnim in Berlin. (Ausgeführt während der Reise von Greifswald nach Cleve.

(Freundlichst zur Verfügung gestellt vom Geheimen Regierungsrat Professor Dr. Moritz Fleischer in Steglitz.)

Cleve, den 28. April 1839.

. . . . . .
. . . . . .

So waren wir mehrere Stunden mit ihnen zusammen und verließen sie dann, um einen dritten Versuch zu machen, Bettina kennenzulernen. Ich brachte Fleischer in die Bildergallerie des Grafen von Raczinski und begab mich mit klopfendem Herzen hinauf. Auf wiederholtes Klingeln erschien der Bediente, dem ich mein Anliegen vorbrachte und der mich in ein Zimmer führte; dann ging er hin, mich anzumelden. Da er aber die Türen aufließ, so konnte ich alles hören, wie Bettina mit lauter Stimme

sagte: „ach was, ich bin nicht zu Hause, habe keine Zeit, Damen anzunehmen". Mit diesem Bescheid, den der Bediente sehr milderte, indem er sagte, „die gnädige Frau wären nicht zu Hause", ging ich gesenkten Hauptes zu Fleischer, der mir riet, noch einmal hinaufzugehen, zu sagen, ob ich sie nicht bis 8 Uhr zu Hause fände, wo ich mit der Post abreiste. Ich folgte seinem Rate und trug meine Bitte, dieses Mal mit unsicherer Stimme vor. Nach ein paar Minuten erschien Bettina mit Hut und Mantel angetan und fragte mit ziemlich barscher Stimme: „Was steht zu Ihrem Befehl? ich habe keine Zeit, denn ich will ausgehen." Ich konnte nur mit Zittern hervorbringen; daß es schon seit Jahren mein innigster Wunsch sei, sie kennenzulernen; daß ich schon mehrere Versuche gemacht hätte, die aber mißglückt wären — und wenn sie jetzt auch noch so böse auf mich wäre, so würde es mich doch nicht reuen, es abermals versucht zu haben. Sie antwortete mir: in der Art hätten's ihr schon viele gesagt und es wäre ihr schon zur Gewohnheit geworden; hätte ihr aber ihr Bedienter gesagt, daß ich so hübsche braune Augen hätte, sie würde mich gleich angenommen haben. Und damit faßte sie meine Hand und führte mich in ihr Studier- und Schreibzimmer. Ich mußte mich zu ihr setzen und wir kamen gleich in ein außerordentlich lebhaftes Gespräch über ihr Buch. Natürlich sprach ich ihr meinen unendlichen Beifall darüber aus und sie erklärte mir dagegen, daß ich es gar nicht schöner finden könnte als sie. Ich fing ganz leise von der Rezension in der Evangelischen Kirchenzeitung an; sie ging aber gleich darauf ein und versicherte, daß vieles Wahre daran sei. Sie wolle auch ihre Gesinnung gar nicht für die beste auspreisen, aber sie fühle nun einmal das Bedürfnis in sich, alles öffentlich zu machen, besonders, wenn es so wertvoll wäre; das sei sie ihren Zeitgenossen und der Nachwelt schuldig. Und weil sie nun diesen Grundsatz und diese

Empfindung — den meisten Frauen so entgegen, — hätte, so beabsichtige sie, ihr Buch noch zu vervollkommnen und einen vierten Teil herauszugeben, der ihren Briefwechsel mit der Günderode enthalten solle und, — setzte sie hinzu: „geben Sie mir Ihre Adresse, ich schicke das Buch Ihnen". — Die Adresse brachte sie nun auf meine Verhältnisse; sie fragte, wer ich sei und wohin ich wolle. Ich erzählte ihr denn, daß ich erst seit zwei Tagen verheiratet sei und mit meinem Mann nach Cleve ginge. Sie war so gütig, darauf zu erwidern, ich wäre ihr noch zu jung dazu vorgekommen — nicht jung an Geist, doch jung an Jahren. „Aber wo haben Sie denn Ihren Mann; kann solch' ein junger Ehemann es aushalten, so lang von einer lieben Frau getrennt zu sein? Soll ich ihn heraufkommen lassen, hat er mich auch so lieb, wie Sie mich haben? Ist er ebenso liebenswürdig wie Sie, was bekleidet er für ein Amt, ist er noch jung?" Während einer solchen Reihe von Fragen lief sie nach der Klingel und schellte so laut und so viel, als läute sie Sturm. „Der Herr Doktor solle seine Frau Gemahlin bei mir abholen", und somit warf sie Hut und Mantel ab, setzte sich darauf in unbeschreiblicher Lebhaftigkeit, aber doch auch mit Anmut und unendlicher Natürlichkeit; band mir auch meinen Mantel ab und erklärte naiv, sie würde mich noch lange nicht fortlassen; denn ich gefiele ihr und solche Leute müsse man festhalten. Im Allgemeinen aber hätte sie etwas gegen die Damen und darum hätte sie mich auch nicht annehmen wollen. Es dauerte wohl noch eine halbe Stunde, ehe Fleischer heraufkam, der sich erst in aller Ruhe unten die Bilder ansah. Als er kam, nahm das Gespräch freilich eine andere Richtung an, ohne aber weniger lebhaft zu werden. Ich gab eine stumme Hörerin ab, da es meistens Sachen betraf, die ich teils nicht verstand, teils nicht kannte, aber es war mir doch höchst interessant. Für die sieben

Göttinger Professoren war sie sehr eingenommen, für die beiden Grimms enthusiastisch. Sie erzählte uns, sie hätte nach dieser Geschichte an sie geschrieben und ihnen ihren ganzen Beifall gezollt. Dieser Brief wäre erst in die Leipziger, dann in die Hamburger Zeitung gekommen und so auch vor die Augen des Kronprinzen gelangt. Dieser habe sich mit großer Teilnahme und Freude darüber ausgesprochen und ein Verlangen gezeigt, die Verfasserin bei Hofe zu sehen.

Wenn man alles das, was sie gesprochen, niederschreiben wollte, so würde man eine sehr große Selbstgefälligkeit daraus entnehmen; hört man sie aber reden, mit dieser Unbefangenheit und dieser Lebhaftigkeit, die gar keine Reflexion auf Formen zuläßt, so muß man begeistert an ihrem Munde hängen und muß ihr die größte Wahrheit, das innigste Gefühl für alles Schöne und Gute zuschreiben. Auch Fleischer war äußerst zufrieden mit diesem Besuch und mit ihrer interessanten Unterhaltung; doch mußten wir beide manchmal laut auflachen über ihre Äußerungen und Ausdrücke, worauf sie dann sagte: „Ihr närrischen Leute, da kommt Ihr her und wollt mir Eure Achtung beweisen und setzt Euch dahin und lacht mich aus." Nun hatte ihre Persönlichkeit auch etwas Possierliches, was durch ihren Anzug, der aber keineswegs unordentlich oder gar schmutzig war, vermehrt wurde. Sie ist ein ganzes Stückchen kleiner als ich; ihr Gesicht hat bei der ersten Beschauung nichts Angenehmes, doch etwas sehr Interessantes; es ist schon ziemlich ältlich und wird durch einen sehr dunklen Teint noch älter gemacht. Kohlschwarze Locken, die man schon so oft zu grauen gemacht hat, hängen um ihre Stirn, und wenn man sieht, wie oft sie sich mit den Händen verwickelt, so kann man nicht begreifen, wie sie noch so glatt aussehen können. Ihr Haar ist bewunderungswürdig stark; ihre Augen nicht allzugroß, aber blitzend wie ein paar Kohlen, beschattet von buschigen

Augenbrauen. Ihre Nase nicht hübsch, ihr Mund sehr angenehm mit hübschen weißen Zähnen. Je länger man sie ansieht, je länger man sie sprechen hört, je lieber gewinnt man ihr Gesicht und ich fand es zuletzt sogar hübsch. Endlich, da es anfing dunkel zu werden, standen wir auf, um zu gehen. Sie erklärte, sie wolle uns begleiten, da sie noch ausgeladen sei und autsch, autsch holte sie ihren Mantel und Hut hinter und unter dem Sopha hervor und ehe man sich's versah, stand sie angekleidet da und band mir meinen Mantel um und wollte sich's nicht nehmen lassen, ihn mir zuzumachen. Ihr Anzug war wirklich merkwürdig; sie hatte einen schwarzen Taftrock an. Hierüber eine ebensolche Jacke mit langem Schoß, Ärmel oben und unten gleich weit und unten nicht zusammengezogen, eine weiße Krause um den Hals und darüber ein blauseidenes Tuch. Ihr Mantel war ganz bunt und ganz leicht und ihr Hütchen von grauer Seide. Alles hatte aber einen ganz andern Schnitt wie bei andern Menschenkindern. Ihr Zimmer sah wie die Arbeitsstube eines sehr gelehrten Herrn aus, überall lagen Briefe, Schriften, Bücher und Bilder umher. Auf einem Tischchen stand das Modell zu Göthes Denkmal, von ihr selbst angefertigt; auf andern Tischen Büsten und Modelle. Endlich gingen wir. Doch als wir bis an die Treppe gelangt waren, rief sie: „Ich muß doch meinen Kindern adieu sagen", und somit lief sie nach einer hinteren Stube und wir hörten, wie sie von ihnen den herzlichsten Abschied nahm. Ihre Wohnung ist groß und schön und ordentlich und sauber, bis auf ihre Stube, wo zu vielerlei untereinander liegt; aber doch nur Handwerksgeschirr zu geistiger Beschäftigung. Sie begleitete uns nun noch ein Endchen und ihr Abschied war bei weitem freundlicher, als ihr Willkommen. Daß mir von diesem Besuche die schönste Erinnerung bleiben wird und daß ich sie um keinen Preis hingeben möchte, könnt Ihr Euch denken. Jedem Ver-

ehrer Bettinas wünsche ich, daß er sie kennen möchte, und auch jedem Widersacher, damit sie ihn bekehren könnte. —

Da habe ich mich nun bei dieser einzigen Person solange aufgehalten, und wenn es viele Bettinen gäbe, so würde mein Brief wohl nie zu Ende kommen und ich bin Euch wohl schon jetzt mit meiner Weitläufigkeit langweilig geworden und Ihr verlangt nach dem Endresultate.

Henriette Händel-Schütz und Niemeyers.

Assessor Dr. Mampe (ux. Dorothee Niemeyer VII 9h) schreibt:

In den Tagebuchblättern meiner Ur-Urgroßmutter mütterlicherseits, der hochgefeierten Künstlerin Händel-Schütz, in denen sich Widmungen oder Gedichte fast aller bedeutenden Denker und Dichter der damaligen Zeiten befinden, entdeckte ich zwei Widmungen.

Gottlieb Anton Christian Niemeyer (III. J. Ia) schreibt:

Nicht Worte sollen mein Entzücken Dir bezeugen —
Am höchsten ehrt man Dich, Du Einzige, durch Schweigen.

Kassel, am 20. Dezember 1813.

Anton Niemeyer.

Die Widmung des Kanzlers lautet:

Des Meisters tiefen Sinn erschöpft vielleicht
Die Meisterin allein. Doch hell und klar
Ward er auch mir, als ich Dich hört' und sah.
Des Dankes Unterpfand sey Dir dies Blatt.

Halle, 12. Februar 1811.

A. H. Niemeyer.

Paul Niemeyer.

Von Dr. Oskar Rückert in Unna.

Es war ein schöner Frühlingstag, der 27. Mai 1904. Die Sonne strahlt herab auf das Parkgelände der Stadt Magdeburg und spiegelt sich in dem Elbstrom, der dort, sich in zwei Arme teilend, majestätisch dahinzieht. Im südlichsten Teile des Parkes sind Menschen versammelt um einen neu aufgerichteten Gedenkstein, einen gewaltigen Granitblock, auf dessen Frontseite ein bronzegetriebener Blumenkranz die einfache Inschrift umschließt: Niemeyer, Städtischer Garten-Direktor 1863—1890. Der Vertreter der Stadt, Stadtrat Reimarus (der jetzige Oberbürgermeister), spricht in herzerfreuenden Worten über die hohen Verdienste des Meisters, dem zu Ehren dieser Gedenkstein errichtet ist. Hören wir selbst, was er zu der Versammlung spricht[1]): „... Es liegt mir fern, Ihnen heute ein ausführliches Bild von dem Leben und Wirken Niemeyers zu geben. Was er geschaffen, es spricht am besten und deutlichsten für sich allein. Nur wenige Hauptpunkte aus seinem Leben in kurzen Zügen Ihnen vorzuführen, wollen Sie mir gestatten. Als im Jahre 1862 die städtischen Behörden eine Neuregelung des Garten-, Wiesen- und Ackerwesens beschlossen hatten, fiel die Wahl zu der neu geschaffenen Stelle des städtischen Garten- und Ackerinspektors auf den damaligen Herzoglich Meiningischen Hofgärtner Paul Niemeyer zu Altenstein. Ausschlaggebend für diese Wahl, die trotz der Mitbewerbung

[1]) In überaus dankenswerter Weise hat Herr Oberbürgermeister Reimarus den Wortlaut dieser Rede, aus der hier ein größerer Abschnitt abgedruckt wird, zur Verfügung gestellt. Erwähnt sei hier noch, daß P. Niemeyers Andenken in Magdeburg auch durch den „Niemeyerweg" an der Stromelbe und durch die geschmackvolle „Niemeyerbank" auf dem Glacis (eine Stiftung des Ingenieurs Richard Toepffer) geehrt woren ist.



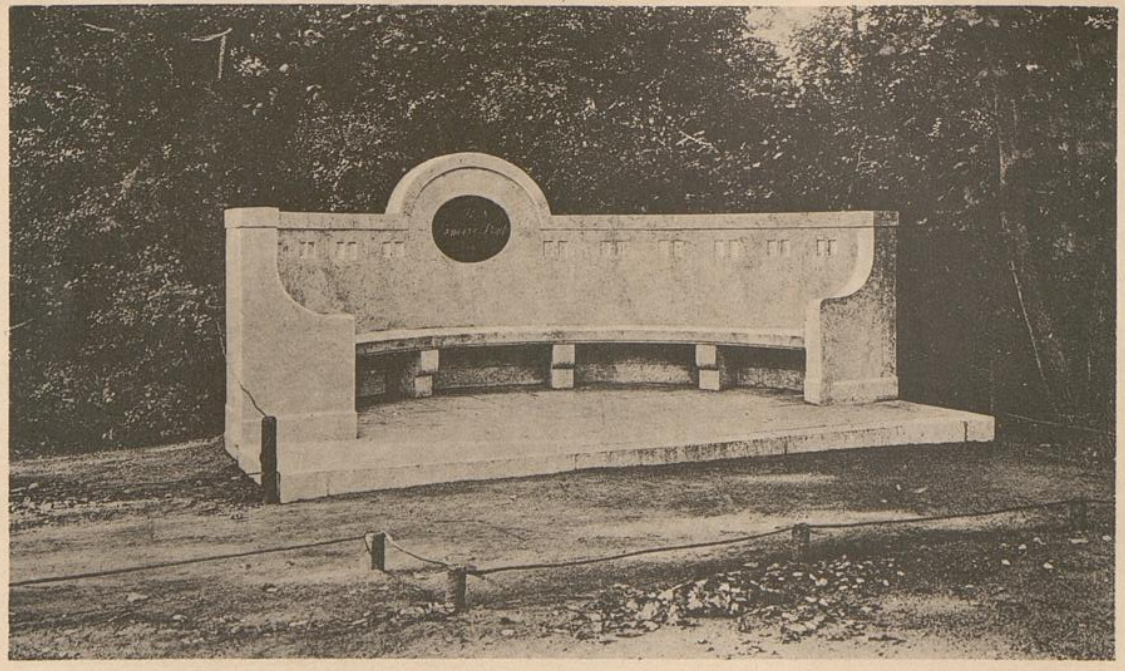
namhafter Gartenkünstler einstimmig erfolgte, war die Empfehlung des damals auf dem Gebiete der Gartenkunst wohl hervorragendsten Mannes in Deutschland, des Generaldirektors der königlichen Gärten in Potsdam, des auch in Magdeburg hochangesehenen Lenné, nach dessen Plänen bekanntlich der Friedrich-Wilhelms-Garten angelegt war, und dessen Mitwirkung die Stadt Magdeburg sich auch bei Anlage des Nordfriedhofes gesichert hatte. Er war es, welcher ‚auf die entschiedene Qualifikation Niemeyers als Gärtner, seinen Fleiß, seine Umsicht, seine Energie und seine Integrität' hingewiesen hatte, so daß er ‚eine geeignetere Persönlichkeit nicht empfehlen könne'.

Wie zutreffend der große Meister der Gartenkunst seine empfehlenden Worte gewählt hat, die Zeit hat es gelehrt. In den Rahmen dieser kurzen Ansprache würde eine Aufführung aller derjenigen Arbeiten, welche Niemeyer zur Freude der ganzen Bürgerschaft geschaffen hat, nicht heineinpassen; die Glacisanlagen zwischen Ulrichs- und Sudenburger Tor, der Südfriedhof, die Anlagen bei Bastion Cleve, der Stadtpark in seinem längs der Stromelbe belegenen Teile dürften Hervorhebung verdienen; insbesondere geben die Glacisanlagen mit ihren auf beschränktem Gelände geschaffenen hervorragenden Durchblicken und die Anlagen des Stadtparkes ein unantastbares Zeugnis von dem reichen gartentechnischen Können Niemeyers, von seiner genialen schöpferischen Kraft. Wenn es im Stadtpark zwischen Schützenhaus und der an Baumgarten verpachteten Restauration blüht, wenn in der tadellosen Anordnung der Baum- und Strauchgruppen unendliche Farbenpracht den Wanderer entzückt, wie in den jüngst vergangenen Wochen, dann darf der Magdeburger stolz rühmen, daß über einen ebenso reichen Gartenschmuck wenige deutsche Städte zu verfügen haben, über einen reicheren keine. Des Stadtparks Name wird am innigsten mit dem Namen Niemeyers ver-

bunden bleiben, und deshalb war auch der Gedanke glücklich, an dem Punkte, in dem Niemeyers Anlage des Stadtparkes endet, seinem Gedächtnis ein bleibendes Zeichen zu errichten. Mit Freuden wurde diese Anregung im vorigen Jahre seitens der Gartendeputation aufgegriffen; jetzt, nachdem die erforderlichen Mittel seitens der städtischen Behörden bereitwilligst zur Verfügung gestellt waren, ist er ausgeführt, und es darf wohl behauptet werden, daß dieser gewaltige Stein in seiner soliden Einfachheit in passender Weise das Andenken des Mannes ehrt, dem leerer Prunk verhaßt war, der ein Muster gediegener Einfachheit war während seiner ganzen siebenundzwanzigjährigen, an Arbeit und Erfolgen reichen Dienstzeit bei der Stadt Magdeburg."

Die in dieser Rede so warm anerkannten Magdeburger Schöpfungen waren die hervorragendsten Leistungen Paul Niemeyers, sie bezeichnen die Vollendung seiner künstlerischen Laufbahn. Für die Familiengeschichte ist es von besonderem Reiz, den Einfluß zu beobachten, den der überlieferte geistige Schatz der Familie auf die Entwicklung des Einzelnen ausgeübt hat. Für P. Niemeyer gilt es gewiß, daß er die geistigen Kräfte, die ihm von seinen Vätern überkommen waren, weise benutzt, und daß er sie auszuprägen gewußt hat zu den Schöpfungen einer Kunst, die nicht bloß das Auge zu entzücken und die Seele zu erquicken weiß, sondern auch eine umfassende soziale Bedeutung hat. So erinnert uns P. Niemeyer durch diesen menschenfreundlichen Charakter seiner Kunst an das Wirken seiner Vorfahren in Halle von Aug. Herm. Francke an bis zu dem Kanzler und dessen Söhnen.

Unter diesen war auch P. Niemeyers Vater, der Professor der Medizin Wilhelm Niemeyer (Stammtafel II B 5 a). P. Niemeyer, geboren den 22. September 1826 in Halle, zeigte schon frühzeitig Liebe zur Blumenpflege und Gärtnerei. Daher wurde, nachdem



er das Pädagogium in Halle bis Obersekunda besucht hatte, im Familienrat beschlossen, ihn dem Gärtnerberuf zuzuführen. Er selbst hatte freilich die Absicht gehabt, Offizier zu werden, doch wurde er wegen seiner damals schwächlichen Gesundheit nicht angenommen. So begann denn sein Berufsleben mit der dreijährigen Lehrzeit in der großen Gärtnerei von J. C. Schmidt (Blumenschmidt) in der altberühmten Gärtnerstadt Erfurt. Das tiefere Verständnis für den idealen Gehalt seines Berufes ist ihm wohl in Potsdam aufgegangen, wo er in den unter Lennés genialer Leitung stehenden königlichen Gärten das Baumschulenwesen und die Landschaftsgärtnerei großen Stiles kennen lernte. Inmitten dieser herrlichen Landschaft, die durch Vereinigung einer reich ausgestatteten Natur und vollendeter Schöpfungen der Baukunst und Landschaftsgärtnerei ihr einzigartiges Gepräge erhalten hat, konnte P. Niemeyer die gewaltige Entwicklung beobachten, zu der die Gartenkunst berufen war, hauptsächlich eben infolge der umfassenden, besonders in Norddeutschland weithin erkennbaren Tätigkeit des großen Lenné. Dieser hat auch P. Niemeyers Begabung klar erkannt, er schafft ihm die beste Gelegenheit zur weiteren Fortbildung, indem er ihm eine Anstellung vermittelt bei dem Fürsten Hermann von Pückler-Muskau. Dieser größte Meister der deutschen Landschaftsgärtnerei hatte, angeregt durch das Studium des englischen Parkwesens, zuerst in Deutschland den großen und doch so einfachen Gedanken durchgeführt, die Schöpfungen der Gartenkunst mit der umgebenden Natur zu einem harmonischen Ganzen zu vereinigen. P. Niemeyer spricht sich nachmals selbst darüber aus, daß die höchste Aufgabe der Landschaftsgärtnerei „nicht darin besteht, aus einem beschränkten Garten eine Landschaft schaffen zu wollen, sondern darin, die äußere Landschaft vorteilhaft zu benutzen, in den Park hineinzuziehen, die Ferne sich anzueignen“ (Zeitung „Deutschland“ in

Weimar, 1901, Nr. 124). Dieses Ideal entsprach so ganz und gar seinem eigenen schlicht-einfachen, ganz aufs Natürliche gerichteten Geiste, der auch in der Kunst alle Künstelei verschmähte und ihrem Ursprung in der Tiefe alles natürlichen Werdens nachging.

So trägt er das Ideal seiner Kunst in der bildenden Kraft seines Geistes; aber emsig sucht er überall Vorbilder und Anregungen zu gewinnen, er unternimmt Reisen nach Oberitalien, Frankreich, der Schweiz, später auch auf Wunsch des Herzogs von Sachsen-Meiningen nach England, und studiert allerorten die Meisterwerke der Gartenkunst.

In den Dienst des Herzogs Bernhard von Meiningen kam Paul Niemeyer durch Empfehlung des Fürsten Pückler, nachdem er bis zum Jahre 1854 in Pücklers großartigem Park zu Muskau tätig gewesen war. Der Fürst hatte dem Herzog Bernhard Pläne entworfen für einen großen Naturpark am Schlosse Altenstein, in dem Paul Niemeyer nun als Hofgärtner wirken sollte. Auch hier in Altenstein förderte er die harmonische Verschmelzung von Kunst und Natur, die wir da in reizvoller Weise erreicht finden. Da erhebt sich inmitten einer reichen Blütenpracht der edle Renaissancebau des Schlosses mit seinen zierlichen Giebeln; dieses glänzende Bild umrahmt der Park, der weiterhin übergeht in die gebirgige Landschaft mit ihren Felshängen, lieblichen Gründen und frischen Wäldern. In diesem Wirkungskreis war Paul Niemeyer tätig, bis er am 1. Januar 1863 nach Magdeburg berufen wurde.

Hier schuf er nun in unermüdlicher Arbeitslust das Hauptwerk seines Lebens. Aber inmitten seines amtlichen Wirkens fand er noch Zeit, auch für andere öffentliche und private Parke und Gärten die Pläne zu machen und Rat und Hilfe zu gewähren. So ist z. B. auch der Park am Eingang des Bodetales in Thale sein Werk. Auch schriftstellerisch war er tätig.

1865 erschien von ihm: „Des Landwirts Gartenbuch, ein praktischer Ratgeber für Ökonomen und Gartenbesitzer".

Seinen Hausstand hatte Paul Niemeyer noch in Altenstein begründet. Er vermählte sich am 29. November 1855 mit Mathilde, der Tochter des Kirchenrates Dr. Emil Rückert, Pfarrers von Schweina und Liebenstein. Vier Kinder, Max, Hermann, Betty und Marie sind dem Ehebund entsprossen.[1])

Am 1. April 1890 trat Paul Niemeyer in den Ruhestand und siedelte mit seiner Familie nach Weimar über. Er zeigte damals noch eine bewundernswerte geistige Frische. Die Kunststadt Weimar erquickte seinen Geist, der für alles Schöne empfänglich war. So war er ein begeisterter Verehrer der Wagnerschen Musik. Um sich am „Parsifal" zu erbauen, reiste er nach Bayreuth. Sinn und Verständnis für klassische Literatur hatte er sich von seiner Jugendzeit her bewahrt, besonders bewunderte er Goethe und Shakespeare; noch im Alter wußte er lange Abschnitte aus ihren Werken zu zitieren. Die Lust an der Natur, am Wandern und Reisen hat er sich fast bis zuletzt bewahrt. Er nannte Weimar mit Adolf Stahr die „spazierlichste Stadt",

---

[1]) Paul Niemeyers Söhne waren beide ausgezeichnet durch hohe geistige Begabung und leisteten Tüchtiges in ihrem Fache; um so schmerzlicher berührt es uns, daß beide durch ein Gemütsleiden vorzeitig und allzufrüh aus ihrer Bahn gerissen wurden. Max Niemeyer, geboren den 1. Dezember 1856, besuchte das Pädagogium zum Kloster „Unserer Lieben Frauen" in Magdeburg und studierte Naturwissenschaft in Leipzig, Berlin und Marburg. Sein Doktordissertation veröffentlichte Herr Professor Dr. Zinke, Direktor des Chemischen Instituts in Marburg, in Justus Liebigs Annalen der Chemie. Er starb in Marburg am 25. November 1884. — Hermann Niemeyer, geboren den 28. Oktober 1858, bezog nach dem Besuch der Gewerbeschule in Halberstadt die Technische Hochschule in Charlottenburg, widmete sich dem Maschinenbaufach und wurde Königlicher Regierungsbaumeister. Er starb an einem schweren organischen Leiden am 6. Juni 1900. Von dem Werte seiner Examensarbeiten zeugt es, daß sie von der Hochschule in Charlottenburg als Lehrmittel erbeten wurden.

die er je gesehen, und bald kannte er im Park und in den alten Alleen fast jeden Baum und Strauch. Auch die weitere Umgebung durchstreifte er mit sehenden und forschenden Augen. Früchte seiner Wanderschaft waren Aufsätze über die Weimarischen Parke und über Schloß Großkromsdorf, die in der Weimarischen Landeszeitung „Deutschland" veröffentlicht und mit großem Beifall aufgenommen wurden. Von seiner trefflichen Beobachtungsgabe zeugt auch die noch handschriftlich vorhandene Beschreibung der italienischen Reise, die er 1893 unternommen hatte.

Als Gatte und Vater war Paul Niemeyer stets treu besorgt um das Wohl der Seinen. Wohltuend berührte im Hause wie draußen im geselligen Kreise seine freundliche und joviale Umgangsart; durch seine vielseitigen Kenntnisse und Erfahrungen, durch sein abgeklärtes, ruhiges Urteil wirkte er anregend und fördernd auf seine Umgebung.

Paul Niemeyer starb nach längerem Leiden am 10. Dezember 1901 in Weimar. Mit ihm schied eine Persönlichkeit, die, befähigt durch geniale, schöpferische Kraft, mit einer ruhigen und festen Tatkraft Großes gestaltet und dabei Wege verfolgt hat, die unsere Zeit erst in ihrem heilbringenden Werte ganz erkannt hat. Er war ein Meister in seiner Kunst, dabei aber auch ein kerniger und ehrenfester und ganz schlichter Mensch, der aus einem inneren Pflichtgefühl heraus handelte, ohne nach Anerkennung zu haschen — einer der besten seines Stammes, seiner Väter wert.

Mathilde Niemeyer.

Mathilde Niemeyer wurde geboren am 14. Mai 1833 in Schweina im Herzogtum Sachsen-Meiningen. Ihr Vater, der Kirchenrat Dr. Emil Rückert, war Pfarrer von Schweina und Liebenstein. Dieser feingebildete Geist widmete seine Mußestunden gern der Poesie oder gelehrten Forschungen. Seine Gattin Betty, eine tätige und wirtschaftliche Hausfrau, war die Tochter des Oberlandesgerichtspräsidenten Karl Gottlieb Hieronymi in Hildburghausen.

In einer bescheidenen ländlichen Umgebung wuchs Mathilde heran. Doch sah das Pfarrhaus nicht selten Besuch von Fremden, auch von Gelehrten und hochgestellten Persönlichkeiten, die in Bad Liebenstein zur Kur weilten. Auch der Dichter Friedrich Rückert, der mit seinem Vetter Emil in inniger Freundschaft verbunden war, war wiederholt als Gast im Schweinaer Pfarrhaus. Mathilde erzählte später noch gern amüsante kleine Erinnerungen an den Dichter. Wenn sein Besuch in Sicht war, kam ihre Mutter in große Verlegenheit, da sie keine Bettstelle besaß, die für den ungewöhnlich hochgewachsenen Herrn Vetter bequem war. Dieser hielt es auch nie lange im Pfarrhaus aus, weil die Fenster des Gastzimmers nach dem Friedhof hinausgingen. Seine Dichterphantasie sah dann in der Nacht die Gräber sich auftun und die Entschlafenen zu einem grausigen Totentanz herauskommen. Auf dem Landgut des Dichters in Neuseß bei Koburg ist Mathilde als junges Mädchen mehrmals als Gast gewesen. Der Dichter hatte seine Freude an ihr und nannte sie sein „Wiesenblümchen“. Im Jahre 1855 verlobte sie sich an ihrem Geburtstage mit Paul Niemeyer, der damals Hofgärtner auf dem Altenstein bei Liebenstein war. (Tafel IV, II B 5 a 5

der Stammtafeln.) Am 29. November 1855 vollzog Mathildens Vater die Trauung. Zu Neujahr 1863 siedelte Mathilde mit ihrem Gatten und ihren vier Kindern Max, Hermann, Betty und Marie nach Magdeburg über, wo sie nun blieb bis zum Jahre 1890, in dem die Familie nach Weimar verzog. Als Mathilde die schöne Waldluft ihrer Thüringer Berge entbehren und sich in die Enge der Großstadt einleben mußte, fing sie an zu kränkeln, wodurch viel trüber Schatten über die Familie kam. Infolgedessen zog sie sich so viel wie möglich vom Verkehr zurück und lebte nur ihrer Familie und ihren häuslichen Pflichten.

Die Grundzüge ihres Wesens, Güte und Mütterlichkeit, zeigten sich schon in früher Jugend, indem sie gern ihren dörflichen Spielgefährten die ihnen zur Wartung anvertrauten jüngeren Geschwister abnahm, sie herumtrug und pflegte. Auch ihren 14 Jahre jüngeren Bruder hat sie aufgezogen, da ihre Mutter seit der Geburt dieses Kindes leidend blieb. Der kleine Otto hing so an der großen Schwester, daß er sie nicht fortlassen wollte und weinte, als sie nach dem Hochzeitsmahl das elterliche Haus verließ. Äußerst anspruchslos und bescheiden war ihre Art und Weise. Sie wunderte sich, wenn ältere und geistig hochstehende Leute, von ihrer anmutigen Natürlichkeit angezogen, sich freundlich gegen sie zeigten. „Es ist sonderbar", sagte sie dann wohl, „die hatten mich gern". Wie allgemein die Verehrung war, die man ihr entgegenbrachte, hat sie in ihrer Bescheidenheit wohl nie geahnt. Aber es erwies sich in rührender Weise in der Zeit ihrer letzten Krankheit, als sich auch Fernstehende, mit denen sie keinen Verkehr unterhielt, nach ihrem Befinden erkundigten und Blumen schickten — eine Aufmerksamkeit, die ihrem schlichten Sinne am meisten entsprach.

Aufs innigste hing ihr Herz an ihren Kindern. Um so schwerer traf sie der Verlust ihrer beiden Söhne in den Jahren 1884

und 1900, ein Schicksal, dessen Wucht sie nie überwunden hat. Wer ihr nahestand, fühlte ergriffen den Hauch tiefen Leides, der über ihrer Seele lag. Aber dieses Herz, das an echter Liebe so reich war, konnte nicht verbittert werden. Auch der unermüdlichen Fürsorge für den Gatten setzte der Tod im Jahre 1901 ein Ziel. Aber die beiden Töchter, die ihr geblieben waren, und gar viele Verwandte und Bekannte erfuhren die ganze Fülle ihrer sorgenden Güte, solange sie zu wirken vermochte. Je mehr sie im späteren Alter ans Haus gefesselt wurde, desto eifriger pflegte sie die heute immer mehr verfallende Kunst des Briefschreibens. Treffend verstand sie es, Erlebnisse zu erzählen, Personen zu schildern, ohne doch von dieser Gabe, die ihr eigen war, anders als mit rührender Bescheidenheit zu reden. Eigentümlich war auch ihre Fähigkeit, die an ihren großen Dichter-Verwandten erinnerte, irgend eine Situation mit einem neugebildeten Worte treffend zu kennzeichnen.

Bis in ihr hohes Alter blieb sie tätig und fleißig; der Schlaganfall, der sie am 27. April 1912 traf, riß sie mitten aus ihrer gewohnten wirtschaftlichen Tätigkeit und lähmte gleich die ganze rechte Seite. Drei und eine halbe Woche hat sie noch schwer gelitten, bis sie der Todesengel am 22. Mai abrief.

Zum Originalbild A. H. Franckes.

Von Antoine Pesne.

Einer Anregung von Professor D. Achelis in Halle folgend, erhielt ich von Herrn Studienrat Eduard Niemeyer in Zwickau diese Auskunft: „... Was endlich das in meinem Besitz befindliche Ölgemälde betrifft, so glaube ich ja allerdings darin ein außerordentlich wertvolles Bild zu besitzen, dessen künstlerischer Wert

über allen Zweifel erhaben ist. Ob es aber das Originalbild von A. Pesne ist, kann ich nicht beweisen. In einigen Zügen weicht es von dem Wolfgangschen Stich, der auf das Pesnesche Original zurückgeht, ab. Es kann aber sein, daß spätere Änderungen an meinem Bilde vorgenommen sind. In meiner Familie gilt das Bild als Original. Vor mir besaß es mein Vater, weiland Rektor des Realgymnasiums in Dresden-Neustadt (Stammtafel VIII, Nr. 3), vor diesem dessen Bruder August (Nr. 2), vor diesem Agnes Niemeyer (Tafel III), Tochter von Gotthilf Anton (1 e). Daß diese es von ihrem Großvater Johann Anton geerbt hat, dessen Frau eine Enkelin A. H. Franckes war, läßt sich vermuten, aber nicht beweisen."

Neueste Nachrichten.

Geboren: 19. Juni 1913 Sohn Klaus Rolf Richard dem Rechtsanwalt Westhoff in Fürth, ux. Hildeg. Niemeyer (VI 7 c 1), der erste Ur-ur-urenkel des Kanzlers. — 4. Juli 1913 Tochter Margarethe Bertha dem Buchhändler Hermann Niemeyer in Halle a. S. — 2. November 1913 Sohn Max dem Assessor Dr. Mampe in Breslau, ux. Dorothea Niemeyer.

(Um eine notwendige Grenze zu ziehen, werden nur noch die Kinder der geb. Niemeyer gemeldet, jedoch bittet der Herausgeber für das Archiv auch um Mitteilung der weiteren Verwandtschaft.)

Vermählt: April 1912 Gertrud Wolff (III VI 8 c) mit Alfred Reimers. — 9. November 1912 Hildegard Niemeyer (VII 8 e) mit Buchhändler Adolf Seippel. — Herbst 1912 Hildegard Niemeyer (VI 7 c 1) mit Rechtsanwalt Westhoff in Fürth. — 31. Januar 1913 Lisbeth Wolff (III VI 1. 11 c) mit Dr. Georg Kroll, II. Arzt der Heilanstalt Reiboldsgrün/S.

Gestorben: 19. Mai 1913 Professor Dr. Max Niemeyer in Potsdam, der bisherige Herausgeber unserer Familien-Nachrichten.

Beförderungen: 1. Dezember 1912 Erich Poser (III 5. 4. 2) zur Kriegsakademie, am 14. April 1913 Oberleutnant. — 1. November 1913 Otto Niemeyer (V 2 f 1) beendet das medizinische Staatsexamen; steht bei dem Infanterie-Regiment von Borcke Nr. 21 in Thorn. — Oktober 1913 Else Niemeyer (V 2 f 2) eröffnet eine Werkstätte für photographische Bildnisse. — 5. September 1913 Hilde Niemeyer (V 2 f 3) besteht die staatliche Prüfung als Kindergärtnerin I. Klasse. (Max Niemeyer hatte noch vor seinem Hinscheiden die Freude, die Erfolge seiner drei ältesten Kinder vorauszusehen.) — 5. September 1913 Hans Jürgen Vollbrandt (VI 7 f 1) besteht das Abiturium. — Kurt Riese (IV 1 e 1) wird Inspektor der Domäne Escherde. — Herrmann Riese (VI 1 e 2) beendet seine Lehrzeit im Bankfach; dient als Einjähriger in Wolfenbüttel. — 8. August 1913 Johannes Niemeyer (VI 7 a 2) besteht in München das Diplomexamen für Architekten.

Familienrat: Ehrenvorsitzender der Senior der Familie, Justizrat Hans Niemeyer in Essen a. d. R. Mitglieder: Senatspräsident Herbert Pernice, Königsberg in Pr.; Justizrat Dr. Victor Niemeyer, Essen a. d. R.; Buchhändler Hermann Niemeyer, Halle a. S., Brüderstr. 6, Kassenwart (Einzahlung der Beiträge — mindestens 5 Mk. — im Oktober jeden Jahres) und Einberufer der Familientage.

Die Herausgabe der Nachrichten hat an Stelle des verstorbenen Professors Dr. Max Niemeyer einstweilen Kurt Niemeyer in Schlachtensee bei Berlin, Eitel-Fritzstr. 21 übernommen. An ihn sende man alle Mitteilungen, Nachrichten, Familienpapiere, Beiträge.

Druck von Ehrhardt Karras, Halle a. S.

A:5

Familien-Nachrichten

für die

Nachkommen A. H. Franckes

Sechstes Stück



Halle a. S.
Druck von Ehrhardt Karras G. m. b. H.
1916

538

Franckesche Stiftungen
Haupt-
Bibliothek
Halle/Saale
8, 967 - 6
4:538

Friedrich v. Köpken.

„Meine Lebensgeschichte, besonders in Rücksicht auf Geistes- und Charakterbildung.

Für meine Kinder aufgesetzt im September 1794."

Einleitung.

Die v. Köpken sind im Mannesstamm ausgestorben. Die Kanzlerin Wilhelmine Niemeyer geb. v. Köpken überlebte ihre sämtlichen Geschwister. So erklärt sich, daß die handschriftliche Lebensgeschichte ihres Vaters in ihren Besitz überging und sich dann auf ihre Nachkommen vererbte.

Die nicht nur für die Familie, sondern allgemein bedeutsame Schrift ist nicht vielen der Familie bekannt. Wiederholt hat sie als kulturhistorische Quelle gedient, ist aber sonst unveröffentlicht geblieben. So erscheint es wohl angebracht, daß dieses Familiendokument Allgemeingut der Familie werde. Die Urschrift befindet sich zur Zeit im Besitz der Familie Konrad Niemeyer in Kiel, eine Abschrift von Friedrich v. Köpkens Sohn Anton, mit Randbemerkungen des alten Köpken, im Besitze der Familie Max Niemeyer in Halle. Eine weitere Abschrift von der Hand Konrad Niemeyers ist im Besitze des Herausgebers dieser Hefte. Zu irgend einer Kürzung konnte sich der Herausgeber nicht entschließen, wenn auch nicht alles von gleichem Interesse ist.

Das Leben der mehrsten Menschen ist so einfach und an interessanten Begebenheiten größtenteils so leer, daß die Geschichte desselben der Aufzeichnung selten wert ist. Dies ist auch mein

Fall. Bloß die Geschichte der Bildung kann für Kinder und einige Freunde noch einiges Interesse haben. Wenigstens weiß ich aus meiner eigenen Erfahrung, wie willkommen und wichtig mir ein Aufsatz dieser Art von meinem Vater gewesen sein würde. Diese Betrachtung und die Gelegenheit, einige gemachte Beobachtungen meinen Kindern mitzuteilen, die aus der Feder des Vaters für sie vielleicht nicht ganz unwichtig sind, die Teilnahme an ein paar damals nicht uninteressanten literarischen Arbeiten und die Charakterzeichnung einiger edeln Menschen, mit denen mich ein glückliches Schicksal verband (und das Vergnügen, welches der Rückblick auf ein vorwurfsfreies Leben gewährt): dies sind die Gründe, warum ich darüber etwas niederschreibe. Die Familien-Nachrichten habe ich für meine Söhne besonders aufgesetzt. Ich sage also hier nichts davon und fange gleich von mir an.

Ich wurde am 9. Dezember 1737 hier in Magdeburg geboren. Mein Vater war der Kanonikus am Petri- und Paulistift hieselbst, Friedrich Köpken, meine Mutter Christine Dorothea Calvisius, Tochter eines Predigers an der hiesigen Johanniskirche, eine Enkelin des bekannten Chronologen Seth Calvisius.

Meinen Vater habe ich nicht gekannt. Er starb, da ich 20 Wochen alt war, an einem hitzigen Fieber in der Blüte seiner Jahre. Er war ein sanfter, rechtschaffener und allgemein geliebter Mann. Seine nur etwa 4 Jahre gedauerte Ehe war glücklich. Er verließ meine Schwester Katharine Marie, nachmalige verehelichte Silberschlag, die 2 Jahre älter als ich war, und mich.

Von gesunden Eltern geboren zu werden, ist das erste Glück, das der Himmel dem Menschen giebt. Ich hatte es. So war auch die Amme, die mir gehalten wurde — ich weiß nicht, ob aus Notwendigkeit oder aus damaligem Modeton — eine gesunde fröhliche Person vom Lande. Meine Mutter blieb unverheiratet und im völligen Besitz der Einkünfte des bei der Familie befind-

lichen Mannlehns, welcher zu meiner und meiner Schwester Erziehung reichliches Auskommen gab.

Ich übergehe meine ersten fünf Lebensjahre, wo der Mensch nur vegetirt. Ich weiß nicht, ob andere frühere Rückerinnerungen haben. Viel kann auf auffallende Ereignisse ankommen. Ich weiß nur, daß meine Amme mir an meinem fünften Geburtstage einen sehr ausgezierten Geburtstagskuchen mit einem unter einer Ehrenpforte schwebenden Engel, worauf fünf Wachslichter brannten, schenkte, der mir damals sehr merkwürdig war.

Ich ward anfangs bei dem Cantor Pfannenschmidt an der Ulrichskirche in die Leseschule geschickt. In meinem sechsten Jahre kam ich bei einem Hauslehrer Namens Lidike, der in dortiger Gegend eine Schule von 6 Kindern anlegte und sie im Schreiben und in den ersten Anfangsgründen der lateinischen Sprache unterrichtete. Hiervon erinnere ich mich, daß ich die Prämie von $^1/_2$ Schock Kirschen erhielt, die auf das Auswendiglernen einiger grammatischer Regeln aus Langens Grammatik, die ich nicht verstand, gesetzt war, und darüber keine geringe Freude hatte.

Ich blieb übrigens, die wenigen Schulstunden ausgenommen, im mütterlichen Hause. Meine Mutter lebte, bis auf den Umgang mit ihrer Mutter und ihren nächsten Verwandten, sehr eingezogen. Daher hatte auch ich keine Gesellschaft als die meiner Schwester und ihres Schwestersohnes, eines Niesings, der mit mir im gleichen Alter war und der in der Folge in eine Gemütskrankheit fiel, wozu seine Familie väterlicherseits neigte. Mit diesem lebte ich bis zu meinem 18. Jahre in beständiger Schulverbindung, ohne daß wir eigentliche Herzensfreundschaft für einander hatten.

Meine Mutter hing an dem Pietismus, der damals in Klosterberge herrschte. Sie besuchte die Betstunde des Abtes Steinmetz und Häse. Meine Schwester und ich begleiteten sie oft dahin. Dieses hat wegen der öfteren Bewegung in freier Luft,

wozu ich von Jugend auf gewöhnt wurde, wohlthätigen Einfluß auf meine körperliche Gesundheit gehabt. Dazu kam das geräumige neben dem Diakonathause der Ulrichskirche liegende Eckhaus meines Vaters, welches wir bewohnten. Der Hofplatz und ein paar größere Remisen waren außer den Schulstunden mein gewöhnlicher Aufenthalt. Ich belustigte mich hier mit den Kinderspielen jeder Jahreszeit. Die vielen großen Kornböden, davon die mehrsten leer waren, dienten auch bei schlechtem Wetter zur Bewegung. Hier beschäftigte ich mich größtenteils allein, da ich keinen Bruder hatte, und meine Schwester an meinen Spielen selten teilnahm. Die Entwicklung der Keime unserer Neigungen hängt vielfältig von dem ersten Anlasse in den Kinderjahren ab. Sowie ich mich früh gewöhnen mußte, mich allein zu unterhalten, so war dies in der Folge auch meine Neigung. Daher mein Hang zu den einsamen Spaziergängen, zu den stillen häuslichen Freuden, zu dem ungestörten Aufenthalt in meinem Sudenburger Garten; daher meine Entfernung von großen Gesellschaften, Clubs und zerstreuendem Umgang, daher vielleicht selbst eine gewisse Reiseunlust.

In dieser häuslichen Erziehung der früheren Jahre finde ich ferner den Anlaß zu manchen anderen Neigungen, z. B. zur Musik. Mein Vater spielte ein jetzt ganz abgekommenes Instrument, die Flûte-douce. Ich habe solche als Kind tausendmal in Händen gehabt und Töne daraus hervorgelockt. Meine Mutter war eine fleißige Kirchengängerin, und ich hörte die Orgel und Kirchenmusik mit unendlichem Vergnügen. Alle Abend wurden mit dem Gesinde einige Lieder gesungen; ich mußte mitsingen. Natürlich bildete diese öftere Übung eine Neigung zur Musik, vielleicht selbst zur Poesie aus, da ich manche Erbauungsbücher in Versen vorlesen mußte und diese vorzüglich gern las. Ferner meine Bücherliebhaberei. Mein Vater hatte einen kleinen unbedeutenden Vorrat

größtenteils juristischer Bücher verlassen. Doch waren einige Schulschriften, ein paar Versebücher — ich erinnere mich der Namen nicht —, die Neukirchschen Briefe und die von Rohrschen Schriften über Ceremoniel und Lebenswissenschaft darunter. Diese Bücher waren verschlossen. Einige Schulbücher zu suchen, ward der Schrank mir zuweilen geöffnet, doch zu meiner großen Betrübnis nur auf ganz kurze Zeit und beständig unter Aufsicht. Einmal hatte das Schloß nicht gefaßt; ich konnte insgeheim nun allein zu den Büchern kommen und darin kramen. Welche Wonne! Ich tat es größtenteils des Sonntags, wenn alles in der Kirche und die Köchin in der Küche beschäftigt war. Nun nahm ich verschiedene Bücher, die ich etwa verstand, mit auf mein mir eigentümlich eingeräumtes kleines Zimmer und fing schon damals an, einen kleinen Bücher-Rick im stillen zu besetzen. Die von Rohrschen Bücher hatten doch den Einfluß auf mich, daß sie mich auf äußeren Anstand und das, was man Lebensart nennt, zuerst aufmerksam machten, worüber ich in der Folge der Jahre teils mehr und etwas Besseres gern las, teils sorgfältigere Beobachtungen selbst zu machen mich gewöhnte, ein Studium, was damals zu hoch und jetzt vielleicht zu wenig geschätzt wird.

Dieses eigene Lesen, freilich ohne Wahl — denn es fehlte damals an Kinderschriften — und manche Briefe und kleine Aufsätze, die ich nach und nach aus eigenem Triebe machte, haben indeß zu meiner Bildung immer noch mehr beigetragen, als der geschmack- und sinnlose Unterricht in der Schule, die ich vom 7. bis zum 13. Jahre besuchte. Ich war hier auf dem Altstädter Gymnasium, doch dergestalt, daß ich nur die Schulstunden abwartete, übrigens im mütterlichen Hause aß und schlief. Ich war 3 Jahre lang in der 5. Klasse bei dem Schullehrer Herlob, den man damals für einen guten Jugendlehrer hielt, $^1/_2$ Jahr bei Stammer in der 4. Klasse und 3 Jahre bei Grotjan in der 3. Klasse,

einem fleißigen, strengen Manne, der seiner Pedanterie wegen, die man für gute Schulmethode hielt, im Rufe stand. Hier war die Lesung der kleinen Episteln des Cicero und des Cornelius die Hauptsache. Letzteren habe ich mehrmalen ganz übersetzt. Gewöhnung an Fleiß, Ordnung und Akkuratesse war hiervon vielleicht der Hauptgewinn. Das waren die Jahre von 1744—50.

Ich werfe einen allgemeinen Blick auf die Schulen, wie sie um diese Zeit, wenigstens hier in der Stadt, waren. Die lateinische Sprache und deren Studium war beinahe das einzige, wenigstens bei weitem das, was am meisten getrieben wurde. Und wie ward es getrieben? Auf den Inhalt des Autors, auf seine Schreibart, seine Manier dachte man nicht. Man lernte nur Vokabeln daraus und haschte nach Phraseologie. Wissenschaft und Realkenntniß wurde gar nicht getrieben; höchstens ein wenig Geschichte in der Monarchienform nach Zopf und Curas und etwas Geographie nach Hübner und Schalg gelehrt. Das Studium der schönen Wissenschaften hieß Oratorie. Hier waren Achsens und Hübners Lehrbücher die Anweisung, und die Ausarbeitung der Chrien die Übung, und die Muster Menantes, beide Neukirchs und Christian Weise! Wie erbärmlich sind alle Gelegenheitsgedichte von dieser Periode! Die guten sächsischen Schriftsteller, die Belustigungen und Bremischen Beiträge waren hier und vorzüglich in den Schulen noch unbekannt. Überhaupt glaube ich, daß sie, sowie die Cultur, spät in unsre Gegend gekommen sind. Adelung hat zwar unrecht, wenn er behauptet, daß die Bildung der Schriftsprache von Obersachsen ausgegangen ist; denn die Schriftsteller, die sich unter- und durcheinander bilden, machen eine eigene Republik aus; aber das ist gewiß, daß der bessere Geschmack in Obersachsen lange geherrscht haben kann, ehe er hier Grund gefaßt und sich etwas verbreitet hat. Dies ist nicht allein von den Schulen, sondern auch von anderen Klassen der Litteratur,

z. B. von den Predigern gewiß. Keiner hatte hier vor 1750 einen gebildeten Vortrag, obschon die Prediger seit 1725 an Mosheims und Akens Predigten Muster hatten. Boysen und (vor ihm) Orlich waren die einzigen, deren Sprache sich etwas hob. Unter solchen Umständen mußte ich in der Bildung um diese Zeit, d. i. in meinem 13. Jahre, einem Alter, worin Pope schon seine herrliche Ode an die Einsamkeit machte, noch sehr zurück sein. Ich las die Banise, Gott weiß, mit welcher Entzückung. Durch meinen Schulumgang mit einem Hermes, einem älteren Bruder des Quedlinburger, der wie ich ein Bücherfreund war, erhielt ich Verschiedenes in dieser Manier. Ich erinnere mich noch der Insel Felsenburg und eines Buches voll Zaubergeschichten unter dem Titel: Der höllische Proteus. Unter den Büchern aus meines Vaters Bibliothek war noch Pöllnitz galantes Sachsen, elend übersetzt. Jedoch las ich schon damals Richardsons Pamela, aber freilich auch dies in der erbärmlichen Übersetzung von 1742. Mosheims heilige Reden, das einzige gute Buch, welches in meines Vaters kleinem Büchervorrat war, unterschied sich in der Sprache so merklich, daß ich dadurch zuerst auf den Unterschied des guten und schlechten Stils aufmerksam wurde, und es durch die öftere Lesung, besonders der 5. Rede über den Tod, vorzüglich beitrug, zum besseren Geschmack mich zu leiten.

Einen Schritt vorwärts that ich darin auf der Schule des Klosters Unserer l. Frauen, wohin ich Ostern 1751 kam, und die ich $1^1/_2$ Jahre besuchte. Der Unterricht war damals schon hier weniger pedantisch. Einer der Lehrer war der nachmals in Berlin gestorbene Sucro, Verfasser der Ahndungen, Erfahrungen usw. Schade, daß er nur kurze Zeit dort blieb! Er war ein feiner Mann, der sich vor den anderen Lehrern sehr auszeichnete. Große Fortschritte machte ich auf dieser Schule sonst nicht. Es herrschte damals zu viele Unordnung daselbst und fehlte an Aufsicht auf

Lehrer und Schüler. In der Folge hat sich dies unter den Rectoren Hambruch, Schummel, Koch und besonders unter der Direction des jetzigen würdigen Probst Röttger sehr geändert. Indessen lernte ich dort Kleists Frühling und Gellerts Briefe zuerst kennen. Letztere machten einen außerordentlichen Eindruck auf mich. Man muß den elenden Geschmack kennen, der in den mehrsten Städten Deutschlands damals noch herrschte, um das von Maurillon so sehr herabgewürdigte Verdienst Gellerts gehörig zu schätzen. Freilich sind seine Gedichte von wenigem poetischen Wert und seine Briefe gerade keine Muster; aber man vergleiche sie mit den damaligen Reimereien und den steifen pedantischen Neukirchschen, Menantesschen, Leiningschen Briefen. Sie mußten in der Zeit notwendig große Sensation machen, und es ist nicht zu leugnen, daß, da Gellert mehr als andere größere Dichter, z. B. Haller und Hagedorn, gelesen wurde, er, wie Abt sagt, dem Geschmacke der Nation eine Hilfe gegeben hat. Man nehme dazu: Gottsched hatte den Lohensteinschen und Hoffmannswaldauschen Schwulst und Bombast, der in dem ersten Drittel des Jahrhunderts herrschte, verdrängt; dagegen waren wässerige, geschmacklose Reimschmiede emporgekommen. Gellert verband Geschmack und natürliche Leichtigkeit. Er war allgemein verständlich ohne niedrig zu sein. Dies faßte im Publikum; kein Wunder, daß er überall gelesen und verehrt wurde!

Um Michaelis 1752 verließ ich die Schule des Liebfrauenklosters, um die vom Kloster-Berge zu besuchen. Zu dieser war ich schon früher bestimmt; der damalige Abt Steinmetz wollte mich nur unter 14 Jahren nicht annehmen, weshalb ich die Zwischenzeit, weil ich nicht länger auf dem sinkenden Altstädtischen Gymnasium bleiben sollte, auf der Liebfrauenschule zubrachte. Ich verließ nun zum erstenmal das väterliche Haus ganz und zog als Pensionär und Schüler nach dem Kloster-Berge. Dieser Schule danke ich

vorzüglich meine Bildung und einige der frohesten Jahre meines Lebens; daher ich mich dabei etwas länger aufhalten werde. Mein Stubenaufseher ward der französische Lehrer Dubois. Ich hatte immer zur französischen Sprache Neigung gehabt. Unter dem Magdeburgischen Sprachmeister Fleureton hatte ich sie vor ein paar Jahren schon angefangen, eine Auswahl Molièrescher Komödien mit deutschen Noten und Gerhardi théâtre italien größtenteils für mich gelesen und wieder gelesen. Hier trieb ich nun das Studium dieser Sprache unter so vorzüglicher Anleitung mit vielem Eifer. Auf den Spaziergängen hielt ich mich an Herrn Dubois und übte mich im französisch Sprechen. Ich las für mich den Fenelonschen Telemach ganz, und keine größere Wonne kannt' ich, als wenn ich des Sonnabends Nachmittags, da Lehrer und meine Mitschüler auf dem Spaziergange waren, auf der Stube allein bleiben und dort auf dem Fenstersitze — die Aussicht ging über den Garteneingang in den Klostergarten nach der Elbe zu — ungestört Voltaires Schauspiele lesen konnte, welche ich oft laut deklamirte. Öffentlich sie zu lesen möchte man bei dem damaligen pietistischen Tone des Klosters mir wohl schwerlich gestattet haben. In der Folge vermehrte sich meine Übung im Sprechen durch einen neuen französischen Lehrer, Herrn Veron, der nach Abzug des vorigen die Stube bezog, wo ich wohnte. Dieser, weniger bekannt mit dem Deutschen, sah es sehr gern, wenn ich ihm auf den Spaziergängen Gesellschaft leistete, welches andre Schüler mehr vermieden. Ich bin diesem Manne, der viel Kenntniß mit einem sanften Charakter verband, viel schuldig. Er blieb kaum $1\frac{1}{2}$ Jahre dort, und ihn löste ein Duvernois ab, ein Mann von feurigerem Charakter. Auch diesem danke ich viele Übung in dieser Sprache, die auch in der folgenden Zeit lange meine Lieblingslektüre geblieben ist, und in welcher ich die vorzüglichsten Schriften besonders aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. gelesen und selbst ge-

sammelt habe. Zu Klosterberge las ich schon außer den genannten den Bußyschen Briefwechsel, die Choffinschen amusements philologiques, ein sehr gutes Schulbuch wegen der darin enthaltenen mannigfaltigen Kenntnisse, die caractères de la bruyère, die memoires von Pöllnitz, Ramsay, Flechier und einiger anderer und wiederholte manche Lektüre öfter. Ich habe dies, was das französische Sprachstudium betrifft, zusammengefaßt, und kehre nun zu dem Anfang meiner Studien auf dieser Schule zurück.

Klosterberge war damals eine der berühmtesten und blühendsten Schulen. Ich nenne von den vorzüglichen Lehrern nur den Rector Knapp, Bruder des älteren Dr. Knapp in Halle, einen Mann, der gute philologische Kenntnisse mit einem schönen Anstande vereinigte und in großem Ansehn stand, die Herren Silberschlag, die bekanntlich in den mathematischen und physikalischen Fächern professormäßige Wissenschaft hatten, Herrn Jonä, einen ganz vorzüglichen Philologen und lateinischen Stilisten, der bei der Reformation der Schule unter Häse ausdrücklich wieder zum Rector dahin berufen wurde, um die Schule zu heben, den Lehrer Wendel, einen Mann, der im Fach der schönen Wissenschaften sehr gut unterrichtete, vorzügliches Talent im Deklamieren hatte und selbst Dichter war, und den Dichter Fabricius, dessen in zwei Bänden herausgegebene Poesien bekannt sind. Sie sind in dem Hallerschen Ton, in einer gebildeten und zuweilen kräftigen Sprache, doch haben sie bei weitem nicht die Gedankenfülle und die sententiöse Kürze Hallers, sondern sind oft zu wortreich oder dunkel und geben fumum ex fulgure, non ex fumo lucem. — Die Anzahl der Studierenden war um diese Zeit an 150, und es war unter den Schülern im ganzen viel Lernbegierde. Es herrschte damals zwar zu Klosterbergen der frömmelnde Ton, der durch Hermann Francke auch in das Hallische Waisenhaus eingeführt war. Ich kann aber nicht sagen, daß er auf die Wissenschaften und den Schulunterricht

hier einen nachteiligen Einfluß gehabt hätte. Wenn ich die vielen Betstunden, die besonders an den Sonntagen zu überhäuft waren, und die man besuchen mußte, ausnehme, so wurde keinem irgend ein Zwang aufgedrungen. Ich weiß es vielmehr aus manchen Äußerungen, daß der brave Abt Steinmetz, der wahre Frömmigkeit mit Weltkenntnis und Weltklugheit verband, die Kopfhängerei, die manche, die sich einschmeicheln wollten, annahmen, nicht leiden konnte. Auch Wieland, der 4 Jahre vor mir dort studierte, hat mir gesagt, daß ihn der Abt gegen die Bedrückung eines Schwärmers in Schutz genommen hätte. So hielt auch der Rector Knapp sehr auf bürgerlichen Anstand und ein anständig freies Betragen, und mit ihm mehrere Lehrer.

In den Philanthropien und neueren Schulen soll eine liberalere Denkungsart und bessere Methode in Bildung des Geistes und der Sitten vorgeschlagen und eingeführt und alles auf Vernunft reduziert sein. Indessen sei es mir doch, ohne der Horazische Alte — laudator temporis acti se puero — zu sein, erlaubt zu fragen, wo die großen Männer sind, die diese Schulen seit der Basedowschen Reformation 1771, d. i. seit 23 Jahren, hervorgebracht haben, und wovon das Kloster Bergen, sowie das Waisenhaus und Pädagogium zu Halle so viele aufzuweisen haben. Wenn man von der Wirkung auf die Ursache schließen darf, so glaube ich immer, daß auf Schulen wie im Soldatenstande eine gewisse Schärfe und strenge Ordnung, sollte sie auch etwas an Pedantismus grenzen, der Jugend nützlicher ist, als ewiges Räsonieren, wohinter sich Leidenschaften so leicht verstecken und dadurch genährt werden.

Auf dieser Schule legte ich den Grund zu meiner nachmaligen ganzen Bildung. Ich lernte Schulwissenschaften liebgewinnen, eine Neigung, die auf das ganze Leben Einfluß hatte. Ich gewann Geschmack an den lateinischen Autoren, woraus ich bisher nur Phrases gezogen hatte, besonders unter Jonäs Anleitung,

der Ciceros Reden in der 2. lateinischen Klasse erklärte. Von Dichtern wurden damals nur Ovidii libri tristium und Vergils Aeneide gelesen. Ich kann nicht sagen, daß sie mich anzogen. Den Horaz, der nicht gelesen wurde, habe ich erst für mich studiert und ihn in der Folge so lieb gewonnen, daß er mein beständiger Begleiter auf meinen verschiedenen Geschäftsreisen wurde. In Klosterbergen fing ich auch an Physik, Mathematik und etwas Philosophie zu studieren. Nur das Griechische, worin ich zu weit zurück war, gab ich leider auf. Dies ist mir in der Folge hundertmal leid geworden. Ich nahm dafür lieber drei Stunden im Französischen mehr, woran ich mit ganzer Liebe hing, und gegen die griechische Sprache den falschen Gedanken faßte, sie könne mir als einem künftigen Juristen nichts helfen. Ferner versäumte ich das Klavierspielen, worin ich gleichfalls in Magdeburg erst einige Monate Unterricht gehabt hatte. Ich hing zu sehr an den Sprachen, und der damalige Klaviermeister war ein alter verdrießlicher Mann. Auch dies habe ich vielfältig bereut. Ich habe in der Folge für mich einige kleine Stücke mühsam klimpern gelernt, Musik aber immer vorzüglich geliebt. Dagegen lernte ich bei einem damals in Klosterbergen ausdrücklich besoldeten Lehrer Italienisch, hielt auch in dieser Sprache bei einer öffentlichen Redeübung eine von mir selbst gefertigte Rede, sowie ich auch eine von Herrn Veron verfertigte französische Rede in Versen auf einem solchen Actus deklamierte.

Diese öffentlichen Redeübungen sind jetzt abgekommen. Ich weiß, was man dagegen sagt. Ich weiß aber aus Erfahrung, wie nützlich sie mir und meinen Mitschülern gewesen sind, und wie vorzüglich sie die Klosterbergische Schule damals hoben. Also hier ein Wort darüber!

Öffentlich vortragen und reden ist das Geschäft aller Staatsbedienten. Nicht allein der Prediger gebraucht es, sondern auch

jeder Geschäftsmann, der in Landskollegien einen Vortrag über eine Handlung thun, die Thatsachen entwickeln und seine Meinung darüber sagen muß, jeder Richter, der die Parteien verständigen und ihnen vernünftige Gründe vorhalten will; ja jeder Gesellschafter, der den unbedeutendsten Vorfall erzählen will, muß Deutlichkeit, Ordnung, Präcision in seinen Vortrag zu bringen und sein Organ an einen deutlichen Ausdruck gewöhnt haben. Hat er hierzu auf Schulen früher Übung gehabt, so wird es ihm in der Folge leicht. Hierzu dienen vorzüglich die Redeübungen. Man sagt: sie versäumen! Wie es zu Klosterbergen sonst damit gehalten wurde, war dies nicht der Fall. Alle Mittwoch Nachmittag von 3—5 Uhr wurden in Gegenwart des Abtes, der Lehrer und der Schüler Privat-Redeübungen gehalten. Von den 16—18 Conventualen und Lehrern mußte nach der Reihe einer die Stücke aus Dichtern und Prosaisten aller Sprachen aussuchen und verteilen, die deklamiert werden sollten, auch wohl selbst ein Gespräch für die Kleineren machen. Da sie nur kurz waren, so kamen jede Woche wohl 16 und mehr Schüler, und wegen der ununterbrochenen Fortsetzung, nach und nach alle zum Reden. Diese brachten die Kosten, die bloß in ein paar Thalern für die Musik bestanden, auf, welches wenige Groschen auf einen jeden trug. Übrigens durfte nicht eine Stunde darüber versäumt werden, sondern das Auswendiglernen und die ein oder zwei Proben geschahen in den Zwischenstunden. Aus dieser wöchentlichen Übung entstand der Vorzug der Klosterbergischen öffentlichen Actus, wo die geübtesten Redner auftraten. Hierzu verfertigte der Dichter Fabricius seine mehrsten, durch gute Deklamation noch gehobenen Poesien, und viele geschickte Lehrer lieferten dazu sehr gute Aufsätze.

Auch auf mich und meine mehrere Ausbildung hatten diese Redeübungen den stärksten Einfluß. Ich nahm nicht nur daran oft selbst teil und übte mich im Deklamieren, sondern durch das

wöchentliche Hören so mancher gut vorgetragenen schönen, dichterischen und rednerischen Stellen bildete sich auch der Geschmack. Die ersten Gründe desselben wurden in den oratorischen Lehrstunden durch Regeln und Beispiele entwickelt. Besonders wirkte auf mich die ganz vortreffliche Deklamation des oben genannten Lehrers, Herrn Wendels. Hier lernte ich Haller, Dusch, Young in der Ebertschen Übersetzung, Kramers, Schlegels Gedichte, Rabeners und anderer Aufsätze in den Bremischen Beiträgen und Gellerts sämmtliche Schriften kennen; und sie machten, teils durch den Contrast mit den elenden Sachen, die ich bisher allein gelesen hatte, teils durch die Art, wie sie vorgetragen wurden, doppelten Eindruck auf mich. Denn oft ging der Lehrer Wendel mit seiner Klasse in eine schöne Gegend, wo wir uns an einem Hügel um ihn lagerten, und er uns wie ein Apoll lehrte. Hier machte er uns auf die schönen Schilderungen der Natur aufmerksam und verwandelte den Unterricht in Anschauen und Leben. Der Dichter Fabricius las den reiferen Schülern der ersten Klasse zuerst Elias Schlegels Trauerspiele vor. Theatralische Stücke hatte man in Klosterbergen nie gewagt öffentlich vorzutragen. Fabricius that es mit einer schönen Anrede, worin er uns als Männer und Freunde behandelte, den richtigen Gesichtspunkt zeigte, uns doch aber zur Verschwiegenheit aufforderte, damit er aus Mißverstand von Schwächeren darüber nicht angezapft würde. Dies gab uns einen gewissen edlen Stolz und gewann uns um so mehr für die schönen Geister, die so dachten und schrieben. Kein Wunder, daß der Geschmack an den schönen Wissenschaften damals sehr faßte.

Es bildeten sich Männer, die durch sie auch in ernsthaften Wissenschaften glänzten. Ich nenne hier von meinen Commilitonen Recard in Königsberg, Steinbarth in Frankfurt, und von Geschäftsmännern den Minister v. Schulenburg-Kähnert, den Präsidenten v. Bugenhagen, Kammerherrn v. Spiegel, General

v. Kleist, Berghauptmann v. Veltheim und die Räte Weißbek und Mergdorf in Berlin. Matthisson, ein Onkel des jetzt bekannten Dichters, würde es in der Poesie weit gebracht haben, wenn er nicht einige Jahre hernach kränklich geworden und zu früh gestorben wäre. Ich selbst machte einige poetische Versuche, wovon ich mich noch eines Stückes, Empfindung Adams bei dem Totschlage Abels erinnere, das Fabricus billigte und korrigierte. Da es mir aber nicht leicht ward, und ich mir selbst nicht genug that, so unterblieben mehrere Arbeiten. Matthisson und Steinbarth waren mein vertrauterer Umgang. Wir hielten mit einigen anderen für uns besondere Redeübungen, machten eigene Ausarbeitungen, ja, wie der jugendliche Enthusiasmus leicht übertreibt, schrieben wir kleine lateinische Dissertationen über einen philosophischen und moralischen Satz, worüber wir einen von uns zum Präses und zwei zu Opponenten erwählten. Freilich waren es Kindereien und Wortkram. Sind aber die akademischen Disputationen oft viel mehr? Nicht die Sache, sondern das Nachdenken und die Übung, seine Gedanken zu fassen und zu vertheidigen, gewährte den bleibenden Vorteil. Wir hatten es hierdurch in der Fertigkeit, uns aus dem Stegreif über einen Satz, der unserer Fähigkeit angemessen war, lateinisch zu erklären, soweit gebracht, daß einige von uns älteren Primanern zuweilen zu der lateinischen Rede, die in der ersten Klasse alle Tage von einem der Schüler gehalten werden mußte, und wozu der Rector den Tag vorher das Thema gab, dieses nur vor der Stunde uns ausbaten, darüber bloß während der Lektion meditierten und dann eine Rede von etwa einer Viertelstunde aus dem Stegreife hielten.

So wenig ich hiervon in der Folge meines Lebens im gelehrten Fache habe Gebrauch machen können, so hat es mir doch als Opponenten bei verschiedenen Disputationen in Halle, bei

meinem lateinischen Examen in Berlin und, in Ansehung der Fertigkeit mich bei schneller Veranlassung mündlich auszudrücken, in der Advokatur und in meinem ganzen Geschäftsleben viele Dienste gethan. Ich würde daher den Schulen nicht allein die ehemaligen öfteren und Privat-Redeübungen, sondern auch besonders die Einführung eigener Erzählungsstunden empfehlen.

Wenn der Lehrer eine interessante Geschichte aus verschiedenen jetzt gedruckten Gerichtsacten oder andern Büchern erzählte oder vorläse, dann sie von einem Schüler im Hauptinhalte wieder erzählen ließe und ihn auch auf die Stellung der Begebenheit, Präcision und Sprache aufmerksam machte, so könnte dies den Mehrsten nützlicher sein, als wenn sie während der Zeit diesen oder jenen gelehrten Satz nicht(?) fassen. Schulen sind Vorbereitung auf künftiges Geschäftsleben. Nicht bloß auf die Anschaffung der Materialien, die zu mannigfaltig sind, als daß sie jeder gebrauchen könnte, sondern auf die Fertigkeit das jetzt gerade Nötige gehörig vorzutragen, welche Fertigkeit jeder gebraucht, sollte diese Vorbereitung besonders gerichtet werden.

Ich habe mich lange hierbei aufgehalten, weil ich es für einen wesentlichen Mangel unserer jetzigen Schuleinrichtungen halte, daß hierauf weniger Rücksicht genommen wird, und ich aus mehreren Beobachtungen es weiß, daß diese in der Jugend versäumte Gabe des Vortrags in der Folge schwer eingebracht werden kann. Ich empfehle daher meinen Kindern und Enkeln hierauf um so mehr Bedacht zu nehmen, je mehr es die Erfahrung bestätigt, daß oft die Männer, die durch ihre Schriften weit und breit berühmt sind, so sehr bei der persönlichen Bekanntschaft und bei ihren Gesprächen verlieren, und ich glaube, daß die bekannte Beobachtung: praesentia minuit famam mit daher rührt.

Aus dem, was ich über die Klosterbergische Schule und meinen Aufenthalt daselbst gesagt habe, ergibt sich, daß die

Sprachen und die schönen Wissenschaften mich vorzüglich beschäftigten und daß mein Geschmack daran sich befestigte. Versäumt habe ich daselbst das Studium der Geschichte und Geographie. Beide wurden zwar gelehrt; sei es aber nun die fehlerhafte Methode oder mein Mangel der Aufmerksamkeit, ich brachte wenig in diesen Wissenschaften vor mich. Mir schwärmten eine Menge Namen und Begebenheiten zwar im Kopfe, ich konnte sie aber nicht ordnen. Ich habe in späteren Jahren besonders aus Remers vortrefflichem Lehrbuche erst Geschichte studirt. Ich glaube, der Fehler lag darin, daß man nicht nach einer Tabelle die Hauptepochen erst tief einprägte und immer dahin wieder zurückrief. Billig sollte auf jeder Schule ein und dasselbe Lehrbuch zum Grunde liegen und der Vortrag der Begebenheiten nur erweitert werden, jedoch immer die Fächer bleiben. An einem solchen Lehrbuche fehlte es damals. Wenn man jetzt in der untersten Geschichtsklasse bloß Remers Tabelle recht einstudirte, in der folgenden seine jetzt (1794) herausgekommene Übersicht zum Grunde legte und in der dritten Klasse sein ausführliches Handbuch ohne große Zusätze vortrüge, so würde der Unterricht unendlich vollkommener sein, als er damals war und vielleicht sein konnte, weil wir vor Schröck kein vernünftiges historisches Compendium hatten, auch die sonst brauchbaren Niemeyerschen Tabellen erst 1761 herauskamen.

Dies über die wissenschaftliche Bildung auf dem Kloster. Die schöne Lage des Klosters, der herrliche Garten und die öfteren Spaziergänge erhielten und befestigten meine körperliche Gesundheit. Durch eine Erkältung zog ich mir einst ein stärkeres Flußfieber zu; Versäumung gehöriger Mittel machte es schlimmer. Ich ward zur Stadt abgeholt und durch ein paar Hallesche Vitalpulver, die einen sehr wohlthätigen Schweiß bewirkten, wieder hergestellt. Diese kleine Krankheit bewirkte mir indessen wegen eines noch zu

brauchenden Kräuterthees die Erlaubnis aus der ersten Stunde, einer theologischen, zu bleiben und allein im Garten spazieren zu gehn. Diese Erlaubnis, die ich beständig behielt, weil ich sie nie mißbrauchte, und die sehr selten einem Schüler erteilt wurde — die Sittenklassen, eine gute Einrichtung, waren damals nicht — trug zur Vermehrung meines Vergnügens auf dem Kloster sehr viel bei. Ich las sehr häufig bei meinen Spaziergängen und erhöhte dadurch das Vergnügen derselben. Auch konnte ich alle 14 Tage und öfterer zur Stadt gehen. Dies that ich gemeiniglich Sonnabends und blieb den Sonntag daselbst, daher mir auch dieser weniger lästig wurde.

Während meines dortigen Aufenthaltes heiratete meine Schwester den damaligen Pastor Silberschlag in Wolmirsleben. Er war in dem ersten Halbjahr mein Lehrer gewesen; sein Bruder war es auch noch die übrige Zeit. Mit diesem oder auch mit meiner Mutter machte ich vergnügte Landreisen nach Wolmirsleben und erlangte dadurch beiläufig manche physikalische Kenntnisse mehr, ob ich schon nie eigentliche stärkere Neigung dazu gehabt habe. Angenehm waren mir in meines Schwagers kleiner Büchersammlung Stockhausens Briefe und Meyers Ästhetik.

Bei Gelegenheit meiner Klosterbergischen Exkursionen zur Stadt sah ich hier auch die erste Komödie von der Ackermannschen Gesellschaft. Es war Destouches Verschwender. Stärker kann kein Eindruck sein, als der, welchen diese Vorstellung auf mich machte. Da unsere Kinder schon vielfältig jetzt sich an Komödien satt hören, ehe sie solche verstehen, so kann man von der Wirkung, die eine solche Aufführung bei mehreren Vorkenntnissen und größerer Geschmacksausbildung bei mir thun mußte, sich schwerlich einen Begriff machen. Das zweite Stück, das ich bald darauf hörte, Molières Kranker in der Einbildung, war von weit geringerem Eindruck für mich.

Ich habe mich bei diesem Klosterbergischen Aufenthalt gern verweilt, theils weil hier mein Geist die Richtung zuerst genommen hat, der ich in der Folge immer treu geblieben bin, und welcher ich viele der reinsten und süßesten Freuden meines Lebens danke, theils weil ich es meinen Kindern und Nachkommen recht tief einprägen möchte, auf den Schulunterricht ihrer Kinder die vorzüglichste Sorgfalt zu wenden. Denn eine Versäumnis hierin rächt sich allemal gewiß, wenn man in seinem Geschäftsfache auch sonst mancherlei nachholen kann.

Um Ostern 1756 bezog ich die Universität Halle. Vielen ist ihr akademischer Aufenthalt die angenehmste Periode ihres Lebens. Mir war sie es nicht. Theils war mir die ungebundene Universitätsfreiheit, weil Schulzwang mir nie lästig fiel und ich die dortigen Studien con amore trieb, so wichtig nicht als andern, theils war mir der Studententon zu roh und ungesittet, theils fielen meine akademischen Jahre gerade in den Anfang des siebenjährigen Krieges, wo die öfteren Invasionen manche Besorgnisse und Unannehmlichkeit bewirkten.

Ich war in Halle an das Haus des Obersten v. Mannstein, eines Verwandten meines Vaters, addressiert. Ich aß bei ihm alle Sonntage Mittag, so lange er in Halle war. Dies war mir gerade nicht die angenehmste Verbindung, wiewohl ich wegen der Gesellschaft, die ich dort öfters fand, einige Weltkenntnis mehr erlangte. Durch ihn wurde ich dem Hofrat von Madai empfohlen. Hier versammelte sich alle Sonntag nachmittag eine Art von litterarischer Gesellschaft, woran der Professor Joachim und zuweilen auch einige andere Professoren, übrigens aber einige gewählte Studenten teilnahmen. Das Gespräch betraf hauptsächlich statistische, historische und numismatische Vorwürfe. Dies war mein Geschmack nicht, mithin mir die Gesellschaft weniger angenehm. Sie dauerte auch nicht lange. Ich habe nach der Zeit den Hofrat v. Madai

durch verwandtschaftliche Verbindung — meine Frau war seine Stiefenkelin — näher kennen gelernt, und an ihm einen Mann von vielen Kenntnissen, von sehr angenehmer mannigfaltiger Unterhaltung und einer auch in seinem Alter fortdauernden Geistesheiterkeit gefunden, der mir viele Freundschaft erzeigt hat.

Meine Collegia wählte ich wie andere Juristen. Ich folgte dem Strom, der sich damals zu dem Nettelblattschen Lehrsaal hinzog. Ich konnte seinen Collegiis keinen Geschmack abgewinnen. Noch weniger gefiel mir Joachims schläfriger, monotonischer Vortrag in der Reichs- und Staatengeschichte. Mehr Geschmack fand ich an Professor Meyer, bei dem ich die philosophischen Collegien hörte. Am angenehmsten waren mir seine Vorlesungen über die Moral. Ein kaltes Fieber, welches mich mitten im ersten Halbjahr meines Hallischen Aufenthaltes befiel und welches nach öfterem Recidiren mehrere Monate mich unthätig machte, verursachte, daß ich in dem folgenden halben Jahre manches nachholen mußte. Ich habe übrigens meinen juristischen Cursus nach der gewöhnlichen Einteilung hauptsächlich bei Nettelblatt gemacht, hörte jedoch auch bei dem guten Civilisten Professor Heißler Institutionen und Pandekten. In dem letzten Jahr lernte ich Professor Pauli kennen. So beschrieen dieser Mann durch sein Leben der Helden ist, so lebhaft und unterhaltend war sein Vortrag. Ich hörte bei ihm Reichsgeschichte, und es thut mir sehr leid, nicht früher seine Bekanntschaft gemacht zu haben. Nach anderthalb Jahren nahm ich ein Disputatorium. Hier half mir meine Klosterbergische Sprachübung sehr, und eigenes strengeres Nachdenken über mehrere zur Sprache gebrachte streitige Rechtssätze erweiterte meine juristischen Kenntnisse.

Ich weiß nicht, welchen Gang das Studium der Rechtswissenschaft auf den Akademien nehmen wird. Nach dem eingeführten Landrecht im Preußischen halte ich die Zeit, die auf

das römische Recht dort verwendet wird, für verloren. Müssen aber dort eine allgemeine Einleitung in die Rechtswissenschaft, das Naturrecht und einige subsidiarische Wissenschaften noch gehört werden, so halte ich nichts für so nützlich als zeitig damit Diputierübungen zu verbinden, um sich die Fähigkeit zu erwerben, über Rechtsmaterien leicht und faßlich sich ausdrücken zu lernen.

Außer den juristischen Lehrstunden nahm ich mit einigen meiner Freunde dort Tanzstunden, eine Übung, die zu Klosterbergen nur den Edelleuten auf ausdrücklichen königlichen Befehl gestattet war. Ich besuchte auch hernach fleißig die Bälle, die auf dem Universitätstanzboden unter Studenten gehalten wurden, und woran nur die Tochter des ehemaligen Tanzmeisters Rudels und zuweilen eine oder ein paar ihrer Freundinnen teilnahmen; doch ging es sehr ordentlich und sittlich zu. Auch von dem damaligen großen Concert auf dem Residenzsaale ward ich Mitglied und brachte die Sonnabend-Abende dort sehr vergnügt zu. Die Professoren mit ihren Frauen und Töchtern und mehreren Familien nahmen daran teil. Dies war damals die einzige Gelegenheit, wo Studenten ohne besondere Empfehlung Gelegenheit hatten, Frauenzimmer zu sprechen.

Wichtiger blieb mir aber das Studium der schönen Wissenschaften. Mit Steinbarth, Matthisson und einigen andern Freunden setzte ich meinen Umgang fort. Wir machten kleine deutsche Aufsätze, die wir einander zur Kritik mitteilten, und sprachen über unsre Lectüre, die nun einen größeren Umfang erhielt. Ich las die Wochenschrift „Die Geselligen", hielt selbst lang die folgende damals herauskommende „Der Mensch" eine Zeit mit, las die Klarissa, den Grandison und machte über erstere selbst einen Aufsatz.

Ein mir sehr interessanter Umgang entstand zwischen mir und Abbt, dem nachmalig berühmten Professor in Rinteln. Mit

ihm machte ich häufige Spaziergänge und aß des Abends öfter in seiner Gesellschaft in einem weniger besuchten Speisequartier. Wir liebten beide die französische Lectüre. Ich hatte den Zugang zu einer französischen Bibliothek. Daraus lasen wir Prerots Romane. Bei dem Cleveland ward Abbt verdrießlich. Wir fingen nun die Crebillonschen an, die uns mehr unterhielten. Abbt zerstreute sich hernach in andere größere Gesellschaften, in welche er durch das Segnersche Haus kam, und ich bedauerte es sehr, daß mein Umgang mit diesem herrlichen Kopfe seltener ward.

Einen Zuwachs zur Bücherkenntnis erhielt ich durch Stockhausens kritischen Entwurf einer Bibliothek. Bei allen Mängeln war dies Buch damals doch das einzige, woraus man in der Kürze die schöne Litteratur etwas übersehen konnte. Mehr Nahrung gab meinem Geiste aber die um diese Zeit herauskommende Bibliothek der schönen Wissenschaften von Nicolai und Mendelssohn. Dies Buch und mehr hernach noch die mit 1759 angefangenen Litteraturbriefe fixirten meinen noch wankenden Geschmack. Ich las in der Folge die meisten der darin recensirten Bücher, verglich und studirte die Urteile darüber und suchte den Ton der besten mir zu eigen zu machen. Dies gab meinem Geschmack die Richtung, der ich hernach beständig treu geblieben bin.

Sonst hatte mein Studentenleben nichts merkwürdiges. Ich hatte außer meinen älteren Freunden nur wenig Umgang. Doch muß ich noch einen Leonhard aus Berlin nennen, einen Mann von vielem Geschmack und Kenntnissen und zwei Gebrüder Madelung, mit denen ich einem Hause, „dem Dreysichschen" am alten Markte, wohnte, wovon der jüngere, ein sehr fähiger Kopf, Geheimrat in Bernburg ist, mit welchem ich auch nachher noch korrespondirte. Mein Stuben-Gesellschafter, der nachmalige Geheime Ober-Rechnungsrat Lautensack, den ich von Klosterberge mitbrachte, störte mich wenigstens nicht. Er hatte andere Neigungen

und andere Gesellschaften außer dem Hause. Von Halle machte ich zuweilen Exkursionen nach Merseburg, Lauchstädt, Leipzig. In Lauchstädt machte ich die persönliche Bekanntschaft Gellerts. Das will bei einem Studenten, der sonst nicht empfohlen ist, nichts sagen. Viele berühmte Leute sieht man nur, um sagen zu können, man habe sie gesehen. Der merkwürdige siebenjährige Krieg, durch welchen Halle oft in Schrecken gesetzt wurde, brachte mich auf eine sonderbare Art einmal auf eine Nacht in französische Gefangenschaft in Merseburg. Ich war mit einer Gesellschaft von 12 Studenten nach Lauchstädt und von da nach Merseburg geritten. Wir wußten, daß die Franzosen in der Gegend wären, wir fürchteten sie aber nicht. Im Merseburger Thor wurden wir von französischen Husaren des Türpinschen Corps angehalten und zum Obersten gebracht. Er examinirte uns; um gewiß zu sein, daß wir Studenten wären, ließ er sich in ein wissenschaftliches Gespräch ein und begegnete uns mit vieler Höflichkeit. Er versprach uns seinen Schutz, sagte uns aber, daß wir die Nacht in Merseburg bleiben müßten. Auf unsre Vorstellung dagegen berief er sich auf Gründe, die er uns nicht sagen könnte, die aber die raison de guerre rechtfertige. Er gab uns für uns und unsre Pferde ohne alle Kosten in unserm Wirtshause eine sauvegarde. Den Morgen ließ er uns geruhig abreiten. Da wir eine Viertelmeile von Halle waren, sahen wir einen Haufen französischer Husaren vor den Thoren der Stadt. Sie schickten uns einige Husaren entgegen. Sie waren über uns instruirt und ließen uns reiten. Wir überlegten, daß es am besten wäre, ehe die Thore geschlossen würden, gleich hinter den Franzosen her zu reiten. Dies geschah. Der Hallische Präsident Lamprecht, der diesen Überfall der Franzosen an den König berichtete, ließ in seinem Bericht einfließen, es verlaute, daß Studenten die Franzosen nach Halle gebracht hätten. Es ward Untersuchung

befohlen. Wir wurden vernommen. Wir waren unschuldig. Der Oberst hatte mit keinem Worte einmal nach der Besatzung von Halle gefragt; der Überfall war schon eher beschlossen, und bloß, daß wir ihn nicht etwa verraten sollten, hatte uns der Oberst die Nacht in Merseburg behalten. Wir waren alte Landeskinder. So wurde die Sache auf den Bericht der Universität gleich niedergeschlagen, und wir mußten jeder nur 4 Thaler an Kosten bezahlen. Im jetzigen Kriege möchte uns unsre jugendliche Unvorsichtigkeit theurer zu stehen gekommen sein.

Ich verließ nach einem dreijährigen Aufenthalt Halle ohne Bedauern mit gesundem Körper und Herzen und kehrte Ostern 1759 nach meiner Vaterstadt, die ich während der Zeit nur einmal gesehen hatte, zurück. Meine besten Freunde gingen mit mir zugleich ab. Matthisson ward Lehrer am Liebfrauenkloster; hier sah ich ihn etwas seltener. Dagegen hatte ich schon im letzten halben Jahre in Halle eine Bekanntschaft mit dem nachmaligen Herrn Ratmann Delbrück gemacht, die hier in die vertraulichste Freundschaft überging und so bis zum Tode desselben dauerte. Mit ihm, dem Kammerdirektor Neumann und Advokat Land fing ich hier bald wieder ein Disputatorium über juristische Materien an. Des Abends blieben wir dann gemeiniglich zu einem kleinen Spiele zusammen. Durch Herrn Delbrück lernte ich den Herrn Musikdirektor Rolle kennen. Dem Umgange dieses edlen vortrefflichen Mannes habe ich viele meiner frohesten Stunden zu danken.

Bis jetzt war ich ohne Bestimmung über mein künftiges Geschäftsleben. Ich ward durch meinen Schwager, den zur hiesigen Heiligen-Geist-Kirche berufenen Pastor Silberschlag, dem Großkanzler Fariges empfohlen, der mit dem Hofe sich damals hier aufhielt. Zwei Wege standen um diese Zeit für den Juristen zur Beförderung offen. Er suchte entweder gleich das Referendariat bei der Regierung, oder er arbeitete als Kandidat ein paar Jahre

bei einem der Advokaten. Der erstere Weg war etwas langsamer, weil der Referendar nach 3—4 Jahren, wenn er im Berlinschen Examen bestand, erst cum voto angesetzt und dann gemeiniglich außer der Provinz als Rat bestellt wurde, indem der König nicht gern die in demselben Ort geborenen daselbst beförderte. Zur Advokatur konnte man aber den Ort wählen und sich früher etabliren. Da ich zur Verwaltung des hiesigen Familienlehens hier in Magdeburg mich fixiren mußte und wollte, riet mir der Großkanzler selbst zur Advokatur und empfahl mich dem braven Kriminalrat Voigtel zur Anleitung in die juristische Praxis. Er ließ mir aus der Regierung ganze Stöße abgethane wichtige Prozeßacten zur Lesung geben, und hierdurch ward ich in kurzer Zeit mit dem Gange der gerichtlichen Verhandlungen bekannter als durch die gewöhnlichen einzelnen Advokaten-Diatriben, die ich jedoch nicht ganz verabsäumte. Da ich mich indessen gar nicht dringend nach einer Versorgung sehnte und keine bestimmten Geschäfte hatte, so konnte ich meinem Hange zur schönen Litteratur folgen. Ich unterließ dies auch nicht. Ich hatte schon aus Halle verschiedene Bücher mitgebracht; jetzt fing ich an, meine Bibliothek zu sammeln, kaufte die besten Dichter und dichtete hin und wieder selbst einige kleine Stücke, wovon ich die mehrsten zwar verworfen, jedoch einige aufbehalten habe.

Meine wichtigste litterarische Verbindung schloß ich im Jahre 1760. Der Oberhofprediger Sack hielt sich mit dem Hofe hier auf und wohnte bei meinem Schwager Silberschlag. Hier lernte ich ihn und seinen Sohn, den jetzigen Oberkonsistorialrat Sack, kennen, der als Jüngling schon Reife des Mannes hatte und der damals Hofmeister bei einem Grafen Fink war. Dieser war in Verbindung mit dem Hause des Ministers v. Fink und dessen beiden Söhnen, wovon der ältere, der nachmalige Präsident in Küstrin, Verfasser der Arethusa ist, ein vortrefflicher Jüngling

voll Kraft und brennender Liebe für die Musen. Der jetzige Hofprediger Conrad in Berlin war sein Hofmeister. Eine Reise, die ich im Sommer 1760 mit dem Oberhofprediger Sack und dieser Gesellschaft nach dem Harz und zum Brocken machte, verschaffte mir die nähere Bekanntschaft mit ihnen. Gleim machte die Brockenreise mit uns. Der Kaufmann Bachmann war ein Freund des Sackschen Hauses, und ich sah ihn um diese Zeit (im Sackschen Hause) zuerst. Dieser Mann, ein Zögling von Sulzer, der sein Hofmeister war, war einer der geschmackvollsten Männer, die Magdeburg je gehabt hat. Er setzte die wichtige Band-Handlung seines Vaters fort, der über 100 000 Thaler verlassen hatte. Er las lateinische Autoren, sowie die englischen, französischen und italienischen Schriftsteller in den Grundsprachen und besaß in allen diesen Sprachen die besten in seiner auserlesenen Bibliothek selbst. Er war musikalisch und hatte durch seine Reisen auch seinen Kunstgeschmack ausgebildet. Er hatte auch selbst eine ausgesuchte Sammlung von Gemälden und Kupferstichen. Er war vom edelsten Charakter, zwar etwas kalt und ernst — er hatte sich in England gebildet — doch war er ein warmer, thätiger Freund und hatte große Weltkenntnis und die feinste Lebensart. Er lebte hier mit vielem Anstande und einem seinem großen Vermögen angemessenen geschmackvollen Aufwande. Sein Vater schon hatte die Bekanntschaft Gellerts und mehrerer unserer besten Köpfe gehabt. Er setzte sie fort und erweiterte sie. Dieser wichtige Mann, mit dem ich in der Folge Reisen zu den schönen Geistern nach Halberstadt, Braunschweig, Leipzig machte, in dessen nahe an dem meinigen liegenden Hause ich des lehrreichsten und angenehmsten Umgangs genoß, in dessen Garten am Werder ich mit Klopstock und dem Rat Küster und ihm drei der schönsten Sommerwochen wohnte, ist mir auf ewig unvergeßlich. Er heiratete und nicht glücklich. Seine Handlung kam zurück. Er verlor im

Neuvillschen Concurs in Holland ansehnliche Summen, keine seiner Handelsspekulationen glückte. Oft erholte er sich im Schoße der Musen. Wir haben von ihm eine Übersetzung der Thomasischen Lobrede auf den Dauphin, einige Reden des Sallust im „Greise“ und eine Marmontelsche Erzählung, eine Übersetzung der Horazischen Ode: „diffugere nives“ und einige Bearbeitungen aus dem Ossian, verschiedene Recensionen in den Magdeburgischen Litteratur-Nachrichten. Viel Teil hat er an der Sammlung der Karschinschen Gedichte. Und wie viel hätte ein solcher Mann, der erst einige dreißig Jahr war, für unsere Litteratur noch thun können? Wie viel würde er gethan haben, wenn sein Geist durch die sonderbare Verwicklung seiner Umstände hernach nicht niedergedrückt gewesen wäre? Er ging um die Jahre 1768 oder 69 nach Petersburg, um seinen Umständen aufzuhelfen, mußte dort ein ansehnliches Haus machen, verwickelte sich immer mehr und sah sich außer Stande zu zahlen. Er war der Bank schuldig und fürchtete vom Zorn des Königs, von dem er glaubte, daß er ihm nicht wohl wollte, alles. Er trug den Gedanken nicht, schrieb dem Prinzen Heinrich, seinem vorzüglichen Gönner, seinem Oheim, seiner Frau, seinen Freunden und nahm Gift. Er starb den 9. November 1776 kaum 40 Jahre alt. Ihm und Gleimen danke ich die mehrsten meiner früheren Bekanntschaften mit unseren guten Köpfen. Ich weihe seiner Asche eine dankbare Thräne.

Das Zusammentreffen dieser Männer, mit denen ich das Glück hatte in Verbindung zu kommen, konnte nicht ohne Wirkung sein. Der Buchdrucker Faber gab zu der Magdeburgischen Zeitung, die damals die Hofzeitung war und wegen der frühen Nachrichten viel gelesen wurde, alle Sonnabend eine Beilage aus unter dem Namen: „Historische und gelehrte Merkwürdigkeiten“. Von Zeit zu Zeit hatte Silberschlag und sein Kollege, der Pastor Hofmann, auch andre, eine Recension dort einrücken lassen. Ich habe selbst

darin 1761 Ramlers Cantaten und ein paar andere Sachen angezeigt. Es war aber kein bloß gelehrtes Blatt. Wir entschlossen uns also mit dem Anfang des Jahres 1762 dieses Blatt gemeinschaftlich zu schreiben, und Herr Eysenberg, jetzt Gouverneur bei der Ritterakademie, damals Hofmeister bei dem Grafen von Bork, einem Sohn des Gouverneurs des Kronprinzen, nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm, gesellte sich mit seinen Eltern zu uns. Dies fixirte unsre freundschaftlichen Zusammenkünfte zu einer regulären Gesellschaft, die sich alle Mittwoch Nachmittag versammelte, und welche man hier den gelehrten Club nannte. Den Namen litterarische Gesellschaft nahm sie erst nach der unter diesem Namen an sie gerichteten Dedikation der Sturmschen geistlichen Gesänge über die Werke Gottes in der Natur von 1775 an. Die Unterhaltung war bloß litterarisch. Es ward vorgelesen, beurteilt, freundschaftlich gestritten, gescherzt. Es war viel Enthusiasmus unter uns für die schönen Wissenschaften. Eine neue Ode von Ramler war uns ein Fest; sie ward gelesen und wieder gelesen. Eine vorzügliche Gabe der Deklamation hatte der jüngere Hofprediger Sack. Im Jahre 1763 trat zu dieser Gesellschaft der Pastor Patzke, der nach des Pastors Hofmann Tode (Hofmann starb im Jahre 1761, und ich ließ auf seinen Tod eines meiner früheren Gedichte drucken) an der Heiligen-Geist-Kirche gewählt wurde. Er ward ein fleißiger Mitarbeiter an den Nachrichten zur Litteratur von 1763, lieferte aber schon zum Jahre 1762, ohne ordentliches Mitglied der Gesellschaft zu sein, zu diesem Blatte Beiträge, und da noch vor hergestelltem Frieden der Hof und mit ihm die Grafen Fink und Sacks nach Berlin gingen, so mußte ich mit ihm, weil es bei der Zerstreuung der Gesellschaft oft an Manuscript fehlte, die letzten Stücke öfters allein besorgen.

Diese litterarische Gesellschaft war uns zu angenehm gewesen und hatte bei mehreren unserer Freunde zu viel an Teilnahme erregt, als daß wir sie nicht bald hätten wiederherstellen sollen. Es entstand also bald wieder eine neue Verbindung. Diese schlossen Patzke und ich mit dem Rector Goldhagen, Rector Rambach auf dem Liebfrauenkloster und den dortigen Lehrern Niemann und Matthisson, wozu auch bald der Subrector Schulz am Dom und Prediger Els, jetzt in Ziesar, traten. Bachmann besuchte sie als altes Mitglied, war aber um diese Zeit öfter abwesend. Mein Freund Delbrück und der Prediger Wilmsen, der 1764 hierher nach Magdeburg kam, und der Dr. Keßler wurden Mitglieder. In der Folge nahmen der Prediger Sack, der hierher berufen wurde, wieder teil. Es trat dazu der Conventual Schummel, der nachmalige Propst Nöttger und der Superintendent Jakobi. Sie hatte um diese Zeit viel Lebhaftigkeit. Ohne Pedantismus und ohne Vorlesung eigener Arbeiten wurde das beste und interessanteste, was heraus kam, gelesen. Bloß mit der Patzkeschen Übersetzung des Tacitus ward eine Ausnahme gemacht. Ein paar Bücher von dessen Übersetzung wurden vor dem Druck gelesen und über den besten Ausdruck Vorschläge gethan. Wir feierten kleine Feste, Patzke macht uns zum Mai Singstücke, Rolle komponirte sie, und sie wurden in meinem Hause mit voller Musikbegleitung aufgeführt. Eins dieser Feste fällt in den Mai 1776. An dem Pastor Sturm und Feddersen gewannen wir sehr enthusiastische Teilnehmer, der Rat Funk trat zu uns. Um das Jahr 1774 schrieb die Gesellschaft wieder die Beilage zur Magdeburgischen Zeitung unter dem Titel: Anzeige gemeinnütziger Bücher. Ich habe diese, sowie die Nachrichten zur Litteratur von 1762—63 der litterarischen Gesellschaft zum Aufbewahren geschenkt. Nach und nach, und da hin und wieder Mitglieder von hier weggingen, gesellten sich die besseren Köpfe, die hier nach Magdeburg kamen, zu uns.

So wurden der Probst Quirl, der Abt Resewitz, die Prediger Rathmann, Stosch, Schulz, Bracke, Berthan, Junker, Willerding, die Oberlehrer Lorenz, Gurlith und Prediger Reinhardt aufgenommen, wozu in den neueren Zeiten Consistorialrat Nithack und die Prediger Ribbeck, Hoffmann, Lüdicke, Silberschlag, der Dr. Voigtel, Prediger Mellin und Rathmann Fritze gekommen sind. Auch Basedow war bei seinem hiesigen Aufenthalt in seinen letzten Lebensjahren, sowie Göcking während seines hiesigen Aufenthalts Mitglieder. Auf kurze Zeit war es auch der damalige Regierungsrat Vangerow.

Die Haupteinrichtung der Gesellschaft ist geblieben, d. i. es wird ohne Vorlesung eigener Aufsätze über Litteratur gesprochen und zuweilen etwas interessantes Neueres vorgelesen; jedoch verdrängt Politik nach dem Geschmack des Zeitalters fast alles übrige. Im Jahre 1786 fing die Gesellschaft auf meinen Vorschlag eine Lesegesellschaft an, die noch fortgeht. Die Mitglieder schlugen Bücher dazu vor. Nach und nach gingen verschiedene ab, und die Direktion ist mir allein geblieben. Sie ist mir nicht unangenehm. Ob nun zwar jetzt selten vorgelesen wird, so ist doch das Grundgesetz festgeblieben, daß alles Spielen daraus verbannt ist. Nach verschiedenen abgeänderten Einrichtungen ist sie beständig auf dem Mittwoch Nachmittag geblieben, weshalb sie auch der Merkredi heißt. Man versammelt sich bei den Mitgliedern nach der Reihe gegen 3 Uhr zum Kaffee. Alle ersten Mittwoche im Monat kommt die Gesellschaft auf ein freundschaftliches Abendessen von zwei Schüsseln um 5 Uhr zusammen, welches den scherzhaften Namen „die Lade" erhalten hat. Diese Benennung ist von den Zünften genommen, die bei offener Lade monatlich ihre Angelegenheiten besprachen. Hier geschehen auch die Aufnahmen. Nach Art der spartanischen Phiditien, mit denen sie bei mehreren Ähnlichkeiten auch das gemein haben, daß, was

darin geredet wird, nicht über die Schwelle herausgehen darf, wird über das neue vorgeschlagene Mitglied durch kleine Brotkugeln ballottirt, so daß eine runde Kugel die affirmative und eine breit gedrückte die negative Stimme bedeutet. Auswärtige Freunde, die sich zum Ton der Gesellschaft schicken, dürfen von den Mitgliedern mitgebracht werden. Im Jahre 1783 nahmen die Freunde der Mitglieder an den Abendmahlzeiten auf eine kurze Zeit teil. Sie und wir fanden uns aber bald dadurch genirt. Daher dauerte diese Teilnahme nicht lange. Ich machte darauf ein Gedicht, das in meiner ersten Sammlung von 1792 Seite 164 abgedruckt ist. Sonst hat diese Gesellschaft unter ihrem Namen nichts öffentlich in den Druck gegeben, ob sie schon von je an bedeutende Schriftsteller unter ihren Mitgliedern gehabt hat. Selbst die kritischen Blätter vom Jahre 1762 und 1774 waren namenlos, und nahmen an den letzteren wenigstens nicht alle teil. So hat sie sich auch nie als Gesellschaft vom Hofe substantiiren lassen, auch, wiewohl sie bald 50 Jahre bestanden, niemals Gesetze gehabt. Man kann von ihr mit Recht sagen, was Tacitus von den alten Deutschen rühmt: plus ibi boni mores valent quam alibi bonae leges.

Ich habe mich bei dieser Gesellschaft länger aufgehalten und das, was sie betrifft, hier zusammen genommen, weil sie auf mich und die Erhaltung meiner Liebe zu den schönen Wissenschaften von ihrer Entstehung an bis jetzt den entscheidendsten Einfluß gehabt hat, und ich an der ersten und zweiten Stiftung den vorzüglichsten Anteil hatte. Zwar ist der Enthusiasmus für Poesie und die schöne Litteratur seit mehreren Jahren sehr gesunken. Wie Deutschland für die Musen überhaupt jetzt kälter wird, so ist es auch besonders unsre Gesellschaft geworden, die sonst für dieselben glühte. Wir lasen ehemals darin die schönsten Schauspiele und kleinere und größere Gedichte mit Entzücken. So sind z. B. die

letzten fünf Bücher des Messias, die der Pastor Sturm bogenweise aus Halle geschickt erhielt, so der ganze Oberon, die Lessingschen Schauspiele und viele andre litterarische Neuigkeiten mit warmer Teilnahme der Gesellschaft gelesen worden. Wir hatten an Sack, Patzke und Schummel vortreffliche Vorleser, und die Aufmerksamkeit der Zuhörer belohnte und befeuerte sie. Das Vorlesen ging bei der ersten Gesellschaft auch zuweilen auf ausländische Sprachen, besonders liebte man das Englische. Dies veranlaßte mich, daß ich um das Jahr 1760 bei dem hiesigen Professor Reinhardt englische Stunden nahm. Ich trieb es mit Eifer und brachte es dadurch und durch die Unterstützung meiner Freunde bald dahin, daß ich den Grandison und die Clarissa im Original las und so mich mit der englischen Litteratur bekannt machte.

Ungern riß ich mich aus dieser Verbindung im Sommer 1761, wo ich nach Berlin ging, um mich zu der Advokatur bei der hiesigen Regierung vor der großen Examinations-Commission examiniren zu lassen. Die Unabhängigkeit dieses Standes, das Ansehn, worin derselbe damals wegen einiger vorzüglich geschätzter Männer hier stand, das Beispiel mehrerer meiner damaligen Freunde, die Notwendigkeit und mein eigener Hang hier in meiner Vaterstadt mich auf immer zu etabliren, bestimmten mich zur Wahl dieses Standes. Ich hatte bei dem Studium der schönen Wissenschaften die Rechtsgelehrtheit nicht aus den Augen gesetzt und besonders das letzte halbe Jahr bei dem Kriminalrat Voigtel sehr fleißig gearbeitet, und weil es mit Beifall eines Mannes, den ich schätzte, geschah, so hatte ich Geschmack an diesen Arbeiten gewonnen. Ich ging also ohne Furcht nach Berlin. Ich ward vom Großkanzler v. Jariges und dem Präsidenten der Examinations-Commission, dem Geheimen Tribunalrat Buchholtz, an den mich der Hofprediger Sack besonders empfohlen hatte, sehr gut aufgenommen. Ich verfertigte meine Proberelation, ward von den

Geheimräten Reuter und Köser examinirt, erhielt ein gutes Zeugnis und vom Großkanzler die Versicherung einer baldigen Anstellung bei der Magdeburgischen Regierung.

Da ich den ganzen Sommer meinem Berlinischen Aufenthalt gewidmet hatte und mich meine Arbeiten nur wenig beschäftigten, so fehlte es meiner Lieblingsneigung dort nicht an Nahrung und Zuwachs. Ich fand meinen Freund Steinbarth als Lehrer auf der Realschule. Er verschaffte mir eine Wohnung in dem Hause, wo Herr Wilmsen, damaliger reformirter Candidat, wohnte. Unsere Stuben lagen dicht neben einander. An ihm fand ich einen jungen Mann voll warmen Gefühls, von sehr gebildetem Geist und von vielen Kenntnissen. Wir sympathisirten in unseren Neigungen und unserer Lectüre, errichteten bald eine vertraute Freundschaft, korrespondirten nach unserer Trennung französisch, und bei seiner Versetzung nach Magdeburg erneuerten wir mit vieler Lebhaftigkeit unsern Umgang. Wir schrieben uns dort noch zuweilen. Dieser brachte mich in die Berlinische litterarische Gesellschaft, worin sich Freitag abends Ramler, Nikolai, Krause, Voß, Quanz, Agrikola, Meil u. a. mehr versammelten. Ramler hatte ich schon durch Gleim kennen lernen; ich besuchte ihn öfters und hörte ihn seine Oden vorlesen. Auch in des Kirchenrat Bambergers Hause war ich bekannt, dessen Frau, Tochter des Hofpredigers Sack, zu den gebildetsten Frauen gehörte. In den Häusern des Geheimrats Buchholz und Hofrats Buchholtz, dessen Tochter meinen nahen Verwandten Kriegsrat Schultz heiratete, hatte ich einige angenehme Familienverbindungen. Bei ersterem sah ich dessen schöne zweite Tochter noch im Aufblühen, die nachmals meines Freundes Bachmann Frau ward. Sie kannte und schätzte sein Verdienst nicht und legte den ersten Grund zu seinem Unglück. Ich verließ Berlin gegen Michaelis 1761 und ward den 18. August desselben Jahres auf meinen Antrag zum Regierungsadvokaten

allhier bestellt. Eine frühe Neigung zur Unabhängigkeit war ein Hauptgrund zur Wahl dieses Standes bei mir gewesen. Nach einer großen Praxis sehnte ich mich daher gar nicht. Ich konnte von eigenem Vermögen, zumal bei den damaligen außerordentlich hohen Kornpreisen, vollkommen leben. Mir kam es nur darauf an, ein nützliches Geschäft im Staate zu betreiben, und ich verwarf daher die Vorschläge, die mir von mehreren Seiten meiner Familie zum Ankaufe eines Kanonikats gethan wurden.

Ich arbeitete mit Muße und ohne Eigennutz. Ich konnte also mit allen Hülfsmitteln der juristischen Arbeiten mich genauer und umständlicher bekannt machen. Ich studirte die Rechtstheorie beständig fort, schaffte nach und nach eine auserlesene juristische Bibliothek an, machte Hellfelds Pandekten-Compendium, das mir besser als die älteren gefiel, worüber ich gehört hatte, zu meinem Handbuche, trug darin meine ganze juristisch-praktische Lectüre, ganze Bände von neuen Observationen und alle mir bekannt gewordenen Präjudicien ein und sah nicht auf die Menge der Processe, sondern bearbeitete die wenigen mit Sorgfalt und Treue.

Die juristische Sprache war um diese Zeit noch sehr roh und barbarisch. Ich darf sagen, daß ich hier zuerst in dem besten Ton schrieb, und ich fand in der Folge unter den jüngeren Advokaten Nachfolger. Ich habe zwar niemals schöngeisterische Floskeln und Deklamationen in den Acten vertragen können, besonders hasse ich allen Actenwitz; aber unerträglich war mir die buntscheckige Sprache, die ellenlangen Perioden und die ermüdende Weitschweifigkeit in den Proceßschriften. Hommels und besonders Schotts Sprache nahm ich mir zum Muster. Wo ein deutsches Wort dasselbe bestimmt sagte, was das lateinische ausdrückte, gebrauchte ich das erstere. Ich verkürzte die Perioden, machte Abschnitte in der Materie und suchte verwickelte Sachen durch Präcision und licht-

volle Darstellung aufzuklären. Schon als Candidat versuchte ich in den Aufsätzen, die ich für den Kriminalrat Voigtel machte, dies einigermaßen zu thun. Er konnte es jedoch nicht gut vertragen. Da aber der Geheime Tribunalrat Germershausen in Berlin selbst gegen die in Magdeburg noch vorzüglich herrschende alte juristische Sprache sein Mißfallen äußerte, und der Ton bei dem Kammergericht hierin schon viel gebildeter war, so konnte ich meinem hiermit übereinstimmenden Geschmack in meinen eigenen Arbeiten nunmehr um so freier folgen. Dies war ein Grund mehr, warum mir mein Stand gefiel, weil ich ein freieres Feld in den verschiedenen Aufsätzen hatte, und weil im Richteramte von der besseren Sprache in den Sentenzen damals noch weit weniger Gebrauch zu machen war. Unter den hiesigen Advokaten dachte mein Freund Delbrück mit mir einstimmend und ward einer der besten juristischen Stilisten.

Mit ihm, dem jetzigen Syndikus Alsleben, Advokat Lau, Burgemeister Reiche und einigen anderen entstand bald nach meiner Rückkunft von Berlin die Dienstags-Kranzgesellschaft, die von der Zeit an bis jetzt ununterbrochen fortgedauert hat. Sie bestand anfänglich aus bloßen Mannspersonen. Es ward darin etwas Juristisches gesprochen, dann gespielt und den Abend gegessen. Nach unserer Verheiratung kamen auch die Frauen, dann die Töchter dazu. Mehrere Häuser schlossen sich an, und so besteht sie noch jetzt.

Wichtiger blieb mir immer die oben erwähnte litterarische Gesellschaft und mein Umgang mit den Musen. Sie verschafften mir die Bekanntschaft vieler edeln Menschen. Die Herzoglich deutsche Gesellschaft zu Helmstädt schickte mir im September 1761 das Diplom zum Ehrenmitglied derselben, und im Mai 176. ward ich von der Anhaltschen Deutschen Gesellschaft gleichfalls aufgenommen. Inniger ward meine Verbindung mit Patzke. Dieser Mann, ein

feuriger, strebsamer Geist, der für die schönen Wissenschaften sehr warm fühlte, schloß sich bei seiner Hierherkunft gleich sehr enge an mich an. Wir theilten uns alles in diesem Fache mit. Er las mir seine Arbeiten oft vor dem Druck vor, besonders zog er mich bei seinen Übersetzungen aus dem Französischen zu Rate. Mit Goldhagen fing er im Jahre 1763 die Wochenschrift „Der Greis" an. Ersterer lieferte ihm Übersetzungen aus den Alten. Patzke aber webte alles in seinen Ton ein und machte bei weitem das mehrste. Ich gab mehr Rat, als daß ich selbst oft mit Hand angelegt hätte. Überhaupt habe ich immer mehr zu der verzehrenden als produktiven Klasse der Geschöpfe im litterarischen Fache gehört. Eine gewisse mir immer vorschwebende hohe Idee von Vollkommenheit, die ich zu erreichen in mir nicht Kraft oder Stimmung genug fühlte, und ein durch die Litteraturbriefe befestigter Haß gegen alles Unreife und Mittelmäßige hat mich immer furchtsam gemacht und von eigenen Arbeiten zurückgehalten. In meinen männlichen Jahren häuften sich überdem meine Amtsgeschäfte. Sie waren mit den Spielen der Musen zu heterogen, als daß sie mich zu diesen nicht hätten verstimmen sollen. Abgebrochen habe ich nie gern gearbeitet. Ich hielt mich also bloß an die Lectüre. Pläne und Skizzen habe ich hingeworfen. Die Jahre, wo der Geist volle Kraft und die Imagination ihr Feuer hat, sind vorüber. Ob ich davon noch etwas ausführen werde, steht dahin. Aus Gewinnsucht und Ruhmbegier habe ich nie gearbeitet. Zwei mächtige Motive zur Autorschaft fehlten mir also. Doch sind einige Poesien von mir und etwa sechs prosaische Stücke, meistenteils Übersetzungen, von mir im Greise. Mehr habe ich durch Rat und freundschaftliche Kritik beigetragen. Zu letzterer hatte ich überhaupt mehr Neigung; daher ich auch an den schon oben erwähnten Nachrichten zur Litteratur als ordentlicher Mitarbeiter teilnahm. Diese zog mir mit dem Regierungsrat Lichtwer

einen Streit zu. Ich hatte die Recension seiner Fabeln nach der Ramlerschen Ausgabe gemacht und letztere gelobt. Ich hatte hier geäußert, daß die Herausgeber sich um ihn wirklich verdient gemacht hätten, weil so vielen vortrefflichen Fabeln zuweilen andere, schlechtere eingemischt wären, woran man die Gottschedsche Schule noch erkenne, woraus Herr Lichtwer gekommen sei. Dieser beschwerte sich in dem Altonaer Reichspostreiter bitter über diese Recension. Ich antwortete kurz und bescheiden darauf, und hierbei hatte es sein Bewenden. Aber dieser unbedeutende Streit hatte eine lustige Scene mit Gottsched zur Folge. Ich war ein Jahr darauf in Leipzig. Ich ging mit dem Kriegsrat Schultz auf dem Markte. Uns kam ein langer Mann entgegen, es war Gottsched. Der Herr Rat Schultz, der mir eine Art Relief bei ihm geben wollte und von dieser Recension nichts wußte, stellte mich ihm als den Verfasser der Magdeburgischen Litteratur-Nachrichten vor. Gottsched maß mich mit großen Augen und fuhr mit den Worten auf mich zu: Ich habe keine Schule, ich habe die Schule des Plato, des Aristoteles, und es ist schlecht, so etwas von mir in die Welt hinzuschreiben. Seine Hitze gab mir Zeit mich zu fassen. Ich versicherte ihn, daß, wenn Herr Rat Schultz mich für einen Mitarbeiter an der Magdeburgischen Literatur-Zeitung ausgegeben, er solches nur aus der Verbindung geschlossen hätte, worin ich mit den Verfassern stände, ich selbst aber die Verdienste, die er um die deutsche Sprache und Litteratur hätte, nicht verkennte. Ich häufte die Weihrauchkörner nicht wenig, die ich ihm streute, und es war ein lieblicher Dampf in seiner Nase. Er schüttelte mir kräftig die Hand und bat mich, ihn zu besuchen. Ich hütete mich wohl davor.

In diese Zeit 1764 fällt die oben schon erwähnte Zusammenwohnung mit Klopstock, den ich schon vorher in Halberstadt bei Gleim hatte kennen lernen, im Bachmannschen Garten am Werder.

Über den Gartensaal, wo er schlief, haben die nachmaligen Besitzer Eschke und Plenjes seinen Namen mit goldenen Buchstaben auf meinen Vorschlag setzen lassen. Er las uns hier seinen Salomo im Manuscript und viele Auferstehungsscenen aus den ungedruckten Gesängen des Messias vor, arbeitete auch, weil er ein Frühaufsteher war, manches in den letzten Gesängen, welches er uns oft mit dem Enthusiasmus des ersten Entstehens vorlas. Um diese Zeit hielt sich der große König Friedrich einige Tage in Magdeburg auf. Klopstock sah ihn auf dem Domplatze unter einer Menge Zuschauer. Ob er schon gegen ihn wegen der Nichtachtung der deutschen Musen eingenommen war, so drang ihm doch Friedrichs großer Geist und sein Heldenleben Bewunderung auf. Der siebenjährige Krieg war noch nicht lange geendet, von dem er in einer seiner Oden sagt: Die größte Handlung dieses Jahrhunderts sei, so dacht' ich sonst, wie Herkules Friedrich die Keule führte, von Europas Herrschern bekämpft und den Herrscherinnen. Er stand kaum zwei Schritt ziemlich vorne von ihm, während der König mit einem der Generale sprach. Klopstock sah ihn unverwandt an. Nennen Sie mir, sagte eine geistreiche Frau, Madame Hachsmann, zu mir, noch einen Platz auf der Welt, wo zwei so unsterbliche Männer beieinander stehen.

Mein Umgang mit Bachmann brachte mich häufig mit dem Musikdirektor Rolle in Gesellschaft. Dieser war oft im Bachmann-schen Hause und schon in früheren Zeiten ein Freund desselben gewesen. Bachmann hatte einen vortrefflichen englischen Flügel. Rolle spielte uns oft von seinen Kompositionen darauf vor, setzte auch damals zum Clavier die Scenen aus dem Messias von Eidli. Dies gab die Gelegenheit zur Veranstaltung eines öffentlichen größeren Concerts unter Rolles Direction. Bachmann, ich und der Kaufmann Gleim, Bruder des Dichters, wirkten jeder in seinem Kreise. So kam 1764 hier das erste öffentliche Concert

zu Stande, woran alle gesitteten Stände der Stadt ohne Unterschied zwischen Adel und Bürgerstand teilnahmen, eine Mischung, die unter dem sonst braven General und Gouverneur v. Saldern, dessen schwächere Seite doch übertriebener Adelsstolz war, allerdings wichtig und eine Hauptveranlassung ward, daß dieser Unterschied zwischen beiden Ständen in der Folge in den gesellschaftlichen Cirkeln mehr und mehr verschwand. Patzken veranlaßte ich Herrn Rolle einige bessere Texte zur Komposition zu machen. Er fing mit den Göttern und Musen zum Geburtstag des Königs 1765 an. Er teilte mir und Bachmann dies Stück mit, und ich besitze noch eine schriftliche sehr feine und scharfsinnige Kritik des letzteren mit Vorschlägen zu Besserungen, wovon Patzke Gebrauch machte. Nachher verfertigte Patzke seine folgenden Dramen Idamont, Orest und Pylades, Abels Tod usw. Er besprach sich mit mir oft über den Plan und legte mir seine Arbeit zur Kritik vor. Dies Concert und die vortrefflichen Kompositionen Rolles, die das Publikum kennt, fanden allgemeinen Beifall. Der Saal war fast immer gedrängt voll. Rolles großes Talent, sein Ansehn bei dem Orchester und die Aufmerksamkeit der Spieler und Zuhörer machten die Execution auch bei mittelmäßiger Instrumentalbegleitung und bei schwächeren Stimmen so befriedigend, daß fremde Zuhörer es bewunderten, wie Rolle den Effect hervorbringen könnte. In der Folge machte ich Herrn Rolle Niemeyers Bekanntschaft. Dieses ward auch für das Publikum dadurch wichtig, daß Niemeyer für Rolle seine bekannten vortrefflichen Dramen dichtete und ihn dadurch neu begeisterte. Rolle führte sie mit dem ausgezeichnetsten Beifall in diesen bis an seinen Tod fortdauernden Concerten auf. Diese Concerte sind von seinem Nachfolger Zachariae, einem Manne von vielem Genie, bald auf Rollens Concertsaale, bald im Freimaurerhause fortgesetzt, jedoch bei weitem nicht mit dem Enthusiasmus, der

das Orchester und das Auditorium unter Rollen belebte. Ich verlor an Rollen einen Freund meiner früheren und späteren Jahre, dem ich viele frohe Stunden verdanke. Ich veranlaßte mit meinen Freunden ein Totenopfer für ihn, wozu Niemeyer den Text, Zachariä die Komposition machte. Die Entreegelder, die ein ihn ehrendes Publikum dankbar entrichtete und die ein paar hundert Thaler betrugen, erhielt seine Witwe. Eine Skizze seines Lebens und Charakters von meiner Hand ist im Merkur (Monat Junius, Jahrgang 1787) eingerückt.

Außer diesen literarischen und musikalischen Verbindungen hatte ich in einigen guten Häusern Bekanntschaft. Ich erhielt mich in solchen, weil ich mich niemals aufdrang und durch zu häufige Besuche nicht lästig wurde, auch nie von einem Hause in das andre trug, und wenn das Gespräch sich auf Abwesende wendete, nur immer die bessere Seite hervorzog, weshalb man mich oft scherzhaft l'avocat des absents nannte. Zu den angenehmen Häusern rechne ich besonders das Schwartzische Haus. In dieses hatte der alte Oberhofprediger Sack, da er hier im Jahre 1740 Prediger war, schon einen guten Ton eingeführt, während der reichsstädtische steife Ton noch in den mehrsten Häusern herrschte. Im Schwartzischen Garten auf dem Werder, dem jetzigen Schmagerschen, versammelte sich zur Zeit des siebenjährigen Krieges alle Sonntage Nachmittag eine ausgesuchte Gesellschaft. Die mehrsten Glieder der litterarischen Gesellschaft nahmen hieran teil. In diesem Garten war es, wo mehrere Jahre hernach die Zusammenkunft zwischen Sack, Spalding und Semmler geschah, der man weiß Gott welche geheime Absicht unterlegte. Ich war darin gegenwärtig und weiß, daß es bloß Zufall, und das Gespräch eine ganz unschuldige litterarische, wiewohl sehr interessante Unterhaltung war. Übrigens besuchte ich wegen meiner immer fortdauernden Liebe zum Französischen

oft die französische Kirche und manche Gesellschaften der hiesigen französischen Kolonie und ihrer Prediger. Kleinere Gartenpartien ausgenommen, besuchte ich niemals öffentliche Häuser. Teils waren die Gesellschaften darin zu gemischt, und nie war das Spiel bei mir Leidenschaft, teils konnten dergleichen Gesellschaften mir niemals Bedürfnis werden, weil ich in der Lectüre beständig eine schöne Ressource hatte.

Eine kleine Reise, die ich im Januar 1766 mit meinem Oheim, dem Regierungsrat Calvisius, zum Kloster Althaldensleben that, machte mir die Bekanntschaft des Oberbürgermeisters Schultze in Neuhaldensleben. Gemeinschaftliche Liebe zu den Musen hat eine geheime Magie, wodurch sich zwei Menschen, welche diese Liebe entflammt, gegenseitig angezogen fühlen. Ich nenne dies die Freimaurerei schöner Seelen. Schultze und ich sahen uns zum erstenmal. Wir wechselten wenige Worte miteinander und fühlten uns durch unsern Geschmack und unsre Neigungen sofort im Einklang. Die schönste Harmonie unter uns entsprang daraus. Schultze hatte seinen Geschmack durch Dichterlectüre und besonders durch die Litteraturbriefe wie ich gebildet. Er verband mit dem feinsten Gefühl die lebhafteste Imagination. Er hatte etwas Frappantes in seiner Vorstellungsart und drückte alles in einer eigenen kräftigen Sprache aus. Youngs und Gerstenbergs Poesien hatten besonders auf ihn gewirkt. Durch diese Richtung war bei ihm ein eigentümlicher Geschmack entstanden, der mit der liebenswürdigsten Schwärmerei und dem hohen Fluge der Einbildungskraft die Politur und Grazie seiner Gefühle verband. Er war ein sehr aufmerksamer Beobachter; daher faßte er immer die scharfe und oft neue Seite der Gegenstände. Eine außerordentliche Gabe der Darstellung gab seinen Erzählungen eine Lebhaftigkeit und ein Interesse, welches sie äußerst unterhaltend machte. Die größten Kleinigkeiten wußte er wichtig zu

machen und sich aus ihnen eine Fülle von Freuden zu schaffen. Er war daher der angenehmste Gesellschafter. Ein mit Wahl gemachter Auszug aus seinen Briefen, die ich 20 Jahre lang und in der ersten Zeit sehr fleißig mit ihm wechselte, und die wir von der lebhafteren Periode unserer Bekanntschaft zusammengebracht haben, würde dieses Urteil bestätigen, wiewohl er durch die Lebhaftigkeit des mündlichen Vortrags noch gewann. Eins seiner Gedichte, „die Lerche", sowie Gleims Gedicht an ihn, ist gedruckt. Noch einige schönere, sagte er mir, hätte er kassirt. Er lebte in der Folge ganz den Geschäften und seinem einsamen Hause. Seine Lectüre ward mehr theologisch. In andern weniger eingeschränkten Verbindungen würde er besonders im Fache der Erzählungen oder im Romanischen Ton sicher einer der originellsten und unterhaltendsten Schriftsteller Deutschlands geworden sein. Ich machte ihm Gleims, Jakobis, Michaelis und Bachmanns Bekanntschaft. Daraus entstanden Feste der Freundschaft, die mehrere Jahre alle Sommer abwechselnd hier in Magdeburg, in Haldensleben, Halberstadt und Ammendorf, wo der Amtsrat Rosinus, der älteste Freund Schultzens, ein Mann von Lectüre und Geschmack, wohnte, den Musen gefeiert wurden. Auch mit Patzke, Delbrück und Sturm besuchte ich ihn öfters. Ich habe von meinem Freund Schultze in der vergangenen Zeit gesprochen; er lebt aber noch, doch lebt er nicht mehr den Musen und der Freundschaft. Er verläßt ungern sein Haus und bleibt keine Nacht aus demselben, sieht auch jetzt keine Freunde darin. Diese Metamorphose schreibe ich nicht ihm und seinem Herzen zu; nicht jeder kann in häuslichen Verbindungen dieser Stimme folgen.

Bald nachdem meine praktischen Geschäfte in Gang kamen, wünschten meine Verwandten, daß ich auf eine Heirat dächte, welches sie um so nötiger hielten, da meine beiden lebenden Vettern unverheiratet waren, keine Neigung zur Heirat äußerten und die

Lehngüter bei dem Abgang des Mannesstammes damals noch an den König gefallen sein würden. Mein Schwager Silberschlag glaubte diese Verehelichung dadurch zu befördern, daß er mir durch den Regierungspräsidenten v. Alvensleben und den Großkanzler Jariges im Jahr 1765 den Charakter als Königlicher Hofrat verschaffte. Ich ließ mir dies gefallen, obwohl ich immer von Rang und Titelsucht entfernt gewesen bin. Häusliche Glückseligkeit habe ich stets für das vorzüglichste Glück des Lebens gehalten. Nur die Wahl einer Gattin, mit welcher ich solches Glück sicher zu finden glaubte, ward mir schwer. Als Freund der Musen und Grazien habe ich jederzeit eine vorzügliche Neigung zu ihren irdischen Schwestern gehabt. Ich kannte manches liebe schöne Mädchen, ich war von manchen nicht ungern gesehen und hatte viele süße Stunden in ihrem Umgange. Nie mißbrauchte ich ihr Vertrauen und, dank sei es den feinen Empfindungen, die mir die Musen einflößten, ich habe mir keine einzige Verführung, keine gröbere Ausschweifung der Wollust vorzuwerfen. Von einer Gattin forderte ich aber mehr als Schönheit und Befriedigung der Sinne. Die Regel des Verfassers des Buches über die Ehe: Heirate nie die Schönste der Stadt, war schon vor der Ausgabe des Buches als eine goldene Regel mir eingeprägt. Vorzüglich fürchtete ich große Familienverbindungen. Sieh auf die Mutter bei der Wahl deiner Gattin, sagt der jetzt genannte Schriftsteller. Dies leitete mich. Der Regierungsrat Reimers lebte mit seiner vortrefflichen Gattin und einer einzigen Tochter hier in stiller Häuslichkeit. Schwer war der Zugang zu ihnen; ich fand ihn durch den Pastor Silberschlag und den Abt Häse, beinahe den einzigen, der mit diesem Hause in Verbindung stand. Durch ihn machte ich daselbst Bekanntschaft, meine Anwerbung glückte, und ich vollzog meine Verbindung den 4. August 1767.

Unter den vielen Wohlthaten, womit der Himmel mein Erdenleben beglückt hat, rechne ich meine Gattin und die mit ihr ge-

führte Ehe für den höchsten Segen. Agnes Charlotte Reimers, meine Gattin, war nicht schön. Sie war klein und etwas verwachsen, welches man jedoch, wenn man bei ihr die Seele im Antlitz, Sprache und Blick sah, bald vergaß. Sie hatte eine sorgfältige Erziehung genossen, wußte, außer den wirtschaftlichen und weiblichen Kenntnissen, viel Geographie und Geschichte, schrieb eine vortreffliche Hand und rechnete sehr gut. Dies war ihr kleineres Verdienst. Eine frühe Gewöhnung und Liebe zur Ordnung, ihr häuslicher Fleiß und ihre Wirtschaftsbesorgung, ihr allgemeiner Blick auf das ganze Hauswesen, ihre beständige Heiterkeit auch unter nachmaliger Kränklichkeit, ihre immer offene Freundlichkeit gegen jedermann und besonders die Freunde ihres Mannes, ihre innige Liebe zu ihm, die Abwendung alles Verdrusses von ihm, die Überrechnung seiner Einnahmen und Ausgaben, soweit es nicht Amtsgebühren betraf, und die genaue und musterhafte Rechnung, die sie darüber führte, ihre Aufsicht auf die Kinder und vor allem ihre prunklose und ungeheuchelte Frömmigkeit und Religiosität machten sie zum Muster einer guten Ehegattin. Alle meine Freunde liebten sie; sie störte nie eine gesellschaftliche Freude, sondern beförderte sie. Geräusch und große Gesellschaften liebte sie nicht; aber kleine Cirkel, die sie gern um sich versammelte und gern recht fröhlich in ihrem Hause sah, waren ihr eine angenehme Gesellschaft. Überhaupt hing sie sehr an ihrem Hause. Meine Freunde, wenn sie mich nicht trafen, konnten gewiß darauf rechnen, sie zu finden. Ein englischer Schriftsteller sagt: „Ein Haus, wovon die Frau abwesend ist, ist ein Körper ohne Seele, der bald in Verderben übergeht. Eine Frau außer ihrem Hause verliert ihren größten Glanz, und ihres wahren Schmuckes beraubt, erscheint sie nie in ihrem rechten Anstande.“ So war auch mein Haus der Schauplatz, wo meine Gattin am mehrsten glänzte, und welches sie nahe an 25 Jahre beglückte.

Ich kaufte dies Haus kurz nach meiner Verlobung. Die Lage am Fürstenwall und die Nachbarschaft meines Freundes Bachmann, dessen Haus zwei Häuser davon lag, reizte mich dazu. Ich baute besonders das Seitengebäude aus und hatte nun eine bequeme und angenehme Wohnung. Die Liebe machte es zum Paradiese. Meine Frau machte mir schon im ersten Jahre unserer Ehe Hoffnung zu einem Erben. Sie verlor sich zu unserer großen Betrübnis, und meine Frau ward am 16. März 1768 von einem unzeitigen Sohne entbunden. Kein volles Jahr verfloß, da sie mir meine erste Tochter, meine Wilhelmine brachte; sie ward am 15. Februar 1769 geboren. Sie war anfänglich nicht ganz willkommen, weil meine Frau des Lehns wegen auf einen Sohn rechnete, und diese Tochter ward und ist noch die Quelle tausendfacher Freuden. Den 14. März 1770 ward mein erster Sohn Friedrich geboren. Den 26. März 1771 folgte ein zweiter Sohn Anton. Gott hat diese Kinder groß werden lassen, und sie machen mir die besten Hoffnungen. Den 16. März 1772 kam meine Frau mit einem toten Sohn nieder. Darüber fiel sie in eine große längere Krankheit, die ihrem Leben drohte. Dieser Winter ward mir der schmerzhafteste meines Lebens. Sie erholte sich und schenkte mir den 19. Oktober 1774 noch einen Sohn Arend, der zwei Monate alt wurde. Den 26. September 1775 wurde meine Tochter Charlotte geboren; auch sie eröffnet mir die froheste Aussicht in die Zukunft. Drei unglückliche Wochenbetten folgten nun, bis den 6. Mai 1782, wo wieder ein Sohn Arndt geboren ward. Diese Geburt war sehr glücklich, und der Kleine ward der Liebling beider Eltern. Er starb etwas über ein Jahr alt, wahrscheinlich aus Verfütterung der Wärterin. Über diesen Tod hat sich meine Frau nie zufrieden geben können. Von der Zeit an verließ sie ihre Heiterkeit merklich, und ihr sonst unter den größten Leiden unerschütterlicher Mut wankte.

Sie ward mißtrauischer und empfindlich und kränkelte mehr. Zwar ward nachher noch eine Tochter Arentine geboren. Sie ward aber nur wenige Wochen alt und war kein Ersatz für unsern Verlust. Um meine Frau aufzuheitern, kaufte ich 1790 den Garten an der Sudenburg. Sie liebte die schöne Natur und war sehr empfänglich für ländliche Freuden. Dieser Ankauf eines Gartens, der ein zur Wohnung eingerichtetes geräumiges Gartenhaus hatte, und wo sie die Bequemlichkeit der Stadt mit der Freiheit des Landes verbinden konnte, war für sie hohe Glückseligkeit. Sie hat mir gesagt, daß sie nach der Geburt ihres ersten Sohnes Friedrich und ihres zweiten Arndt in ihrer Ehe nie eine größere Freude gehabt als die über den Ankauf dieses Gartens. Hier lebte und webte sie die ersten Sommer beständig und kam nur abwechselnd zur Stadt, und ich wohnte mit ihr dort. Ihre geschwächte Gesundheit ward auch wirklich besser; doch hatte sie bei ihren öfteren unglücklichen Wochenbetten zu viel gelitten, um sich ganz zu erholen. Ohne ihren guten Mut und ohne gute medicinische Behandlung hätte sie schon früher unterliegen müssen. Sie ward zuletzt sehr engbrüstig, die kleinste Bewegung ward ihr sauer; doch blieb sie außer Bette und setzte ihre häusliche Beschäftigung fort. Die Engbrüstigkeit stieg zuweilen zum Ersticken, doch war sie abwechselnd munterer und fühlte keinen Schmerz. Den 17. September 1791 abends befand sie sich schwächer, doch schien sie nach Mitternacht einige Ruhe zu bekommen; sie bat mich dringend, mich zu Bett zu legen. Meinen Sohn ließ ich bei ihr. Gegen Morgen hörte er sie röcheln. Er rief mich. Ich hörte sie noch ein paarmal schwer Athem holen, und sie starb den 18. September 1791, wie sie immer gewünscht hatte, schnell und ohne ein langwieriges Krankenlager in meinen Armen. Ich ließ sie nach ihrer öfteren Bitte fünf Tage lang über der Erde stehen, den Sarg vor dem Wegtragen nochmals

öffnen und erst, da die Zeichen der Verwesung merklich waren, sie in das Erbbegräbnis in der Ulrichskirche die Nacht zur Ruhe bringen. Ich folgte mit meinen Söhnen ihrer Leiche, wie sie das gewünscht hatte, mir der sauerste Weg, den ich je in meinem Leben gethan habe. Ich muß hier abbrechen, meine Erinnerung wacht zu lebhaft auf. Jahre haben sie schwächen, aber nie aufheben können; oft bricht sie wie ein gedämmter Strom desto stärker hervor. Thränen hindern mich fortzuschreiben. — Ich habe dasjenige, was meine Gattin und mein häusliches Glück mit ihr betrifft, bis zu ihrem Tode zusammengefaßt.

Ich füge zu diesen Familien-Nachrichten hier noch hinzu, daß meine Mutter 1789 im 80. Jahr und mein Schwiegervater R. R. Reimers 1793 im 78. Jahr seines Lebens verstarben, und hole nur noch etwas über die Erziehung meiner Kinder nach. Meine Frau dachte hierin mit mir gleichförmig. Wir sind nie darin sehr ängstlich gewesen. Meine darüber gemachten Beobachtungen haben mich gelehrt, daß die sorgfältigste Erziehung oft am ersten verunglückt ist. Ich glaube, die beste Erziehung ist die negative. Man muß Kinder sich selbst mehr überlassen als beständig in sie hinein predigen und sie immer gängeln und modeln wollen. Hat man einmal befohlen oder verboten, so erleichtert man durch frühe Gewöhnung zum Gehorsam sich sehr die Arbeit. Aus dem Räsonniren mit Kindern kommt nichts heraus; sie fassen es selten oder verstecken ihre Leidenschaften hinter den Widersprüchen. Gute Grundsätze zeitig und unmerklich in Übung verwandelt, führen vielleicht am sicherſten zu guter Bildung. Es gibt Ausnahmen, und unendlich viel thut der Zufall. Meine älteste Tochter Wilhelmine bestätigt indessen diese Theorie. Sie ist in der Kindheit vielleicht etwas schärfer gehalten, als es nötig war, sie ward aber ein von allen geliebtes Mädchen und ist jetzt die glücklichste Ehefrau. Ich habe einen besonderen Aufsatz über

ihre Erziehung und ihren Charakter entworfen, der hier in der Anlage beigefügt ist; ich sage also hierüber nichts weiter. Mit ihrer Bildung habe ich mich am meisten abgegeben, und ihr heller Kopf, ihre Lernbegierde und der gute Erfolg belebten und belohnten meine Bemühung.

Ich will hier nur etwas über die (häuslichen) Concerte sagen, die durch sie im Jahre 1779 in meinem Hause entstanden. Aus meiner eigenen Erfahrung belehrt, wie gut es ist, die Musik früh anzufangen und durch viele Übung Noten lesen zu lernen, brauchte ich meine Tochter nach dem Unterrichte von zwei Jahren zum Spielen der Klavierconcerte. Die gute Methode ihres Lehrmeisters Zachariae, meine eigene Neigung mir etwas vorspielen zu lassen, wodurch sie in beständiger Übung erhalten ward, die Unterstützung meiner würdigen Freunde Sanders und Feskas, die sie beständig mit Musikalien versorgten, brachten sie bald weiter, als es in diesen Jahren gewöhnlich ist. Hieraus entstanden kleine häusliche Concerte, wo anfangs Zachariae, Feska und Junker, die Gebrüder Cuno und Nordmann die begleitenden Instrumente zu dem Flügelconcert spielten. Zur Begleitung der Sinfonien lernte meine Tochter den Generalbaß, den sie auch nachher unbeziffert zu spielen sich die Fertigkeit erwarb. Rolle nahm zuweilen teil an diesen kleinen Übungen. Er führte in meinem Hause die Niemeyerschen Dramen Abraham und Lazarus mit voller Begleitung auf. In der Folge vermehrten wir die Begleitung unserer Clavierconcerte noch durch Webers, des Stadtmusikus, Contraviolon und Nires Teilnahme. Wir blieben den Abend freundschaftlich zusammen, und gemeiniglich wurden 8 bis 9 größere Partien gemacht, wo meine Tochter manchen Abend 3 Concerte spielte.

Dieser musikalische Zeitpunkt gab meinem Hause ein neues Leben. Mancher fremde hier durchreisende Musiker, z. B. Hiller, Wolf, Schulz und andere, und verschiedene meiner Freunde als

Liebhaber nahmen daran teil. Das dauerte bis ins Jahr 1786, wo meine Wilhelmine den Professor Niemeyer heiratete. Diesen edeln Mann kannte ich schon seit 1774. Auch uns verband zuerst die gemeinsame Liebe zu den Musen. Ich war mit ihm im Briefwechsel und freundschaftlichem Umgang. Seine musikalischen Gedichte, die er für Rolle arbeitete, und die hiesigen Aufführungen sowohl als seine freundschaftliche Zuneigung zu meinem Hause führten uns oft zusammen. Ich machte mit ihm eine angenehme Reise nach Brandenburg und nach Rekam zum Herrn v. Rochow. Er kannte meine Tochter früh und knüpfte, nachdem er Professor geworden, das jetzige glückliche Band mit ihr. So schwer mir die Trennung von einer so geliebten Tochter besonders im Anfange ward, so preise ich doch gerührt die Vorsicht, die ihr Schicksal in den Armen eines so würdigen Mannes so glücklich gemacht hat.

Mit der Entfernung meiner Tochter von Magdeburg verlor sich auch meine musikalische Neigung. Jetzt, da meine Tochter Charlotte durch ihre angenehme Stimme und durch die Singung kleiner Clavierlieder, die sie sich selbst oder mein Sohn ihr begleitet, mir manche angenehme Unterhaltung macht, wacht sie etwas wieder auf, doch hat sie lange die vorige Lebhaftigkeit nicht mehr und geht bloß auf den Gesang, der doch wieder Gelegenheit zu einer anderen Art von musikalischer Vergnügung gegeben hat. Ich habe mich jetzt von allen großen Gesellschaften und Prunkmahlen zurückgezogen; dagegen liebe ich kleine trauliche Cirkel, die nicht weit über die Zahl der Musen hinausgehen müssen. Wir versammeln uns um einen runden Tisch bei ein paar freundschaftlichen Schüsseln. Ich habe nicht gern doppelte Gespräche an einem Tisch. Nichts verbindet aber zur gemeinschaftlichen Unterhaltung so stark als Gesang. Daher wird zum Dessert gesungen. Hierzu trägt meine Tochter Charlotte und Herr Pastor Koch,

ein sehr musikalischer Kopf und sehr angenehmer Gesellschafter, als Vorsänger das mehrste bei. Ich habe zu diesem runden Tisch vom Jahre 1790 an alle meine für Freunde gedruckten Skolien gemacht; Zachariae hat sie komponirt. Die Gesangbücher werden herumgereicht, den Flügel dazu spielt mein Sohn, und so erheben wir das, was an sich kein dichterisches Verdienst hat, zum Zweck der Dichtkunst: zur Verbreitung gesellschaftlicher weiser Fröhlichkeit.

Diese früheren Privatconcerte, die besonders in den letzten Jahren vor meiner Tochter Verheiratung auch in anderen Häusern einiger Freunde gehalten wurden, meine Lectüre der besten Zeitschriften und neueren Producte waren mir die angenehmste Erholung von meinen Amtsgeschäften. Diese hatten mir das Zutrauen mancher schützbaren Familien der Provinz erworben, und sie belohnten meine processualischen Arbeiten für sie oft reichlicher als ich es erwarten durfte. Süßere Belohnung war mir doch die Thräne des Danks, welche die gerettete Unschuld und mancher durch mich geschützte Name mir weinte. Als daher bald nach meiner Verheiratung der Präsident v. Alvensleben, ein Freund meines Schwiegervaters, mir vorschlug, sich bei dem Großkanzler, bei dem er viel vermochte, für eine Regierungsratsstelle zu verwenden, so lehnte ich es ab. Ich war damals in den besten Geschäftsverbindungen und liebte meine Arbeit und Unabhängigkeit. Und bei dem abermaligen Antrag desselben zu einer Assistenzratstelle zur Zeit der letzten Justizreform im Jahre 1780 hatte ich schon den Plan gemacht, mich nach und nach von der Regiernng zurückzuziehen. Ich wartete also die Veränderung ruhig ab. Ich hatte schon im Jahre 1766 das Syndikat des Stifts Pauli und Petri in der Neustadt erhalten. Im Jahre 1776 trug mir der Kriminalrat Voigtel das Wolmirstedtsche Justitiariat an, und ich übernahm es, um auch eine Richterstelle zu versehen und nicht ganz ohne

Geschäfte zu sein, wenn ich mich von der Proceßbetreibung losmachen würde. Aus eben der Ursache übernahm ich das Syndikat des Klosters U. L. Frauen 1785, an dessen Spitze der würdige Probst Röttger, mein älterer litterarischer Freund, stand. Dagegen lehnte ich das Klosterbergische Justitiariat ab, das mir der Abt Resewitz nach Delbrücks Tode antrug, um in meinen späteren Jahren mich nicht zu überhäufen und mir selbst und den Musen noch zu leben. Ich legte daher auch, sobald ich noch ein paar Familienprocesse beendigt hatte, das bloß hierzu übernommene Justizkommissariat nieder.

Jetzt nutzte ich meine mehrere Freiheit, mich mit den Musen näher zu verbinden. Die ländliche Einsamkeit meines Sudenburger Gartens knüpfte dies Band enger. Ich hatte schon bei Göckings hiesigem Aufenthalt und Umgange, wodurch meine Muse mehr Lebhaftigkeit erhielt, im Jahre 1787 einige jugendliche, ältere und hin und wieder im Lauf der Zeit entstandene Poesien hervorgesucht, sie ein wenig gefeilt und ihm zur Kritik zugesandt. Diese und einige andere Papiere nahm ich wieder vor, vollendete einige hingeworfene Skizzen, vertilgte das ganz schlechte, suchte aus meiner französischen, englischen und italienischen Dichterlectüre diese und jene schöne Stelle auf und bearbeitete sie in meiner Manier. Hierzu kam mir meine Bibliothek zu statten. Ich habe von meiner früheren Bücherliebhaberei oben gesprochen. Ich hatte von Zeit zu Zeit die besten Bücher im Fach der schönen Wissenschaften teils neu, teils auf Auctionen gekauft. Ich sonderte von Jahr zu Jahr die schlechteren und älteren aus, um die Zahl nicht zu sehr zu häufen und ging mit dem Geschmack des Jahrhunderts fort. Besonders suchte ich das Fach der Dichter und vorzüglich der deutschen vollständiger zu machen, worin ich von Opitz an die besten besitze. So ist meine Büchersammlung mit Ausschluß einer sehr gewählten juristischen Bibliothek jetzt auf

4000 Bände gestiegen. Hier habe ich oft, ermüdet von Geräusch und Geschäften, viele der glücklichsten Stunden meines Lebens gelebt und vom Geiste der besten älteren und neueren Schriftsteller den meinigen genährt. Manche mir gefallende Stelle, die ich angezeichnet hatte, reizte mich zum Versuch der Übersetzung. Dies war der Anfang meiner neueren poetischen Laune. Hiernach machte ich manches Neue dazu, dichtete besonders zu den schönen traulichen Mahlen in meinem Garten einige Skolien, und so entstand ohne Plan eine Menge kleiner Gedichte, wovon ich einige meinen Freunden zuweilen vorlas.

Zachariae, der Rolles Musikdirektorstelle erhalten hatte, bat mich um einen Text zu einem zu setzenden Kirchenstücke. Ich machte ihn; es waren nur ein paar Arien und Recitative und ein Chor. Dies und meine damalige dichterische Stimmung brachte mich nachgehends auf die Idee ein größeres Singstück zu verfertigen. Mein Plan war anfangs blos auf ein Kirchenstück gerichtet. Mich trieb nichts, weil an die Composition nicht gedacht wurde. So erweiterte ich es nach und nach, bis ich, veranlaßt durch Schulzens Composition der Chöre in der Athalia, auf die Idee fiel, meinem Stücke die Form zu geben, die es jetzt hat, und worüber ich mich in dem gedruckten Vorberichte der Sammlung erklärt habe. Meine Freunde Sander, Röttger, Funk, Niemeyer haben besonders um dieses Stück durch ihre Kritik sich große Verdienste erworben. Der erste Teil ward fertig, und Zachariae komponirte ihn. Nach öfteren Unterbrechungen und Correcturen ward auch der zweite vollendet und gesetzt. Ich wünschte die Bemerkungen auswärtiger Freunde besonders über den Plan. Dies gab die erste Idee zum Druck der kleinen Sammlung. In der Leipziger Musikalischen Zeitung von 1805 Nr. 29 ist eine ausführliche billigende Recension über den Hymnus. Ich suchte meine jugendlichen und andere in der neueren Zeit entstandenen Gedichte zusammen, besserte, so viel ich konnte, nutzte besonders

Sanders und Funks Kritik darüber und ließ sie von meinem Sohn Anton zusammenschreiben.

Die Kränklichkeit meiner Frau und ihr Tod unterbrach eine ganze Zeit lang die fernere Beschäftigung mit diesen Gedichten. Ich war gegen alle Freude des Lebens jetzt kalt und unempfindlich geworden. Mein Garten, worin mich die Muse vorzüglich besuchte, war mir öde. Jeder Baum, jeder Fleck erinnerte mich an meinen Verlust, und ich mußte mich hüten, nicht zu oft mich dort meinem Trübsinn zu überlassen. Ich machte dort die Elegie auf ihren Tod. Dies brachte mir meine anderen Gedichte wieder in die Hände. Ich suchte, um meine Gesundheit und meinen Kindern mich zu erhalten, Zerstreuung. Meine gewöhnlichen Amtsgeschäfte, die gemeiniglich mehr das Werk der Hände als des Kopfes waren, und selbst die Lectüre machte mir diese nicht. Ich mußte etwas anziehenderes haben; so warf ich mich von neuem in die Arme der Musen, quae rebus adversis perfugium ac solatium praebent. Ich prüfte nochmals das Abgeschriebene genau, unterwarf einige in erster Begeisterung flüchtig hingeworfene Gedichte der Feile, vollendete und besserte manches Angefangene, und so entstand nach und nach die kleine Gedichtsammlung von 1792, woran mein Freund, Herr von Rohr, die mehrsten Correcturbogen mit durchgesehen und mir verschiedene nützliche Vorschläge zur Besserung gethan hat.

Wenn man meine Art zu arbeiten weiß, so wird man sich einen Begriff machen, wie diese Arbeit ihren Zweck erfüllen und mich zerstreuen konnte. Mögen glücklichere Genies ihren Geisteswerken gleich bei der Erzeugung so viel Kraft und Politur zu geben im Stande sein, daß sie hernach ihre Hand auf immer von ihnen abziehen können; der glückliche bin ich nicht. Was ich mit Wärme gedacht und im ersten Enthusiasmus auf das Papier geworfen habe, braucht bei mir Ausbildung, und das ist

zuweilen, wie jede Erziehung, eine unangenehmere Arbeit als die Zeugung, aber auch belohnend, wenn man findet, daß die Erziehung glückte. Wieland sagt von seiner Art zu arbeiten und von seinen Meisterwerken: Ich strebe nach Correction und nach einem so großen Grade der Vollkommenheit, als mir zu erreichen nur immer möglich sein kann, weil ich die Kunst liebe, und weil die Flecken in meinen eignen Werken, sobald ich sie gewahr werde, mein Auge so sehr beleidigen als des strengsten Kunstrichters seines. Meine Kinder werden mir den thörichten Stolz nicht zutrauen, daß ich mich mit diesem ersten Dichter Deutschlands auch nur auf die entfernteste Art vergleichen wolle. Aber dieselbe Liebe zur Kunst, das Streben nach Vollkommenheit in meiner kleineren Sphäre, die Beleidigung meines schwächeren Auges von den Flecken in meinen Gedichten darf ich sagen auch zu haben. Nur freilich, daß ich öfteren Grund habe unzufrieden zu sein, und daß mir die leichte bessernde Hand des Meisters fehlt, der die Feile so zu verstecken weiß. Daher die beständige Correctur in meinen Manuscripten, die mehreren Lesarten, der Wunsch nach der Kritik meiner Freunde, daher die Furcht meine Versuche öffentlich auszustellen. Indessen tröste ich mich mit dem Ausspruch meines Horaz: Carmen reprehendite, quod non multa dies et multa litura coercuit atque praesectum decies non castigavit ad unguem. Ein Grund des Abdrucks dieser Kleinigkeiten war, von den Freunden, denen ich sie schickte, Kritik zu haben. Es ist mir nur von einigen geglückt. Besonders muß ich die Freundschaft des Pastors Hansteins rühmen, der sie ganz durchgelesen und mir seine Bemerkungen, die mehrerenteils auf Wohlklang gehen, mitgeteilt hat. Auch Garve hat mir im allgemeinen darüber geschrieben und seinen Beifall bezeugt. Er zieht die lyrischen und didaktischen Gedichte den erzählenden vor und hat über den Hymnus verschiedene Bemerkungen gemacht. Ramler hat mir seine Kritik durch

Überarbeitung verschiedener Erzählungen thätig zukommen lassen. Ich habe hiernach diese Stücke selbst umgearbeitet und das meiste aufgenommen oder darin doch Gründe zu eigenen Besserungen gefunden. Über die Manier meiner kleinen Dichtungen glaube ich hier ein paar Worte sagen zu dürfen. Aus dem Vorhergehenden erhellt, daß meine Hauptausbildung zur Zeit der Litteraturbriefe entstanden ist. Die Dichter dieser Periode, Ramler, Götz, Gleim, Weise, Gerstenbergs frühere Gedichte und vor allem Uz und von den neueren Dichtern Gotter, haben auf mich den größten Einfluß gehabt. Sie, sowie Wieland las ich am meisten, ihnen strebte ich nach. Freilich hatte meine schwächere Hand nicht die Kraft ihres Pinsels; aber ihre Formen, ihr Colorit suchte ich meinen Arbeiten zu geben. Horaz war mein beständiger Begleiter auf meinen Geschäftsreisen. Dabei hat die Lesung französischer Dichter, vorzüglich Lafontaines, Chaulieus, Voltaires, viel Einfluß auf meine Manier gehabt. Daher konnte der hohe enthusiastische Ton, der mit dem Jahrzehnt 1770 in Deutschland hauptsächlich durch die Göttinger Musenalmanache entstand und der Kraftmännische Ton der Bardensänger auf mich auch in der neueren Zeit nicht wirken. Der Charakter meiner Gedichte wird in der Recension derselben in der allgemeinen deutschen Bibliothek v. 1793 dahin angegeben, daß es ihnen überhaupt nicht an Güte der Gedanken, des Ausdrucks und der Bilder fehlte, ihr besonderer Vorzug aber in sanften Empfindungen, guten Gesinnungen, leichtem Fluß, Correction und einer überaus gefälligen Urbanität beständen. Merkel sagt in einem Briefe an Tiedge besonders über die Epistel-Sammlung: Die Muse des Verfassers ist eine gesellschaftliche und nie reizender, als wenn sie über Gegenstände aus dem wirklichen Leben philosophirt, indeß sie nur zu singen scheint [21. September 1801]. Und in der Leipziger Litteraturzeitung v. 1804 heißt es: Köpkens Episteln und seine kleinen

freundlichen Gedichte zeugen von einer seltenen Geistesbildung, von vieler Empfindung, echter Humanität, wahrer Lebensweisheit u. s. w. Jördes hat in seinem Dichterlexikon B. 6 F. hinter meinem Leben 5 Recensionen ausgezogen. Wie weit ich diese Vorzüge erreicht habe, darüber kommt mir das Urteil nicht zu; daß ich aber danach gestrebt habe, darüber darf ich mir das Zeugnis geben.

Überhaupt bin ich nach dem Abdruck weit unzufriedener mit meiner Arbeit geworden. Ich habe so viele matte Stellen und besonders so viele Härten, Einsilbigkeiten und Mängel in der Versification gefunden, daß fast kein Stück ohne große Änderungen geblieben ist. Auch würde ich manche mittelmäßigen Gedichte mit einigen, wie ich glaube, besseren neuen Stücken vertauschen können, wenn ich sie nochmals sollte drucken lassen. Vor jetzt, und wenn ich nicht dringendere Veranlassung zur öffentlichen Ausgabe erhalte, bleibt es der Aufforderung der vorerwähnten Deutschen Bibliothek ungeachtet bei dem Vorsatz: Nulla taberna meos habeat neque pila libellos. Ob meine Kinder und Freunde nach meinem Tode eine Ausgabe mit Wahl und Vermehrung veranstalten wollen, bleibt ihnen überlassen. Meine Skolien wollte Matthisson mit Musik herausgeben; davon bin ich auch nicht abgeneigt. An guten Tischgesängen für gebildete Gesellschaften haben wir noch keinen Überfluß, und Gedichte sind doch für den Gesang; gelesen werden sie im jetzigen Decennium nicht mehr.

Auf den Abdruck meiner Gedichtsammlung ging ein Teil des Winters 1792. Im Sommer 1793 machte ich mit meinen Freunden, den Predigern Rathmann und Junker eine Reise nach Halle und von da mit ihnen und Niemeyer eine größere dreiwöchentliche Reise nach Weimar und Gotha und dann über Gera und Altenburg nach Sachsen, wo wir uns besonders in Dresden aufhielten. Pastor Rathmann hat diese Reise im Magdeburgischen patriotischen Archiv (Nr. 22. 1792) und in der Deutschen Monats-

schrift April 1793 beschrieben. Ich sah auf dieser Reise Wieland, Bertuch, Bode zum zweitenmal; denn bereits 1790 hatte ich die ersten beiden kennen lernen; korrespondirt hatte ich mit Wieland schon seit 1773. Boden kannte ich schon von Bachmann her. In Weimar fand ich Sangerhausen, den ich seiner Episteln halber sehr schätze. In Gotha machte ich die persönliche Bekanntschaft Gotters, eines meiner Lieblingsdichter, ferner des Bibliothekars Reinhard und Schmidts, des Übersetzers des Horaz. In Jena hatte ich Schiller, Döderlein, Griesbach, Hufeland schon bei der ersten Reise kennen lernen. Schütz kannte ich von Patzke her. Jetzt sah ich diese vortrefflichen Männer wieder und machte noch Paulus, Fabris und Schatzs Bekanntschaft. In Dresden fand ich Herrn Kreissteuereinnehmer Weise, mit dem mich schon im siebenjährigen Kriege (1762) Bachmann bekannt gemacht hatte. Die herrliche Bildergallerie, die Antikensammlung und der Ton und die vortreffliche Execution der Musik der Dresdener Kapelle in der katholischen Kirche frappirten mich am meisten; sehr merkwürdig war mir auch der Königstein. Von merkwürdigen Personen lernte ich Reinhardt und den vortrefflichen Staatsmann Minister Gutschmidt kennen, der das Vertrauen des Kurfürsten mit dem der Landstände verband. Er sagte mir, er habe seine Laufbahn damit angefangen, daß er Lehrer an der kleinen Mädchenschule des Waisenhauses in Halle gewesen, und sie nun damit endete, daß er der Lehrer seines Fürsten in der Staats- und Regierungskunde wäre.

Ich habe noch eine Kleinigkeit nachzuholen, den Adelstand, worin die Familie im November 1786 erhoben wurde. Mein Vetter, der Geheime Finanzrat Köpken, hatte Gelegenheit gehabt, durch einige nähere Legationssekretariate und nachgehends durch seine Finanzkenntnisse, seinen Diensteifer und seine Rechtschaffenheit sich am Hofe bekannt zu machen. Als zu Anfang der jetzigen

Regierung die vielen Adelserhebungen geschahen, ward auch ihm der Antrag dazu gemacht. Er hatte keine Söhne so wenig als sein Bruder, der Kanonikus, unsre Lehngüter waren gemeinschaftlich; mithin trug er auf den Adel der ganzen Familie an. Er ließ mich solches wissen. Ich, der ich nie in Stand und äußere Distinctionen das mindeste gesetzt hatte, schlug die Annahme geradezu ab. Abschrift meines Briefes ist noch in meinen Familienscripturen. Wahrscheinlich war es zu spät; denn ich las kurz darauf die Adelserhebung auch auf mich in den Zeitungen. Ich wollte es bei dem Minister v. Herzberg verbitten. Der Generalleutnant v. Lengfeld hielt mich davon ab. Dieser Mann war 1785 Gouverneur von Magdeburg geworden und ward, was man selten von Männern seines Standes sagen kann, mein Freund. Ich lebte mit ihm auf dem vertraulichen Fuße eines ungezwungenen Umgangs. Er liebte die Wissenschaften, besonders die Dichtkunst, schätzte jedes Verdienst und zog geschickte Männer aus allen Ständen zu sich. Das machte mit dem Adelsstolz des vorigen Gouverneurs v. Saldern einen großen Contrast. Lengfelds Gattin, eine geborene v. Canitz, dachte mit ihm gleich; sie verband mit Verstand und Geschmack eine einnehmende Freundlichkeit. Die Nähe meines Hauses mit dem Gouvernement beförderte diesen Umgang, und ich sah beide oft in meinem Hause. Meine damals noch unverheiratete Tochter Wilhelmine war wie Kind in ihrem Hause. Dieser würdige General Lengfeld besuchte mich bei Gelegenheit dieser Adelssache ausdrücklich und, wiewohl er über die Sache selbst mit mir einstimmig dachte, so hieß er doch den Schritt einer ausdrücklichen Verwahrung der Folgen und des Eindrucks wegen, den er bei dem Könige machen könnte, für mich und meine Familie zu bedenklich. So mußte ich geschehen lassen, was ich nicht ändern konnte. In der Folge hatte es den Nutzen für meine Söhne, daß, da die Lehnstücke vorher schon in die

Ritterrolle auf Grund der Lehns-Assekuration gleich andern adligen Gütern eingetragen waren, sich nun die Familie zu landstädtischen adeligen Stellen qualificirte, und ich habe 1793 schon davon den Gebrauch gemacht, daß mein Ältester zum Kreisdeputirten erwählt ist. Die Familie bezahlte für das Adelsdiplom bloß die Geheimen-Kanzleigebühren und Expeditionskosten.

Ich schließe diese schon weitläufiger gewordene Erzählung meines sehr unwichtigen Lebens mit einer kurzen Nachricht meines körperlichen Befindens. Gesunde Säfte, ein Erbteil meiner Eltern, hatten bei mir die Anlage zu einem festen Körper bewirkt. Ich hatte Pocken und andere Kinderkrankheiten leicht und habe nie einen Ausschlag gehabt. Ich ward auch nicht verzärtelt; doch neigte ich in früheren Jahren etwas zu Flußfiebern, die aber in ein paar Tagen gehoben wurden. Ohne in meine Gesundheit zu stürmen, schonte ich mich in der Folge vielleicht doch zu wenig. Ich war bei vielen großen Gastereien, blieb hernach, um meine Geschäfte nicht zu versäumen, halbe Nächte auf und machte mir bei meinem stärker werdenden Körper oft zu wenig Bewegung. Vermutlich ist dies oder auch vielleicht die gichtische Constitution meiner guten Frau und die dadurch geschehene Ansteckung der Grund, daß ich früher und schon vor meinem 40sten Jahr kleine Anfälle von einem reißenden Fluß im Fuß bekam. Sie waren aber sehr schwach und selten. Dies ward doch der Grund meiner medicinischen Lectüre. Durch Ungers Wochenschrift „Der Arzt" hatte ich diese Art von Kenntnis schon vorher lieb gewonnen. Jetzt las ich die Tissotschen Schriften und manches Buch über Volksarzneikunde.

Im Anfange des Decenniums 1780 hatte ich Zufälle von Schwindel. Mein erster und einziger Aderlaß half dagegen nichts. Sehr richtig schob solche mein Arzt, Hofrat Große, auf Magenschwäche. Ich fing eine längere Kur an, gebrauchte Eisenmittel,

badete kalt, doch wollte keins dieser Mittel ganz helfen, bis ich im Jahre 177? den Pyrmonter Brunnen trank, ein Mittel, das Herz schon gegen den Schwindel als specifique vorschlägt. Dies bewirkte meine radikale Kur.

Gegen meine von Zeit zu Zeit besonders auf Erkältung der Füße sich einstellende podagrischen Anfälle thut mir das Gummigunjacpulver, vermischt mit Rhabarber und bitterem seifenartigen Extract die besten Dienste, und die Anfälle waren bis jetzt selten und, ein paar Fälle ausgenommen, die mich auf dem Stuhle festhielten, so leicht, daß sie mein Wohlbefinden nur wenig unterbrochen haben.

Gegen hypochondrische Launen hatte ich indessen in der Folge desto mehr zu kämpfen und kämpfe noch dagegen. Ich dichtete Lieder der Freude und suchte meinen Geist dadurch aufzuheitern. Vielleicht bekämpfte ich eine Einbildung mit der andern; doch ist's gewiß, daß ich durch diese moralische Kur den Fortgang dieses Übels mehr gehemmt habe, als durch Arzeneien. Indessen gesellte sich Michaelis 1792 dazu mehr körperliche Schwäche. Vielleicht hatte ich lange schon in den Verdauungswerkzeugen den Stoff zu einer Krankheit getragen, welche die Leber ergriff. Mehreres kam jetzt zusammen, diesen Stoff zu entwickeln. Ich hatte bei den um diese Zeit vorzüglich sich häufenden größeren Mahlzeiten in den Häusern des Generals v. Kalkstein und Domherrn v. Busch mich weniger geschont; ich hatte mich darauf erkältet. Es war gerade die Jahreszeit, wo ich im vorigen Jahr meine Frau verlor. Diese Erinnerung fiel mit Centnerlast auf mich. Meine Kinder waren zur Abholung ihrer Großmutter in Halle; ich grillte in meinem einsamen Hause. Dies brach in eine heftige Krankheit aus, die mir eine Zeit lang Schlaf und alle Eßlust raubte. Ich zehrte völlig ab. Ich brauchte Vomitive und Digestionsmittel. Es schien sich zu bessern; ich fiel jedoch von neuem ein; mein Zustand ward bedenklich. Mein junger

Freund und Arzt, der geschickte Dr. Voigtel hielt mit dem Dr. Keßler, meinem älteren Freunde, und dem Dr. Klopsch ein consilium medicum über mich. Ich gebrauchte neuere und ältere Arzeneien; doch wurde ich so schwach, daß ich keine Treppe mehr steigen konnte. Der Dr. Keßler verbarg mir auf die Fassung, die er an mir bemerkte, die Gefahr nicht. Meine Stunde schien gekommen. Es war nicht Dichtung, sondern meine wahre Empfindung, was ich an Gleim schrieb:

Aufspringen wollt' ich zu der Reise!
Was sollt ich länger hier? Ich hatte weise
Des Freudenbechers volles Maß
Getrunken, zwar nicht gierig schnell,
Doch auch nicht lechzend an dem vollen Quell;
Was sollte mir die Hefe? was?
Elysiums erhöhte Wonne schwebte
Mit seligem Gefühl vor meinem Sinn.
Ich sehe meine Gattin, meine Kinder, strebte
Hinauf zu ihnen, flog in ihre Arme hin.

Ich machte mein Testament, das ich zwar schwach, aber mit nötiger Geistesfassung eigenhändig niederschrieb. Ich trug das, was ich von Ramlers Überarbeitung meiner Erzählungen, die ich gerade im Zeitpunkt der größten Schwachheit erhielt, aufnehmen wollte, selbst in mein Exemplar ein und erwartete ruhig den Ausgang.

Meine gute Natur und die richtige Behandlung meiner Ärzte half mir. Ich erholte mich, aber sehr langsam, und fühlte lange noch eine Schwäche, die mir das Treppensteigen sehr sauer machte. Jetzt finde ich mich völlig wieder hergestellt und genieße eine recht gute Gesundheit. Einige von Zeit zu Zeit mich anwandelnde hypochondrische mismüthige Launen, eine gewisse Ängstlichkeit bei meinen Geschäften und ein Abgang am Gedächtnis, welches ich

immer sehr angegriffen habe, sind vielleicht Folgen des Alters; wenigstens darf ich Horazens Schilderung von dem Alten, daß er res omnes timide gelideque ministrat, Dilator, spe longus, iners, difficilis, querulus sei, nicht ganz von mir ablehnen. Ein besonderes Glück gewährt mir die Dauerhaftigkeit meiner Augen. Weil ich niemals ein scharfes Gesicht in der Ferne gehabt habe, so erhält es sich in der gehörigen Distanz desto besser. Das ist mir bei meiner Lectüre am Tage und bei Licht sehr nützlich. Diese setze ich in den Freistunden, die mir meine mäßigen Geschäfte lassen, immer noch fort. Vorzüglich liebe ich gegen den Geschmack dieses Jahrzehnts noch die dichterische und die Dichter-Kritik. Von neueren Gedichten lese ich Wielands Meisterwerke am liebsten und öftersten. Der Manier der Kraftmänner und Volksdichter kann ich keinen Geschmack abgewinnen. Ich bleibe den Altären Hagedorns, woran Uz, Gleim, Ramler, Götz, Gotter opferten, getreu, und oft besucht mich hier noch meine Muse. Einige meiner neueren Gedichte habe ich in den Merkur, die Deutsche Monatsschrift und den Vossischen Almanach einrücken lassen.

Aus diesem Abriß meines Lebens erhellt, welchen mächtigen Einfluß die schönen Wissenschaften von je an auf mich und meine ganze Handlungsart gehabt haben. Ich bin ihnen auch zu viel süße Freuden des Lebens schuldig und selbst noch jetzt die Heiterkeit meiner herbstlichen Jahre, als daß mich ihr Studium je gereuen sollte. Freilich haben sie meinen Charakter vielleicht etwas verweichlicht, das mir oft geschadet haben kann. Auch hätte ich meinen Kindern wohl ein paar Tausend Thaler mehr verlassen können, wenn ich weniger Anhänglichkeit an die Musen gehabt hätte. Mein Grundsatz war aber immer: Große Erbschaften, welche Kinder unabhängig und eigenen Erwerb ihnen unnötig machen, sind ein verderblicher Fallstrick. Gute Grundsätze, frühe Gewöhnung zur Arbeit und Arbeitslust und Fähigkeit sind ein

größeres und sicheres Kapital als ererbter Reichtum. Ich darf dieserhalb auch keine Vorwürfe befürchten, da ich durch den Fleiß meiner männlichen Jahre ein ererbtes, nicht ganz unbedeutendes Vermögen verdoppelt habe. Ich kann also wohl mit der Frage Ciceros schließen: Quis tandem me reprehendat, aut quis mihi iure succenseat, si quantum ceteris ad suas res obeundas, quantum ad festos dies ludorum celebrandos, quantum ad alias voluptates et ad ipsam requiem animi et corporis conceditur temporum, quantum alii tribuunt tempestivis conviviis, quantum denique aleae, quantum pilae: tantum mihi egomet ad haec studia recolenda sumpsero?

Magdeburg, den 20. September 1794.

Friedrich v. Köpken.

Hans Niemeyer und Marie Niemeyer geb. Natorp.

Am 24. Mai 1916 feierten der Älteste unseres Geschlechtes, Hans Niemeyer, und Marie Niemeyer geb. Natorp ihre goldene Hochzeit im engsten Kreise der Familie. Es war ein Tag der schönsten, der hehrsten Weihe. Der Frühling schenkte dazu einen kostbaren, herrlichen Sonnentag. Kein Haus auch kann es geben, ein Familienfest inniger und andachtsvoller zu gestalten als das Haus Niemeyer zu Essen a. d. Ruhr in der Surmannsgasse. Wie strahlt es das Geistesleben von Hans Niemeyer in jedem Winkel aus! Kein Besucher geht hinweg, ohne von den Bewohnern dieses Hauses zu sagen: Es sind von Gott begnadete Menschen, die ein solches Heim schufen.

Diese Zeilen müssen es sich versagen, den über allen Vergleich reichen Inhalt der fünfzig Ehejahre zu schildern. Mancherlei hat

das erste Heft dieser Nachrichten erzählt. Hier soll nur einiges hervorgehoben werden, was Hans und Marie Niemeyer für die Stadt Essen, für ihre näheren Freunde, für ihre Umgebung, für ihre Kinder gelebt haben.

Als Niemeyers im Mai 1876 nach den ersten zehn Jahren ihrer Ehe von Warburg nach Essen übersiedelten, weitete sich ihr Leben zu einem immer mehr wachsenden Wirkungskreis. Die Kruppstadt hatte damals etwa 60 000 Einwohner (gegen mehr als 500 000 des Jahres 1916). Welche Entwickelung hat die Stadt in diesen 40 Jahren durchgemacht, und wie haben Niemeyers daran teil genommen! In künstlerischer und wissenschaftlicher Hinsicht war es in Essen 1875 wenig glänzend bestellt. Unter nie ermüdender Mitarbeit Hans Niemeyers nahm seitdem die innere wie die äußere Entwickelung der Stadt einen außerordentlichen Aufschwung. Was Niemeyer vor allem pflegte, war das Leben in der Musik. Wer sein Klavierspiel erlebt hat, weiß, was seiner Seele Musik bedeutete. Bedeutendste Künstler und Scharen von begabten musikalischen Naturen haben sich an seinem Vortrag unserer Klassiker erbaut. Sein heller genialer Sinn verlangte nach Geselligkeit. Fand er genießende Zuhörer, so gab er gern und willig seine Gaben; er bildete und erzog seine Zuhörer zu seinem Musikverständnis.

In Essen war im allgemeinen das Musikverständnis und das Bedürfnis, gute Musik zu hören, wenig ausgebildet. Erst seit 1872 hatte G. H. Witte sich eifrig bemüht, für seine Kunst Anhänger zu werben. Widerstrebende und zersplitternde Kreise machten ihm das Ringen schwer. Da kam ihm Hans Niemeyer zu Hilfe, und beide haben dann im gemeinsamen Wirken unermüdlich geworben und haben, trotz anfangs bescheidener Mittel, bald große Musikfeste zu Stande gebracht, zu welchen das Publikum weither zusammen strömte; wir erwähnen nur ein

Brahms-Fest v. 1883, eine Bach-Händel Feier 1885, die Feier des 50jährigen Bestehens des Musikvereins 1888; das waren musikalische Ereignisse, die weit über die Grenzen der Stadt Essen hinaus von Bedeutung wurden.

Reizvoller aber und eigenartiger noch war das Musikwirken in der Familie und im nächsten Freundeskreise. Besonders gepflegt wurde der gemischte vierstimmige Gesang, ganz in der Familie wie im größeren Kreise. Morgens, mittags und abends, keine Zeit schien schlecht gewählt, ohne Vorbereitung, stets a capella. Die Hausfrau mit ihrem absoluten Tonbewußtsein gab den Ton an. Das gastfreie Haus sah viele Freunde, aber sie werden selten davon gegangen sein, ohne daß aus den Liederbüchern v. Heim gesungen, ohne daß Kammermusik in irgend einer Form genossen wäre.

Die literarische Aufmerksamkeit wurde durch Leseabende im Freundeskreise belebt. Wie sehr dieses Lesen mit verteilten Rollen das gewöhnliche Maß überschritt, beweist die Erwähnung des Niemeyerschen Lesekranzes in Palleskes Kunst des Vortrages. Weiterhin gründete Niemeyer einen literarischen Verein, zu dem die vornehmsten Köpfe sich zusammentaten und Vorträge aus allen Gebieten der Wissenschaften hielten und hörten. Kaum war Hans in Essen, so wirkte er eifrig im Gewerbeverein mit, der von seinem Schwager Gustav Natorp geleitet wurde und die breite Bürgerschaft literarisch und wissenschaftlich zu belehren suchte. Und wiederum im engsten Familienkreise besondere Pflege. Wieviel wurde an den Winterabenden nach der Abendmahlzeit vorgelesen, so Zelters Briefwechsel mit Goethe, Carlyles Leben Friedrichs des Großen, die Ahnen von Freytag, wie sie von Jahr zu Jahr erschienen.

Das Theater in Essen bestand 1876 aus einer kleinen Provinzialbühne primitivster Art, ganz geeignet, den Geschmack zu

verbilden, bis Friedrich Grillo der Stadt sein prachtvolles Theater schenkte. Und nun war es eine Lust zu wirken, und selbstverständlich war Hans Niemeyer der erste Mann. In der Theaterkommission war sein geläuterter Geschmack schließlich Ausschlag gebend.

Für die Entwickelung des Schulwesens bewies Hans vom Anfang an größtes Interesse. Jahrzehnte hindurch war er tätigstes Mitglied der städtischen Schuldeputation. Nicht in unmittelbarem Zusammenhang damit stand, daß die geistig hervorragenden Schulmänner der Stadt, wie auch immer sie kamen und gingen, stets zu den näheren Freunden des Hauses gehörten.

So nimmt es denn nicht wunder, daß die mannigfachen Feste, die das Haus Niemeyer in den letzten Jahren zu feiern hatte, stets unter der Teilnahme der ganzen Stadt begangen wurden, und Ehrungen über Ehrungen bewiesen dem Ehepaare, wie sehr es in der Stadt geschätzt wurde. Auch die goldene Hochzeit sollte nicht vorübergehen, ohne den Freunden Gelegenheit zu geben, ihre Liebe und Anhänglichkeit zu zeigen. Am zweiten Tage nach dem Feste wogten sie hinein und heraus in das Haus und aus dem Hause und Garten der Surmannsgasse.

Viel tausend Dank Euch geliebten Alten, für Euer schönes, großartiges, herrliches Leben. Möge, was Ihr gesäet habt, tausendfältige Frucht tragen bei Enkeln und fernsten Enkelkindern.

Hans Niemeyer,

ein Pionier deutscher Art in Paris.

Am 25. Mai 1916 starb in Bielefeld Hans Niemeyer (X. 54), der jüngste Sohn von Hermann Agathon Niemeyer, an Lungenentzündung nach nur dreitägigem Krankenlager. Mit ihm ist ein Niemeyer dahingegangen, dessen Lebensgang sich nicht in

gewohnte Bahnen bequemen wollte. Der hochbegabte Mensch widerstand dem staatlichen Prüfungszwange, er stürmte seine eigenen Wege im Kampfe um das Dasein. Leicht hat er sich dadurch das Leben nicht gemacht. Seine Angehörigen haben ihm die bittersten Vorwürfe nicht erspart. Wer ihn aber in den letzten Jahren seines Lebens kennen lernte, unbeeinflußt durch die Wirren seiner Jugendjahre, hat allemal den Eindruck einer vornehmen, feinsinnigen und tüchtigen Natur gewonnen. Man erkannte einen Mann von bedeutendem Wissen und bester Menschlichkeit.

Er war wohl der begabteste unter all den Geschwistern. Mit seinen Brüdern Max und Hermann besuchte er die Anstalten des Waisenhauses, und während jene tüchtig zu arbeiten hatten, flog ihm alles mühelos zu. Er studierte dann in Erlangen, Jena und Halle Theologie, promovierte 1870 und war 1871—77 erster Repetent an der theologischen Fakultät in Marburg. 1878 ging er als Lehrer an das Lehrer- und Lehrerinnen-Seminar zu Straßburg. Hier suchte er reformatorisch zu wirken, indem er dortige Lehrweisen als unrichtig verwarf. Er drang nicht durch, sondern überwarf sich mit dem Direktor. Vergebens drangen von Neuem seine Familie und seine vielen Freunde in ihn, die theologischen Examina zu machen. Man ebnete ihm in jeder Weise die Wege, endlich wich er allem Drängen aus und ging nach Paris. Dort hatte er dann harte Jahre durchzumachen. Überworfen mit seiner Familie, kämpfte er um das tägliche Brot. Eine Zeit lang hielt er öffentliche Vorträge an einer Anstalt, deren Leitung, scheint es, hauptsächlich Jesuiten oblag. Die Vorträge erregten Aufsehen und wurden stark besucht. Sie hätten ihm dauernd ein gutes Einkommen gewährt, indeß die Geistlichkeit stand ihm, dem Protestanten, feindselig gegenüber. Natürlich lehnte er Religionswechsel und ähnliche Zumutungen ab, und so wurde er gezwungen, die Vorträge aufzugeben. Von da ist er

dann mit steigendem Erfolge Privatlehrer gewesen. Er ward mit der Zeit in den allerersten Adelskreisen von Paris eingeführt und bald, wie früher im Heimatlande, auch hier der verwöhnte Liebling. Eine Zeit hatte er junge Edelleute zu erziehen, mit denen er Reisen durch Deutschland und Italien unternahm. Seine Unterrichtsweise muß glänzend gewesen sein. Vielfach waren junge französische Diplomaten seine Schüler in der deutschen Sprache. Diese folgten ihm sogar nach Halle während der Sommermonate. Ungern verkehrte er in der deutschen Kolonie von Paris. Er haßte die bekannte Art der Deutschen, in der Fremde deutsches Wesen tunlichst bald abzulegen und zu verleugnen. In seinen ausschließlich französischen Freundeskreisen bekannte er sich stets offen als Preuße und trat in häufigen Redekämpfen für sein Vaterland ein. (Er lehnte leider ab, von seinem Pariser Leben zu erzählen, in der Hoffnung, nach dem Kriege die alten Verbindungen wieder aufnehmen zu können. Freilich, ob er nach den Erfahrungen der letzten Monate daran festgehalten hätte, ist mehr als zweifelhaft.)

In den letzten 25 Jahren seines Lebens ward er von einem gichtischen Leiden heimgesucht. Er wurde nach und nach zu einer gekrümmten Haltung gezwungen und konnte sich nur schwer fortbewegen. Operationen in Berlin verschafften ihm keine dauernden Erleichterungen. In Oeynhausen suchte er in den letzten Jahren Heilung. Seit 1885 war er vermählt mit Minna Amande Ottilie Jewe, Tochter des Kaufmanns Jewe zu Altona. Seine Gattin weilte zu Beginn des Krieges in Paris und hatte dort Verfolgungen wie alle Deutschen zu erleiden. Qualvolle Monate brachte sie in Gefangenschaft zu, und erst nach längerer Zeit gelang es ihr, ihren Mann zu erreichen. In Bielefeld weilte dann das Ehepaar bis zu seinem gänzlich unerwarteten Ende. Er wirkte dort für das Kriegswohl und suchte das Leid von Kindern

unserer Feldgrauen zu lindern, indem er bei Freunden und Verwandten sammelte.

Wir wollen dem treuen Manne ein dauerndes Andenken bewahren; wir wollen ihm nicht nachtragen, daß er nach Niemeyer-Art starrköpfig seine eigenen Wege ging; vergessen wir nicht seine im Grunde gütige Natur. Vor allem wollen wir ihn ehren als Vorkämpfer deutscher Art unter unsern verbissensten Feinden. Wäre nach seinem Sinne im Auslande mehr gearbeitet worden, wir ständen in höherer Achtung in der Welt.

Sonstige Nachrichten.

Am 7. Februar 1916 verschied zu Köln Heinrich Geffcken (XII. 61). Nach den Stammtafeln (S. 57) war Otto Wilhelm Heinrich Geffcken zu Berlin am 27. Juni 1865 geboren, als der zweite Sohn des bekannten Diplomaten Heinrich Geffcken (XI. 74) und der einzigen Tochter von Karl Immermann, Karoline Immermann. Er war Dr. jur. et phil., ordentlicher Professor des Rechtes in Rostock; 1903 wurde er in gleicher Eigenschaft an die Handelshochschule zu Köln berufen. Seit Beginn des Krieges war er in Bensberg als Hauptmann der Landwehr und militärischer Erzieher des Kadettenhauses beschäftigt. Ostern 1915 gab er aus schwerwiegenden sachlichen Gründen die militärische Stellung in Bensberg auf. Aus Anlaß seines Übertrittes in den Ruhestand wurde ihm der Charakter als Geheimer Regierungsrat verliehen. Wenige Tage darauf verschied er in einem Alter von nur 51 Jahren. Als Auszeichnungen besaß er die Landwehr-Dienstauszeichnung I. Kl. (seit 1905), den Roten Adlerorden IV. Kl. (seit 1907).

Am Ostersonntag, den 23. April 1916, verlobte sich in Kiel im elterlichen Hause Johannes Niemeyer (XII. 78) mit Hella Simons, und am 11. Juli wurde das junge Paar zu Groß-Lichterfelde b. Berlin im Hause der Eltern der Braut von Professor Baumgarten in Kiel, dem Paten von Hella, durch Kriegstrauung ehelich verbunden.

Helene Elisabeth Simons ist die Tochter des Geheimen Justizrates im Auswärtigen Amt Walter Simons und dessen Gattin Erna Frieda Victoria Simons geb. Rühle. Beide Eltern stammen vom Rhein; so mischt sich im Bunde Hans-Hella in der gleichen Familie, indem auch die Mutter von Hans (so wird Johannes gerufen) eine Rheinländerin ist, zum zweiten Male das niedersächsische Blut der Niemeyer mit rheinischem.

Die Simons führen ihren Stammbaum auf einen Ackerer Johann Simons (geb. 5. Dez. 1694) aus Hüngshoven, einem kleinen Örtchen an der Eisenbahnlinie Düsseldorf-Aachen, im alten Herzogtum Jülich zurück. Zwei Söhne dieses Simons, Wienand und Johann, erlernten die Seidenweberei und der jüngere wurde der Begründer der Seiden- und Sammetindustrie im Wuppertal. Die Firma Joh. Simons Erben in Elberfeld nahm im Laufe des 19. Jahrhunderts einen außerordentlichen Aufschwung und ist „der Nährboden gewesen, aus welchem heraus sich" eine sehr zahlreiche Familie entwickelt hat. Der Vater von Hella ist nicht der erste und einzige Jurist und höhere Beamte der Familie, aber in der Mehrzahl waren und sind die Simons Großkaufleute, Kommerzienräte und in Kommunalverwaltungen hervorragend tätig.

Die Feier der Hochzeit geschah im engsten Familienkreise, und doch war der Kreis nicht ganz klein, da Hella allein sechs Geschwister hat. Hella hat Gärtnerei erlernt und ihre hervorragende Tüchtigkeit auf dem Grundstück ihrer Schwiegereltern

erwiesen. Von Hans erzählen die Stammtafeln, daß er seit Sommer 1913 Diplom-Architekt ist. Wenige Wochen nach der Trauung wurde er als Kanonier einberufen und in Güstrow in Mecklenburg ausgebildet. Dorthin folgte ihm auch seine junge Gattin. Wenn diese Nachrichten dem weiteren Geschlechte zu Augen kommen, ist Hans längst an der Front tätig.

Dem Herausgeber aber war es eine große Freude, endlich mal wieder eine Hochzeit melden zu können. Heil und Segen dem jungen Paar auf dem gemeinsamen Lebenspfad.

In Hildesheim verschied am 8. Oktober 1916 Amtsrat August Dangers (XI. 38). In 38 Jahren rastloser Arbeit schuf er auf der Domäne Haus Escherde eine Musterlandwirtschaft. Nun hatte er gehofft, an der Seite seiner Gattin Else, geb. Niemeyer, lange Ruhejahre genießen zu können; aber nur zwei Jahre sind ihm beschieden gewesen.

Eine außerordentliche Güte war die Hauptwesensart von August Dangers. Diese drängte ihn, Verwandte, insbesondere seiner Gattin, zu unterstützen und ihnen zu helfen, wo sich ihm nur Gelegenheit bot. — A. und E. Dangers übten eine großartige Gastfreundschaft in den weiten Klosterräumen von Haus Escherde, welche die feine Kultur der Hausfrau unendlich behaglich ausgestattet hatte. Gar vielen Verwandten sind die Tage dort unvergeßlich. Das Andenken an Haus Escherde und seine Bewohner bleibt treu bewahrt.

Hermann Riese (XII. 28) ist seit Winter 1916 Leutnant, Inhaber des Eisernen Kreuzes, des Braunschweigischen Verdienstordens und des Österreichischen Verdienstkreuzes.

Kurt Riese (XII. 27) ist Güterverwalter bei der Wirtschaftsinspektion Rossing.

Erich Wolff (XI. 118) ist seit 3. Mai 1916 einberufen und in Bunzlau, seiner Vaterstadt, für das Kriegswohl tätig.

Pfarrer Georg Döll (XI. 117) ist von Schutzberg bei Prnjavor in Bosnien nach Rumburg in Böhmen versetzt worden.

Für die Fortsetzung von Nachrichten aus dem Felde besteht einstweilen nur sehr geringe Neigung. Es steht zu hoffen, daß, wenn wir endlich einen ruhmvollen Frieden errungen haben, diese Hefte umsomehr zu erzählen haben.

Familienrat: (Die Mitteilung unterblieb aus Versehen im vorigen Heft.) Ehrenvorsitzender: der Senior der Familie, Hans Niemeyer, Essen a. d. R. Mitglieder: Senatspräsident Herbert Pernice, Königsberg i. Pr.; Justizrat Dr. Viktor Niemeyer, Essen a. d. R.; Buchhändler Hermann Niemeyer, Halle a. d. S., Brüderstraße 6, Kassenwart.

Die **Beiträge** von 5 Mk. werden mit der Versendung der Hefte eingefordert. Es sei hier darauf aufmerksam gemacht, daß nicht, wie hin und wieder angenommen ist, die Hefte 5 Mk. kosten, sondern daß diese gratis geliefert werden, während im übrigen ein Grundstock gesammelt werden soll, der vorzugsweise der Familienforschung dient.

Der **Herausgeber** der Familien-Nachrichten ist Kurt Niemeyer, Schlachtensee-Berlin, Eitel-Fritzstr. 21. Derselbe bittet um regere Teilnahme für den Inhalt der Hefte. Aufsätze, die Familie betreffend, namentlich auch von den angegliederten Familien, sind überaus willkommen. Nur so kann ein lebendiger Zusammenhang erreicht und bewahrt werden.

Nachtrag: Grete Niemeyer (XI. 116) bisher als Oberschwester tätig, sucht Erweiterung ihres Wirkungskreises und ist seit dem 1. November 1916 in Leipzig auf der sozialen Hochschule für Frauen bestrebt, sich für soziale Hilfsarbeit auszubilden.

Am 12. November 1916 ist Martha Cecilie Anitra Westhoff (XIII. 69b) in Hagen i. Westf. geboren. Von ihren Eltern ist zu bemerken, daß der Vater Rechtsanwalt Dr. Emil Westhoff seit dem 11. Juni 1915 eingezogen ist und seit Monaten an der Front steht. Die Mutter Hildegard geb. Niemeyer zeichnet sich in Hagen i. W. durch ihre soziale Betätigung als Ermittlerin der Stadt in der Fürsorge für Hinterbliebene gefallener Krieger aus.

Druck von Ehrhardt Karras G. m. b. H. in Halle (Saale).

Familien-Nachrichten

für die

Nachkommen A. H. Franckes

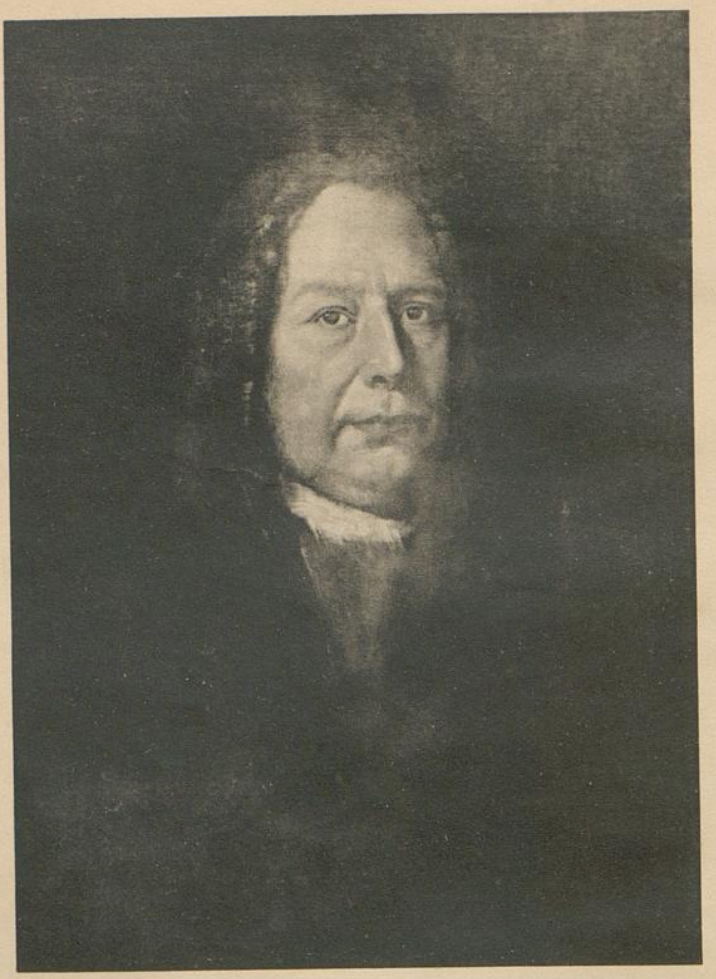
Achtes Stück



Halle (Saale)
Druck von Karras, Kröber & Nietschmann
1926

38

Francke'sche Stiftungen
Haupt-Bibliothek
Halle/Saale
8,967-8



Johann Anastasius Freylinghausen
2. Dezember 1670 — 12. Februar 1739.

Vorwort.

Das vorliegende neunte Stück unserer Familiennachrichten nimmt wieder die Hauptaufgabe derselben auf, durch Erzählung der Lebensentwickelung von Stammesgenossen allmählich eine Familiengeschichte heranwachsen zu lassen. — Zwei Männer beschäftigen uns: Der älteste Niemeyer, von dem wir überhaupt etwas Näheres wissen, und dann ein Urenkel von ihm, der berühmte Kliniker Felix v. Niemeyer. Hoffentlich haben viele Leser und Leserinnen der gesamten Verwandtschaft dieselbe Freude daran, die der Herausgeber bei der Zusammenstellung gewann.

Die Bilder Freylinghausens und Johann Anton Niemeyers danken wir der Freundlichkeit von unserem Vetter, Herrn Studienrat Professor Eduard Niemeyer in Zwickau, dem liebenswürdigen Mitarbeiter an unseren Nachrichten. Er ist im Besitze der Originalölbilder. Von Johann Conrad Philipp Niemeyer scheint es keine Bilder zu geben.

Der Herausgeber bittet dem achten Stück besondere Aufmerksamkeit zu schenken trotz der lässigen Maschinenschrift. Er schätzt die dort mitgeteilten eingehenden Familiennachrichten hoch ein, namentlich auch die Nachrufe an die vielen, verschiedenen Männer und Frauen unseres Geschlechts aus den letzten Jahren.

* * *

Johann Conrad Philipp Niemeyer (VII. 3.).

„Es ist ein herrliches Tal, das Wesertal, und die Woche, die ich mit Schlickum drin herumgezogen bin, halt' ich für eine der schönsten des Sommers nicht nur, sondern meines ganzen Lebens. Wie oft, wenn wir auf der Schaumburg und Paschen-

burg standen und die ganze stromdurchflossene Fläche von Hameln bis Rinteln in einer Ausdehnung von acht oder zehn Stunden hell und sonnig unter uns sahen; oder wenn wir mit unsern guten Schaumburger Wirtsleuten abends vor der Tür unter der großen Linde saßen und Volkslieder sangen; oder wenn wir den Langenfelder Wasserfall stürzen ließen, den Hohenstein erkletterten, mit Pferde hütenden Waldbuben über die Weißelfen des Gebirges schwatzten; oder vor der köstlichen Teufelsmühle in der Fähre uns schaukeln ließen, ... habe ich dich zu mir an die Seite gewünscht." Es ist die Urheimat unseres Stammes, die hier Freiligrath im Sommer 1839 einem Freunde so begeistert preist. Schlickum, der Maler, hat im „malerischen und romantischen Westfalen" seine Eindrücke zeichnerisch festgehalten, während der Dichter Freiligrath seinem Freunde Levin Schücking überließ, das Wesertal in seinem malerischen und romantischen Zauber zu feiern.

Wir Niemeyer aber wollen uns nicht mit dem kurzen Blick begnügen, den uns das Hinausschauen aus dem Bahnabteil auf der Fahrt von Hameln nach Löhne gewährt. Wir ergreifen gleich Freiligrath den Wanderstab und verlassen in Münder, von Hannover oder Hameln kommend, den Zug. Das schmucke Städtchen am Fuße des Süntel, jetzt ein vielbesuchter Badeort, war das Pfarrdorf von Johann Neomarius (1549—1646, III. 1.), der in den Nöten des Dreißigjährigen Krieges treu bei seiner Gemeinde aushielt, aber schließlich seine Familie in Sorge und Not zurücklassen mußte. Wir wandern zum Kamme des Süntel hinauf und schauen hinunter in das „sonnige, helle" Wesertal; uns zu Füßen aber liegt zwischen Bäumen versteckt Fischbeck, der Pfarrort von Wichmann Georg Neomarius (1612—1655, IV. 1). Wir versprechen uns beim nächsten Mal hinabzusteigen und im Kirchenbuch zu forschen, jetzt aber steigen wir hinauf auf den Hohenstein, wir halten Umschau auf die Paschen- und Schaumburg, wir durchschweifen herrliche Buchenwaldungen, bewundern die Luhdener Klippen und gelangen über die Bückeburger Berge nach Bückeburg selbst. Die reizvolle Residenz in der Richtung nach Minden kreuzend werden wir nach nicht zu langer Zeit Petzen erreichen, den Geburtsort unseres Johann Conrad Philipp Niemeyer, der uns in diesem Aufsatz beschäftigen soll. Aber zuvor

wollen wir feststellen, daß unsere Sippe im 18. Jahrhundert an vielen Orten des Schaumburgischen Ländchens angesiedelt waren: Bückeburg, Stadthagen, Frille (Pfarrdorf von Johann Hermann Niemeyer 1645—1719 V. 1.), Lindhorst, Lauenhagen, Meerbeck, Sülbeck und Petzen. Auch jetzt noch ist unser Name dort häufiger zu finden.

Johann Conrad Philipp Niemeyer wurde zu Petzen am 25. November 1711 geboren. Sein Vater war bis zu diesem Jahr Pfarrer in Sülbeck, wenige Kilometer von Petzen entfernt. Unsere Stammtafeln erzählen von Franz Niemeyers Werdegange allerlei; daß er in Jena studierte, in Hamburg Prediger war und seit 1708 in Sülbeck, aber von dem Menschen wissen wir wenig. Nach der Inschrift auf dem Grabsteine seiner ersten Lebensgefährtin und seiner im zartesten Alter verschiedenen Kinder, die wir im 4./5. Stück von F. Niemeyer mitteilten, möchte man auf eigenen, ursprünglichen Geist schließen. J. C. Philipp war das zweite Kind der Pastorenfamilie; ein Mädchen hatte Anna Katharina geb. Hecker ihrem Gatten zuvor geschenkt. Dieses wurde die Stammmutter der Familie Hecker unserer Stammtafel 3; sie heiratete nämlich einen Verwandten ihrer Mutter. Auch sonst stand die Familie Hecker dem Hause Franz Niemeyer nahe. Der Vater nennt unter den Gevattern seines neugeborenen Sohnes „seinen lieben treuen Bruder Philipp Dietrich Hecker, Rektor zu Calenberg, den mütterlichen Oheim des Kindes." Umsomehr muß uns daran liegen, den Heckers genauer nachzugehen, als es bisher möglich wurde.

Das Kind war bei der Geburt so schwächlich, daß der Vater den alsbaldigen Tod desselben erwartete und deshalb noch am Geburtstage die Taufe vollzog, ganz seinem einfachen Christenglauben gemäß. J. C. Ph. Niemeyer erzählt in seiner knappen Lebensbeschreibung, daß er in seiner zartesten Kindheit durch wiederholte, anhaltende Krankheiten sehr geschwächt worden und mehrmals dem Tode nahe gewesen sei. So litt das drei- bis vierjährige Kind ein halbes Jahr hindurch so heftige Zahnschmerzen, daß ihm das Gehen erschwert und eine besondere Magd zur Wartung nötig wurde. Aus solchen Kinderjahren entwickelte sich ein vornehmlich sanftes Wesen; es forderte das zarte Söhnchen

die besondere Liebe und Sorge der Mutter. Diese wurde ihm schon aus dem Grunde zuteil, da Anna Catharina von sechs Kindern, die sie ihrem Gatten in achtjähriger Ehe gebar, nach kurzer Zeit drei wieder verlor. Der Verlust der allsorgenden Mutter hat so den fünfjährigen Knaben für sein ganzes religiöses Leben, nach seinem eigenen Zeugnis, wesentlich beeinflußt. Im Sommer 1723 wurde er in die vierte Klasse des Gymnasiums zu Minden aufgenommen, also in seinem zwölften Lebensjahre; seine Vorbildung erhielt er jedenfalls vom Vater. In Minden werden als Lehrer H. Kahn, H. Opitz und Künemann genannt. Den Unterricht von Büttner hebt Niemeyer besonders hervor, zumal er eine Zeitlang dessen Haus- und Tischgast war.

Der geistliche Beruf seiner Väter war auch für J. C. Philipp bestimmend. Zudem kamen noch andere Einflüsse: Petzen gehörte und gehört wohl noch zur Superintendentur Stadthagen. Dort amtierte Dr. Hauber, den unser Niemeyer seinen väterlich gesinnten Gönner nennt. Dieser hat die verwitwete Gräfin Sofie von Schaumburg, geb. Gräfin von Hohenlohe, auf seinen Schützling aufmerksam gemacht, so daß J. C. Philipp mit jährlich 60 Reichstalern Stipendiat der Gräfin auf der Universität Halle wurde. Wer je etwas von der Bedeutung des Pietismus jener Zeit gehört hat, weiß, daß nur Halle für das theologische Studium in Frage kam. Es sei hier kurz darauf hingewiesen, daß der Pietismus erst später in Frömmelei verfiel, in dieser Zeit aber lebendiges, inneres, werktätiges Christentum vertrat. August Hermann Francke, unser Ahnherr mütterlicher Seite, aber hatte Halle zum Mittelpunkte der ganzen großartigen Bewegung gemacht. So zog Johann Conrad Philipp Niemeyer dorthin und kam im dritten Jahr nach dem Tode A. H. Franckes kurz nach Ostern 1730 in Halle an. Nicht viele seiner Mitstudierenden wird der Pietismus Franckes so unmittelbare Herzenssache und Herzensbedürfnis gewesen sein, wie unserem Ahnherrn. Es lag in seinem Wesen begründet; er war der geborene Nachfolger Franckes; seine Hinfälligkeit zwang ihm bescheidenes Wirken auf. Er hörte bei den Führern des Pietismus: bei dem Abte Breithaupt, der gleich Francke wegen angeblicher Irrlehren aus Erfurt verwiesen war, dann bei Heinrich Michaelis, Lange, Gotthilf August Francke, dem einzigen Sohne

A. H. Franckes, bei Rambach, Benedict Michaelis, Zimmermann und Baumgart sowohl Theologie, wie Philologie, bei dem letzten auch Philosophie. 1732 schon war er an den Schulen des Waisenhauses lehrend tätig. Durch Baumgart wurde er im Herbste 1733 veranlaßt, eine Erzieherstelle bei Herrn von Nostiz, Geheimrat am Fürstlich Köthenschen Hofe, anzunehmen. Drei Jahre blieb er dort und kehrte dann noch einmal auf kurze Zeit in die Heimat zurück. Im Dezember 1736 wurde er von seinem Gönner Superintendent Dr. Hauber in Stadthagen zur Erziehung von dessen Kindern gewünscht. Ehe er dann nach Halle zurückkehrte, wurde ihm ein ehrenvoller Antrag. Die schon genannte Gräfin Schaumburg hatte dem Beispiele Franckes folgend eine Waisenanstalt für Mädchen errichtet und wünschte Niemeyer zur Leitung derselben, gleichzeitig aber erfolgte ein wichtigerer Ruf nach Halle. Seine gütige Gönnerin erkannte das sofort und ließ ihn mit ihren Segenswünschen ziehen; so erfolgte 1737 die endgültige Übersiedelung nach Halle.

Im Juni dieses Jahres übernahm er sein neues Amt, und im September schon wurde ihm die Inspektion der Lateinschule übertragen. Damit war Joh. Conr. Philipp der erste jener Reihe von Niemeyer, die nun etwa 120 Jahre lang an den Franckeschen Stiftungen wirkten. Jeder von uns sollte sich die Freude machen, an der Geschichte der Stiftungen zu beobachten, wie außerordentlich lebendigen, ja bestimmenden Anteil unsere Vorfahren in diesen 120 Jahren an der Entwickelung derselben hatten, bis dann einer engherzigen Geistlichkeit, die Preußen in den fünfziger Jahren beherrschte, die freiheitliche Richtung der Niemeyer im Wege stand. Wenn wir das Lebensbild von Hermann Agathon Niemeyer zeichnen, wird davon mehr die Rede sein.

Der einzige Sohn August Hermann Franckes, Gotthilf Aug. war Direktor der Stiftungen, Geistlicher an der Marienkirche, Inspektor der ersten Ephorie des Saalkreises, dazu Universitätsprofessor. Dieser vielseitigen Tätigkeit war der körperlich schwächliche Mann nicht gewachsen; er sah sich nach einer Hilfe an der Marienkirche um. Joh. Conr. Philipp bewarb sich im Wetteifer mit zwei anderen Lehrern der Anstalten darum und wurde nach mancherlei Schwierigkeiten, mehreren Probepredigten, Prüfungen

vor einer Reihe von Behörden im Jahre 1738 Adjunkt Franckes und Diakon (zweiter Geistlicher) an der Marienkirche. Daneben hat er an den Stiftungen noch weiter gewirkt, indem seine verständige Arbeit bei der Ausbildung von Lehrern hervorgehoben wird. 1740 wurde ihm auch die Adjunktur im Archidiakonat übertragen, und endlich ward er Archidiakon d. h. erster Geistlicher daselbst. Damit war sein Lebensziel, was äußere Stellung anlangt, erreicht. Berufungen nach Kopenhagen, Cöthen, Schlesien lehnte er ab, da ihm die Treue gebot, bei dem kränkelnden G. A. Francke auszuhalten.

Wenn wir nun versuchen, seiner amtlichen Tätigkeit nachzugehen und dabei seine Wesensart zu schildern, so folgen wir der kleinen Schrift „Johann Conrad Philipp Niemeyer" von seinem 17 jährigen Sohne Aug. Hermann, indem wir frei gestalten und das Hauptsächliche herausheben.

Seit seinem 27. Lebensjahre war Niemeyer vorzugsweise als Seelsorger in des Wortes schönster Bedeutung tätig. Zunächst war er seiner ganzen Bildung nach berufen, nur „der reinen Lehre beflissener" Geistlicher zu sein. Seine Bibelkenntnis war ungewöhnlich groß; sie machte ihm das Bibelwort geläufig, wie seine Umgangssprache. Trotzdem versäumte er nicht, immer wieder auf die Ursprache zurückzugehen, selbst bei der regelmäßigen Vorbereitung auf seine Predigten. Daß er sich von dem eifernden Zelotismus der vorpietistischen Zeit fernhielt, ist selbstverständlich. Er war von volkstümlicher Beredsamkeit gleich seinem Vorbilde A. H. Francke; unablässig bemühte er sich um größte Anschaulichkeit. Das Gleichnis war ihm vorzugsweises Mittel, um klare religiöse Vorstellungen bei seinen Zuhörern zu schaffen. Durch Wiederholungen in neuen Wendungen und andern Ausdrücken suchte er noch Dunkles in helles Licht zu setzen. Seine seelsorgerische Tätigkeit ging aber weit über das Amt des Predigers hinaus. Er suchte seine einzelnen Gemeindeglieder häufig auf und verstand es mit ausgezeichnetem Herzenstakt, ohne aufdringlich zu werden, zwanglose religiöse Unterhaltungen anzuknüpfen. Kurz, er verhielt sich so, wie auch heute wieder unsere Geistlichen bemüht sind, in inniger Gemeinschaft mit der anvertrauten Gemeinde zu leben. Dann wieder hielt er Studenten Vorträge, um auch sie

für seine seelsorgerische Tätigkeit zu gewinnen. Es war ihm nämlich die Vorbereitung der Konfirmanden besondere Herzenssache, und da Gefahr vorlag, daß bei der großen Zahl „die geistig Armen“ nicht genügend berücksichtigt würden, suchte er eben die Studentenschaft zur Mitwirkung zu gewinnen. Den Kranken war er nicht allein geistlicher Berater, sondern er nahm sich auch ihrer leiblichen Pflege an. Von Natur lag ihm die Krankenpflege nicht, er war vielmehr ein sehr empfindlicher Mensch, behindert durch körperliche Schwäche, die ihm, wie wir wissen, von frühester Jugend anhaftete. So mußte er sich stark überwinden, die Leiden der Kranken zu ertragen, ohne selbst in Schwächezustände zu verfallen. Sein Lebensgrundsatz war demnach: Nächstenliebe im weitgehendsten Sinne unter Hintansetzung des eigenen Wohles.

Von seinen Familienverhältnissen war bisher nicht die Rede. Am 6. Dezember 1741, dem 2. Adventsonntage, verlobte er sich mit Auguste Sophie Freylinghausen, der Enkelin von Aug. Herm. Francke, die Hochzeit wurde am 6. Februar 1742 gefeiert. Es sei hier noch einmal kurz darauf hingewiesen, daß A. H. Franckes einziger Sohn Gotthilf August in zweimaliger Ehe kinderlos blieb. Die einzige Tochter Aug. Herm. Franckes war vermählt mit dem Freunde Aug. Herm. Franckes Johann Anastasius Freylinghausen, ihrem Paten. Dieser Ehe entsprossen ein Sohn und zwei Töchter. Der Sohn blieb unverheiratet, die Töchter heirateten die Halbbrüder J. C. Ph. und Johann Anton Niemeyer. Auguste Sophie starb schon am 8. April 1763. Bedauernswert erzählt uns J. C. Ph. nichts von seiner Gattin, auch ihr Sohn Aug. Herm. hat das versäumt. Auguste Sophie schenkte ihrem Gatten in elfjähriger Ehe fünf Kinder, von denen sie zwei Söhne im zartesten Kindesalter wieder verlor. Aug. Herm. Niemeyer war das jüngste Kind. Im übrigen verweisen wir auf die Stammtafeln.

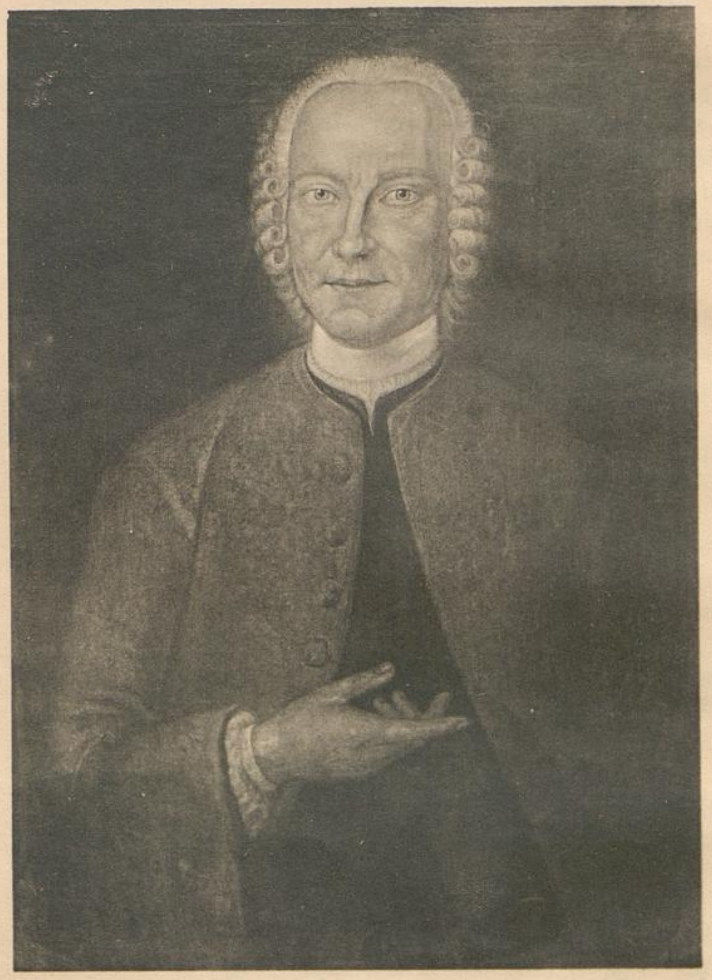
Die Erziehung seiner Kinder vervollständigt die Wesensart Niemeyers: Trotz seiner tiefen Frömmigkeit erkannte er die Gefahr frömmelnder Erziehung, die so leicht das Gegenteil der Absicht zur Folge hat. „Dem Kinde fehlt die Erfahrung, die wahrer Frömmigkeit zugrunde liegt. Sucht der Erzieher diese durch unaufhörliches Predigen zu ersetzen, so ist häufig Gleichgültigkeit, Heuchelei und Verstellung die Folge.“ So ähnlich sprach er sich

seinen Freunden gegenüber aus. Er beschränkte deshalb seine Ermahnungen auf besondere Gelegenheiten, wenn er gewiß war, daß der Eindruck nachhaltig sei. Um so mehr wirkte er durch Beispiel. Der bescheidene, gütige Mann wurde von Jedermann geliebt. Nachsichtig und nachgiebig bis zur äußersten Grenze stand er dennoch fest in der Verteidigung seines christlichen Glaubens, doch war er duldsam gegen Andersgläubige, auch gegen andere Richtungen seiner Kirche. Er blieb in seiner Wissenschaft nicht zurück, sondern verfolgte mit Eifer die neueren Forschungen der Theologie, aber das verhinderte ihn nicht, seinen Standpunkt gelegentlich mit größtem Eifer zu verteidigen.

J. C. Ph. Niemeyer folgte seiner Gattin nach vier Jahren in die Ewigkeit, am 20. April 1767. Er hatte noch das Leid erfahren müssen, seinen ihm sehr nahestehenden Bruder Johann Anton 1765 zu verlieren, während Gotthilf Aug. Francke ihn nur zwei Jahre überlebte.

Wir ehren auch Johann Conrad Philipp Niemeyer, wenn wir im Folgenden von seinem Bruder erzählen:

Johann Anton Niemeyer wurde zu Petzen am 12. Dezember 1723 geboren. Seine Mutter war die zweite Gattin von Franz Niemeyer, Catharina Elisabeth Mechau, über die unsere Stammtafeln S. 43, VI. 2 Näheres mitteilen. Joh. A. Niemeyer war zwölf Jahre jünger als J. C. Ph. Niemeyer. Ob dieser schon 1730 seinen kleinen Bruder mit nach Halle nahm, oder ob erst der Vierzehnjährige 1737 Aufnahme im Waisenhause fand, erfahren wir nicht. Jedenfalls erhielt J. A. seine Ausbildung auf der lateinischen Schule des Waisenhauses, war dann an der deutschen Schule des Waisenhauses tätig und seit 1746 Lehrer am Pädagogium (Universitätsstudium in Halle?) „Dieser Anstalt hat er seitdem seine Kraft mit dem schönsten Erfolge gewidmet; er leitete dieselbe von 1750 ab in Gemeinschaft mit seinem Kollegen Fiddechow, von 1761 an allein. Man urteilte von ihm, es schien sich der Geist Franckes und Freyers, seines berühmtesten Vorgängers in diesem Amte, unter dem das Pädagogium 1705—1747 seine erste Glanzperiode gehabt hatte, in ihm zu erneuern. Seine ungefärbte herzliche Liebe zur Jugend, seine unermüdliche Pflichttreue, seine gebildeten Sitten, die Verehrung, die er bei seinen



Johann Anton Niemeyer
23. Dezember 1723 — 9. Mai 1765.

Mitarbeitern genoß, die Humanität, mit der er den Fremden begegnete, das alles wirkte zusammen, um die ihm anvertraute Anstalt zu neuer Blüte zu bringen." (W. Fries, die Franckeschen Stiftungen in ihrem zweiten Jahrhundert, Halle 1898.) Zu diesem erfahren wir, daß Aug. Herm. Niemeyer das Pädagogium als Zögling unter dem Inspektorate seines Onkels besuchte. Seinem Sohne Franz Anton rühmte er seinen Onkel öfters als einen ganz ausgezeichneten Schulmann und vortrefflichen Menschen. Johann Anton war auch ein „genauer" Freund der Pflegemutter von Aug. Herm. Niemeyer, der Rätin Lysthenius. Wir wissen aus den Stammtafeln, daß er am 24. Juli 1755 die zweite Tochter von Freylinghausen Agnes Henriette ehelichte. Der Tod des Gatten löste die Ehe schon am 9. Mai 1765. Johann Anton erreichte ein Lebensalter von nur 43 Jahren; wir wissen nichts von der Ursache seines frühen Todes.

Felix v. Niemeyer. (1820—1871)

Der Familiengeschichte ist die Lebensentwickelung eines jeden Geschlechtsgenossen wichtig und fesselnd, aber es erfüllt uns mit Stolz, wenn wir einem Manne nachgehen können, dessen Name in allen deutschen Landen nicht nur, sondern weithin durch alle Welt hellen Klang hatte.

Felix v. Niemeyer kam am 31. Dezember 1820 in Magdeburg als das zweite Kind des Ehepaares Dr. Eduard Niemeyer und Charlotte geborene Nitze zur Welt. Die Erinnerungen von Marianne Wolff-Immermann geborene Niemeyer im IV./V. Stück der Familien-Nachrichten haben uns reizvoll das Elternhaus von Felix geschildert. Das Gymnasium des Klosters „Unserer lieben Frauen" zu Magdeburg wurde Felix' Bildungsanstalt. Die berühmte alte Alumnatsschule erreichte damals unter der Leitung ihres Probstes G. S. Rötger ihre Blütezeit. Rötger war ein weithin überragender Schulmann und ein ungemein glänzender Jugendbildner gleich seinem langjährigen Freunde August Hermann Niemeyer. Es ist von hohem Reize, die beiden Anstalten, das Königliche Pädagogium des Hallenser Waisenhauses, Niemeyers Anstalt, und die Klosterschule Rötgers miteinander zu vergleichen. In beiden Schulen das beständige Bestreben Lehrer und Schüler

durch ein Freundschaftsverhältnis zu verbinden, die Schüler in Frohsinn aufwachsen zu lassen, die Eigenart eines Jeden zu wahren und ihren Fleiß durch edlen Wetteifer zu wecken. Unsere Schulreformer finden die meisten ihrer Forderungen in Halle wie in Magdeburg ausgeprobt, in dem sowohl, was sich bewährte, wie in dem, was allmählich als nicht zweckmäßig eingestellt wurde. Beide Männer, Niemeyer wie Rötger, als Lehrer wie Erzieher zu beobachten, ist vorzüglich erbauend.

So geleitet wurden die glücklichsten Anlagen von Felix Niemeyer vortrefflich entwickelt. Es war ihm ja ein so reiches geistiges Erbe anvertraut. Wir werden in seinem Leben eine ganz außerordentliche Lehrgabe, ein nie rastendes wissenschaftliches Streben als Erbteil von seinem Großvater, eine ungemeine Liebenswürdigkeit und gewinnende Lebensart, ein vorzügliches Interesse für den kranken, wie für den gesundenden Menschen als Erbteil von seinem Vater zu beobachten haben. Wir werden auch viele Züge auffinden, die an seinen Urgroßvater Johann Conrad Philipp Niemeyer erinnern.

Seine Eltern mußte Felix früh entbehren: die Mutter verlor er (gleich seinem Urgroßvater) als fünfjähriger Knabe; von dem tragischen Tod des Vaters im Jahre 1837 werden wir ein andermal zu erzählen haben. Jetzt lassen wir aus der Schulzeit von Felix den Dichter Gustav zu Putlitz („Mein Heim" Berlin 1886) berichten: „Ein Mitschüler, Felix Niemeyer, hatte mich, gleich nach meinem Eintritt in die Schule zum grauen Kloster in seinem Elternhause eingeführt, und ich verkehrte dort, als ob ich zu ihnen gehörte, mit dem gleichaltrigen Schulfreund, mit seiner älteren Schwester Marianne und den jüngeren Lotte und Hermine. Marianne war mir eine zweite Schwester geworden. Ihrem Bruder und mir war die früh entwickelte, geistig überlegene Schwester schon während unserer Gymnasialzeit Retterin und Helferin in den halb knabenhaften, wie den ernsteren Erlebnissen unserer Schuljahre." Während zuvor Felix vom Elternhause aus die Klosterschule aufsuchte, wurde er nach dem Hinscheiden seines Vaters Alumne in der Anstalt. In den Schulferien begleitete Felix seinen Freund und Schulkameraden Gustav zu Putlitz nach Retzin, dem Stammgut der Familie Putlitz, wo er „in seiner heiteren genialen Jugendfrische sehr bald ein besonders gern

gesehener Gast war." Auch während der Studentenzeit von Felix wiederholten sich diese schönen Ferienmonate.

Zwei Jahre nach dem Tode des Vaters, Ostern 1839, erreichte Felix das Reife- und Abgangszeugnis des Gymnasiums und ging nach Halle, der Stadt seiner Ahnen, wo ihn seine Großmutter, die Kanzlerin, in ihren schönen Räumen herzlichst empfing, und wo er auch seine Schwestern traf, Marianne als heimliche Verlobte Karl Immermanns. Auf der Universität eiferte er seinem Vater nach im Studium der Medizin. „Von den Professoren der Medizinischen Fakultät war es vor allem der Altmeister Peter Krukenberg, der ihn fesselte. Die ursprüngliche Art dieses ausgezeichneten Klinikers, dessen gewinnende praktische Unterrichtsmethode, die großen Erfolge in der Heranbildung tüchtiger, erfahrener und glücklicher Ärzte, hat offenbar auf ihn einen bestimmenden Einfluß ausgeübt" (Ziemssen). Bald verschaffte ihm sein unbeirrbarer Fleiß eine Assistentenstelle an der Klinik Krukenbergs und legte damit „den Grund zu dem Schatz klinischer Erfahrung, den er sowohl in seiner Praxis als auch später, da er selbst zu lehren hatte, so eifrig zu vermehren und so fruchtbringend zu verwerten wußte." Nach seiner Promotion 1843 ging er nach Prag und von dort nach Wien. Aus seinen Schriften und Äußerungen ist der tiefe und bleibende Eindruck ersichtlich, den vor allem Rokitansky auf ihn machte. Hier fand er die pathologisch-anatomische Ausbildung, die ihm Halle nicht geben konnte, und Rokitanskys Vorlesungen sowohl, wie Sektionskurse nahmen ihn vorzugsweise in Anspruch.

1844 sah Felix wieder in seiner Vaterstadt. Noch stand das Wirken seines Vaters in dankbarer Erinnerung, noch weiß man, wie jener mutig der Cholera widerstand (1831), noch kannte man die Abhandlung, in der er seine Erfahrungen bei der Behandlung der furchtbaren Seuche niederlegte.

Wir erinnern uns auch, wie Marianne das Wirken ihres Vaters schildert. Nun läßt sich sein Sohn, der 24 jährige junge Dr. Felix Niemeyer als praktischer Arzt nieder, und seine, dem Vater kongeniale Frohnatur gewinnt rasch einen großen Kreis von Heilsuchenden; man drängt zu ihm, man erkennt seine rastlose, bis zur Selbstaufopferung gehende Sorge für seine Kranken, seinen dia-

gnostischen Scharfsinn, seine therapeutische Sicherheit. Seine Praxis wuchs in wenigen Jahren so, daß auch seine Riesenarbeitskraft den Anforderungen kaum genügen konnte.

Am 14. Oktober 1846 vermählte er sich mit Charlotte Sophie Therese Reinstein. Wir nehmen die Stammtafeln zur Hand und finden, daß Therese am 20. März 1822 als Tochter des Oberpostkommissarius Reinstein in Halle geboren wurde, also nur zwei Jahre jünger war als ihr Gatte. Von drei Kindern blieb dem Ehepaar nur eines erhalten, Felix, geboren am 21. April 1861. Niemeyers wohnten bei Ferdinand Immermann, dem Vormund der Kinder Carl Eduard Niemeyers erster Ehe, dem jüngeren Bruder des Dichters Immermann. Eine breite Einfahrt des Hauses trennte zu ebener Erde zwei Wohnungen; die eine bewohnte Gustav zu Putlitz, der nach Ablegung seiner juristischen Prüfungen bei der Regierung in Magdeburg tätig war, um sich der diplomatischen Laufbahn zu widmen; gegenüber die jungen Niemeyers; im ersten Stock der Hausherr Ferdinand Immermann. Putlitz berichtet von Therese, daß sie eine hochgebildete Frau war, die ihrem Gatten in glücklichster Ehe bei seinem wissenschaftlichen Streben fördernd und helfend zur Seite stand.

In den vierziger Jahren wurde Magdeburg wiederum von der Cholera heimgesucht, und wiederum wurde ein Sohn der Stadt, ein Niemeyer, Helfer und Retter. In zwei Abhandlungen, 1848 und 1849, sammelte Niemeyer, wie sein Vater, seine Erfahrungen und trat mit ihnen erstmalig literarisch an die Öffentlichkeit.

1853 wurde Niemeyer die Oberleitung der medizinischen Abteilung des städtischen Krankenhauses übertragen. „Hier gestattete ihm das große Beobachtungsmaterial seine Behandlungsweisen aus der Privatpraxis wissenschaftlich strenger zu prüfen". (Es sei eingeschaltet, daß Paul Niemeyer, Felix' Halbbruder, der bahnbrechende Hygieniker, 1854 Assistent von Felix am städtischen Krankenhaus war. 1856 ließ sich dann Paul in Magdeburg als selbständiger Arzt nieder und weilte dort bis 1879, so daß also von 1814—1879 mit kurzer Unterbrechung der Vater und dessen zwei Söhne helfend und heilend in der Stadt wirkten.)

1855 trat die entscheidende Wendung für das Leben Niemeyers ein. Er wurde als Universitätslehrer nach Greifswald berufen,

wie es seinem Drange nach Lehrtätigkeit entsprach. Eine außerordentlich große Aufgabe harrte seiner. Die medizinische Wissenschaft hatte im vergangenen Jahrzehnt außerordentliche Fortschritte gemacht, ohne daß der praktische Kliniker mit seiner ausgedehnten ärztlichen Privattätigkeit ganz hatte folgen können; manche Lücken blieben auszufüllen. Dazu kam, daß Niemeyer ganz unzulängliche Räumlichkeiten in allen Gebäuden vorfand: Mangel an Raum, Mangel an Hilfspersonal, Mangel an Geld zur Beschaffung der nötigsten Gerätschaften für die Krankenpflege und schließlich in notwendiger Folge aller dieser Mängel: Mangel an Kranken in der Klinik. Aber Niemeyers Tatkraft, sein Mut und sein eiserner Fleiß überwand die größten Schwierigkeiten. Früh, um 4 Uhr sah ihn jeder Morgen an der wissenschaftlichen Arbeit, um 8 Uhr begann die Vorlesung, dann in regelmäßiger Folge und stetem Gleichmaß die Klinik und schließlich der Besuch der übrigen Institute. Der Nachmittag blieb wieder ganz der Wissenschaft gewidmet. Der Unterricht in den unfreundlichen Räumen des alten Hauses ging lebhafter und anziehender vor sich als in mancher besteingerichteten Klinik. Unverdrossen wirkte Niemeyer auch in der womöglich noch mangelhafter eingerichteten Irrenheilanstalt, deren Leitung ihm zugleich mit der medizinischen Klinik übertragen worden war. Mit regem Eifer wirkten seine Assistenzärzte, von denen Liebermeister und Ziemssen sich Ende der fünfziger Jahre neben ihm habilitierten. Niemeyers Verhältnis zu ihnen und zu den Unterärzten, welche aus den älteren Medizinern gewonnen wurden, war ein durchaus freundschaftliches: der Eifer für die Sache verband eben alle. Und ebenso war auch sein Verhältnis zu allen seinen Schülern ein herzliches. Gewiß sind allen denen, welche 1855—1860 mit Niemeyer in Greifswald als Studenten verlebten, diese Zeiten in unvergeßlicher Erinnerung, denn für Jeden hatte er ein freundliches und anziehendes Wort und, wo es Not tat, auch eine offene Hand. Ein feiner Menschenkenner, fand er leicht heraus, wie dem Darbenden mit Rat und Tat zu helfen sei.[1]) Dem wenig Begabten sprach er Mut zu, den

[1]) Hugo Wilhelm v. Ziemssen, geb. 13. Dezember 1829 in Greifswald, 1863 Professor in Erlangen, 1874 in München, † 1902. Das mit-

Phlegmatischen brachte er durch Wort und Beispiel in Bewegung, den Indifferenten und Verkommenden riß er gewaltsam aus seiner Lethargie, den Begabten suchte er für bestimmte Aufgaben zu gewinnen — und das alles im Fluge. Ein Wort, im Vorübergehen gesprochen, im Scherz über die Straße zugerufen, genügte oft, den Leichtsinnigen zur Besinnung, den Pflichtvergessenen zum Nachdenken zu bringen.

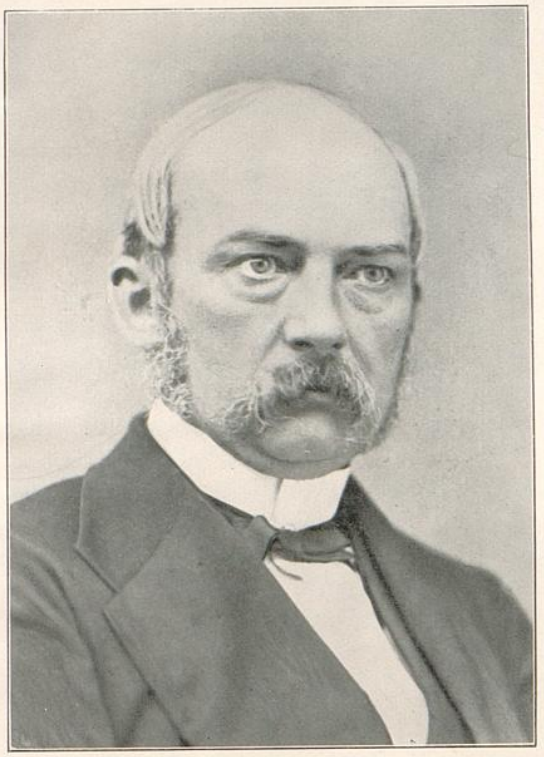
Seine klinischen Vorträge waren äußerst fesselnd und belehrend. Die Gedankenfülle des geistvollen Denkers, die reiche Erfahrung des vielbewanderten Praktikers, die Lebensklugheit des Weltmannes brach überall durch und verband sich mit den prägnanten Schilderungen der anatomischen Veränderungen und dem naturwahren Bilde des Symptomenkomplexes, der klaren Diagnose und dem einfachen und durchsichtigen Heilplane zu einem harmonischen Ganzen, das in dem Gedächtnis des Schülers unvertilgbar haftete. Aufs angenehmste wirkte dabei seine liebenswürdige Persönlichkeit, sein humanes und nachsichtiges Wesen, seine lebhaften Bewegungen, sein freundliches Auge, seine tiefe klangvolle Stimme mit.

Im Jahre 1858 erschien der 1. Band seines Lehrbuches der speziellen Pathologie und Therapie. Der Erfolg des Buches war eminent; denn noch bevor der II. Band vollendet, war vom I. Bande eine Doppelauflage nötig geworden. Im Laufe der nächsten Jahre folgten weitere Auflagen rasch aufeinander.

Im Winter 1859/60 erhielt Niemeyer einen Ruf nach Tübingen und verließ Greifswald im März 1860, um nach einem längeren Aufenthalte in Berlin nach Tübingen überzusiedeln. Der Abschied von Greifswald wurde ihm trotz mancher Widerwärtigkeiten, welche er in den letzten Jahren zu ertragen hatte, doch recht schwer. Er hatte hier fünf der schönsten und arbeitsreichsten Jahre seines Lebens verbracht, den Besuch der Fakultät rasch anwachsen sehen, viele Freunde gewonnen, — mit einem Worte: er hatte Wurzel geschlagen in dem pommerschen Lande, und die zahlreichen Zeichen der Anerkennung, Verehrung und Dankbarkeit, welche ihm von seiten der Universität, der Studierenden und

---

geteilte Lebensbild Felix v. Niemeyer in „Deutsches Archiv für Klinische Medizin" 1871.



Felix v. Niemeyer
zu Magdeburg geboren 1820 am 20. Dezember,
zu Tübingen gestorben 1871 am 14. März

der Einwohner Greifswalds beim Scheiden zuteil wurden, gaben ihm das beruhigende und erhebende Bewußtsein, daß die hier verbrachte Zeit nicht verloren war.

In Tübingen wurde ihm der freundlichste Empfang zuteil. Man brachte ihm volles Vertrauen entgegen und setzte auf ihn die Hoffnung, daß er die Lücke, welche Griesingers Fortgehen hinterlassen hatte, vollständig ausfüllen werde. Dieses Vertrauen hat Niemeyers Tätigkeit in Tübingen durchaus gerechtfertigt. Frisch und freudig trat er sein Amt an. Einige Schüler waren ihm von Greifswald gefolgt. Unter ihnen trug besonders Liebermeister dazu bei, ihm die Eingewöhnung in die neuen Verhältnisse zu erleichtern. Mit dem Publikum zurechtzukommen, hatte es wohl im Anfange einige Schwierigkeiten. Niemeyer war ein ausgesucht Norddeutscher, und den ruhigen und zurückhaltenden Schwaben mochte das Lebhafte, Laute und Rückhaltlose in Niemeyers Wesen nicht sympathisch sein. Diese kleinen Schwierigkeiten traten aber bald mehr und mehr zurück, je klarer seine liebenswürdige Persönlichkeit, seine Humanität, sein Feuereifer für seinen Beruf, für die Universität und ihre Angehörigen zum allgemeinen Bewußtsein kamen.

Niemeyer wurde bald populär im weitesten Sinne des Wortes. Die Ablehnung eines ehrenvollen Rufes nach Halle, welchen er im Sommer 1861 erhielt, hob sein Ansehen ganz allgemein. Daß die Klinik in Halle, der fruchtbringende Wirkungskreis seines Lehrers und Freundes Krukenberg, viel Anziehendes für ihn haben mußte, umsomehr, als der Name dort durch den Kanzler Niemeyer einen besonders guten Klang hatte, daß Halle etwa nur eine Vorstufe zu einem größeren Wirkungskreise sei, und daß er sich durch die Ablehnung des Rufes für alle Zeit die Aussichten auf Rückkehr in sein altes Vaterland abschnitt, das alles wußte man, und darum wurde sein Entschluß zu bleiben, mit um so größerer Freude und Anerkennung begrüßt.

Seine akademische und literarische Tätigkeit war von großem Erfolge gekrönt. Seine Klinik wurde von den Medizinern mit dem größten Interesse besucht, und Niemeyer konnte angesichts des rasch und stetig steigenden Besuches mit Stolz sagen, daß seine Bemühungen um das Gedeihen des medizinischen Unterrichts nicht

unwesentlich zur Blüte und Anziehungskraft der Fakultät beitrugen.

Sein Lehrbuch hatte sich des Beifalls der Ärzte in ungewöhnlich hohem Grade zu erfreuen; die rasche Aufeinanderfolge der Auflagen setzte ihn in den Stand, das Buch dauernd auf der Höhe der Wissenschaft zu erhalten, und die zahlreichen Übersetzungen ins Französische, Russische, Ungarische, Italienische, Holländische und Englische zeigten, daß man auch im Auslande den Wert des Buches zu schätzen wußte. Die Aufgaben, welche Niemeyer sich selbst stellte, nämlich einerseits die Krankheitserscheinungen unter Vermeidung einer schematischen Darstellung zu einem möglichst getreuen und lebendigen Bilde zusammenzufassen, andererseits die pathologische Anatomie, die Physiologie und die physiologische Chemie in ihrer neuesten Gestaltung für ein besseres Verständnis der verschiedenen Krankheitsprozesse zu verwerten — diese Aufgaben hat er glänzend gelöst. Mit geistvoller Kritik hat Niemeyer den gesamten Stoff gesichtet, vieles Unwesentliche hinweglassend, anderes zu größerer Bedeutung erhebend, durch Heranziehung der Errungenschaften der heutigen Physiologie und Pathologie eine Fülle neuer Gesichtspunkte und überraschender Durchblicke eröffnend. Stets gerecht und neidlos die Leistungen anderer würdigend, weiß er seine eigene Auffassung zur vollen Geltung zu bringen, zuweilen freilich sich ins Hypothetische verlierend, aber überall naturwahr, klar und orginell in der Darstellung, human und liebenswürdig in der Auffassung des ärztlichen Berufes, die Sprache meisterhaft beherrschend. Niemeyer war in seltener Weise begabt für die Klarlegung schwieriger Fragen, für die Zusammenfassung zerstreuter Details zu einem übersichtlichen Ganzen, für die Auffindung der inneren Verbindungsfäden zwischen den pathologischen Veränderungen und den Krankheitserscheinungen — seine Richtung ging auf die Gewinnung eines möglichst klaren Einblicks in den Zusammenhang der Erscheinungen zugunsten eines in sich harmonischen Ganzen. Niemeyer war nicht dazu angelegt, sich in Detailarbeiten zu vertiefen und einzelnen Fragen von beschränkter Bedeutung bis zu den äußersten Grenzen nachzugehen. Es fehlte ihm dazu durchaus nicht an der Schärfe und Klarheit der Fragestellung — denn gerade diese hat die Mehrzahl

der Arbeiten seiner Schüler angeregt, und ich (Ziemssen) selbst habe manche Arbeit auf Veranlassung einer Frage von Niemeyer unternommen. Es fehlte ihm lediglich an der nötigen Ruhe und Geduld in der Ausführung. Als Künstler hätte sich Niemeyer gewiß mit subtiler Ruhe und Geduld in der Ausführung nicht befreundet: er würde große Vorwürfe, freie und klare Ausblicke von der Höhe auf die weite Landschaft geliebt, er würde mit kernigen Strichen lebensvolle Bilder mit pikanter Beleuchtung und anmutiger Staffage auf die Leinwand geworfen haben.

Eine ganz hervorragende Förderung hat die Therapie seinen Bestrebungen und seiner Ursprünglichkeit zu verdanken — jede Seite seines Buches legt davon Zeugnis ab. Und angesichts der enormen Verbreitung seines Lehrbuches kann man wohl sagen, daß die Mehrzahl der Ärzte der zivilisierten Welt in ihren therapeutischen Anschauungen durch Niemeyer beherrscht werden. Und daß dieser Einfluß ein außerordentlich günstiger gewesen ist, wird jeder Arzt, der vielleicht erst in vorgerückten Jahren an das Studium des Buches gegangen ist, bestätigen. Der Arzt wird nicht nur zum sorgfältigen Untersuchen angeregt, sondern erhält auch eine so weit als möglich klar begründete, motivierte und durch die große praktische Erfahrung Niemeyers gestützte Therapie an die Hand gegeben, welche Jeden, solange er nicht genügende Erfahrung gesammelt hat, zu der Kranken Vorteil leiten wird.

Es war übrigens kaum anders zu erwarten, als daß ein so glücklicher Arzt, wie es Niemeyer war, auch glückliche Ärzte bilden würde. Wir haben bereits gesehen, daß ihn in Magdeburg das allgemeine Vertrauen fast erdrückte.

Während der 11 Jahre, welche Niemeyer in Tübingen verlebte, war er als beratender Arzt vielleicht die gesuchteste und populärste Persönlichkeit im ganzen Würtemberger Lande. Aber diese Seite seiner Tätigkeit war mühselig und anstrengend, und er klagte oft über den Zeitverlust, den ihm die Beratungen verursachten. Dieselben lieferten ihm aber auf der anderen Seite ein großes Beobachtungsmaterial, welches er wieder für die Wissenschaft und vielfach auch für den Unterricht zu verwerten wußte. Manchen seltenen Fall hat er auf diesem Wege seinen Schülern vorführen können, und manche wichtige Beobachtung, welche sich in seinem

trefflichen Lehrbuche oder in den zahlreichen Arbeiten seiner Schüler niedergelegt findet, ist auf diesem Wege erworben. Der Zeitverlust, den ihm die Reisen kosteten, wußte sein rastloses Arbeitsbedürfnis durch wissenschaftliche Lektüre einigermaßen auszugleichen. Ein Paket Bücher und eine Beleuchtungsvorrichtung begleitete ihn überall hin auf seinen Fahrten. Dieses Lebensbild von der Schüler- und Freundeshand Hugo von Ziemssens meisterhaft entworfen möge durch Beispiele aus anderen Quellen belegt werden:

Als Leibarzt des Königs stand Niemeyer stets ein eigener Wagen der Eisenbahn zur Verfügung; von hier aus schritt er gern während der Fahrt durch die langen würtembergischen Wagen, begleitet von dem einen oder andern seiner Assistenten. Nun war es reizend mit anzusehen, wie der feine Herr mit dem Volke verkehrte. Dort ließ er sich von einem Bauern über den Stand der Ernte berichten; hier sprach er einem alten Mütterlein Trost zu, die weinte, daß ihr Sohn unter die Soldaten mußte, oder er beschenkte ein schüchternes Kind mit Zimmtsternen und Zuckerbrödchen, die er fast immer in der Tasche trug. — „Was fehlt dem Mädchen da?“ zum jungen angehenden Arzt gewandt, plötzlich stehen bleibend, indem er auf ein bleiches, trotz der warmen Jahreszeit dick bekleidetes Kind zeigte. „Herr Professor, das kann ich unmöglich sagen, bevor ich es untersucht habe“ war die Antwort. „Bronchiektasie“ (Erweiterung der Luftröhrenäste) und damit wies er auf die eigentümlich trommelschlägelartig geformten Finger des Kindes. Er nahm es in den Arm und trug es in sein Abteil hinüber, um die kranke Lunge des Kindes von dem Tabakrauche zu erlösen, der durch den Wagen qualmte.

Seine Sorge um das Wohlergehen der unbemittelten unter seinen Schülern äußerte er in gleichem Maße zartfühlend, wie ursprünglich. „Wo wollen Sie sich zur Eröffnung einer goldenen Praxis niederlassen?“ „Im Schwarzwald, Herr Professor.“ „Sind sie toll geworden? Ein Kerl wie Sie gehört in eine Großstadt und nicht in den Schwarzwald.“ „Ich bleibe auch nur solange im Schwarzwald, bis ich meine Schulden bezahlt habe.“ „Dazu will ich Ihnen bald behülflich sein. Jetzt gehen Sie mit Gott! Adieu, mein Junge.“ Damit schob er mich zur Tür hinaus.

Ich war Arzt in einem kleinen Städtchen des Schwarzwaldes. Eines schönen Morgens reite ich gemächlich einem Dörflein zu, wo ich mehrere Kranken zu besuchen hatte. Da schmettern mir lustige Posttöne entgegen. In rasender Eile jagen zwei Extrapostwagen an mir vorüber. Als ich zurückkomme und eben mein Pferd besorge, rennt atemlos der Hausknecht aus der Post auf mich zu und brüllt schon von Weitem: „Herr Dr. kommen Sie schnell! Seine Exzellenz, der Herr Minister von Delbrück ist angekommen und will Sie konsultieren". Auf der Post in ein Zimmer geführt, sehe ich mich einer Gesellschaft von Herren und Damen gegenüber. — „Sehen Sie, mein Junge, wie ich Wort halte!" rief mir eine wohlbekannte Stimme entgegen. Professor von Niemeyer umarmte mich herzlich. Dann stellte er mich dem Minister, der in blühendster Gesundheit neben ihm saß, und einigen hochadligen Damen aus Berlin vor, die mitgekommen waren, seinem Schüler die Praxis begründen zu helfen.

Unter heiteren Scherzen flog ein schöner Tag dahin. Als die Stunde der Trennung schlug, drückte mir der Minister lächelnd die Hand mit den Worten: „Hoffentlich trägt unsere kleine Kriegslist gute Früchte." Und die hat sie getragen; von diesem Tage an war ich der beschäftigtste Arzt weit und breit im ganzen Schwarzwalde.

Endlich ein Beispiel, wie er zu seinen Studenten stand. Isolde Kurz schildert in ihrem wundervollen Buche „Aus meinem Jugendland" höchst ergötzlich das Treiben der Studenten jener Zeit, indem ihre „selig unselige Jugendzeit" just in die Tübinger Zeit Niemeyers (1860—1870) fällt. „Der berühmte Kliniker Niemeyer, einer der wenigen norddeutschen Professoren, der es in Tübingen zu großer Volkstümlichkeit brachte, hatte in der Neujahrsnacht, in welcher der Studentenspuk am wildesten tobte, ein fettes Gänslein am Küchenfenster hängen. Da wurde er in der Nacht herausgeschellt; als sein Kopf am Fenster erschien, rief eine näselnde Stimme hinauf: Prosit Neujahr, Herr Professor, und geben Sie auch acht auf Ihre Gans, daß sie nicht gestohlen wird. Der Angerufene verstand und machte gute Miene. „Prosit, Herr Keppler" rief er herunter, lassen Sie sich die Gans gut schmecken, aber stören Sie lieber die Leute nicht im Schlaf."

An äußeren Anerkennungen fehlte es Niemeyer nicht. Hier sei nur genannt die Verleihung des Würtembergischen Kronenordens, mit welchem der persönliche Adel verbunden war, und die Ernennung zum beratenden Leibarzt (schon oben erwähnt) des Königs von Würtemberg.

Der Krieg 1870/71 führte auch Niemeyer auf den Kriegsschauplatz. Am 30. September 1870 ging er nach Nancy als beratender Arzt des General-Gouvernements Lothringen. Die Belagerung von Metz hat eine epidemische Ausbreitung innerer Krankheiten verursacht. Felix hat seine Beobachtungen über die Ursachen in Briefen, für die Öffentlichkeit bestimmt, niedergelegt. Sie sind auch für den ganz großen Leserkreis fesselnd, aber zu umfangsreich für unser Heft. Am 21. Dezember 1870 kehrte er von seiner Gattin, die einen großen Teil der Anstrengungen des Kriegslebens an seiner Seite teilte, begleitet nach Tübingen zurück. Er schien frischer und wohler aussehend als je, aber das reiche Leben endete auf der Höhe des Erfolges und Ruhmes. Zwar konnte er Anfang Januar 1871 seine Klinik wieder eröffnen, aber nur auf wenige Tage. Zu früheren Beschwerden (Nierenkrebs?) gesellte sich ein schweres Lungenleiden, er mußte sich legen, um sich nicht wieder erheben zu können. Lange Zeit hat er qualvoll zu leiden, jedoch blieben ihm die Geisteskräfte voll erhalten. In der Rückenlage ließen die Schmerzen nach, so daß er dann mit seiner Umgebung in gewohnter Weise plauderte. Während sich der erfahrene Arzt der Hoffnungslosigkeit seines Zustandes bewußt war, klammerte er sich doch an die Hoffnung sein großartiges Lebenswerk auf der so glücklich erreichten Höhe weiterführen zu können, bis dann in den letzten Tagen seine Seele Frieden fand. Seiner Gattin Therese wurden die Kräfte verliehen Tag und Nacht um ihn sein zu können. Zu seiner größten Freude konnte auch sein Sohn Felix, aus dem Felde auf Urlaub, herbeieilen. In den letzten Wochen und Tagen war er fast schmerzlos. Er meinte: „Ich habe über nichts zu klagen," aber der unaufhaltsame Kräfteverfall bereitete auf baldiges Scheiden vor. Am 14. März unterhielt er sich mit Therese noch um elf Uhr nachts, dann schlief er ein, und mit Freude beachtete sie den sanften Schlummer mit gleichmäßigen Atemzügen, aber diese wurden schwächer und schwächer

und um 2 Uhr entschlief er zur Ewigkeit. Im schwersten Leid pries sich Therese im glücklichsten Einvernehmen mit einem solchen Manne eins gewesen zu sein. Die Tage bis zur Beerdigung am 16. März und diese selbst zeitigten eine Trauer und Teilnahme, die durch das ganze Würtemberger Land ging, vom König bis zum einfachsten Manne.

Nachstehendes Wappen wurde den Hinterlassenen vom König von Würtemberg mit der Erhebung in den erblichen Adelsstand verliehen: Im silbernen Schild bricht am linken Rande aus natürlichen Wolken ein geharnischter eingebogener rechter Arm hervor, welcher in bloßer Hand drei naturfarbige Ähren emporhält. — Den Schild bedeckt ein offener gekrönter Helm, aus welchem drei naturfarbige Ähren hervorwachsen. — Helmdecken, außen blau, innen silbern.

Wir erkennen, daß das von uns geführte bürgerliche Familienwappen aufgenommen wurde.

Verluste, Zuwachs und Entwickelung der einzelnen Familien in der Gegenwart.

Einerseits wurden uns ausführliche Nachrichten zuteil, andrerseits blieben sie trotz Mahnens aus. Das Folgende betrifft auch Daten aus früheren Jahren, die im Sommer 1923 (8. St. d. F. N.) noch nicht vorlagen.

1. Stamm Wilhelm Hermann Niemeyer.

Unsere Base Marie Kurtze-Niemeyer (XI. 39) lebt bei ihrem Schwiegersohne Curt Tuercke in Wiesbaden. Sie wird am 31. Dezember 75 Jahre alt, ist geistig und körperlich frisch, genießt häufiger Konzert und Theater des berühmten Badeortes, und die Aufwertung gönnt ihr wieder, ihrer Gewohnheit gemäß, kleine Geschenke an ihre Lieben.

Das Verscheiden von Hildegard Tuercke (1919 am 7. Dezember) mußten wir schon im 7. St. d. F. N. melden mit dem Versprechen, Näheres folgen zu lassen. „Unsere Hilde fand nach unserer Rück-

kehr aus Allenstein (siehe Kriegsbericht 7. St. d. F. N. S. 14) Aufnahme als Haustochter bei dem Herrn Geheimen Regierungs- und Schulrat Schneider in Frankfurt a. M. Sie fühlte sich dort heimisch, klagte aber bald über Übelbefinden. Einige Tage später schrieb sie ‚Nun liege ich schon 3 Tage im Krankenhaus', Typhus war zum Ausbruch gekommen. Nach anfänglich beruhigenden Nachrichten, erhielten wir am 8. Dezember 1919 verspätet zwei Telegramme des Krankenhauses: ‚Zustand Ihrer Tochter sehr ernst', das andere: ‚Tochter Hildegard eben verstorben.' Unser lebensfrohes, stets darauf bedachtes Kind, andern Menschen Liebes zu erweisen, hatte ausgelitten." Sie erreichte ein Alter von nur 21 Jahren.

Elisabeth Tuercke (XIII. 19) ist seit dem 11. Oktober 1921 mit ihrem Onkel, dem jüngsten Bruder ihres Vaters, Kaufmann Werner Tuercke in Keyport (New Jersey U. S. A.) verheiratet.

Georg Curtze (XII. 24) hat ein drittes Kind: Liselotte geboren in Laubegast am 22. Juli 1915.

Johannes Curtze (XII. 25) wohnt jetzt in Blumenthal (Hannover).

Walter Curtze (XII 26) hat jetzt ebenfalls drei Kinder. Das jüngste Joseph wurde zu Berlin am 6. Februar 1920 geboren.

2. Stamm Franz Anton Niemeyer (Nachkommenschaft Sophie Fleischer-Niemeyer).

Unser Vetter, Geheimer Oberregierungsrat Moritz Fleischer (XI. 50) ist mit 83 Jahren von erstaunlich unveränderter geistiger und körperlicher Frische. Im Sommer dieses Jahres suchte er allein, ohne Reisebegleitung sein Tabarz-Thüringen im 32. Jahre wieder auf. Im Anschluß fuhr er nach Bozen-Gries zum mehrwöchigen Aufenthalte, dann ins Lechtal nach Stanzach, endlich zu Verwandtenbesuchen nach München und Stuttgart. In München suchte er das Grab seines Bruders Richard auf. Sein Heim hat er jetzt im Pfarrhause zu Steglitz, Liliencronstraße 15 gefunden.

Sein Enkel Heinz Jürgen Großmann (XIII. 37) studiert mit völliger Hingabe, ohne rechts noch links zu sehen, im vierten Semester die Rechte.

3. Die übrige Nachkommenschaft Franz Anton Niemeyer:

Die Witwe von Felix Niemeyer (XI. 60) Marie geborene Cuno lebt nach wie vor in Königsberg, Ostpreußen. Ihr Sohn schreibt besorgt, daß sie kränkelt. Sie mußte im vergangenen Jahre das Bad Flinsberg, in diesem Jahr Wildbad aufsuchen.

Ihr Sohn Ernst August Niemeyer (XII. 45) hat sich eine ausgezeichnete Stellung erobert: Er ist jetzt Direktor der „Albingia" Versicherungsgesellschaft für Ost-Westpreußen und Danzig.

Die Potsdamer: Dr. Otto Niemeyers (XII. 47) ärztliche Praxis entwickelt sich weiter günstig. Nach zwei Mädeln ist jetzt auch der ersehnte Stammhalter eingetroffen: Hans Otto Max Ferdinand Niemeyer ist geboren am 23. März 1925.

Ottos Schwester Hilde (XII. 49) ist ihrer Ausbildung nach Jugendleiterin augenblicklich Leiterin eines Städtischen Kinderheims in Cöpenick.

Seine jüngste Schwester Charlotte (XII. 55) ist verlobt mit dem ausgezeichnet begabten Pianisten Erwin Boroffka, Bruder von Franz Boroffka (XII. 48). Erwin denkt daran, in diesem Winter erstmalig öffentlich zu konzertieren.

Edith Niemeyer (XII. 52) Tochter Hugos wurde in vielen Kritiken als hervorragend begabte und stimmlich vortrefflich ausgebildete Altistin gefeiert Sie konzertierte u. a. in Hamburg, Camen (Westfalen), Hamm. Sie wurde im Anschluß hieran nach Münster und Dortmund engagiert.

Ihr Bruder Egon (XII. 51), praktischer Arzt Dr. med. Oberleutnant a. D. ist Assistenzarzt in St. Georgenkrankenhaus in Hamburg.

Vetter Dr. Magnus Niemeyer (XII. 51) hat sich als Schiffsarzt auf einer Seereise nach Mexiko gut erholt und hat so mit frischen Kräften seine Praxis wieder aufgenommen. Seine Tochter Eva (XII. 54) ist mit Oberleutnant a. D. Recke verheiratet. Das Ehepaar ist glücklich im Besitze eines gesunden, kräftigen Mädchens: Eva Dörte Recke, geboren am 20. Juni 1925. Ganz besonders stolz mit Reckes sind auch Evas Pflegetanten Luise und Dörte (XI. 69 und 70). Reckes wohnen in Kiel; er ist kaufmännisch tätig. Magnus' vierzehnjähriges Töchterchen Charlotte (XII. 55) ist gut musikalisch, was sich in ihrem Geigenspiel offenbart.

4. Stamm Karl Eduard Niemeyer.

Familie Geffcken Immermann: Hofemanns (XIII. 49) sind nach Kiel versetzt. Der Hausherr wurde im Frühjahr dieses Jahres zum Kontreadmiral befördert.

Johanna Geffckens (XIII. 50) Verheiratung mit Theophil Otto Fischer-Lamberg geboren am 3. Januar 1886 in Mitau wurde schon gemeldet. Ihr Söhnchen Hans Hermann Otto, geboren am 19. Juni 1924 in Halle, mußten sie wieder weggeben, es starb ihnen am 4. Juli des gleichen Jahres. Geblieben ist ihnen aber das ältere Kind, ein Mädchen, Charlotte Julie Hanna, geboren in Rostock am 11. Juli 1923.

Elisabeth Geffcken (XIII. 51) ist lernende Schwester im städtischen Krankenhaus Erfurt.

Heinrich Geffcken (XIII. 53) ist Dr. phil. und hat sich mit Fräulein Tochtermann aus Hannover verlobt.

Familie Wolff: Magdalene Wolff (X. 71) eigentlich nicht zum Stamm Karl Eduard Niemeyer gehörig, müssen wie hier anführen, weil sie sich sonst zu vereinsamt fühlt. Sie ist die Seniorin unseres ganzen Geschlechtes und am 14. Oktober dieses Jahres 84 Jahre alt geworden. Wir wünschen ihr als Konventualin des Johannisklosters noch viel fröhliche Stunden, Tage, Monate und Jahre. — Frau Helene Wolff (XI. 75) lebt mit ihrer Tochter Erika (XII 67), die Schwester in Hamburg ist.

Felix Wolff (XI. 78), Hofrat Dr. med., ist seit 1918 als Volkshygieniker in Hamburg tätig. Hier haben wir endlich wieder einen Geschlechtsgenossen, der sich mit Familiengeschichten beschäftigt. Zwei Bücher von ihm müssen von der ganzen Verwandtschaft studiert werden: 1. Auf dem Berliner Bahnhof, das Leben einer Hamburger Familie um 1860 (Verlag Westermann, Braunschweig-Hamburg) 2. Marianne Wolff-Immermann, Leben und Briefe, Ernte Verlag Hamburg).

Krolls (Felix' Schwiegersohn Dr. med., XII. 70) wohnen jetzt in Untergöltzsch im sächsischen Vogtland. Er ist dort Arzt.

Kellermanns (Korvettenkapitän a. D. Ernst K., XII. 65) wohnen in Bergedorf. Er ist jetzt Kaufmann.

Guido Wolffs-Vorbeck (Name seit 1920, mit ministerieller Erlaubnis; XII. 64) Kapitänleutnant a. D., leben jetzt in Hamburg,

auch er ist wie sein Schwager Kaufmann. Zu ihren vier Kindern ist ihnen am 6. Dezember 1923 Claus Rupprecht geboren.

Familie Edgar Hennecke (XI. 86): Edgar Hennecke ist endlich seiner wissenschaftlichen Bedeutung gemäß geehrt worden. Am 13. Oktober des Jahres wurde ihm von der theologischen Fakultät der Universität Göttingen die Würde eines Doktors der Theologie ehrenhalber verliehen. Die „Neutestamentlichen Apokryphen" in Verbindung mit Fachgelehrten in zweiter völlig umgearbeiteter und vermehrter Auflage 1924 von ihm herausgegeben, fanden überall größte Beachtung und Bewunderung. Er war im Sommer Mitglied der deutschen Delegation auf der Kirchenversammlung in Stockholm.

Sein Sohn Hans (XII. 73) ist zur Zeit Privatgelehrter in Berlin.

Walter (XII. 74), Oberleutnant zur See, hat sich mit Angela Patz, Tochter des Kaufmanns Patz in Schlachtensee, verlobt. Er ist zur Zeit nach Kiel kommandiert, und nach dort hofft das junge Paar auch bald zu heiraten.

Otfried (XII. 75) ist in die Firma Gebrüder Herzheim (Papierfabrik) in Düren eingetreten. Daneben ist er eifrig lernender Geiger geblieben.

Hilde (XII. 76) studiert als Sängerin sowohl wie als Klavierspielerin an der Staatlichen akademischen Hochschule für Musik.

Familie Theodor Niemeyer (XI. 89).

Wolfgang (XII. 77) weilt nun seit 14 Jahren in Coquimbo-Chile, ohne mit seiner Familie das Vaterhaus aufsuchen zu können. Er hat fünf Kinder, die beiden jüngsten sind: Hans Walter Rafael geboren den 27. Januar 1921, Ilse geboren den 4. Februar 1923.

Johannes Niemeyer (XII. 78) hat seine Stellung an der Kunstgewerbeschule in Halle aufgegeben und sich selbständig als Architekt niedergelassen. Am 14. November bezieht er mit Hella und den vier Kindern ein Haus, das er sich in Kröllwitz bei Halle erbaut hat.

Das jüngste Kind, Volker Till, ist am 30. April 1924 geboren.

Annemarie (XII. 79) hofft im Frühjahr 1926 den „Dr. rer. pol." zu erringen.

Otto Niemeyer (XII. 81) findet mit seinen Bildern in Ascona am Lago maggiore, aber auch sonst in kunstverständigen Kreisen viel Beifall, wie es auch gelegentlich an geschäftlichem Erfolg nicht fehlt.

Günter (XII. 82) heiratete am 18. März 1923 Toni, die Tochter des Kapitän zur See Felix Schultz, Kommandant der „Scharnhorst" (mit Graf Spee). Toni ist am 28. März 1905 geboren. Die Tochter Johanna wurde dem Paar am 9. Juni 1924 geboren.

Aus Essen: Victors Sohn Hans Gerd Niemeyer (XII. 84) hat am 11. März 1925 das Abiturientenexamen bestanden; die mündliche Prüfung wurde ihm erlassen. Bei der Abschiedsfeier sprach er über „Der Kampf um den Rhein" furchtlos und freimütig trotz französischer Besatzung. Nach einer Erholungsreise studiert er im ersten Semester die Rechte zu Cambridge.

Hildegards Sohn Hans Jürgen Vollbrandt (XII. 87) ist seit dem 1. Mai 1925 als Stadtarzt in Duisburg-Meiderich angestellt. Vom 1. Januar an wird er ärztlicher Leiter der großen Ausstellung für Gesundheitspflege, soziale Fürsorge und Leibesübungen in Düsseldorf 1926. Diese fesselnde Stellung mußte er aufgeben und der Berufung der Stadt Duisburg-Meiderich Folge leisten, da er nach Beendigung der Ausstellung Düsseldorf Herbst 1926 mit Stellenlosigkeit zu rechnen hatte; in Duisburg ist er pensionsberechtigt. Seit dem 16. Februar 1924 ist er mit seiner Base zweiten Grades Änncheu Weiß verheiratet.

Marianne Vollbrandt (XII. 88) ist Hauslehrerin in Dahlem-Berlin, Pücklerstraße 26.

Georg Dibbern und Elisabeth geborene Vollbrandt (XII. 89) erfreuen sich dreier Töchter, die jüngste „Sunke Tai" wurde am 23. August 1925 geboren.

Aus München: Der einzige Sohn von Adelbert Niemeyer und Wilhelmine geborene Spemann, Paul (XII. 86) ist als Bildhauer Schüler der Staatlichen Kunstgewerbeschule zu München. Im Herbst 1924 machte er Kunststudien in Florenz, in diesem Herbst bereiste er zu gleichem Zweck Norddeutschland.

Hans Schönherr und Marga geborene Niemeyer (XII. 95 a) wurden am 9. Februar 1925 durch ein Bübchen beglückt. Es hat die Namen Hans Gert Kurt Adelbert Leopold erhalten. Böse Monate bereitete dem Kinde das tropische Klima Shanghais; jetzt ist aber alles wieder in Ordnung.

5. Stamm Hermann Agathon Niemeyer.

Magdalene Voelkel-Niemeyer ist am 31. Oktober 1925 nach kurzem schweren Leiden aus dem Leben geschieden. Sie war das älteste Kind der Familie August Niemeyer (X. 45) und wurde geboren zu Roczano am 9. Dezember 1856, hat mithin ein Alter von 69 Jahren erreicht, überlebte aber ihre Mutter Annemarie geborene Hilgendorf nur um vier Jahre: Magdalene vermählte sich am 3. April 1888 mit Stefan Voelkel, dem Sohn des Kreisphysikus Voelkel in Kulm a. d. W.. Die beiden Gatten haben durch einige zwanzig Jahre in Shanghai ein glückliches Familienleben geführt; vier Kinder wurden ihnen geschenkt, von denen ihnen das Söhnchen Rudolf schon nach acht Monaten wieder genommen wurde. Im Jahre 1909 kehrten sie wieder mit ihren Töchtern Elisabeth und Ilse nach Deutschland zurück, während die älteste Clara, verheiratet mit dem Kaufmann Adolf Widmann (XII. 93) dort blieb.

Während Magdalenens Mann sich nur schwer wieder im alten Vaterlande zurecht fand, auch schon 1915 starb, gelang es Magdalene, tapfer das Leben einer sorglichen deutschen Hausfrau wieder aufzunehmen. Sie erzählte dann wohl, wie sie in Shanghai so ganz abhängig von den Kulis war, wann sie gezwungen wurde, die Führung des Haushaltes ganz den chinesischen Dienstboten zu überlassen. Hier nahm sie alles wieder selbst in die Hand; sie war eine ganz prächtige, liebe, freundliche deutsche Hausfrau, in hohem Grade gastfrei, von großer Herzensgüte, von klarem Verstande. Im letzten Lebensjahre hatte sie die Herzensfreude, ihre Kinder und Kindeskinder Widmanns um sich zu sehen. Ende Juli dieses Jahres erkrankte sie, und bald nahm man mit größter Sorge starken Kräfteverfall wahr, man erkannte das Leiden als Magenkrebs.

Widmanns (XII. 93) wurde am 1. Dezember 1922 ein fünftes Kind „Clara Emmy" geboren.

Magdalenens Tochter Elisabeth (XII. 94) hat der Laufbahn als Opernsängerin entsagt und August 1923 Herrn Kaufmann Max Kühnen geheiratet. Am 18. Mai 1924 wurde ihnen das Töchterchen Friederike Magdalene geboren. Die kleine Enkelin war der Großmutter Freude und Labsal bis in ihre letzten Tage.

Bliedners (XII. 138) wohnen in Wittenberg. Pfarrer Fritz Bliedner ist Geistlicher und Geschäftsführer am dortigen Diakonissenhaus.

Magdalenens Tochter Ilse (XII. 96) ist jetzt „Obermeisterin" im Diakonissen-Mutterhaus zu Leipzig-Lindenau.

Familie Max Niemeyer (X. 52)

Die älteste Tochter von Hohls in Bremerhaven (XI. 114) Anneliese Hohl (XII. 97) ist seit dem 8. Mai 1921 mit Dr. rer. pol. Heinrich Bork verheiratet. Dieser ist am 4. Januar 1895 zu Berlin geboren und zur Zeit Assistent von Professor Schmalenbach, Privatwissenschaftler an der Universität Köln, dessen Archiv er nebenbei verwaltet. Von der Universität mit einem Lehrauftrag betraut wird er sich demnächst habilitieren. Borks haben zwei Söhne: Karl Heinrich, geboren den 10. September 1922 und Rudolf, geboren den 4. Dezember 1924. „Beide sind körperlich und geistig Prachtkerle. Wie sollte es auch anders sein, da sie neben anderem auch Niemeyersches Blut in sich haben, einen Saft, den ihre Mutter immer als etwas Besonderes zu rühmen pflegt." Die Praxis vom Vetter Hohl ist so zufriedenstellend, daß er seine Klinik durch Mansardenausbau zu erweitern gedenkt.

Die zweite Tochter, Hildegard, arbeitet als des Vaters Stütze im Ärztebüro, Rudolf ist Primaner und will durchaus auch Medizin studieren.

Hermann Niemeyers (XI. 119) haben jetzt vier Kinder: Marianne Hermine, das jüngste, ist geboren am 9. April 1923.

Mampes (XI. 120) hatten drei Kinder, das jüngste Anna Luise ist ihnen aber am 10. April 1925 siebenjährig wieder genommen worden.

Stamm Pernice, Bericht von Vetter Ludwig Pernice in Frankfurt a. d. Oder. Der augenblickliche Senior unsrer Familie, Herbert Pernice, wohnt in Stettin und ist als Vicepräsident des

Oberlandesgerichts von Königsberg i. Pr., wo er Senatspräsident beim Oberlandesgericht war, dorthin versetzt; er wohnt dort in der deutschen Straße 20 mit seiner Frau Elisabeth, geborene Niemeyer und seiner ältesten Tochter Else, welche seit 1923 an der Steffenschen Mädchenschule angestellt ist, während die jüngere Schwester Luise, nachdem sie das Abiturientenexamen und das pädagogische Lehrerinnenexamen gemacht hatte, als Erzieherin in Petersdorf bei Briesen i. Mark, in der Nähe von Frankfurt a. d. Oder, weilt. Von seinen Söhnen ist der älteste Hugo, Landwirt von Beruf; er studierte 1922—1923 in Königsberg i. Pr. und machte dort das Vorexamen; dann ging er 1923 nach Halle und promovierte 1924 bei der philosophischen Fakultät in Königsberg. Gleich danach wurde er am 1. April 1924 wissenschaftlicher Hilfsarbeiter bei der Ackerbau- und Saatzuchtabteilung der Landwirtschaftskammer für die Provinz Ostpreußen in Königsberg, machte dann 1924 das Landwirtschaftliche Staatsexamen und ist seit 1. Juli 1925 bei der Ostpreußischen Landwirtschaftskammer fest angestellt.

Sein Bruder Herbert hat 1924 sein Abiturientenexamen bestanden und studiert seitdem Medizin während Rudolf, der die Reifeprüfung im Herbst 1925 bestand, dem juristischen Studium sich widmet. Beide studieren in Greifswald und gehören der Burschenschaft Germania an.

Der zweite Sohn des Greifswalder Professors Hugo Pernice ist Ludwig Pernice, der nach wie vor als Chefarzt des Lutherstiftes in Frankfurt a. d. Oder arbeitet und Praxis treibt. Aus seiner Ehe mit Clotilde von Lindequist entstammen zwei noch lebende Söhne und eine Tochter. Zur Hochzeit der letzteren, Ursula Pernice mit Josef Baron von Lieven versammelte sich fast die ganze Perniceſche Familie in Frankfurt und feierte am 24. Juni 1924 eine harmonische, fröhliche Hochzeit. Die jungen Eheleute wohnen auch in Frankfurt a. d. Oder, wo Lieven Leiter des Kraftverkehrs Marken ist. Der ältere Sohn Lars ist zur Zeit Bankbeamter in Düren-Rheinland, nachdem er 1921 seinen Abschied von seinem Regiment erhalten hatte. Er wandte sich sofort dem Bankfach als Lehrling zu und arbeitete in diesem Beruf in Frankfurt, Berlin und jetzt in Düren. Im Jahre 1922 verlobte er sich mit Käthe Maria

Endrejat aus Tilsit, geboren daselbst am 30. November 1893; er wohnt und arbeitet nach seiner Verheiratung zur Zeit bei der Deutschen Bank in Düren. Der jüngere Sohn Ulrich Pernice schied infolge Invalidität dnrch Bauchschuß aus seinem Regiment (Inf.-Reg. 24) aus. Ein Versuch, im Jahre 1920 beim Freikorps von Oven in Berlin seiner Pflicht als nationaler Offizier nachzukommen, scheiterte an den Folgen der Verletzung und der Invalidität. Er wurde Kaufmann in Koblenz, wo er mit seinem Freunde ein Antiquitätengeschäft hatte. Da dieses Geschäft wegen der verzweifelten Verhältnisse im besetzten Gebiet nicht mehr florierte, ist er jetzt Landwirt und Geflügelzüchter in Lindenhafen bei Briesen i. d. Mark geworden.

Der dritte Sohn Erich Pernice, verheiratet mit Ilse Pernice, Tochter des weiland Alfred Pernice, Professors in Berlin, lebt in Greifswald als Ordinarius für Archäologie. Im letzten Jahre machte er im Auftrage der Regierung eine wissenschaftliche Reise nach Italien, wohin ihn seine älteste Tochter Magdalene begleitete; diese studierte, nachdem sie auf der dem Reifensteiner Verbande angehörenden Frauenschule Luisenhof zu Bärwalde 1921 das Maidenexamen bestanden hatte, in Greifswald, München und wieder in Greifswald Germanistik und vergleichende Sprachwissenschaften. Im Juli 1925 bestand sie das Doktorexamen in deutscher Literaturgeschichte und hat sich nun, nach der italienischen Reise, zum Oberlehrerexamen gemeldet, das sie 1926 zu bestehen hofft, um sich dann dem Lehrerberuf zu widmen.

Agnes Pernice, zweite Tochter von Erich, ging, nachdem sie auch die Frauenschule Luisenhof bei Bärwalde besucht hatte, Herbst 1922 in das Elisabethdiakonissenhaus nach Berlin, welches sie Ostern 1923 mit der Universitätsklinik in Greifswald vertauschte, um dort Lehrschwester zu werden. In der Folge bestand sie dort das staatliche Krankenpflegeexamen und beabsichtigt nunmehr sich entweder als Krankenpflegerin oder sozial zu betätigen.

Der Sohn Erich bestand 1925 das Abiturientenexamen in Greifswald und studiert nun, nachdem er ein Semester in Greifswald immatrikuliert war, in Berlin Physik und Mathematik, um sich dann dem eigentlichen Studium der Meteorologie in Österreich zu widmen.

Das jüngste Kind Sybille verließ 1925 mit dem Zeugnis der Reife das Lyzeum zu Greifswald und besucht seitdem die Fortbildungsschule in Greifswald.

Der Forstmeister Hugo Pernice wurde 1920 als Oberförster nach Marburg a. L. versetzt und lebt daselbst auf der entzückenden Oberförsterei am Schloßberg mit seiner Frau Alice geborene Laub und 6 Kindern, denn das älteste, Lore, ist nachdem sie 1923 das Lyzeum mit dem Abgangszeugnis verlassen hatte und danach in Kassel ein Jahr an einem Haushaltungskursus teilgenommen hatte, seit dem Frühjahr als Hauspraktikantin in Stettin bei Herbert Pernice tätig.

Die zweite Käthe hat 1923 das Lyzeum mit dem Abgangszeugnis verlassen, ging dann nach einem halbjährigen Besuch einer Fachschule in Marburg auf die Kunstgewerbeschule nach Kassel. Hier erhielt sie bereits Preise bei Wettbewerben für Plakatentwürfe und blieb ein Jahr dort. Seitdem ist sie in der Lehre bei einer Schneiderin und hat bereits die Gesellenprüfung bestanden. Die andern Kinder sind noch auf der Schule, Wolfgang in Oberprima, will Oberförster werden, Irmgard geb. den 10. X. 1909 in der 1. Lyzeumklasse, Erika geb. 12. II. 1912 war längere Zeit in Dänemark und besucht das Lyzeum, Margret geb. 28. V. 1914 und Eberhard geb. 28 III. 1920 sind die letzten hoffnungsreichen Kinder dieser glücklichen Familie.

Die unverheiratete Elisabeth Pernice, Else genannt, eine Schwester der 4 genannten Familienväter, lebt in Greifswald und erhält sich im eigenen Hause teils durch Vermieten der einst von ihr selbst bewohnten Wohnung, teils durch Webearbeit. Ein Besuch bei ihr läßt alte schöne Zeiten wieder erstehen und gibt Freude und Erinnern in reichem Maße.

Alfred Pernice, jüngster Sohn von Alfred Pernice, weiland Professor in Berlin, ist Amtsrichter mit dem Titel Amtsgerichtsrat in Fürstenwalde a. d. Spree. Er verheiratete sich 1924 mit Hildegard Uttikal aus Fürstenwalde; seine unverheiratete Schwester Magdalene ist Malerin in Freest bei Wolgast; ihre Bilder sind gern gesehen und viel gekauft.; sie ist aus der Schule von Dora Hitz und vorher Carl Hummel, einem Schüler von Preller, hervorgegangen, doch sagt ihr die moderne Richtung des ersteren mehr zu.

Familie Ballowitz, Münster in Westfalen (XI. 126): Agnes Ballowitz (XII. 122) ist verheiratet mit Dr. Carl Correns, Geologe, Privatdozent in Berlin. Ein Kind, Dietrich, ist dem Paar 1924 geboren. Charlotte Ballowitz (XII. 124) studiert Philologie in Münster, Curt Ballowitz Medizin ebendort. Gerhard ist Primaner.

Von den 4 Geschwistern von Jacobi ist Marta ihrem Gatten Eugen Poser (XI. 129) am 24. Juli 1923 genommen worden. — Ihr Sohn Erich, Major a. D., ist seit dem 29. April 1922 mit Gertrud Peters verheiratet. Ein Junge, Klaus, ist ihnen am 28. Januar 1923 geboren. — Gottfried von Jacobi war zuletzt Präsident des Reichspensionsamtes und ist seit Auflösung desselben pensioniert. Seine Tochter Anneliese heiratete Juni 1924 Hans Kameke, Hauptmann bei der Schupo. Sie wohnen Grunewald-Berlin Orberstraße 18. — Seine zweite Tochter Gerda heiratete im November 1923 Cord von Einem. Das Ehepaar lebt in Halle a. d. S. Er ist in der Firma von Otto Kühne angestellt. Am 31. Dezember 1924 wurde ihnen ein Töchterchen, Silva, geboren. Die dritte Tochter Lore ist verlobt mit Wichard Schwarzlose, einzigem Sohn des Gutsbesitzers Schwarzlose in Schlesien.

Stamm Wolff-Wegener, Nachkommenschaft von Anna Wolff-Wegener (X. 68).

Else Panzer-Wegener (XI. 145) hat ihren jüngeren Sohn Alexander im Anfange des Sommers 1924 verloren. Edgar, der ältere Sohn, der sich bisher dem Musikstudium widmete, ist tapfer in die Bresche gesprungen. Er hat mit ganzem Herzen die Verwaltung von Adelig Köwe, den Jahrhunderte langen Besitz der Panzer übernommen, mußte freilich einstweilen die Landwirtschaft zunächst einem Beamten überlassen. Seine Mutter ersehnt sich eine Schwiegertochter.

Naubereits (XI. 147) sind nach Fischhausen, einer kleinen Stadt zwischen der See und Königsberg übersiedelt und fühlen sich dort glücklich. Ihre Kinder: Martin (XII. 141) studierte in Charlottenburg und weilt jetzt in Braunschweig, um dort in Ruhe arbeiten zu können. Christine (XII. 144), äußerst begabte Bildhauerin, wohnt bei ihrem Onkel Paul Wegener. Sie stellte auf der

großen Ausstellung in Berlin aus und erhielt von der Akademie 100 Mark zu einer Studienreise nach München. Gerhart (XII. 145) hat eine gute Inspektorenstelle.

Die Familie Walter Schulz (Margarete geborene Niemeyer, (XII. 225) in Zwickau wurde durch zwei Kinder bereichert: Walter Roland geboren am 13. September 1919 und Caritas Helene geboren am 18 Oktober 1921. Ostern 1925 ist die Familie nach Plötz bei Löbejün (Bez. Halle Saale) übergesiedelt, wo W. Sch. die Stelle eines kaufmännischen Leiters des dortigen Steinkohlenwerkes bekleidet.

Major a. D. Fritz Matthaei vom Stamm Johann Anton Niemeyer (XII. 218) ist verantwortlicher Schriftleiter für innere Politik am „Hannöverschen Kurier". Er hat sich damit eine tüchtige und zukunftsreiche Stellung erobert. Seine Schwester Annie Matthaei (XII. 217) ist Beamtin der Hessischen Landesbibliothek in Darmstadt.

Voranzeige.

Im Oktober 1926 findet in Halle der seit 10 Jahren fällige

Familientag

statt. Mit den Einladungen im Laufe des Sommers 1926 wird das Programm mitgeteilt werden.

Im Auftrage des Familienrates

Kurt Niemeyer,
Herausgeber der Familien-Nachrichten
Berlin (Schlachtensee) Eitel-Fritzstr. 21, den 15. Nov. 1925.

Familien-Nachrichten

für das

Geschlecht Niemeyer (Halle)

Neue Folge der Familien-Nachrichten für die Nachkommen A. H. Franckes

---

Zehntes Stück



Halle (Saale) 1928

38

Francksche Stiftungen
Haupt-
Bibliothek
Halle/Saale
8. 907 - 10

Das Hallesche Waisenhaus.

Von D. Dr. August Nebe.

Das Jahr 1927 hat durch Gedächtnisfeiern die Gestalten von zwei großen Menschen- und Kinderfreunden besonders lebendig vor unserm geistigen Auge erstehen lassen, die Gestalten Heinrich Pestalozzis, der vor hundert Jahren lebensmatt und lebenssatt starb, und August Hermann Franckes, der 1727 von seinem Werke schied. Beide beanspruchen Gegenwartswert. Aber Pestalozzi fühlte sich seinerzeit mit seinen edlen Absichten unverstanden und „aus einem fremden Weltteil verschlagen"; alle seine Gründungen haben ihn nicht überdauert, die Nachwelt kann sich nur an seinen geistigen Anregungen stärken und erfreuen, Francke dagegen war es beschieden, daß er mit hochfliegenden, weitumspannenden Ideen einen scharfen Blick für die Wirklichkeit verband und ein erstaunliches Geschick sie zu meistern; wenn Menschen von ihm schwiegen, würden die Steine von ihm reden: Die alten, langgestreckten Gebäude seiner Stiftungen in Halle a. d. S., in denen bei seinem Tode 2207 Schüler unterrichtet und etwa 400 Zöglinge erzogen wurden, darunter 100 Waisenknaben und 34 Waisenmädchen, und in denen noch jetzt sein Werk fortgesetzt wird.

Der ganze Umkreis der Franckeschen Stiftungen heißt noch in der Gegenwart im Volksmund das Waisenhaus, und die erwerbenden Anstalten, die der Stifter mit klugem Vorbedacht angegliedert hatte, und die sich auch in der schweren Notzeit der jüngsten Vergangenheit als wertvolle Grundlagen des ganzen Werkes bewährt haben, nennen sich ausdrücklich seit alters Buchhandlung, Buchdruckerei und Apotheke des Waisenhauses. Das hat seinen guten Grund; denn das Waisenhaus gehörte zu den ersten Gründungen A. H. Franckes, seinen Zwecken vor allem diente das erste große Gebäude, das in den Jahren 1698 bis 1700 zum

Staunen seiner Zeitgenossen dicht vor den Toren Halles entstand, und zeitlebens blieb ihm das Waisenhaus das Herz- und Kernstück seines Werkes, in dem der fromme Mann die Fußstapfen des lebendigen Gottes sah.

Als der 29jährige Pfarrer und Magister 1692 in Glaucha, einer unmittelbar vor den Mauern Halles gelegenen Vorstadt, einzog, hatte er Schweres hinter sich und sah er schwere Aufgaben vor sich. Aus Leipzig hatte man den jungen Dozenten, der Speners „fromme Wünsche" so kraftvoll und erfolgreich in die Tat umzusetzen und seine Studenten von den toten Formen und starren Formeln eines verknöcherten Kirchentums zu wahrem, lebendigem Bibelchristentum und werktätiger Liebe zu führen versuchte, von der Universität verdrängt. Aus Erfurt, wo er als Pfarrer an der alten Augustinerkirche und als Universitätslehrer anderthalb Jahr eine ungemeine Anziehungskraft ausgeübt hatte, war er bei dem Landesherrn als übler Ketzer und gefährlicher Aufrührer und Schädling verdächtigt, mit Schimpf und Schande verwiesen worden. — Und nun legte man ihm ein verantwortungsvolles Doppelamt auf seine Schultern; denn neben dem Pfarramt an der arg verwahrlosten Vorstadtgemeinde sollte er eine Professur an der eben erst im Entstehen begriffenen Universität für Griechisch und orientalische Sprachen übernehmen. Aber gerade dieses Doppelamt entband alle in ihm schlummernden reichen Anlagen und Kräfte und machte ihn für Jahrzehnte zum eigentlichen Bannerträger des Pietismus. Ihm, dem gefeierten Universitätslehrer und dem geliebten Studentenvater, und Christian Thomasius, dem bahnbrechenden Juristen, verdankte die junge Hochschule vor allem ihr rasches Aufblühen; und in seinem pfarramtlichen Wirken und Schaffen stellte er dem heranwachsenden Theologengeschlecht ein großes Muster hin, das Nacheiferung weckte und dem Urteil höhere Gesetze gab. Ja dadurch, daß er zeitweise mehr als hundert Studenten zu Mitarbeitern an seinem großen Liebeswerk im Unterricht und in der Erziehung heranzog und vielen mit milder Hand in ihren Nöten half, schuf er sich eine Schar treuer Anhänger, die später Träger seiner Gedanken in Kirche und Schule in allen Ländern Deutschlands wurden und über dessen Grenzen hinaus.

Nicht eitler Ehrgeiz und planlose Projektenmacherei haben A. H. Francke zur Begründung des Waisenhauses geführt, sondern der klare Blick und das heiße Herz für die besonderen Nöte der Zeit. Noch zeigten sich überall, vor allem in der Verelendung der Volksmassen und in der Verwahrlosung der heranwachsenden Jugend, die unheilvollen Folgen des großen Krieges. Sie traten ihm besonders vor Augen, als er nach Gründung des eigenen Hausstandes 1694 bei der üblichen Almosenausteilung im Pfarrhaus an jedem Donnerstag die Kinder im Beisein der Alten zu katechisieren begann. Hier war rasche Hilfe heilige Pflicht; als er einmal in seiner Armenbüchse sieben Gulden fand, war daher sein Entschluß fertig, und er sprach das bekannte folgenreiche Wort: „Das ist ein ehrlich Kapital; davon muß man etwas Rechtes stiften; ich will eine Armenschule anfangen." Und so geschah es; ein Student begann um Ostern 1695 in einem Raum des Pfarrhauses die Ärmsten der Armen zu unterrichten. Aber diese unscheinbare Keimzelle weckte regstes Leben: noch in demselben Jahr muß er auf Drängen der Eltern eine Bürgerschule einrichten, und kann er mit einer Gabe von 500 Talern seine Waisenanstalt beginnen, die den am meisten Verwahrlosten und Gefährdeten eine sichere Zufluchtsstätte und eine treffliche Lebensschule wurde. Rasch schließt sich ein Jahresring um den andern: Das Pädogogium für Knaben der höheren Stände und des Adels, die Lateinschule mit einer großen Pensionsanstalt für die Söhne des Mittelstandes, das Gynäceum (höhere Mädchenschule), der Studentenfreitisch, der bei Franckes Tode 255 zugute kam, das Witwenhaus, die erwerbenden Anstalten.

Ein kleiner Schulstaat war so in wenig Jahren entstanden fast ohne des Stifters eignes Zutun, sondern nach einer gewissen Eigengesetzlichkeit. In zerstreut liegenden, angemieteten und angekauften Häusern waren die einzelnen Anstalten untergebracht; das war ein offenbarer Notstand. Aber der große Gedanke des in der Liebe tätigen Glaubens hatte inzwischen nah und fern treue, opferwillige Anhänger gefunden und Franckes schöpferisches Organisationtalent weithin staunende Bewunderung geweckt. So konnte er mit einem Kapitel von 19000 Talern, das man gesammelt hatte, 1698 den Grundstein zu dem ersten, großen,

eigenen Bau legen, an den sich dann in den nächsten Jahrzehnten weitere Häuser schlossen, die bald den ganzen inneren Hof von 250 Metern umrahmten. Das Vorkaufsrecht, das der Landesherr ihm zugestanden hatte, brachte bald die anliegenden Gärten und Weinberge in seine Hand und gab seinen Stiftungen Luft und Licht sowie die beste Möglichkeit weiterer Entwicklung und Ausdehnung. Auf diesem Gelände fand auch die auf seine Anregung gegründete erste Bibelanstalt Unterkunft, die schließlich Bibeln zu dem erstaunlich billigen Preise von 6 guten Groschen lieferte und nach hundert Jahren für die größte Bibelanstalt der Welt, die britische und ausländische Bibelanstalt, das Vorbild bot.

Wie er so einer der Väter der inneren Mission ward, so sieht auch die äußere Mission der evangelischen Kirche in ihm ihren Vater.

Zweimal haben die Stiftungen Franckes schwere Notzeiten erlebt und an dem Rand des Abgrundes gestanden. Das war in den Tagen Napoleons, als ihr damaliger Leiter, August Hermann Niemeyer, nach der Schlacht bei Jena und Auerstädt als Geisel nach Frankreich entführt wurde und alles wankte, und in der jüngsten Vergangenheit, wo die Inflation einen Kapitalbesitz von rund 10 Millionen Goldmark vernichtete und nur die Erträge des kleinen Grundbesitzes und der erwerbenden Anstalten zur Erhaltung der fünf großen Schulen der Stiftungen und des Waisenhauses mit seinen mehr als hundert Zöglingen übrig blieben. Damals wurde das scheinbare Unglück ein Glück für Halle und die Stiftungen, denn Niemeyer, der seine literarischen Beziehungen ausnutzte, erlangte bald die Freiheit, ja auch Empfehlungen an Jérôme in Kassel und dessen Minister und rettete dank seiner diplomatischen Gewandtheit die gefährdete Universität Halle und das Werk seines Ahnherren. Die rauhe Gegenwart zwang zu einer Einschränkung der Stiftungen, die in ihren Schulen zeitweise 3000 Schüler und Schülerinnen gehabt hatten, und sämtliche Parallelklassen wurden abgebaut. Aber noch bestehen fünf Schulen auf dem Gelände der Stiftungen: eine Mittelschule, eine Oberrealschule und ein Gymnasium für Knaben und eine Mittelschule und ein Oberlyzeum für Mädchen, und die drei Erziehungsanstalten Franckes, das Waisenhaus, die Pensionsanstalt und das Päd-

agogium, sind im wesentlichen ungeschmälert geblieben. In die freigewordenen Schulräume sind die Sprachheilklassen der Stadt und eine Hilfsschule eingezogen, so daß, wie einst bei Franckes Tode, auch jetzt noch etwa 2000 Schüler und Schülerinnen, meist in neuen, schönen Schulgebäuden unterrichtet werden. In den drei Turnhallen, auf den prächtigen Spiel- und Sportplätzen und in den großen Gärten ist gute und reiche Gelegenheit geboten, auch die Körper zu stählen. Wie eine stille Insel liegt die kleine Schulstadt mitten in der unruhigen Großstadt mit ihrer Hast und Unrast.

Nach solchen Erfahrungen ist die Hoffnung berechtigt, daß auch aus den Erschütterungen der jüngsten Vergangenheit Segen ersprießen wird. Das kleiner gewordene Arbeitsfeld ermöglicht eine intensivere Unterrichts- und Erziehungsarbeit. Und bei der stimmungsvollen Francke-Gedächtnisfeier im Juni dieses Jahres ist der Wille des Staates das Werk Franckes auch in Zukunft nicht sinken zu lassen und ihm seine Eigenart zu erhalten, ebenso klar zum Ausdruck gekommen, wie die dankbare, treue, tatkräftige und opferbereite Anhänglichkeit der alten Schüler und Zöglinge der Stiftungen.

Konrad August Wilhelm Niemeyer.

Zu seinem 100. Geburtstage.

Wir wissen aus den Stammtafeln unseres Geschlechtes, die Franz Anton Niemeyer erstmalig aufstellte und herausgab, ferner aus den von ihm gesammelten Familienpapieren, die mit Unrecht diesen bescheidenen Namen führen, da sie vielmehr eine regelrechte Familiengeschichte darstellen und uns in unsern Heften so oft von dem Leben und Wesen unserer Ahnen erzählten — wir wissen, was wir diesem zweiten Sohn des Kanzlers zu danken haben.

Wenn wir im folgenden seinem Sohn Konrad zu seinem 100. Geburtstage nachgehen und sein Lebensbild uns vergegenwärtigen, so danken wir in dem Sohne auch dem Vater für seinen treuen Familiensinn.

Franz Anton Niemeyer war im Frühjahr 1823 als außerordentlicher Professor der Jurisprudenz nach Greifswald berufen und gleichzeitig zum Assessor und Dirigenten des Königlichen Konsistoriums ernannt worden. Von seiner ersten Gattin Luise geb. v. Mitgar haben die Hefte II und IX erzählt. Unsere Stammtafeln weisen nach, daß von ihren vier lebenden Kindern damals Sofie 7 Jahr alt, Hermann 6, Clara 5 und Augustin erst 1 Jahr alt war. Den mutterlosen Haushalt führte zunächst Franzens Schwester Auguste, dann Caroline. Im Sommer 1824 lernte der Witwer Gabriele v. Haselberg, die Tochter des Oberappellationsgerichtsrates v. H. kennen und lieben und verheiratete sich mit ihr am 18. März 1825. Aus dieser Ehe wurden ihm am 11. Dezember 1825 Franziska, am **14. Mai 1828** unser **Konrad** und am 4. Oktober 1833 Friederike geboren. Nun lassen wir die Aufzeichnungen erzählen, die Konrad N. so wundervoll seinen Kindern hinterlassen hat.



Konrad August Wilhelm Niemeyer
* Greifswald 14. Mai 1828
† Kiel 15. März 1903.

„Ich habe eine sehr glückliche Kindheit gehabt. Meine ersten Erinnerungen knüpfen sich an das, dem unseren ganz nahe gelegene, großelterliche Haus, wohin wir Kinder täglich auf mehrere Vormittagsstunden geschickt wurden. Unsere Großmutter war eine sehr schöne, fein- und hochgebildete Frau, handhabte das Spinnrad und die Harfe mit gleicher Geschicklichkeit, spielte mit meinem Vater Schach und behütete uns mit liebevoller Geduld. Sie starb im Herbst 1833. Während ich an sie doch nur eine dunkle Erinnerung habe, steht mir mein Großvater völlig deutlich vor Augen. Ein kleiner, zierlich gebauter Mann, mit kurz geschnittenem Haar, stets sehr sorgfältig gekleidet in silbergrauem Frack und sauber gebranntem Jabot. Auch nach dem Tode der Großmutter waren wir wöchentlich zweimal abends seine Gäste, wie wir denn auch den Weihnachtsabend regelmäßig bei ihm verbrachten. Ich sehe ihn noch vor mir, wenn er, den silbernen Wachsstock in der Hand eintrat und mit einem freundlichen: wenn es den Herrschaften jetzt gefällig ist, uns einlud in seine Zimmer hinüber zu kommen, wo die Bescherung aufgebaut war. — Am 1. Oktober 1838 feierte er sein 50jähriges Dienstjubiläum als Präsident des Gerichtes und beantwortete eine lateinische Anrede seines ersten Rats, die dieser ablas, sofort in fließendem Latein. Vier Wochen daranf starb er, 75 Jahr alt."

Wir müssen es uns versagen, Konrad Niemeyer in der Schilderung der weiteren v. Haselbergischen[1]) Verwandtschaft zu folgen, so fesselnd sie ist und so sehr sie auch an dem Leben in seinem Elternhaus und an seiner, wie an der Geschwister Entwickelung teilnahm.

„Das elterliche Haus, eine Amtswohnung, dem Turme der Hauptkirche gegenüber, an der windigsten Stelle der windigen Stadt gelegen, mit niedrigen Zimmern, kleinen Türen und Fenstern, einfach eingerichtet, aber geräumig, mit großen Böden, Hof, Stall und kleinem Garten, in welchem mehrere alte Birnbäume und zwei Walnußbäume standen, die mein Vater in seinen Rektoratsjahren gepflanzt und an deren Früchten er seine besondere Freude hatte, kurz ein Haus, groß genug, vier Kindern Raum für ihre

[1]) Siehe die Genealogie der v. Haselberg in „Familienpapiere" gesammelt von Franz Anton Niemeyer S. 175 ff.

Spiele und Gäste, an denen es nicht fehlte, Aufnahme zu gewähren. — Der Vater war durch mannigfache Geschäfte in Anspruch genommen. Auf seine Vorlesungen über römisches Recht bereitete er sich mit großer Sorgfalt vor, hielt sich, wenngleich selbst nicht produktiv, in der Wissenschaft auf dem Laufenden, fesselte seine Zuhörer durch klaren und lebendigen Vortrag und gab ihnen, wie ich das von mehr als einem mit dankbarer Anerkennnng habe rühmen hören, ein praktisch brauchbares Heft. Sodann bestand damals noch das Institut der Aktenversendung. Für die kleineren Staaten und freien Städte dienten die Juristenfakultäten an deutschen Universitäten als Gerichte höherer Instanz. In diesen Spruchkollegien führte mein Vater viele Jahre den Vorsitz. Er hatte an dieser praktischen Tätigkeit große Freude und betrieb sie mit Einsicht und Geschick. Zweimal, in den Jahren 1830 und 1837 führte er das Rektorat der Universität. Der Großgrundbesitz der Universität veranlaßte ihm Geschäfte mannigfachster Art. Dazu kam die Direktion des Konsistoriums.

Da er sich nun, abgesehen von seinen weltlichen Geschäften, für alle bedeutenden Erscheinungen der Literatur lebhaft interessierte, Bücher wie beispielsweise Humboldts Kosmos, Steins Leben von Pretz, Macaulays englische Geschichte, Schömanns griechische Altertümer, nie bloß durchblätterte, sondern von Anfang bis zu Ende durchlas, dabei auch Tacitus und Livius, Shakespeare und Molière bis in sein hohes Alter immer wieder vornahm, so brachte er den bei weitem größten Teil des Tages in seinem Studierzimmer an seinem Schreibtische zu, mochte nicht unnötigerweise gestört werden und erschien nur zu den regelmäßigen Mahlzeiten, morgens zum Kaffee, mittags und abends im Kreise der Familie, dann immer heiter und mitteilsam. Abends nach Tisch ließ er sich in früheren Jahren von seinen Kindern vorlesen. Die Führung des Hauswesens aber und das Detail der Erziehung überließ er mit unbedingtem Vertrauen seiner Frau. Wir Kinder wußten recht wohl, daß, wenn wir ihm eine Bitte vortrugen, er sie fast immer gewährte, aber wir hatten zuviel Respekt, oder, wie meine älteste Schwester sich in späteren Jahren einmal, als wir von unserer Kindheit plauderten, treffend ausdrückte, wir waren zu anständig, um von seiner Güte Gebrauch zu machen.

Meine Mutter war in gewissenhafter Pflichttreue, unermüdlichem Fleiß, peinlicher Ordnungsliebe und Sparsamkeit die echte Tochter ihres Vaters, auch darin ihm ähnlich, daß sie lebhaft empfand und durchaus wahrheitsliebend und freimütig ihren Empfindungen rückhaltlos und oft in derben Ausdrücken Luft machte: „Wen ich lieb haben soll, den muß ich auch schelten dürfen", sagte sie wohl von sich. Dies erfuhren nicht nur ihre Kinder ohne Unterschied, sondern alle, die ihr nahe traten. Konnte sie auch rücksichtslose Offenheit verletzen, so vertrug sie andererseits auch Widerspruch und vergaß, was sie in der Erregung gesagt und was sie gehört, so vollständig, daß sie nicht selten höchlichst erstaunt war, wenn das, was bei ihr spurlos vorübergegangen war, bei anderen einen dauernden Eindruck hinterlassen hatte. Wir wurden durch sie an Gehorsam, Pünktlichkeit und Ordnung gewöhnt, vergalten als Kinder ihre unermüdliche Sorge mit zärtlicher Liebe und lernten heranwachsend mehr und mehr ihre großen und vielen trefflichen Eigenschaften würdigen. Ich glaube, diese Schilderung von dem Wesen meiner Mutter ist zutreffend. Dennoch würde sie unvollständig sein, wenn ich nicht hinzufügte, daß in dieser pflichttreuen Gattin und Mutter, in dieser tätigen und bis ins Kleinste sorgsamen Hausfrau zugleich eine echte Künstlernatur steckte. Ein ihr von der Natur verliehenes bedeutendes musikalisches Talent hatte sie unter der Leitung tüchtiger Lehrer mit großem Fleiße ausgebildet und war bereits als junges Mädchen in Konzerten als Klavierspielerin mit vielem Beifall aufgetreten. Weit bedeutender noch war sie als Sängerin. Sie besaß eine glockenreine, sehr schöne und kräftige Altstimme und vermöge einer sorgfältigen Stimmbildung und unverbrüchlichen Trefffsicherheit erfreute und beglückte sie nicht nur ihre Familie und Freundeskreise, sondern trat auch als Konzertsängerin besonders in Oratorien auf. Die Altpartien der Händelschen Oratorien hatte sie mit besonderer Vorliebe studiert, und ihr Vortrag derselben war von hinreißender Wirkung. Von meinen Geschwistern sind die beiden ältesten mit meinen Erinnerungen aus der Kinderzeit nur in geringem Grade verbunden. Die[1]) älteste Schwester, Sophie, verließ

[1]) Siehe Fam. N. III. Stück S. 30ff. und folgenden Aufsatz.

bereits im Jahre 1832, als ich vier Jahre alt war, sechzehnjährig das elterliche Haus, um auf längere Zeit zu unserer Großmutter nach Halle zu gehen und kehrte erst im Sommer 1836 als Braut zu uns zurück. Im März 1839 heiratete sie und folgte ihrem Manne Dr. Moritz Fleischer (bis dahin Lehrer am Königlichen Pädagogium in Halle) nach Cleve. Erst als ich im Herbste 1844 die Universität Bonn bezog, habe ich sie wiedergesehen.[1]) — Mein Bruder Hermann wurde Landwirt. Ich lernte ihn erst kennen, als er nach überstandener Lehrzeit nach Greifswald zurückkehrte, um als Einjähriger bei dem daselbst stehenden Jägerbataillon seiner Militärpflicht zu genügen. Während dieses Jahres hing ich an ihm mit der bewundernden Verehrung, die Knaben erwachsenen Brüdern zu zollen pflegen. Desto mehr habe ich an und von meiner Schwester Clara gehabt. Selten möchte man soviel Herzensgüte mit so viel Verstand und Witz, soviel Phantasie mit so viel praktischer Tüchtigkeit, so viel aufopfernde Selbsttätigkeit mit soviel Schalkheit und sprudelnder Lebensluft vereinigt finden. Sie war der Liebling ihres Vaters, der mit ihr Englisch trieb und dabei an ihren schönen geistigen Gaben seine herzliche Freude hatte. Ihr übergab die Mutter, wenn sie verreisen wollte, mit vollem Vertrauen die Führung des Hausstandes, sicher, daß alles genau nach ihren Gewohnheiten und Wünschen besorgt wurde. Sie war die Vertraute all ihrer Geschwister und wußte mit ihnen reizend und erfinderisch zu spielen. Den Abwesenden schrieb sie ausführliche Briefe voller Humor und erhielt sie dadurch in stetiger geistiger Verbindung mit der Heimat; kurz sie war die Sonne des Hauses, allen unentbehrlich und daher von allem am meisten geliebt. — Neben diesem reich begabten Mädchen trat die um 4 Jahre jüngere Schwester Auguste, die nicht so glücklich veranlagt war, naturgemäß in den Schatten. Die Schwestern liebten sich jedoch innig, und treu war die ältere bemüht, der jüngeren in jeder Art zu raten und zu helfen. — Ganz anders geartet war meine ältere rechte Schwester Franziska, eine selbständige, kräftige Natur, nicht mit besonderen Talenten für irgendeine Kunst, aber mit klarem Verständnis und energischem Fleiß begabt.

[1]) Siehe Fam. N. II. Stück S. 16—26.

Alles, was ihr Herz begehrte und sie geistig förderte, ergriff sie mit Ernst, Gewalt und Treue, und was ihr das Leben an Jugendfreuden bot, genoß sie dankbar und in vollen Zügen, ohne sich zu verlieren. — Hatte ich unter den vier älteren Schwestern, die alle an mir erzogen und nach Art fröhlicher Mädchen ihren Witz in mancherlei Neckereien an mir übten, so war ich für die um 5 Jahre jüngere Friederike bald der natürliche Beschützer. Sie war ein viel kränkelndes Kind, das steter Pflege bedurfte, die ihr denn auch von Eltern und Geschwistern zuteil wurde und unter der sie zu einem zwar zarten und hilfsbedürftigen, doch blühenden und wohlgebildeten Mädchen heranwuchs. Sie hatte von uns allen am meisten musikalisches Talent, und meine Mutter ließ es sich angelegen sein, ihre hübsche Altstimme auszubilden."

Auch das Schulleben wurde Konrad Niemeyer, dank seiner außerordentlichen Begabung, eine Lust. Schwester Klara lehrte ihn Lesen und etwas Geographie. Die Elementarlehrer Gustav Neumann und Tägert „junge in ihrem Berufe ausgezeichnete Männer" waren „ohne Zweifel die besten Lehrer", die er gehabt hat. Der Unterricht in Sexta—Quarta des Gymnasiums zu Greifswald ließ vielerlei zu wünschen übrig, aber solches Ungemach überwand der frische Junge leicht. Ein rechtes Lernen begann in Tertia: Dr. Thoms verstand es in dieser Klasse wie in Sekunda seine Schüler in lateinischer Grammatik und im Verständnis des Cäsars „zu einer sehr ersprießlichen Sicherheit zu bringen". Dr. Scheete, „ein forscher und schneidiger Herr" wußte seine Schüler bei der Ehre zu fassen und legte im Griechischen einen festen Grund. „Ich begriff leicht und hielt infolge eines sehr guten und früh geübten Gedächtnisses, was ich einmal begriffen und gelernt, unverbrüchlich fest." — — — „Was in der Schule verlangt wurde, war sicherlich nicht zuviel und wurde leicht zu leisten. So blieb zu privater Beschäftigung Zeit übrig und nicht unbenutzt. Ich habe im 2. Jahr in Sekunda die erste Dekade des Livius mit keinem anderen Hilfsmittel als dem kleinen Schillerschen Lexikon in einem dicken Band auf eigene Hand durchgelesen und später als Primaner die dritte Dekade in einem halben Jahr und auf diese Weise eine Menge Latein gelernt. Überhaupt las ich von Kindheit an sehr viel, und hier muß ich meines

Vaters dankbar gedenken. Er war ein Feind von Kinderbüchern, aber Sachen wie Beckers Erzählungen aus der alten Welt und desselben Weltgeschichte in ihrer ersten Gestalt; dann Nettelbecks Selbstbiographie; ferner Don Quixote in unverkürzter Soltauscher Übersetzung — ich war sicher nicht älter als 11 Jahre, als er ihn mir zu Weihnachten schenkte; Tassos befreites Jerusalem; Schiller und bald auch Lessing habe ich viel und immer wieder gelesen. Auch mit nichtdeutscher Literatur im Original mich bekannt zu machen, ließ mein Vater sich angelegen sein. Um meine Schularbeiten bekümmerte er sich nicht, aber gelesen hat er mit mir während meiner ganzen Schulzeit jeden Sonntag und in den Ferien täglich eine Stunde, immer vom Blatt mit nicht mehr Erklärung als eben zum Verständnis nötig war. Zuerst, als ich noch in Quarta saß, Caesars bellum Gallicum vollständig, dann mehrere Stücke von Terenz; dann Friedrichs des Großen Memoiren zur Geschichte des Hauses Brandenburg, Marmontels Memoiren, Stücke von Molière und Racine, dann mal wieder die Oden und ars poetica des Horaz. Englisch: den Vicar of Wakefield, Yorik Sentimental Yourney, Humphrey Klinker, Sheridans Lästerschule, zuletzt Shakespeares Caesar, Othello und Macbeth. Im Englischen, welches ich allein durch seinen Unterricht gelernt habe, las er mir in der ersten Zeit Satz für Satz vor und ließ mich die kleinen Worte, Präpositionen, Konjunktionen usw. aufschreiben und lernen. Weiter hatte ich für diese Stunden nichts zu tun, und eine Grammatik habe ich nie in der Hand gehabt.

Es war gut, daß der Unterricht auf der Schule auf diese Weise ergänzt und vervollständigt wurde, denn die Häupter der Schule in Sekunda und namentlich in Prima waren ihrer Aufgabe nur in sehr mäßigem Grade gewachsen. Am meisten hat uns unzweifelhaft Professor Paldamus gefördert." — Wie dieser den lateinischen und deutschen Unterricht in der Prima erteilte, ist zwar ergötzlich zu lesen, müssen wir aber eben aus Raummangel unterschlagen. — Die Schule sowohl wie die Privatstudien ließen dem Knaben reichlich Zeit sich im Freien herumzutummeln. „Im Sommer bot uns die mitten in der Stadt gelegene wüste Stätte (jetzt Anlagen) die herrlichste Gelegenheit zu Ball- und Laufspielen."

Die nähere und weitere Umgebung der Stadt wurde eifrigst durchforscht. Zwei Lehrer des Gymnasiums unterstützten die frische Knaben- und Jünglingsschar auf diesen Wanderungen: „Der Rechenlehrer Hahn, ein Kinderfreund und vorzüglicher Erzähler, wohlbewandert in alter und neuerer Geschichte, und der Botaniker Dr. Reinhardt, der auf regelmäßigen Streifereien durch Wälder und Moore zu selbständiger, sorgfältiger Anschauung erzog und die Schüler mit Erfolg zur Anlegung von Herbarien anzuregen wußte. Sehr bald wurden auch mehrtägige Ausflüge nach Rügen unternommen." Wir haben es also keineswegs mit einem Stubenhocker zu tun, sondern mit einem überaus geselligen, frohgemuten Knaben und Jünglinge, der frühzeitig Lebensfreundschaften zu schließen vermochte. Auf der Prima gesellten sich zu den bisherigen Klassengenossen zwei Kameraden von auswärts: „Der Stralsunder Hermann Schmidt und der Mecklenburger Theodor Ackermann. Dieser war einige Jahre älter als ich und mir, da er früh von zu Hause gekommen war, an Lebenserfahrung überlegen. Ich konnte einen solchen gereifteren Freund sehr wohl gebrauchen; er brauchte einen Vertrauten und so schlossen wir bald innige Freundschaft, die auch bis auf den heutigen Tag (1891) ausgehalten. — Zu meiner großen Freude erfüllte mein Vater meinen Wunsch, im ersten Semester nicht in Greifswald zu studieren; daß ich dann nach Halle, meines Vaters Heimatstadt, ging, schien selbstverständlich. Noch lebte daselbst meine Großmutter (die Kanzlerin) die sich bereit erklärte, mir Kost und Wohnung in ihrem Hause zu gewähren. So bezog ich denn Michaelis 1846 die dortige Universität, um meiner Neigung folgend Philologie zu studieren. Meine Großmutter, damals 77 Jahre alt, hatte sich ein warmes Herz und ein offenes Auge für die Interessen, Neigungen und Bestrebungen wie ihrer Kinder, so ihrer zahlreichen Enkel, die sie gerne um sich versammelte, bewahrt und war für die ausgebreitete Familie der vereinigende Mittelpunkt. Ein halbes Jahr habe ich das Glück gehabt, mit dieser bedeutenden, erfahrenen und dabei so bescheidenen Frau zusammenzuleben und mich ihrer liebevollen Fürsorge zu erfreuen, die doch nie darauf ausging, vielmehr ängstlich vermied, mich in meiner Freiheit zu beschränken. Dann erhielt ich, während ich bei meinem Vetter Felix, der in Magdeburg praktischer Arzt war, zum Besuch

mich aufhielt, die telegraphische Nachricht, daß ein Schlagfluß ihrem Leben ein Ende gemacht habe. Wir fuhren mit dem nächsten Zuge nach Halle, trafen auf dem Bahnhof Cöthen mit meinem Vater zusammen und bestatteten sie zur Seite ihres Mannes, den sie 19 Jahre überlebt hatte."

Im folgenden gibt Konrad Niemeyer eine außerordentlich fesselnde, ausführliche Darstellung des damaligen Studentenlebens in Halle mit Seitenblicken auch auf die benachbarten Universitäten. Er selbst war ein recht flotter Korpsstudent, der das freie akademische Leben in vollen Zügen und „glücklichem Leichtsinn" genoß. In seinem Korps Guestphalia nahm er bald eine geachtete, ja führende Stellung ein, die sich auf die gesamte Studentenschaft auswirkte. Im Jahre 1848 entschieden sich die Korps unter seiner Führung für eine gemäßigte Richtung. Sein philologisches Studium war vorbereitender Natur. Er beklagt es, daß es dem Philologen so schwer gemacht würde, von vornherein planvoll zu studieren. „Ich arbeitete mich gewissenhaft durch Bernhardis Geschichte der griechischen Poesie hindurch, obwohl ich außer dem Homer von griechischer Poesie kaum etwas kannte. Bernhardis Vorlesungen, namentlich eine über griechische Grammatik, waren recht langweilig. Seinem Seminar fehlte jeder frische, fröhliche Zug. Weit mehr fesselten mich die Vorlesungen des Philosophen Erdmann, bei dem ich im ersten Semester Logik und Metaphysik und das berühmte, von hunderten besuchte Kolleg über akademisches Studium, im dritten Geschichte und Philosophie hörte." — Im Frühling 1848 kehrte Konrad Niemeyer wieder in seine Heimatstadt zurück und verbrachte dort die folgenden drei Semester. Auch dort war er eifriger Korpsstudent und zwar in der „Borussia und bemühte sich einen anständigen Ton unter der Studentenschaft aufrecht zu erhalten und extreme Beschlüsse zu verhindern". Wir übergehen seine lebhafte Darstellung der demokratischen Bewegung unter der Studentenschaft, seine Beteiligung als Delegierter der Greifswalder Studenten an der „allgemeinen Studentenversammlung in Eisenach", wo er wiederum bemüht war, beruhigend zu wirken. Sehr hübsch ist auch seine Erzählung von der Gesellschaft Greifswalds, in der Offiziere in gleicher Weise wie Studenten gern gesehene Tänzer waren.

Sein Lehrer dort war Schömann[1]), den er wundervoll ausführlichst charakterisiert, von dem wir einen kleinen Teil auswählen:

„Seine Gelehrsamkeit, sein scharfes und besonnenes Urteil, sein unermüdlicher Fleiß, sein ganz ausschließlich der Wissenschaft und ihrer Lehre gewidmetes Leben erwarben ihm allgemeine Bewunderung und Verehrung. Er lebte und webte im Altertum. Die lateinische Sprache beherrschte er nicht allein und gebrauchte sie schriftlich und mündlich mit absoluter Sicherheit, sie war ihm auch ein durchaus bequemes und ausreichendes Mittel, um seine schlichten, klaren antiken Gedanken auszudrücken." Auf Befürworten von Schömann ging Konrad Niemeyer das vierte Jahr nach Bonn, um Ritschl zu hören. „Ich reiste früh genug ab, um, bevor ich die Universität bezog, Schwester Sophie in Cleve zu besuchen und fand sie als Mutter von sechs gesunden Kindern wieder, meinen Schwager Fleischer nicht bloß bei seinen Kollegen, sondern in der ganzen Stadt beliebt und geachtet, beide trotz knapper Mittel zufrieden und glücklich, kurz ein höchst erfreuliches Wiedersehen nach elfjähriger Trennung." Über Ritschl und die Arbeit bei ihm und mit ihm hören wir von Konrad Niemeyer: „Er lehrt in seinen Plautusvorlesungen die Handgriffe der Textkritik, indem er sie vormachte und vor den Augen seiner Zuhörer die Eisen schmiedete, die er im Feuer hatte. Sie sahen ihn an der Arbeit, und eine Lust war es zu sehen mit welcher Sicherheit und Freude er sein Handwerkszeug handhabte, wie die Funken stoben, Funken des Geistes, die nicht bloß blendeten, sondern auch zündeten. Seine ganze Macht aber und seine hauptsächlichste Wirksamkeit entwickelte Ritschl im Seminar. Durch die erste Arbeit, die man abgab, wurde man außerordentliches Mitglied, und der Zudrang war sehr groß. Die ordentlichen Mitglieder, deren Zahl auf 10 oder 12 beschränkt war, wurden von den beiden Dirigenten ernannt und waren verpflichtet in jedem Semester zwei Arbeiten abzugeben. Diese Arbeiten waren durchweg kritisch exegetischer Art, nicht lang, nie bis zwei Bogen, aber sie mußten etwas neues, eigenes enthalten. Sie wurden in zwei Exemplaren abgeliefert, von denen eines der Professor, das andere ein Seminarist

[1]) Georg Friedrich Schömann 1793—1879.

erhielt, um es im Seminar nach Inhalt und Form zu referieren. Von ihm wurde verlangt, daß er sich über die Sache orientiert und schlüssig gemacht hatte und nun die Streitfrage referierend klar legte und entweder seine Zustimmung oder seine abweichende Meinung begründete. Schonung wurde bei diesen Rezensionen nicht geübt, und jedesmal gab es eine lebhafte Disputation, an der sich stets mehrere beteiligten. Ritschl griff in dieselbe ein, entweder um ein Abschweifen von der Sache zu verhindern, die scheidenden Momente hervorzuheben und das Resultat zu ziehen oder, um seine eigene Meinung zu sagen und gegen etwaige Einwürfe, die ihm, wenn sie nur mit Verstand und Geschick gemacht wurden, immer willkommen waren, zu verteidigen. Auf die Rezension von Arbeiten wurden zwei von den vier wöchentlichen Stunden verwendet, in den anderen beiden wurde interpretiert. Von dem Interpreten wurde erwartet, daß er keine kritische oder exegetische, keine sprachliche oder sachliche Schwierigkeit übergehe, vielmehr in jeder Hinsicht orientiert sich seine Meinung gebildet habe. Auf gut gesattelte Opponenten mußte er immer gefaßt sein. Gesprochen wurde in allen Stunden durchaus lateinisch, und der Gebrauch eines schriftlichen Konzeptes war schlechthin verpönt. So nahm denn jeder, wer als Referent oder Interpret das Katheder zu besteigen hatte und sozusagen die Kosten für die Stunde tragen sollte, alles zusammen, was er an Kenntnissen und Urteil, an Scharfsinn und Ausdrucksfähigkeit irgend aufzubringen vermochte, und ließ sich keine Mühe verdrießen, um den Angriffen der Kommilitonen gewachsen zu sein und den Anforderungen des Meisters zu genügen, der seinerseits mit scharfer aber niemals hochmütiger Kritik, mit lebhafter Anerkennung für tüchtige Leistungen und gesundes Urteil, nicht selten mit schlagendem Witz und stets mit Lust diese Übungen leitete.

Während ich mich so wissenschaftlich in hohem Grade befriedigt und gefördert fühlte, war das letzte Studienjahr auch sonst sehr genußreich. Weihnachten, Ostern und im Herbste, bevor ich in die Heimat zurückkehrte, besuchte ich meine Schwester in Cleve und verlebte bei ihr sehr vergnügte Wochen. Pfingsten machte ich eine hübsche Rheinreise, traf in Heidelberg mit meinem Freunde Ackermann zusammen, begleitete ihn auch ein paar Tage nach

Würzburg, wo er studierte, fuhr per Dampfschiff den Main hinunter nach Frankfurt und kehrte sehr befriedigt nach Bonn zurück. Im Sommer, wo ich mit meinem Vetter, dem Mediziner Pernice (X. 58) auf einer Stube wohnte, verging kaum ein Sonntag, den wir nicht zu einem Ausflug benutzt hätten. Frühmorgens brachen wir zu Fuß auf, verbrachten den Tag im Siebengebirge und kehrten abends mit dem letzten Schiff von Königswinter oder Rolandseck zurück. Auch besuchte ich mit Pernice zusammen wiederholt unseren gemeinsamen Onkel [1]) von Müller auf Burg Metternich bei Brühl und verlebten dort angenehme Tage.

Am 6. Februar 1851 bestand Konrad Niemeyer in Greifswald glücklich das examen rigorosum und wurde auf Grund seiner Dissertation „De equitibus Romanis" zum Doktor promoviert. Am 15. April bestand er die Prüfung pro facultate und erhielt ein Zeugnis der unbedingten Fakultas. „So war die schöne Universitätszeit in erfreulicher Weise abgeschlossen."

Eine mehrmonatliche Reise (April—Oktober 1851) durch Italien, ermöglicht durch die Freigebigkeit der sehr wohlhabenden Tante Schwald, die Konrad Niemeyer eingehend beschreibt, krönte die so erfolgreiche und befriedigende Studienzeit. Dann begann die praktische Lehrtätigkeit und zwar am Königlichen Pädagogium zu Halle, der Anstalt, die schon so viele Pädagogen aus dem Geschlechte Niemeyer, Halle erlebt hatte, die auch jetzt, leider nur noch auf kurze Zeit, unter der Leitung von Herrmann Agathon Niemeyer stand: „Er war bereits krank, als ich nach Halle kam, wurde sehr bald bettlägerig und starb am 6. Dezember. Noch vor ihm starb am 23. November der oben (Konrad Niemeyer erlebte mit ihm schönste Studientage in Florenz) erwähnte hoffnungsvollste seiner Söhne (Anton X. 47), kurz nach seiner Rückkehr aus Italien an einem rapide verlaufenden Nervenfieber. Ich habe an seinem Sterbebette gesessen mit seiner Mutter, die von 8 tägigen unausgesetzten Wachen an seinem Bette erschöpft bei dem letzten Atemzuge mir jammernd in die Arme sank. — — — Meiner Lehrzeit in Halle erinnere ich mich gern und mit Freuden und rechne die dort verlebten Jahre zu den glücklichsten meines Lebens. Ich

[1]) Siehe Fam. N. 4.—5. Stück S. 13 ff.

gewann während derselben die wohltuende Überzeugung, daß ich mich in der Wahl des Lebensberufes nicht geirrt hatte. Das Unterrichten gelang mir und machte mir Freude, und meine Schüler waren mir gehorsam und anhänglich. Mit meinen Kollegen stand ich im besten Vernehmen. — — — Mit meinem Vetter Franz Niemeyer (X. 96) verband mich (gleich den übrigen jüngeren Kollegen) täglicher Verkehr und treue Freundschaft. — Durch ihn wurde ich in das Haus seines Vaters, des damaligen Seniors der Familie, eingeführt, der in Radewell, eine gute Stunde von Halle, Pastor war.

Manchen fröhlichen Abend habe ich mit Nasemann, welcher der Familie meines verstorbenen Onkels eine feste und treue Stütze war, verlebt. Während der Herbstferien 1852 besuchte ich meinen Oheim Wolff in Hamburg.

Die vier folgenden Jahre war Konrad Niemeyer Lehrer des Gymnasiums seiner Heimatstadt. Dort erfüllte er eine weit schwierigere Aufgabe. „Die pommerschen Jungen sind, mit den lebhaften und redseligen Sachsen verglichen, schwerfällig und schweigsam; sie fassen langsam, halten aber, was sie gefaßt haben, zäh fest und können, wie man zu sagen pflegt, einen Puff vertragen, wenn sie gerecht behandelt werden und merken, daß man es gut mit ihnen meint." Konrad Niemeyer, der überhaupt ein warmfühlendes Herz und einfühlenden Sinn für seine Schüler besaß, der es verstand mit den Schülern zu leben, wurde also auch mit den Pommern fertig, zumal er ja unter ihnen groß geworden war. — In Halle verkehrte er außer mit den Verwandten ausschließlich mit seinen Kollegen; in Greifswald sagten ihm diese nicht zu, dagegen pflegte er die verwandtschaftlichen Beziehungen und fand einen Kreis von alten Bekannten verschiedenster Berufe, der fast wie eine geschlossene Gesellschaft zusammenhielt. Sorgfältige Einteilung einer reichen Tagesarbeit ermöglichten ihm die Abende in heiterer Gesellschaft zu verbringen, wenn er nicht im Hause der Eltern weilte. In den Sommerferien unternahm er große Reisen: 1855 in die Alpen, 1856 mit der Mutter in den Harz, 1857 wieder in die Alpen. „Solche Reisen waren damals billiger als jetzt und für 100—120 Mark ohne irgendwelche peinliche Einschränkung zu machen."

Die Unmöglichkeit, am Gymnasium zu Greifswald weiter zu kommen, da Vakanzen stets mit Kräften von auswärts besetzt wurden, veranlaßten Konrad Niemeyer sich anderweitig umzusehen. So kam ihm im Sommer 1857 eine Aufforderung des Direktors Sommerbrodt vom städtischen Gymnasium zu Anclam entgegen, sich um eine dortige Vakanz zu bewerben. Er zögerte nicht, derselben Folge zu leisten, und nach erfolgter Wahl im Herbste 1857 übersiedelte er dorthin Ostern 1853. Dank der Geschicklichkeit des Direktors war die Anstalt durchweg mit vortrefflichen Lehrkräften versehen, aber die pedantische äußere Zucht behagte Konrad Niemeyer nicht. Insbesondere nahm er Anstoß an dem Zwange des Kirchenbesuches durch die Schule. Im übrigen gestalteten sich die Aufrückungsmöglichkeiten sehr günstig: Schon nach drei Jahren war er von der achten Stelle zu der des Prorektors aufgerückt. Auch gelang es ihm einen zusagenden geselligen Kreis zu bilden. „Kreisrichter Schönfeld kannte ich von der Universität her. Nun traf ich ihn wieder mit einer liebenswürdigen Frau jung verheiratet. Von beiden wurde ich auf das freudigste aufgenommen und ging in diesem gastlichen Hause bald ein und aus, lernte auch bei Gelegenheit der Geburt und Taufe von Schönfelds erstem Sohn seine Schwiegermutter, die Majorin v. Schwerin, eine durch praktischen Verstand, Lebenserfahrung, Herzensgüte und glückliches Temperament gleich ausgezeichnete Frau, und deren Tochter Clara kennen, zunächst ohne zu ahnen, daß sie das Glück meines Lebens werden sollte. — Erst im Juni 1861 sah ich sie wieder und die lebhafte Freude, die ich über ihre Rückkunft empfand, zeigte mir den Weg aus dem Junggesellenstande, den ich längst herzlich satt hatte, zu dem Glücke einer eigenen Häuslichkeit zu gelangen. Nachdem wir am 21. September das 50jährige Doktorjubiläum meines Vaters gefeiert hatten, begingen wir unsere Hochzeit am 4. Oktober 1861."

Kurz nach der Hochzeit übernahm Konrad Niemeyer das Direktorat des Gymnasiums zu Stargard. „Die amtlichen Verhältnisse in Stargard waren wenig erfreulich, aber wenn ich sagen wollte, ich hätte mich dort unglücklich gefühlt, müßte ich lügen. Das Unterrichten machte mir Freude, mich zu ärgern oder innerlich zu bosen, Groll oder Unmut in mich hineinzufressen, war

nicht meine Sache. Kam mir etwas in die Quer, so versagte mir nicht leicht weder das Wort noch die Feder, und ich besaß Humor genug, das Lächerliche zu sehen, was daran zu haften pflegt", so resumiert am Schlusse der Erzählung seiner Erlebnisse in Stargard Niemeyer. Wie er dort auf Prima den lateinischen Unterricht erteilte, entwickelt er in einem längeren Aufsatz, der den Lehrer in erster Reihe zwar, aber auch jeden Laien, namentlich in Erinnerung der eigenen Primanerzeit fesseln muß, heut aber leider keinen Platz findet. Wie er sein Kollegium für sich gewinnt, wie er jeder einzelnen Lehrkraft gerecht wird, wie er vor allem bemüht ist, Ausgleich zwischen den vielfach in Minderheit sich befindenden Herren zu schaffen, entwickelt er unübertrefflich klar. Auch in den Krieg der Bürger mit ihrem Bürgermeister wird er hineingezogen. Eine Fehde mit dem Herrn focht er siegreich durch, erhielt aber schließlich nicht den gehörigen Rückhalt bei der Behörde.

Nach mancherlei Verhandlungen wurde Konrad Niemeyer am 17. Januar 1865 vom Magistrat der Stadt Brandenburg einstimmig zum Direktor des dortigen städtischen Gymnasiums gewählt. Hier fand er eine Anstalt von nur sechs Klassen mit neun akademisch gebildeten Lehrern, einem Gesangs- und einem Turnlehrer vor. Das wurde ein behagliches Arbeiten, indem einige Widerwärtigkeiten bald überwunden waren. „Auch die geselligen Verhältnisse waren durchaus angenehm. Abgesehen von den Offizieren des in Brandenburg liegenden Kürassierregimentes, die sich für sich hielten und ihren Umgang mit dem Landadel fanden, hatten städtische Beamte, Juristen, Ärzte, Geistliche, Lehrer und auch die Offiziere der 35er Fühlung miteinander, suchten und fanden, soweit sie sich überhaupt an der Geselligkeit beteiligten, miteinander Verkehr und Anregung. Namentlich bildete das gastliche Haus des Stadtrates Hausmann, mit dem wir uns bald befreundeten, einen geselligen Mittelpunkt. —."

„Kurz vor den Sommerferien 1868 suchte mich Geheimrat Wiese, aus dem Ministerium Berlin, persönlich auf und richtete an mich die Frage, ob ich als Direktor nach Kiel gehen wolle, indem er mir die Verhältnisse dort, die Vorzüge der Universitätsstadt, die schöne Lage der Stadt usw. vor Augen stellte. Ich war auf der Philologenversammlung in Halle von maßgebenden

Persönlichkeiten gefragt worden, ob ich das Direktorat des neugegründeten städtischen Gymnasiums in Halle zu übernehmen geneigt sei. Ich hatte abgelehnt, weil es mir widerstand, den Franckeschen Stiftungen, dem Hause meiner Väter, Konkurrenz zu machen. Nasemann war dann gewählt. Jetzt tat mir das fast leid. Wäre nicht Nasemann, der im Kampfe für Schleswig-Holstein ein Bein verloren hatte, weit geeigneter für Kiel gewesen als ich, würde er nicht die Wege weit geebneter, die Menschen weit entgegenkommender gefunden haben, als ich es erwarten durfte? — Meine Frau wünschte dringend in Brandenburg zu bleiben. Was mich schließlich nach langem Schwanken bestimmte, war die Vorhaltung Wieses: „Erobert haben wir nun die Herzogtümer, jetzt gilt es sie innerlich zu gewinnen. Man hat zu Ihnen das Vertrauen, daß Sie in einer wichtigen Stellung dazu helfen können; wollen Sie sich dieser Aufgabe versagen?" So sagte ich mit schwerem Herzen ja. „Aber noch eins", fügte ich hinzu, „bitte ich zu bedenken. Wenn Sie in Kiel einen kirchlich gesinnten Mann gebrauchen, müssen Sie mich nicht hinschicken, denn das bin ich nicht!" Wiese dankte mir für meine Offenheit. „Es wäre mir lieber", sagte er, „wenn es anders wäre, aber entscheidend dürfe das nicht sein." In den Osterferien 1864 übersiedelte die Familie schweren Herzens nach Kiel. Im Gegensatze zu dem freundlichen, warmherzigen Entgegenkommen, das Niemeyer überall in Brandenburg erlebt hatte, begegnete ihm hier eisige Zurückhaltung und Ablehnung der Holsteiner. Dazu kam Krankheit der Kinder in übler Amtswohnung. Amtlich war Niemeyer bald Herr seiner Lage. Auch hier teilt er uns eine Fülle von Erfahrungen und Erlebnisse der mannigfaltigsten Art mit, Erfahrungen, die auch für die Entwicklung der Gymnasien im allgemeinen von entschiedener Bedeutung sind. Diesen lebhaften Schilderungen seines Amtslebens läßt hier Niemeyer seinem früheren Aufsatze über den Lateinunterricht in der Prima einen solchen über den deutschen Unterricht folgen, auch hier wieder so geistreich fesselnd, daß man wünscht noch heutigen Tages zu den Füßen eines solchen Lehrmeisters zu sitzen.

Um zum Schluß noch einmal Konrad Niemeyers Wesen zusammenzufassen, geben wir wieder, was er dem Andenken seines

Direktors während seiner Lehrzeit am Pädagogium zu Halle, seines Onkels Hermann Agathon Niemeyer schreibt:

„Hermann Agathon Niemeyer war durch seine gründlichen Kenntnisse, seinen graden Verstand, seinen edlen Charakter und durch seine große Herzensgüte in hohem Grade zur Leitung der Franckeschen Stiftungen befähigt. Wenn einer, so dirigierte er durch das Beispiel von Pflichttreue, welche er täglich seinen Kollegen gab, immer bereit in die Bresche zu treten und z. B. bei Vertretungen stets den Löwenanteil für sich nehmend, jeden billigen und möglichen Wunsch zu erfüllen geneigt und jede Individualität, soweit es irgend anging, gewähren lassend. Für die Bedürfnisse und Neigung der Jugend hatte er Verständnis und ein Herz für ihre Wünsche und Anliegen und hielt sie mit nie versagender Sicherheit und nie versagendem Respekte in guter Zucht. Selbst frei von Hochmut, Eitelkeit und Neid, ließ er sich durch dergleichen kleinliche Regungen, wenn sie ihm bei anderen in den Weg traten, wenig anfechten, sondern ging in stolzer Heiterkeit seines Weges und vertrug mit glücklichem Humor manches, was kleinere und schwächere Naturen ärgert und verstimmt." Diese schöne Würdigung, in Liebe und wärmster Verehrung dem Onkel gewidmet, zeichnet auch Konrad Niemeyer überaus treffend.

In das rechte Licht aber setzen und in seiner ganzen Größe und Bedeutung erkennen wir erst Konrad Niemeyer, wenn wir hören, wie ihn seine Zeitgenossen schätzten und vor allem, wie er in den Herzen seiner Schüler noch heute lebt. Pastor Man sprach an seinem Sarge:

„Viel war ihm gegeben, und er war sich dessen dankbar bewußt. Schon der Lebenskreis, aus dem er stammte, gab ihm ein reiches Erbe idealen und zugleich praktischen Sinnes; dazu der helle Verstand, das tiefe Gemüt, das fröhliche Herz. Alles das hatte er sich angeeignet und ihm das Gepräge einer durchaus originalen Persönlichkeit gegeben: Nichts schablonenhaftes war an ihm, alles, auch das Ererbte, trug den Stempel seines Geistes. So wurzelte, was er tat und sprach, tief in seiner Eigenart. Seine Handlungen waren der Ausdruck seines Wesens, seine Worte diejenigen seiner Überzeugung. Er hatte seinem Wesen eine ganz bestimmte Richtung gegeben: einen höheren Willen auszurichten an der Stelle, an die

er berufen war und zwar ohne Rücksicht auf Gewinn oder Schaden, Lob oder Tadel nach der Richtschnur eines an Gottes Gebot geschärften und geläuterten Gewissens.

Was die Geistesrichtung seiner Zeit Schönes und Wahres hervorbrachte, war entweder sein Eigentum oder doch Gegenstand seiner Freude. Dagegen war sein edler Sinn allem Unreinen abgewandt. Dieser Sinn wurzelte ja ganz besonders in dem Besten und Schönsten, was das klassische Altertum hervorgebracht. Sprache, Literatur und Geschichte der alten Griechen und Römer waren ihm bis zuletzt eine unerschöpfliche Quelle geistigen Lebens und reiner Freude, zu der er mit immer neuer, auch im Alter jugendlicher Begeisterung zurückkehrte. . . . Als ein fröhlicher Geber stand er seinen Schülern und Kollegen gegenüber, nicht als einer, der nach vorgeschriebenen Regeln hauptsächlich oder nur Kenntnisse und Leistungen forderte, sondern der verständnisvoll den Schüler in seiner Art zu nehmen wußte, den guten Willen würdigte, auch den Schwachen stützte, und wenn es sein mußte, schützte. Dazu half ihm das fröhliche, ich darf wohl sagen kindliche Herz, das er sich bewahrt hatte, und das sich im Verkehr mit der Jugend immer wieder verjüngte. . . .

Es war eine schwere Prüfung, als allmählich der Körper dem lebhaften Geiste den Dienst versagte und der Entschlafene zu einer Zeit dem Amte entsagen mußte, in der er nach seiner Neigung und geistigen Kraft noch länger hätte wirken und aus dem Schatze seines Geisteslebens hätte geben können. Gott hatte es anders beschlossen, und ohne Murren und Zögern hat er sich dem höheren Willen gefügt. Handeln und Leiden waren ihm keine getrennten Teile des Lebens, sondern das Leiden war ihm nur eine andere Seite und Art der Pflichterfüllung. Die ihn in dieser Zeit gesehen haben, werden bezeugen, wie erfrischend, ja erhebend es war, daß er in ungetrübter Heiterkeit und vollkommener Ergebung sich in seine Lage fand, die ihn, den sonst mitten im Leben Stehenden, seinem Volke, seinem Beruf angehörenden Mann zu immer völligerem Zurücktreten in den engen Kreis der Freunde und Familie führte."

Professor Dr. Adolf Müller, Oberlehrer an der Kieler Gelehrtenschule, der für den Verlag der Jahresberichte über die Fortschritte der klassischen Altertumswissenschaft nach Niemeyers

Tode den Nekrolog schrieb, obgleich er ihn erst kennengelernt hatte und ihm als Freund nahe getreten war, als dieser sein Amt bereits niedergelegt hatte, entwickelt in seiner ausführlichen Biographie Niemeyers Wesensart wie folgt:

„Mit Konrad Niemeyer ist der letzte große Schulmann[1]) aus dem Pädagogengeschlecht des Kanzlers Niemeyer ins Grab gesunken. Wer das Glück hatte, dem Verewigten näher zu treten, wird den Eindruck, den die Persönlichkeit dieses bedeutenden Mannes erweckte, unauslöschlich bewahren. Eine stattliche, männliche Erscheinung, ein edles Antlitz, dessen Züge milden Ernst mit tiefer Güte vereinten, ein klares graues Augenpaar, über dessen buschigen Brauen sich eine Stirn mit starken Protuberanzen wölbte, — so steht das äußere Bild des greisen Mannes in seinen letzten Lebensjahren vor dem Verfasser dieses Nachrufs.

Der ausgeprägte Grundzug seines Wesens war tiefe Wahrhaftigkeit und vollendete Objektivität. Diese Eigenschaften in Verbindung mit lauterer Herzensgüte und vornehmer Gesinnung, welche das Gemeine in jeglicher Form weit von sich wies, geben seinem arbeitsreichen Leben die charakteristische Farbe, auf ihnen beruht wesentlich der Segen, welcher sein Lebenswerk begleitet und adelt; sie machen ihn zu einer Art vorbildlicher Persönlichkeit."

Von Konrad Niemeyers erster Wirksamkeit an der Kieler Gelehrtenschule (diese Bezeichnung führte das dortige Gymnasium) und dem Eindrucke seiner Persönlichkeit schreibt einer seiner besten Schüler, Berthold Litzmann in seinem Briefe: „Im alten Deutschland, Erinnerung eines Sechzigjährigen" S. 99 ff.:

„Nach einem abermaligen Interregnum erschien 1869 der damals Anfang der Vierzig stehende Konrad Niemeyer, den das Vertrauen des preußischen Kultusministers vor die schwere Aufgabe stellte, als Fremder eine lange verwahrloste Anstalt mit wesentlich autochthonen und zum Teil ein wenig angekalkten Lehrkräften mit energischer aber nicht rauher Hand zu organisieren und auf der ganzen Linie ‚moralische Eroberungen' zu machen. Aber, wenn einer, war er der rechte Mann dafür, auch was gerade in diesem Fall nicht unwesentlich war, in der äußeren Erscheinung.

[1]) Professor Müller übersah Max Niemeyer, Potsdam † 1913 Mai 19. Siehe Familien Nachrichten 3. Stück.

Fremdartig anmutend auch in diesem Kreise durch die mehr an einen Offizier als an einen Schulmeister gemahnende, straff aufrechte Haltung seines wohlgebauten, sehnigen Körpers, auf breiten Schultern ein bedeutender, hochgerichteter Kopf, aus dem zwei graue leuchtende Augen gebieterisch in die Welt strahlten, Königsaugen, vor deren durchbohrendem Blick kleine und große Malefikanten schuldbewußt zusammenschrumpften, und die doch, wenn sie über die Klasse wanderten und in unsern Mienen lasen, eine solche menschliche Güte ausstrahlen konnten, daß man Schulstaub und Schulängste völlig vergaß. Wahrhaftig und klug zugleich und dadurch ein aus so heterogenen und in vieler Hinsicht widerstrebenden Elementen zusammengesetztes Lehrerkollegium sicher und leicht lenkend und mit dem Geist gemeinsamer Arbeitsfreudigkeit erfüllend. Ein Sieg', der ihm sicher erleichtert wurde ebenso sehr dadurch, daß er, obwohl nur ‚Pommer', doch auch ‚einer von der Waterkant' war, — das gab ihm bei den eingeborenen Lehrkräften einen Stein im Brett, — wie daß er an Geist und Wissen auch den Anspruchsvollsten mindestens ebenbürtig, an Urteil und nie versagendem pädagogischen Scharfblick überlegen war.

Was er seinen Schülern in der Prima und Sekunda in den deutschen und lateinischen Stunden an Fülle und Eindringlichkeit der Anregung, nie ins Kleinste sich verlierend, nie trocken, immer aus dem Vollen schöpfend, gab, machte vor allem den Primanern die Stunden bei ihm zum Fest, trotzdem er nichts durchgehen ließ und Flüchtigkeit und Gedankenlosigkeit unerbittlich rügte und strafte. Wie er uns in Goethe einführte, ist mir unvergeßliches Vorbild geblieben in der Durchdringung des Ästhetischen mit dem menschlich Psychologischen. Daß ich den in unseren Tagen so viel geschmähten Horaz lieben lernte und noch liebe, danke ich ihm, so sehr ich vielleicht heute durch dies Bekenntnis in der Achtung sinke. Das Schönste und Befreiendste waren aber doch die deutschen, vor allem die Aufsatzstunden. Wie aufhellend waren seine Korrekturen, wie fein, wie gerecht, und wie bei aller gelegentlichen Schärfe gütig und verständnisvoll waren seine Urteile."

Und zu diesem Zeugnis ein anderes aus dem Munde eines gleich berufenen Beurteilers. Herr Justizrat Bokelmann in Kiel schreibt über seinen alten Direktor folgendes:

„Direktor Niemeyer steht mir aus den Tagen seiner männlichen Vollkraft mit seinem edel geschnittenen Gesicht, den leuchtenden Augen, dem humorvollen und lebensfrischen Lächeln auf den Lippen, dem fast stets leicht zurückgeworfenem Kopfe, der stattlichen, aufrechten Körperhaltung in charakteristischer Erinnerung als Typus des „gentleman“ — wir haben ja leider nur den englischen Ausdruck — des „gentleman“ auf dem Katheder. Und die Quelle seines sehr großen Einflusses auf die ihm unterstellte reifere Jugend glaube ich zum Teil darin suchen zu dürfen, daß er durch und durch „gentleman“ war und die gleiche Qualität bei seinen Primanern voraussetzte. Er zog sie mit zu sich herauf. Weil er niemals ein Mißtrauen äußerte, würde die öffentliche Meinung der Prima jede Unehrlichkeit ihm gegenüber als nicht anständig gebrandmarkt haben, und es ist mir nicht erinnerlich, daß ihm gegenüber von irgendeiner Seite eine Täuschung versucht wäre. Daneben mag allerdings, uns sehr unbewußt, die Empfindung mitgewirkt haben, daß den hellen Augen des Direktors etwas Ungehöriges nicht leicht entging. Der starke und veredelnde pädagogische Einfluß Niemeyers, der aus seiner vornehmen Persönlichkeit floß, wurde naturgemäß gesteigert durch das große Interesse, das sein Unterricht erweckte. Auch dieses Interesse beruhte wesentlich auf derselben Grundlage. Er hatte Nachempfindung für das, was die Jugend packte. Ihm war der Begriff des Sprachunterrichts nicht gleichbedeutend mit Dressur auf unregelmäßige Formen und verzwickte Konstruktionen. Sein Unterricht beschränkte sich niemals auf die Form, sondern knüpfte stets an den Stoff an. Das allgemein Menschliche der alten Schriftsteller, das dem Schüler in der Not des Übersetzens so leicht entgeht, zog er hervor. Stilistische Feinheiten und Pointen hob er heraus und suchte den Schüler zum Verständnis der charakteristischen Eigenschaften des Schriftstellers aus seiner Zeit und seiner Individualität heraus zu erziehen. — Glanzleistungen waren seine Unterweisung beim Studium des Tacitus und die deutschen Literaturstunden. Die pointierte Darstellungsart des Tacitus gab ihm reiche Gelegenheit durch Fragen aller Art zu eigenem Nachdenken über den Grund und Zweck der gewählten stilistischen Form anzuregen, und in Anknüpfung daran über die inneren Vorgänge im Erzähler und

seine Stellungnahme zu der ihn umgebenden Welt von den Schülern Äußerungen hervorzurufen. In ähnlicher Weise verfuhr er in der Vorführung der deutschen Literatur; hier aber wechselte sein eigener, infolge ungewöhnlicher Beherrschung der Sprache als ein Kunstgenuß wirkender Vortrag, mit dem er auch die trockenen Gesellen zu vorübergehender Begeisterung fortzureißen verstand, sich ab mit klug gestellten Fragen, die zur Mitarbeit der Schüler, zu eigenem Denken nötigten. Die Anworten zeigten häufig, wie dringend das Bedürfnis nach solcher Nötigung war, und wurden dann mit olympischem Humor aufgenommen. Soll ich kurz zusammenfassen, was seinen Unterricht so belebend und darum so wirksam machte, so war es folgendes: Er war keine Lehrmaschine, und seine Schüler keine Lernmaschinen. Er tötete nicht den Stoff zugunsten der Form. Seine Schüler sollten getrost nach Hause tragen, was sie schwarz auf weiß besaßen, sie sollten erwerben, um zu besitzen. Über seinem Unterricht lag nicht die Kühle des bloßen Fachgelehrten, sondern der warme Lebenshauch einer klaren, hochbegabten, vornehmen Persönlichkeit: der ganze Mensch erteilte den Unterricht. Ich habe schon oben die ganz ungewöhnliche Redegabe erwähnt, die Niemeyer auszeichnete und die von dem Gesamtbilde des Mannes nicht weggedacht werden kann. Völlig frei von phrasenhafter Wohlrednerei, aber des kürzesten treffendsten Ausdrucks stets sicher, verstand er jeden Gedanken, auch in seinen feinsten Abtönungen, auf den Hörer zu übertragen. Diese Redegabe war sein tägliches, für die Wirksamkeit seines Unterrichts unentbehrliches und unersetzliches Handwerkszeug, wurde aber bei gegebener Gelegenheit zu wirklicher Kunstleistung gesteigert. So waren die Abschiedsworte, mit denen er die Abiturienten zu entlassen pflegte, kleine Meisterwerke in der Kunst der Gelegenheitsrede nach Inhalt, Form und Vortrag. Zu diesen Entlassungsakten drängten sich auch Unbeteiligte."

Sein jetziger Nachfolger im Amt, auch ein früherer Schüler, fügt in dem Nachruf, den er für die Mitteilungen des Verbandes ehemaliger Abiturienten der Kieler Gelehrtenschule geschrieben, diesen Worten noch hinzu:

„Niemeyer besaß eben in seltener Art die köstliche Gnadengabe, die das innerste Wesen des Erziehers ausmacht, sich freudig

aus reichem Wissensschatz und tiefster Herzensbildung seinen Schülern mitzuteilen, sich ganz ihnen zu geben. So sagt er selbst einmal in seinen Erinnerungen: ‚Überhaupt schreibe ich den Erfolg meines Unterrichts wesentlich dem zu, daß meine Schüler mir immer die Freude anmerkten, die ich selbst an dem hatte, was ich sie lehrte, die Lust, mit der ich ihnen den Becher vortrank, den ich ihnen kredenzte.' Das ewig Menschliche, das nirgends so rein aufleuchtet wie in den Schöpfungen der Antike, erlebten wir nicht nur an seiner Persönlichkeit selbst, sondern mit ihr und durch sie an jeder Gattung des antiken Stoffes, die er frei von aller aufdringlichen, beengenden oder gar pedantischen philologischen Gelehrsamkeit in seinen unvergänglichen Lebenswerten uns zu deuten wußte."

Niemeyer konnte nach seiner Ostern 1890 erfolgten Pensionierung trotz körperlicher Beschwerden doch einem goldenen Lebensabend entgegensehen. Noch 13 Jahre der Muße sind ihm beschieden gewesen. Die Tätigkeit, welche seine Lebensaufgabe gebildet hatte und ihm ein Lebensbedürfnis geworden war, hatte ein Ende, und das erfüllte ihn mit Schmerz; als Ersatz blieb ihm die Beschäftigung mit der Wissenschaft, der er sich mit noch hellen Sinnen und ungeschwächter geistiger Kraft hingeben konnte.

Am 15. März 1903 ist er friedlich hinübergeschlummert, umgeben von seinen Lieben. Unter sein Bild, das im Konferenzzimmer des Kieler Gymnasiums hängt, hat er einst ein Wort des Aristoteles geschrieben, das er liebte: *Ἀδύνατον καλῶς πράττειν τοῖς μὴ τὰ καλὰ πράττουσιν.*

Und nun noch die Schlußworte seiner Aufzeichnungen:

„Nach einer glücklichen Kindheit und einer fröhlichen Jugend habe ich meine männlichen Jahre wirkend, leidend, genießend, durch Freundschaft und Liebe beglückt, in gelingender Tätigkeit und in einer glücklichen und gesegneten Ehe verlebt und hoffe dereinst einer von denen zu sein, die wie Horaz sagt, selber gesunden werden, qui se vixisse beatum dicat et exacto contentus tempore vita cedat, uti conviva satur. Sollten meine Kinder mir einen Grabstein setzen wollen, so mögen sie getrost als Inschrift darauf das Horazische (carmin. III. 29. 43) Wort setzen: Vixi.

Kiel, den 26. November 1891.

Verlust, Zuwachs und Entwickelung in den einzelnen Familien der Gegenwart.

In Kürze angesichts des starken Umfanges dieses Heftes:

Stamm Hermann Wilhelm: Dem Ehepaar Kaufmann Werner Tuercke und Elisabeth geb. Tuercke (XIII. 19) in Keyport (New Jersey U. S. A.) wurde am 12. September 1927 eine Tochter geboren, welche die Namen Anita Rosemarie erhalten hat. Joachim Tuercke (XIII. 20) ist seit dem 1. April 1926 Assistent an der Technischen Hochschule in Darmstadt.

Stamm Franz Anton: Am 19. Mai 1927 verschied Dr. Moritz Fleischer (XI. 40), Wirklicher Geheimer Ober-Regierungsrat Professor Dr. h. c. der Landwirtschaft, Kurator der Moorversuchsstation zu Bremen im 85. Lebensjahr. Den vorliegenden Nachruf, der sein an Taten und Erfolgen überaus reiches Leben schildert, müssen wir leider für das nächste Jahr zurückstellen. — Am 9. April 1927 vermählten sich Erwin Boroffka und Charlotte Niemeyer (XII. 50). — Edith Niemeyer (XII. 52) errang auf zweimaliger Konzertreise nach Spanien, Juni 1927 in Pamplona, November in Pamplona und Madrid als Altistin in Beethovens missa solemnis und 9. Sinfonie starke Erfolge. — Friedrich Tägert (XII. 72), Oberstudienrat Professor Dr. am Realgymnasium in Osnabrück, tritt voraussichtlich Ostern 1928 in den Ruhestand. Seine Gattin Margarete geb. Harrighausen verlor er schon am 2. Mai 1925. Sein Sohn Ludwig (XII, 56) macht Ostern sein Abiturientenexamen und wird dann Technik studieren.

Stamm Carl Eduard (76. Tafel). Dr. Felix Niemeyer erfreut sich des Ruhestandes mit seiner Gattin Else in Wiesbaden, Capellenstr. 58. Otfried (XII. 75) befindet sich seit Oktober 1927 in neuer aussichtsreicher Stellung der Sackfabrik Fränkel in Hildesheim; Hildegard Hennecke (XII. 76) hat im Juni 1927

am Konservatorium in Köln das Examen als Klavier- und Gesanglehrerin bestanden. Zur Zeit ist sie Assistentin von Frau Professor Marie Philippi und hatte in letzter Zeit mehrfach Erfolge als Konzertsängerin; Theodor Niemeyer (XI. 89) hat sein dreibändiges Werk „Systematisches Handbuch des Abrüstungsproblems" vollendet. — Seine Tochter Annemarie (XII. 79) hat sich am 14. März 1927 bei der Universität Kiel den Dr. sc. pol. erworben. Sie ist in Frankfurt a. M. als wissenschaftliche Hilfsarbeiterin tätig. — Ihr Bruder Otto (XII. 81) hat sich am 2. November 1927 mit Dr. Anneliese Schmidt (geboren in Berlin 1900 (XII. 31), Tochter des Verlagsbuchhändlers Schmidt aus Bremen, vermählt. — Elisabeth Dibbern (XII. 89) stellte in Essen mit größtem Erfolg eine Reihe von Scherenschnitten (Holzschnittmanier) aus.

Stamm Hermann Agathon: Die Heirat ihrer Tochter Grace Wilhelmine mit Henry V. Vordis am 5. Oktober 1927 melden Alfred Hermann Niemeyer und seine Gattin Lotte geb. Merten aus New York.

Stamm Pernice: Herbert Pernice (XI. 121) ist am 1. Oktober 1926 in den Ruhestand getreten. Sein ältester Sohn Hugo (XII. 107), Dr. phil. diplom. Landwirt, hat sich am 5. November 1926 mit Elisabeth Fischer, Tochter des Oberstudienrats i. R. Professor Dr. Fischer in Königsberg, vermählt. Das Ehepaar wohnt in Königsberg, Zeppelinstr. 9. — Ludwig Pernice (XI. 122) hat seine Klinik in Frankfurt a. d. O. verkauft. Auch das Lutherstift dort gibt er auf und bezieht als Ruhesitz am 1. April 1928 mit seiner Gattin den kleinen Wirtschaftshof Lindenhafen bei Briesen (Mark). — Erich Pernice (XI. 123) ist zu Forschungsreisen dauernd in Italien (Pompeji und Sizilien) und hat allerlei herausgegeben. — Seine Magdalene (XII. 114) ist jetzt zur Vollendung ihres zweiten Probejahrs in Stettin (Augusta-Viktoriaschule) und macht im Herbst den Assessor. — Seine Tochter Agnes (XII. 115), die Krankenschwester war, geht, nachdem sie als solche eine Reise nach Südamerika gemacht hatte, wieder zur Schule und will, wenn's geht, in einem Jahr das Abiturium machen, um (vielleicht Astronomie) zu studieren. — Sein Sohn Erich (XII. 116) studiert in diesem Jahre in Graz und wird wohl in $1^1/_2$ Jahren den Dr. machen. — Sibille (XII. 117) soll von Ostern ab die

Hochschule für Musik in Weimar besuchen; sie ist Geigerin. — Hugo Pernice (XI. 124) meldet von seinen Kindern: Lore (XII. 118) ist Hauspraktikantin im Kinderheim der Stadt Kassel in Fürstenhagen bei Hessisch-Lichtenau; Käte (XII. 119) arbeitet als kunstgewerbliche Gehilfin im Geschäft Kuhnen, Berlin, Tiergartenstr.; Wolfgang (XII. 120) studiert Medizin in Marburg; die übrigen Kinder Irmgard, Margret und Eberhard besuchen noch die Schule. — Joachim Nöldechen (XII. 127), Dr. phil. diplom. Landwirt, vermählte sich am 7. März 1924 mit Edith Dieterle, Tochter des Rittergutsbesitzers Dieterle in Schwedt a. d. O. Deren Sohn Martin Bruno N. wurde geboren am 18. Juli 1925. Der Vater ist seit April 1927 Saatzuchtleiter der Zuckerfabrikationsgesellschaft zu Delitzsch. — Am 18. Februar 1927 verschied zu Kassel an Lungenentzündung Marie Bindewald-Pernice (XI. 128). — Wichard Schwarzlose und Lore geb. von Jacobi (XII. 137) wurde am 2. September 1927 ein Knabe, genannt nach seinem Vater, „Wichard" geboren.

Stamm Johann Anton: Am 24. September 1927 schied von ihrer Tochter Edith (XII. 121) in Solingen nach siebenwöchentlichem schweren Krankenlager Luise Niemeyer-Crone (XI. 191). Mutter und Tochter führten durch lange Jahre ein schönes Zusammenleben.

Nachtrag: Als jüngster Sprößling des Geschlechts ist schnell noch Hartmut Baroffka zu melden, geboren den 18. Februar 1928 in Potsdam, dem Ehepaar Erwin Baroffka und Charlotte geb. Niemeyer (XII. 50).

Druck von Karras, Kröber & Nietschmann, Halle (Saale)

A: 4

Familien-Nachrichten

für das

Geschlecht Niemeyer (Halle)

Neue Folge der Familien-Nachrichten für die Nachkommen A. H. Franckes

---

Elftes Stück



538

Halle (Saale) 1929

Franckesche Stiftungen
Haupt-
Bibliothek
Halle/Saale

Zum 100. Todestage von August Hermann Niemeyer.

7. August 1928.

Des 100. Todestages des Mannes, der im Brennpunkte aller Geschichte des Geschlechtes Niemeyer (Halle) steht, ist durch „August Hermann Niemeyer. Sein Leben und Wirken" von Karl Menne, Max Niemeyer Verlag, Halle 1928, in schönster Weise gedacht worden. Zu der überaus reichen Literatur über das Leben des Kanzlers stand Karl Menne der handschriftliche Nachlaß unseres Ahnen zur Verfügung, so daß uns nunmehr sein Leben und Wirken außerordentlich lebendig vor dem geistigem Auge steht.

Unser Ahn hat uns in den Familienpapieren von Franz Anton Niemeyer eine Autobiographie hinterlassen, deren Schlußworte uns zu seinem 100. Todestage erbauen mögen:

„So ist mein Leben bisher zwischen Freude und Schmerz hingeflossen. Unter solchem Wechsel — wie könnt' ich es anders erwarten und fordern — wird es — wann Gott es will — enden. Des Guten war viel mehr, als des Bösen, und man hat mich oft zu den ausgezeichnet Glücklichen gezählt. Auch bin ich es von vielen Seiten gewesen. Doch kennen Wenige auch die sehr schmerzlichen Erfahrungen, die ich auf dem langen Lebenswege gemacht habe. Mein höchstes Glück habe ich stets in meinem Hause und in meinen Kindern gefunden. Erhalte mir Gott, was er mir noch gelassen hat und lasse es Allen wohl gehen. Möge ihnen auch in trüben Tagen der Glaube an eine unendliche Weisheit und Güte bleiben, die alle unsere Schicksale regiert. Ich will zu wirken suchen, so lange ich Kräfte habe. Wenn mich diese verlassen, dann gebe mir der Vater meines Lebens ein ruhiges Ende".

Den 2. Februar 1823.

Moritz Fleischer.

Geboren Kleve 2. Januar 1843, gestorben Berlin-Steglitz 19. Mai 1927.

Hermann Anton Moritz Fleischer wurde am 2. Januar 1843 in Kleve, dicht an der holländischen Grenze, geboren. Sein Vater, Dr. Moritz Fleischer, war zur Zeit seiner Geburt Lehrer am dortigen Gymnasium. Seine Mutter, Sophie Wilhelmine Henriette war eine Tochter des Universitätsprofessors Dr. iur. Franz Anton Niemeyer in Greifswald. Die Jahre seiner Kindheit bis zur Konfirmation verlebte Fleischer in Kleve. Unverlöschlich hafteten die Klever Kindheitserinnerungen bis ins hohe Alter in seiner Seele. Gern erzählte er seinen Kindern, später seinen Enkelkindern, von den Spielen und Wanderungen mit den Geschwistern und Kameraden in der freundlichen Umgebung von Kleve, wie der Vater auf Spaziergängen den Kindern die Sagen des klassischen Altertums erzählte, wie er ihnen zu Hause die homerischen Gedichte und die Dramen Schillers vorlas. Viel Freundliches wußte er auch von der stillen liebevollen Art der Mutter zu sagen, an der er mit innigster Liebe hing.

1857 wurde der Vater als Oberlehrer an das Friedrichsgymnasium in Berlin berufen. Stille Winkel waren es, in denen der junge Fleischer die ersten Eindrücke von dem neuen Berliner Leben empfing. Zuerst wohnten die Eltern im sogenannten Kessel in der Kesselstraße, dem Kasernenhof der Garde-Füsilier-Kaserne gegenüber, später in der Ecke des nicht weit davon entfernten Luisenplatzes. Neue fröhliche Jugendbeziehungen ergaben sich, ganz besonders mit den Pensionären, die die Eltern zur Vermehrung des Einkommens bei der großen Kinderschar hielten. In Berlin wurde Moritz Schüler seines Vaters. Nicht genug konnte er das Lehrgeschick des Vaters rühmen. Ihm verdankt er



Moritz Fleischer
* Kleve 2. Januar 1843
† Steglitz 19. Mai 1927.

die Freude am Homer und an den griechischen Tragikern, die ihm bis in die Jahre seines Alters geblieben ist. Es gibt nur wenige Lehrer von Gottes Gnaden, pflegte er gelegentlich zu sagen, aber mein Vater war einer davon. Im Herbst 1861 bestand er unter Entbindung vom Mündlichen die Reifeprüfung.

Fleischer wandte sich dem Studium des Bergfachs zu. In Eisleben lernte er ein Jahr lang den praktischen Betrieb des Bergbaus kennen. Beschwerlich und ungewohnt genug war die neue Arbeit, aber unverdrossen wurde sie geleistet. Im Verkehr mit den älteren Bergleuten zeigte sich damals schon bei Fleischer die Fähigkeit, sich durch seine Freundlichkeit das Vertrauen einfacher Menschen zu gewinnen. Die schwere Arbeit des Eislebener Jahres wurde durch Verkehr mit den Hettstedter Verwandten und allerlei gesellige Vergnügungen verschönt.

Aber die Aussichten im Bergfach waren damals gering. So entschloß sich Fleischer umzusatteln und Chemie zu studieren. Da die Eltern in Berlin wohnten, besuchte er zuerst die Berliner Universität. Später ging er nach Greifswald. Dort hat er auch sein Studium beendet. Unter seinen Lehrern bewahrte er zeitlebens Prof. Limpricht dankbare Verehrung. In seinem Laboratorium hat er lange zusammen mit Max Maercker, dem späteren Leiter der agrikulturchemischen Versuchsstation in Halle gearbeitet.

Nach Vollendung seiner Studien wurde Fleischer Assistent an der landwirtschaftlichen Versuchsstation Möckern und Hohenheim bei Stuttgart. Hier lernte er seine spätere Gattin Marie geb. Backé kennen. Seine Arbeit in Hohenheim unterbrach der Ausbruch des Krieges mit Frankreich 1870/71. Als Kriegsfreiwilliger hat er den Feldzug mitgemacht. Nach der Rückkehr aus dem Felde wurde er Assistent des hervorragenden Agrikulturchemikers Henneberg in Weende bei Göttingen. Nachdem er hier im Jahre 1872 geheiratet hatte, übernahm er 1875 die Leitung der agrikulturchemischen Versuchsstation in Bonn.

Das Jahr 1877 brachte die entscheidende Wendung für die wissenschaftliche Lebensarbeit Fleischers. In diesem Jahre begründete die im Jahre 1876 von dem Preußischen Landwirtschafts-Ministerium ins Leben gerufene Zentral-Moor-Kommission die Moorversuchsstation in Bremen. Fleischer wurde zum Leiter der

Station berufen. Es war eine zunächst wenig Vertrauen erweckende Aufgabe, die ihm durch diese Berufung übertragen wurde. Wohl fehlte es nicht an Erfahrungen auf dem Gebiet der Moorbearbeitung. Daß das Moor eine durchaus nicht wertlose Bodenart sei, daß auf ihm bei rechter Bearbeitung allerlei Gutes wachsen könne, wußte man durch die Jahrhunderte alten Kulturen der Holländer. Die segensreiche Arbeit Hermann Rimpaus hatte diese Erfahrung auch für Versuche auf deutschem Moorboden bestätigt. Aber Mißerfolge und Enttäuschungen bei Versuchen, die andere anstellten, kamen immer wieder vor. Es fehlte eben die sichere Technik der Moorkultur, die bei richtiger Anwendung vollen Erfolg bei der Bearbeitung der Moore versprach. Und diese Technik fehlte, weil die Arbeit der Moorkultur bis dahin noch nicht wissenschaftlich durchforscht und auf die Ergebnisse dieser Forschung sicher begründet worden war. Auch ein Anderes dürfen wir nicht übersehen, wenn es uns um eine verständnisvolle und gerechte Würdigung der Lebensarbeit Fleischers zu tun ist. Die Moorerfahrungen, die man bis zu seiner Übernahme der Leitung der Moorversuchsstation in Bremen hatte, bezogen sich in der Hauptsache auf Niederungsmoore. Dagegen galt die Kultur der Hochmoore als eine außerordentlich schwierige und ziemlich aussichtslose Sache. Jedenfalls war es die allgemeine Meinung der Sachverständigen auf diesem Gebiete, daß, wenn die Kultur der Hochmoore sich irgendwie lohnend erweisen, wenn es gelingen sollte, aus ihrer Bearbeitung neue fruchtbare Bodenfläche zu gewinnen, sie in ganz anderer Weise angefaßt werden müsse. Welche Wege aber zur Erreichung dieses Zieles einzuschlagen seien, das wußte im Jahre 1877 niemand. Das wußte aber auch, wie er selbst in seiner Dankrede aus Anlaß der Feier seines 70. Geburtstages launig bemerkte, der Mann nicht, der damals mit der Ordre: Nun übe deine schwarze Kunst, in das Moor hinein gesetzt wurde. Das wußte auch Fleischer nicht. Die Moorarbeit lag ihm so fern wie nur möglich. Er hatte bis dahin, mit Bewußtsein wenigstens, überhaupt noch kein Moor gesehen. Aber der Mangel an Wissen und Erfahrung wurde in glücklicher Weise durch die fröhliche Unbefangenheit der Jugend ersetzt. Mit der Zuversicht: es wird schon gehen, ging Fleischer

an seine neue Arbeit heran. Eine Zeit rastloser unermüdlicher Tätigkeit begann. Oft wünschte er in diesen Jahren, daß der Tag nicht 24, sondern 48 Stunden hätte. Der schwarze Boden erwies sich dankbar für die an ihn gewandte wissenschaftliche Arbeit. Selbstverständlich ging die Arbeit nicht immer in gleichmäßig erfolgreichem Fortschritt weiter. Mißgriffe und Irrtümer blieben nicht aus. Aber auch Irrtümer können Wegweiser werden und sind es auch in diesem Falle geworden.

Mancherlei kam der Arbeit Fleischers bei dem Aufbau der wissenschaftlichen Moorkultur zu Hilfe. Zunächst der Ort seiner Tätigkeit. Bremen war für die Arbeit am Moor denkbar günstig gelegen. Der Verkehr mit der kleinbäuerlichen Moorbevölkerung des Nordwestens war unmittelbar gegeben und damit die Fühlung mit ihr, die für das Gelingen der Fleischerschen Untersuchungen unbedingt nötig war. Was im Laboratorium und auf den Versuchsanlagen der Station sich als Resultat wissenschaftlicher Beobachtung und Prüfung ergab, mußte von den Moorbauern praktisch angewendet und ausgeprobt werden. So leicht war der Verkehr mit diesen Leuten nicht. Sie waren nach Fleischers Erfahrung ein zähes, kräftiges, etwas langsames, aber helläugiges Geschlecht. Ihr Vertrauen zu den Männern der Wissenschaft war so gering wie möglich. Wenn ihre Felder von wissenschaftlichen Kommissionen besucht wurden, hörte Fleischer manchmal die Frage hinter sich: wat will de Kierl? Aber es gelang Fleischer bald, dieses Mißtrauen seiner Klienten zu überwinden. Durch seine sonnige Liebenswürdigkeit, seine gleichbleibende Freundlichkeit gewann er sich das Vertrauen der Männer und Frauen im Moor. Und er wieder schätzte an ihnen die zähe, zuverlässige, bodenständige Art.

Eine weitere Hilfe für den Fortgang und den Erfolg seiner wissenschaftlichen Lebensarbeit war für Fleischer eine Reihe einflußreicher Freunde. Unter ihnen ist neben seinem alten Mitarbeiter, Dr. Saalfeld, zunächst Freiherr von Wangenheim auf Klein-Spiegel zu nennen. Er hatte die Moorflächen auf seinem Gute nach dem Muster der Rimpauschen Bearbeitung ertragsfähig zu machen gesucht. Aber diese Versuche mißlangen. Das veranlaßte Wangenheim, sich an den „Moordoktor in Bremen“

zu wenden. Von ihm lernte er aus seinem Moorland fruchtbare Kulturen zu schaffen. Damit war für beide Männer der Grund zu einer 50jährigen gemeinsamen Arbeit und Freundschaft gelegt. Der Tod seines alten Freundes Wangenheim, nicht lange vor seinem eigenen Heimgang, ist für Fleischer ein herber Verlust gewesen. Unter allen seinen Freunden aber stand ihm doch immer an erster Stelle der Ministerialdirektor im Landwirtschaftsministerium Exzellenz Thiel. Zu ihm hat er immer in Verehrung, Dankbarkeit und Liebe aufgesehen. Auf Thiels Veranlassung war ihm 1877 die Leitung der Moorversuchsstation in Bremen übertragen worden. Er war der erste Dezernent für die Angelegenheiten der Station. Er hatte für die Arbeit der neugegründeten Station auch das Programm entworfen. Und es war, wie Fleischer selber später geurteilt hat, ein Programm, nach dem sich wirklich arbeiten ließ, ein Vorzug, der durchaus nicht immer allen Arbeitsprogrammen eigen zu sein pflegt. Thiel hat bis zuletzt der Arbeit der Moorkultur seine warme Teilnahme bewahrt. Wo es galt, ihre Bestrebungen zu fördern, ihr neue Wege zu öffnen, Hindernisse und Widerstände zu beseitigen, da war er immer zur Stelle.

Das Vertrauen, das man Fleischer entgegenbrachte, als ihm die Leitung der Moorversuchsstation übertragen wurde, hat er in einer Weise und mit einem Erfolge gerechtfertigt, die weit über das hinausgingen, was man damals erwartete und erwarten konnte. Durch seine 15jährige Tätigkeit an der Versuchsstation hat er die Technik der Moorkultur sicher begründet, sie auf eine feste wissenschaftliche Grundlage gestellt, eine Grundlage, auf der jüngere Kräfte nach ihm weiter gebaut haben und weiter bauen werden.

Durch ihn und seinen Schüler und Nachfolger, Geheimrat Tacke, ist die Moorversuchsstation in Bremen zur Musteranstalt für die gesamte Moorforschung geworden. Durch die Ergebnisse ihrer Arbeit hat die Moorkultur auch in außerdeutschen Ländern, in Holland, Schweden, Finnland, Österreich die nachhaltigsten Anregungen bekommen. Fleischers Arbeit ist es zu danken, wenn die größere Zahl der preußischen Niederungsmoore jetzt üppiges Grünland ist, wenn man mit immer größerem Erfolg dabei ist, die Hochmoore, die früher fast ausschließlich für Schafweide und

Brandkultur benutzt wurden, zu Weideflächen zu machen, die an Ertragsfähigkeit und Güte den Marschweiden kaum nachstehen. Fleischer hat den Weg gewiesen, unserer Volksernährung neue Provinzen im Lande zu erobern. Wie wichtig diese friedliche Eroberung für unser Volk ist, braucht man keinem Einsichtigen erst zu sagen. Wäre vor dem Kriege für die Erweiternng unserer Ödlandskultur mehr geschehen, unser Volk in die Lage zu setzen, sich auf eigenem Grund und Boden zu ernähren, so hätten wir in den Jahren des Weltkrieges unter der Hungerblockade unserer Feinde nicht so große Not leiden müssen. Aber fast noch wichtiger als früher ist für unser Volk jetzt die Aufgabe der Volksernährung auf eigener Scholle. Der Erfüllung dieser Aufgabe hat Fleischer durch seine Arbeit die Wege geebnet. Noch haben wir in Deutschland und Preußen Moore genug die nur darauf warten, für die Ernährung unseres Volkes nutzbar gemacht zu werden.

Es war nur eine wohlverdiente Anerkennung seiner wissenschaftlichen Leistungen, wenn Fleischer 1891 als Dozent für Chemie an die Landwirtschaftliche Hochschule in Berlin berufen wurde. Den Professortitel hatte er schon vorher bekommen. Ein Nervenzusammenbruch, wohl die Folge seiner angespannten Arbeit in Bremen, hinderte ihn zunächst, mit den Vorlesungen zu beginnen. Ein dreimonatlicher Aufenthalt in Gries bei Bozen stellte seine körperliche wie geistige Leistungsfähigkeit vollständig wieder her. Seit jenem ersten Aufenthalt in Gries hat er diesem Ort, dem benachbarten Bozen, überhaupt den Bergen und Menschen Südtirols seine warmherzige Anhänglichkeit und Liebe bewahrt. Noch manches Mal hat er dort durch kürzeren oder längeren Aufenthalt Stärkung und Erholung gefunden.

Anfangs 1892 begann er seine Vorlesungen an der Landwirtschaftlichen Hochschule zu Berlin. Bis zu seinem vollendeten 80. Lebensjahre hat er sie gehalten. Seine Befürchtung, daß ihm für die Vorlesungen die rednerische Fähigkeit fehlte, erwies sich bald als durchaus unbegründet. Es war wohl ein Erbe vom Vater her, daß er für den wissenschaftlichen Unterrichtsvortrag eine besondere Begabung hatte. Durch die lebendige Art seines Vortrages wußte er seine Zuhörer zu fesseln. Man merkte es seinem Vortrage an, daß er mit ganzer Seele dabei war, daß er

seinen Zuhörern das beste aus dem Schatz seiner wissenschaftlichen Erkenntnis und praktischen Erfahrung zu geben bemüht war. Zur Lebendigkeit seines Vortrags trug wesentlich bei, daß er nicht vorlas, sondern an der Hand eines bis in einzelste in Stichworten ausgearbeiteten Leitfadens frei sprach. Unermüdlich hat er an diesen Leitfäden bis in sein hohes Alter weiter gearbeitet, stetig bemüht, sie nur ja auf der Höhe der wissenschaftlichen Forschung zu halten. Seine Vorlesungen waren ihm ans Herz gewachsen. Es war ihm immer ein Schmerz, auch in den Tagen seines Alters, wenn er eine Vorlesung ausfallen lassen mußte. Während der Jahre des Weltkrieges war die Zahl der Studierenden an den landwirtschaftlichen Hochschulen sehr gering. Die jungen Männer, die sie besuchten, waren als Leute des Landes zumeist gesund und kräftig. Sie standen in den Jahren des Krieges draußen im Felde. Nur wenige waren in der Heimat. Da hatte Fleischer in manchem Semester nur 3, 4 Zuhörer. Unter diesen gelegentlich auch eine studierende Dame. Aber das hat ihn nicht gehindert, sich mit derselben Treue für seine Vorlesungen vorzubereiten und sie mit derselben Hingabe zu halten. Da war es ihm dann eine große Freude, daß nach Beendigung des Krieges große Scharen von Studierenden auch der Berliner Landwirtschaftlichen Hochschule zuströmten und auch die Zahl seiner Zuhörer gerade in den letzten Jahren seiner Vorlesungen so groß wurde, wie sie früher nie gewesen war.

Nicht unerwähnt bleiben soll Fleischers schriftstellerische Tätigkeit. Er schrieb: Mitteilungen über die Arbeiten der Moorversuchsstation, die Tätigkeit der Zentral-Moor-Kommission, die Torfstreu, ihre Herstellung und Verwendung. Unermüdlich, bis in das letzte Jahr seines Lebens, arbeitete er an seiner Bodenkultur auf chemisch-physikalischer Grundlage. Sie ist in mehreren Auflagen erschienen. Von 1881—91 redigierte er Biedermanns Zentralblatt für Agrikulturchemie. Große Freude machte ihm das letzte Erzeugnis seiner wissenschaftlichen Schriftstellerei: sein Wiesenbuch, das in den Kreisen der praktischen Landwirte überall eine große Verbreitung fand.

Durch seine Tätigkeit als Lehrer an der Landwirtschaftlichen Hochschule übte Fleischer einen weitreichenden Einfluß auf das

heranwachsende Geschlecht unserer Landwirte. Hunderte, die als Schüler zu seinen Füßen gesessen, haben das, was sie von ihm gehört und bei ihm gelernt haben, dann praktisch verwertet als Angestellte oder auf der eigenen heimischen Scholle. Gerade auf diese praktische Verwendbarkeit seiner wissenschaftlichen Forschungsarbeit legte Fleischer den größten Wert. Das hat ja seine wissenschaftliche Arbeit so erfolgreich gemacht, daß er immer in der Fühlung mit der Erfahrung der Landwirtschaft blieb.

Neue Verpflichtung dazu, aber auch eine große Erweiterung seines Erfahrungsbereiches bedeutete es für ihn, als er 1898 als vortragender Rat ins Preußische Landwirtschaftsministerium berufen wurde. Gleichzeitig wurde er zum Mitglied der Zentral-Moor-Kommission und zum Kurator der Moorversuchsstation in Bremen ernannt. Als Dezernat wurde ihm im Ministerium das Landwirtschaftliche Unterrichtswesen und die Moorkultur zugewiesen. Seine Vorlesungstätigkeit an der Landwirtschaftlichen Hochschule behielt er weiter. An der Aktenarbeit, die seine neue Stellung mit sich brachte, hatte er wenig Freude. Fleischer war kein Aktenmensch. Er war auf der einen Seite Gelehrter und Forscher und auf der anderen Seite Mann der praktischen Arbeit. Dagegen machte ihm eins an der Arbeit in seiner neuen Stellung viel Freude. Das waren die Dienstreisen zur Besichtigung der Moore, die ihm unterstellt waren. Oft genug führten ihn seine Dienstreisen auch über die preußischen und deutschen Grenzen hinaus nach Holland und Schweden. Bis in sein hohes Alter, auch als er aus seiner Stellung im Ministerium geschieden war, hat er es sich nicht nehmen lassen, an diesen Dienstreisen teilzunehmen. In seinem 84. Lebensjahre, im Sommer 1926 hat er seine letzte Dienstreise gemacht. Sie galt dem Besuch der bayerischen Moore in der weiteren Umgebung von München. Unter Ernennung zum Wirklichen Geheimen Oberregierungsrat trat er im Jahre 1911 in den Ruhestand. Seine Lehrtätigkeit, sein Amt als Kurator der Moorversuchsstation, als Mitglied der Zentral-Moor-Kommission und der Marschkultur-Kommission behielt er auch weiter bei.

Am 1. März 1902 starb Fleischers treue Lebensgefährtin nach einer 30jährigen überaus glücklichen Ehe. Ein sonniges,

von allen guten Geistern edler Lebenshaltung erfülltes Familienleben vereinte Eltern und Kinder, in Bremen in dem eigenen Haus auf der Donandtstraße, in Berlin später in der schön gelegenen Wohnung am Helgoländer Ufer dem Bellevuepark gegenüber. Beide Gatten waren gesellige Leute. Gern öffneten sie ihr Haus lieben Freunden und Bekannten. Sie verstanden die feine Kunst, es ihren Gästen behaglich zu machen, die Gattin mit ihrer warmen süddeutschen Herzlichkeit, der Gatte mit seiner ritterlichen, freundlichen, geistvollen Art. Von den Kindern waren nur drei am Leben geblieben, Hertha, Helene, Vera. Die älteste Tochter heiratete noch vor dem Tode, die beiden anderen erst nach dem Tode der Mutter. Der Tod der Gattin war für Fleischer ein überaus schmerzlicher Verlust. Er hat ihn nie ganz verwunden. Seitdem zog er sich von aller Geselligkeit mehr und mehr zurück. Als dann auch seine Tochter Helene heiratete, wurde er ganz einsam. Eine Wirtschafterin betreute seinen Haushalt. Eine Freude war es ihm, daß er den Zusammenhang mit seiner Tochter Helene auch nach deren Heirat dauernd unterhalten konnte. Sie hatte den Pfarrer Otto Großmann, damals Divisionspfarrer der 1. Garde-Division, geheiratet. In ihrer Häuslichkeit setzte sich die Tradition des Fleischerschen Hauses fort. Mit inniger Teilnahme begleitete er die Entwicklung seiner beiden Enkelkinder Heinzjürgen und Marielene. Unvergeßlich sind ihnen die Weihnachtsferien mit dem Großvater. Als sein Schwiegersohn in das Pfarramt in Steglitz berufen, seine Häuslichkeit dorthin verlegte, siedelte auch Fleischer nach Steglitz über. In seiner freundlich gelegenen Wohnung am Teltowkanal in der Siemensstraße hat er 13 Jahre in seiner von emsiger Tätigkeit ausgefüllten Muße verlebt. Nichtstun war ihm unmöglich. Fast den ganzen Tag saß er am Schreibtisch. Die Vorbereitung seiner Vorlesungen, schriftstellerische Arbeiten und anderes nahmen ihn völlig in Anspruch. Er ließ sich dabei nicht gern stören. Auch nicht von dem Besuch seiner Tochter oder anderer lieber Menschen. Seine Arbeit unterbrach er nur durch längere oder kürzere regelmäßige Spaziergänge. Im Sommer ging er jedes Jahr nach seinem geliebten Tabarz im Thüringer Walde am Fuß des Inselbergs. So lange es ihm seine Rüstigkeit erlaubte, schloß

sich daran ein Herbstaufenthalt in Gries. Aber auch in diesen Wochen der Ausspannung arbeitete er regelmäßig. Eine große Zahl von Büchern begleitete ihn stets auf seinen Reisen.

Der unglückliche Ausgang des Weltkriegs hat Fleischer schwer getroffen. Mit heißer Liebe hing er an seinem Vaterland und am deutschen Kaisertum. Der Untergang der Kaiserherrlichkeit, deren Aufrichtung er seinerzeit selbst vor Paris miterlebt hatte, erschien ihm wie wohl allen national Gesinnten, die seiner Generation angehörten und mit der Entwicklung des deutschen Kaisertums in ihr Mannesalter hineingewachsen waren, als etwas völlig Unbegreifliches. Dazu der Umsturz. Dieser Umsturz, an dem im Gegensatz zu dem Heldentum des Krieges alles so unheldenhaft, so erbärmlich und schwächlich war. In die neue Zeit, die nun kam, konnte sich Fleischer nicht finden. Er wollte es auch nicht. Er war so ganz verwurzelt in der alten Ordnung der Dinge, monarchisch bis in sein innerstes Empfinden. Da konnte ihm das neue Wesen nur Abscheu und Widerwillen erregen.

Die letzten drei Jahre seines Lebens war er in dem Hause seiner Tochter Helene. Umgeben von seinen Büchern, von den vielen Erinnerungen seines Lebens in Bildern und anderen Dingen gingen ihm die Tage dahin. Noch war er immer tätig. Allmählich ließ die geistige Spannkraft etwas nach. Die Spaziergänge wurden kürzer. Sie wurden manchmal eine Quelle der Sorge für seine Kinder. Lehnte er doch jede, ihm von der Tochter oft so herzlich und dringend angebotene Begleitung ab. „Er brauchte keine Kinderwärterin." Zu seinen Erinnerungen gehörten auch Hunderte von Briefen. Keinen Brief, keine Karte warf er fort. Alles wurde sorgfältig gesammelt und aufgehoben. Kam ihm dann ein solches Bündel von Briefen zufällig in die Hand, kam er ins Lesen. Längst vergangene Zeiten wurden wieder lebendig. Angeregt durch das Lesen solcher Briefe kam er dann auch wohl ins Erzählen. Es war erstaunlich, wie gut er in längst vergangenen Zeiten noch Bescheid wußte, wie er, der stets einen starken regen Familiensinn gehabt hat, über alle möglichen verwandtschaftlichen Beziehungen innerhalb der weitverzweigten Familie Auskunft geben konnte.

Welcher Anerkennung, Verehrung, Freundschaft und Liebe sich Fleischer als besten Ertrags seines Lebens erfreute, das trat an zwei Tagen seines Alters ganz besonders in die Erscheinung, bei der Feier seines 70. und dann wieder seines 80. Geburtstages. Ministerium, Hochschule, Provinzialbehörden, wissenschaftliche und landwirtschaftliche Verbände und Vereine sandten ihre Delegierten und Grüße, um den Jubilar zu feiern. Man feierte den verdienstvollen Beamten, den hervorragenden Forscher, den erfolgreichen Förderer der landwirtschaftlichen Arbeit, aber man feierte vor allem den Menschen, den Mann mit seiner edlen, vornehmen gütigen Gesinnung.

14 Tage vor seinem Tode kam er von seinem gewohnten Spaziergang heim. Eine leichte Verdunkelung seines Bewußtseins, wie er sie schon öfter gehabt hatte, stellte sich ein. Noch schien der Zustand nicht besorgniserregend. Eine leichte Besserung trat ein, hielt aber nicht an. Immermehr ließ die Teilnahme für das, was um ihn her vorging, nach. Nach einem kurzen Aufenthalt im Lichterfelder Kreiskrankenhaus brachte man ihn in das Haus seiner Kinder zurück. Dort ist er ohne Schmerzen am Vormittag des 19. Mai 1927 heimgegangen. Auf dem Friedhof der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche in Charlottenburg haben seine sterblichen Reste an der Seite der Gattin ihre letzte Ruhestätte gefunden. An seinem Sarge sprach sein Schwiegersohn über das Wort Sprüche 28, 20: Ein treuer Mann wird viel gesegnet. Nach diesem Worte brauchte er nicht lange zu suchen. Das ganze Leben von Moritz Fleischer war eine Bestätigung und Erfüllung dieses Wortes.

Guido Wolff.

Geboren Hamburg 31. Dezember 1848, gestorben Hamburg 13. Januar 1920.

Am 13. Januar 1920 erlag, 71 Jahre alt, ohne längere Krankheit einem Schlaganfall — „Guido Wolff in Hamburg" —.

Er entstammte der Ehe seines Vaters gleichen Namens mit Marianne geb. Niemeyer, verwitwete Immermann, dessen an geistigen Gütern reiches Haus noch heute in der Erinnerung zahlreicher Hamburger fortlebt. Das Elternhaus mit seiner Fülle künstlerischen Sinnes, straffer Ordnung, großer Gastfreundschaft und echter Religiosität bedeutet eine entscheidende Förderung für seine Lebensarbeit und die Grundlage für die Entwicklung seines Charakters.

Nach damaliger Hamburger Sitte wurde Guido Wolff nach beendeter Schulzeit ohne weitere Ausbildung oder Examen einer kaufmännischen Firma (A. E. Woermann) als Lehrling anvertraut und ging sodann nach „Drüben". Unter dem ihn betrübenden Eindruck, daß er wegen zarter Gesundheit im ruhmreichen Jahre 1870/71 seinem Vaterlande nicht mit der Waffe dienen konnte, verließ er noch während der Kriegszeit die Heimat, um in New York und Boston, vorübergehend auch in Havanna, in kaufmännischer Tätigkeit Erfahrungen zu sammeln und seinen Blick zu erweitern. Nach neunjähriger Abwesenheit kehrte er nach Hamburg zurück und begann schon bald sich in dem Fach des Reeders und Schiffsmaklers zu beschäftigen, in dem er später so Bedeutendes leisten sollte. Mit voller Befriedigung übte er seinen Beruf als Teilhaber und Mitleiter der nicht unbedeutenden Carrschen Reederei und entschloß sich nicht leichten Herzens, dem Wunsch seiner Angehörigen, die wegen seiner zarten Gesundheit für ihn eine leichtere und sichere Stellung erstrebten, Folge zu

leisten und die Wahl zum Direktor der Hamburg-Amerikanischen Paketfahrt A.-G. anzunehmen. Fast gleichzeitig mit dem genialen Albert Ballin in das Direktorium eintretend, hat er die enorme Entwicklung des Unternehmens, das später den Namen „Hamburg-Amerika-Linie" annahm, nicht nur miterlebt, sondern auch tätig gefördert. Aus einem Handelsgeschäft, das keineswegs immer sorgenlose Zeiten erlebt hatte, entstand mit Guido Wolffs Hilfe jenes gewaltige, die ganze Welt umspannende Institut, das bis zum Weltkrieg seinesgleichen nicht hatte und dem Ruf deutschen Unternehmungsgeistes, zuverlässiger Arbeit, großzügigen Wirkens und weitsichtiger Pläne über alle Meere trug. Welchen Anteil Guido Wolff an dem Emporblühen des Unternehmens hatte, erhellt daraus, daß er bei diesem, viele Millionen repräsentierenden Werk die schwere Verantwortung des Leiters der Finanzwirtschaft trug. Dem Gelingen des mächtigen Unternehmens der Hamburg-Amerika-Linie war Guidos Wolffs Charakter in hohem Grade förderlich. Sein ruhiges, sachliches, ja vorsichtiges Prüfen und Abwägen aller Verhältnisse, seine stets liebenswürdige Art zu verhandeln, das bescheidene, dabei aristokratisch wirkende Wesen, die volle Beherrschung der besten geselligen Formen, wie seine äußere Erscheinung, endlich die genaue Kenntnis der englischen Sprache, Dinge, die ihn zum Repräsentanten besonders geeignet machten. — Das alles verschaffte Guido Wolff das volle Vertrauen der zahlreichen Behörden, Gesellschaften und Einzelpersonen, mit denen ihn sein Beruf zusammenführte, und der Erfolg blieb nicht aus! Er zeigte sich in dem wachsenden Gedeihen des von ihm vertretenen Unternehmens, in der Entwicklung seiner eigenen Verhältnisse in der allgemeinen Anerkennung, die ihn bei häufiger Berührung mit hervorragenden und hochstehenden Persönlichkeiten in mancherlei Form, u. a. durch Verleihung hoher Orden, zuteil wurde.

So wurde es allgemein tief bedauert, als Guido Wolff sich im Jahre 1907 entschloß, nach 23jähriger Tätigkeit sein Amt als Direktor der Hamburg-Amerika-Linie niederzulegen. Er tat es, weil er in seinem — vielleicht übertriebenen — Feingefühl vermeinte, nach einer überstandenen Krankheit den steigenden Ansprüchen seines Amtes und der großen Verantwortung nicht mehr

gewachsen zu sein. Als er sich, beim Ausscheiden von allen Seiten aufs Höchste geehrt, aus dem Amte zurückzog, bedeutete das für seine tätige Natur keineswegs ein Ausruhen. Als Aufsichtsrat kaufmännischer Unternehmungen, besonders solcher, die mit der Seefahrt zusammenhingen, als stellvertretender Vorsitzender der See-Berufsgenossenschaft, als Handelsrichter und in mancher weiteren Stellung entwickelte er eine reiche Tätigkeit. Aber er gewann doch Zeit, sich auch mit anderen wie kaufmännischen Dingen zu befassen, und so gereichte ihm zur besonderen Freude und Ehre seine langjährige Mitgliedschaft im Vorstand der Philharmonischen Gesellschaft, des vornehmsten Konzert-Institutes von Hamburg; auch hier wurde ihm die Sorge für die Finanzwirtschaft anvertraut; daß er in den letzten Jahren den Vorsitz der Gesellschaft führte, war ihm eine hohe Genugtuung.

Als der Weltkrieg ausbrach und die tätige Mitwirkung jedes Deutschen verlangte, fehlte auch Guido Wolff nicht. Er stellte sich dem Roten Kreuz zur Verfügung und wurde auch hier der hochgeschätzte Verwalter der gewaltigen Werte, die durch die Hände des Roten Kreuzes gingen. Ein gütiges Geschick wollte es, daß Guido Wolff noch im Büro des Roten Kreuzes tätig war, als sich die Vorboten der Krankheit zeigten, die innerhalb zweier Tage seinem tätigen Leben ein Ende bereiteten.

Kein Wunder, daß mit den Angehörigen um den beliebten und tüchtigen Mann weite Kreise trauern und diese Trauer zu öffentlichen Kundgebungen mannigfacher Art führte. Mit Recht ist in diesen mehrfach hervorgehoben, daß es nicht besondere Geistesgaben, sondern besondere Charaktereigenschaften waren, die Guido Wolff zu dem machten, was er den Seinen, der Vaterstadt und dem Vaterlande wurde. Pflichtgefühl sondergleichen, unermüdlicher Fleiß, Ordnung, peinliche Genauigkeit bis zu den scheinbar gleichgültigen Dingen, dazu die erwähnten Vorzüge der Persönlichkeit schmückten den Verstorbenen. Eine seltene Güte des Herzens und Wärme der Empfindungen war der Grund, warum Guido Wolff von seiner ganzen Familie und von vielen Freunden als allzeit bereiter, treuer und tüchtiger Berater gesucht wurde. Man hat von ihm gesagt, daß er die Sorgen anderer

auf sich nahm und nicht selten an diesen schwerer trug, als der Betroffene selbst. Denn leichtblütig war Guido Wolff keineswegs und konnte sich nicht leicht irgendwelchem Lebensgenuß, oder ernsten Aufgaben ohne Bedenken und Grübeln hingeben. Vollen Genuß aber hatte er in der Familie, bei der Musik und an der Natur.

Seit 1884 mit Helene, der Tochter des hochangesehenen Bürgermeisters Weber verheiratet, wurde ihm das Glück einer ungetrübten Ehe zuteil, gesegnet mit vier Kindern. Völlig gleichdenkend mit seiner Frau, wurde die Häuslichkeit verschönt durch strenge Ordnungsliebe und Regelmäßigkeit, Erziehung der Kinder zur Pflichttreue und Gottesfurcht, sowie Rücksichtnahme untereinander, worin der Vater in rührender Selbstlosigkeit ein Beispiel gab. Kirchenbesuch und Pflege des kirchlichen Geistes war von dem Wesen des Hauses Guido Wolff untrennbar, ebenso die Liebe zum Vaterlande, dem der einzige Sohn als Marineoffizier diente. Dem Verstorbenen wurde das hohe Glück zuteil, seinen Sohn und zwei Töchter in glücklicher Ehe verheiratet zu sehen und sich des Aufblühens von neun Enkelkindern zu erfreuen; noch im letzten Sommer konnte er der Taufe des ersten Enkels seines Namens beiwohnen. Sein schönes Heim war in reicher Gastlichkeit gar vielen geöffnet, und wie im engsten Familienkreise die Musik die größte Freude des Hausherren bildete, so fanden auch zahlreiche Künstler Eingang und Förderung im Hause Guido Wolffs. — So lieb ihm aber auch solches Leben sein mochte, am höchsten schätzte der Verstorbene doch den Genuß der Natur. Soweit wie möglich genoß er sie in der landschaftlich so schönen Vaterstadt, aber mit jährlich sich erneuernder Freude zog es ihn im Frühling nach seinem Sommersitz in Reinbeck, wo er dann möglichst bis tief in den Herbst auszuhalten liebte. Täglich war er von neuem erfrischt und erfreut durch den Reiz der Farbenwirkungen des Waldes, des belebenden Wassers, der hügeligen Landschaft in der umgebenden lieblichen Gegend.

Der Krieg machte dem Verstorbenen schwere Sorgen, da sein Sohn und zwei Schwiegersöhne vor dem Feinde standen. Die Freude, alle drei gesund heimkehren zu sehen, war nur kurze Zeit ungetrübt, weil allzubald die Revolution einsetzte. Sie in Ver-

bindung mit dem unglücklichen Kriegsausgang brachte Familienmitglieder um Heimat und Beruf; ein schwerer Daseinskampf für das vom Verstorbenen als Lebenswerk geförderte Unternehmen begann, nachdem so viel an dieser mächtigen Schöpfung zerstört war. Die bisher so klaren Verhältnisse in der Familie wurden ins Wanken gebracht. — Alles in allem: Guido Wolff hatte in Wahrheit und wegen seines Naturells besonders schwer unter der jetzigen Zeit zu leiden und trug schwer an seinen Kümmernissen, die nur selten noch in ihm Lebensfreude aufkommen ließen. So kann man nur dankbar sein, daß Guido Wolff nach einem Leben voller Erfolge, jetzt aber von Sorgen fast überwältigt vom Dasein ohne langen Todeskampf ausruhen darf.

Dr. Felix Wolff.

Prof. Eduard Niemeyer.

(Tafel 13, XI. 187.)

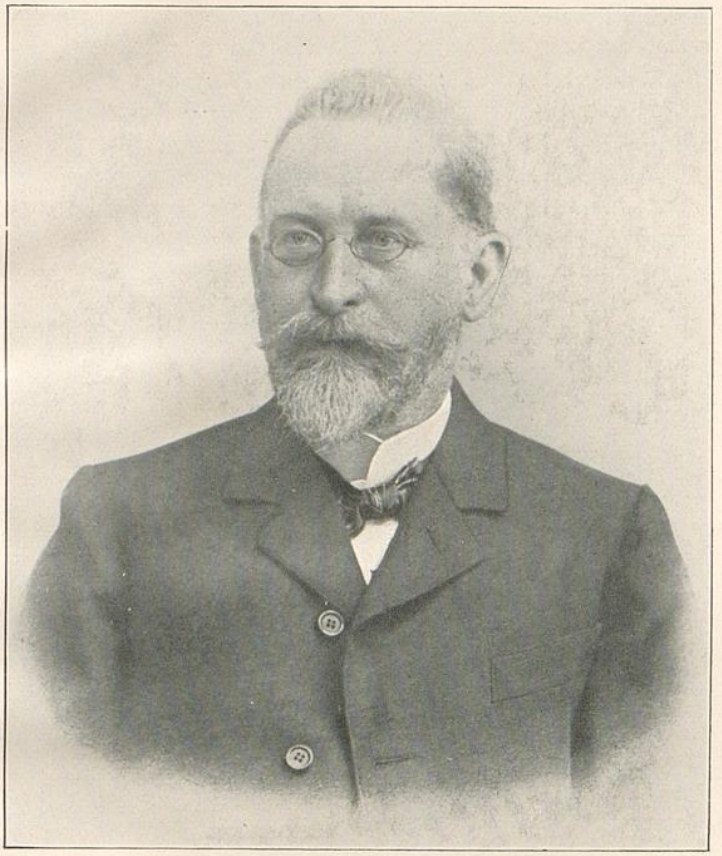
Dem am 5. Mai 1928 verstorbenen gütigen Mitarbeiter unserer Familiennachrichten Prof. Eduard Niemeyer in Zwickau möchte ich folgende Worte widmen:

Eduard Niemeyer wurde am 4. Juli 1851 zu Krefeld a. Rh. als Sohn des damaligen Realschullehrers[1]) Dr. Eduard Niemeyer und seiner Gattin Karoline, geb. Schmidt geboren. Eine fröhliche, sonnige Kindheit war ihm dort unter der sorgfältigen Obhut seiner vorzüglichen Eltern in dem kleinen Häuschen am Rhein beschieden. Nach einigen Jahren wurde der kleine, glückliche Familienkreis durch die Geburt zweier Schwestern Anna (geb. 1856) und Adelheid (geb. 1858) vergrößert. Eduards erste Schulzeit fällt noch in die Krefelder Zeit.

Im Jahre 1862 wurde sein Vater zum Rektor der Dreikönigs-(Real)schule zu Dresden-N. erwählt, und die Familie siedelte noch im gleichen Jahre dorthin über. Die große, geräumige Amtswohnung in der Dreikönigsschule wurde nun das Heim der Familie für 22 Jahre — bis zur Pensionierung des Vaters 1884.

Eduard trat 1862 in die Kreuzschule ein, jenes bekannte Gymnasium, das in Theodor Körner seinen berühmtesten Schüler hatte, und eignete sich dort mit großem Fleiß und Eifer gründlichste Kenntnisse und jenes große Interesse für das klassische Altertum an, das ihn bis an sein Lebensende nicht verlassen hat. Die Kreuzschule stand in jenen Jahren unter der vorzüglichen Leitung der Direktoren Klee und Hultsch; beiden war

[1]) Siehe: Familiennachrichten 4. und 5. Stück, Seite 41.



Eduard Niemeyer
* Krefeld 4. Juli 1851
† Zwickau 5. Mai 1928.

Eduard stets mit Anhänglichkeit und Dankbarkeit verpflichtet. Ein gutes Maturitätsexamen schloß seine Gymnasiastenzeit Ostern 1870 ab.

Er widmete sich wie sein Vater dem Studium der klassischen Philologie, das er ohne Unterbrechung in vier Jahren an der Universität Leipzig absolvierte. Verschönt wurden diese vier arbeitsreichen Studienjahre durch häufigen Besuch des guten Theaters und der vorzüglichen Konzerte, die das musikfreudige Leipzig in so reichem Maße zu bieten hatte. Daß Eduard, dessen reine Begeisterung für die Musik ihn bis in sein hohes Alter begleitete, sich bei diesen Kunstgenüssen durch seine knappen Mittel stets mit dem letzten Platz zufrieden gab, — „wenn ich nur etwas hören konnte, sehen brauchte ich nichts", wie er später uns manchmal lächelnd von seiner jugendlichen Kunstbegeisterung erzählte, — möchte ich nicht unerwähnt lassen, da diese bescheidene Lebensauffassung unsrer heutigen Jugend nahezu unverständlich geworden ist.

Im Juli 1874 bestand Eduard sein Staatsexamen, und bald darauf erhielt er seine erste Verwendung als Lehrer am Johanneum in Zittau. Nach einem Jahr wurde er an das Gymnasium in Zwickau versetzt. Hier hat er volle 36 Jahre in reichstem Segen gewirkt. Was er als Lehrer am Zwickauer Gymnasium geleistet hat, wie er von seinen Schülern und Kollegen geschätzt und verehrt worden ist, sagen am besten die Worte des Nachrufs, die ihm vom Rektor und Kollegium seines Gymnasiums bei seinem Heimgange gewidmet wurden:

„Am 5. Mai verstarb im 77. Lebensjahre der Konrektor em. Herr Professor

Karl August Eduard Niemeyer.

Nach kurzer Tätigkeit am Johanneum in Zittau wurde der nunmehr Heimgegangene Michaelis 1875 ans hiesige Gymnasium versetzt, und hier hat er ein langes Menschenalter hindurch vornehmlich als Lehrer des Deutschen, Lateinischen und Griechischen in unermüdlicher Treue gewirkt und bei der Gründlichkeit seines Lehrverfahrens und seinem bestimmten Auftreten reiche Erfolge geerntet. Die Begeisterung für das klassische Altertum, die ihn

selbst erfüllte, wußte er auf seine Schüler zu übertragen und bei ihnen Empfänglichkeit und Verständnis für alles Hohe und Heilige zu erwecken. Überzeugt, daß das Lehramt die Einsetzung aller Kräfte und jederzeit eine ganze und starke Persönlichkeit erfordert, entschloß er sich im Jahre 1911 zum Rücktritt, noch ehe seine körperliche und geistige Rüstigkeit eine merkliche Einbuße erlitten hatte.

Wir werden das Andenken dieses vornehm gesinnten, in Rat und Tat bewährten, von reinster Vaterlandsliebe und schlichter Frömmigkeit beseelten Amtsgenossen stets in Ehren halten.

Zwickau, den 11. Mai 1928.

Rektor und Kollegium des Gymnasiums."

Jeder, der Eduard Niemeyer näher kannte, wußte, daß er mit hervorragenden Kenntnissen für seinen Lehrberuf ausgerüstet und sich mit größtem Fleiß und Eifer diesem gewidmet hat. Bei der strammen Disziplin, auf die er in seinen Klassen hielt, war es nur natürlich, daß auch die Erfolge seines Unterrichtes groß waren. Jahrelang war ihm die Vorbereitung der Abiturienten in den klassischen Sprachen und im Deutschen übertragen, und aufs sorgfältigste unterzog er sich stets dieser anstrengenden Aufgabe, was ihm viele seiner ehemaligen Primaner später dankbar durch Wort und Tat bezeugten.

Auch hat er nicht versäumt, seine Kenntnisse von Land und Leuten in der Heimat sowohl wie im Ausland durch regelmäßige Reisen zu erweitern.

In Zwickau hatte sich Eduard Niemeyer durch seine Verheiratung mit Helene Nottrott aus Leipzig im Jahre 1884 einen eigenen Hausstand gegründet. Aus dieser Ehe sind zwei Töchter Erna (geb. 1885) und Margarete (geb. 1888) hervorgegangen.

Die Jahre seines Ruhestandes, in den er im November 1911 eintrat, verflossen in Ruhe und Stille; seinen geliebten klassischen Studien widmete er noch viele Stunden des Tages. — Reges Interesse brachte er auch den Bestrebungen des Vetters Kurt Niemeyer entgegen und stellte sich ihm hilfsbereit bei der Heraus-

gabe unsrer Familien-Nachrichten zur Verfügung. Zu seinem Leidwesen mußte er aus Gesundheitsrücksichten an der Teilnahme an unserem 1926 in Halle abgehaltenen, so wohl gelungenen Familientag verzichten; dort wurde er noch als ältester, lebender Niemeyer in den Familienrat gewählt.

Der Kreis um ihn wurde kleiner; zuerst durch die Verheiratung seiner Tochter Margarete mit Walter Schulz (im Mai 1913) und im Juli 1921 durch den Heimgang seiner lieben, klugen und tapferen Frau, die jahrelange Kränklichkeit mit größter Selbstüberwindung ertragen hatte.

Doch schließlich stellten sich auch bei ihm Symptome einer ernsteren Erkrankung ein, die ihm die sonst gewohnten, ihn stets erfrischenden Erholungsreisen unmöglich machten. So wurden ihm zwei Jahre vor seinem Ende die fast alljährliche, so liebgewordene Reise zu seiner in Darmstadt verheirateten Schwester Anna Matthäi (meiner Mutter) untersagt und ebenso die viel kleinere Reise nach Plötz bei Halle in das behagliche, glückliche Heim seiner Tochter Margarete Schulz, wo er sich so gern an seinen drei frischen Enkelkindern erfreute; — schwer wurde ihm der Verzicht. So waren seine letzten Lebensjahre durch Krankheit getrübt. Eine treusorgende Pflegerin hatte er in seiner, ihm den Haushalt führenden Tochter Erna, die ihm seine Alters- und Krankheitsbeschwerden in treuer Hingabe zu erleichtern suchte.

Schwer lasteten auch auf ihm die veränderten politischen Verhältnisse. Gewöhnen konnte er, der sein geliebtes Deutschland in seinem Aufstieg, in seiner Glanzzeit jahrzehntelang miterlebt hatte, sich überhaupt nicht mehr in dieses klein gewordene, zerrissene, in Parteihader sich verzehrende Vaterland. Niemals hat er, dem Treue hervorragendste Eigenschaft war, sich mit der Untreue seiner Volksgenossen im November 1918 abgefunden.

Am Ostersamstag 1928 veranlaßte eine Verschlimmerung seines Leidens ihn, das Zwickauer Krankenhaus aufzusuchen. Nach vierwöchentlichem, schmerzhaften Leiden, das Bewußtsein vielfach getrübt, entschlief er sanft in den Armen seiner Töchter am Abend des 5. Mai 1928.

Ein fester und aufrechter Charakter, ein stiller, bescheidener und anspruchsloser Mensch, ein tüchtiger Pädagoge, ein warmer Patriot, ein treusorgender Vater seiner Töchter und seines Schwiegersohnes, ein zärtlich liebender Großvater seiner Enkelkinder, ein treuer, anhänglicher Bruder und Onkel ist mit unserem Eduard Niemeyer dahingegangen.

R. i. p.

Annie Matthäi (Darmstadt).

An Stelle des durch den Tod geschiedenen Eduard Niemeyer tritt in den Familienrat des Geschlechtes Niemeyer (Halle) Geheimrat D. Dr. Gustav Nebe, der Direktor der Franckeschen Stiftungen (geb. Herborn 28. November 1864) als Vertreter der Stämme Rein/Nebe.

Verlust, Zuwachs und Entwickelung in den einzelnen Familien der Gegenwart.

Stamm Wilhelm Hermann (5. Tafel): Marianne Curtze (XIII. 23a) verheiratete sich am 21. August 1928 mit dem Kaufmann Max Hollmann zu Meerane i. S. — Johannes Curtze (XII. 25) ist nach langen Jahren Ausharrens nunmehr Inhaber einer Apotheke zu Sülfeld in Holstein. — Hildegard Curtze (XIII. 24) ist Buchhalterin in einem größeren Industriebetriebe zu Dresden. — Deren Bruder Franz (XIII. 25a) ist Beamter der Deutschen Bank zu Dresden. Sein Lieblingswunsch des akademischen Studierens konnte leider nicht erfüllt werden.

Stamm Sophie Fleischer/Niemeyer (6a. Tafel). Im Anschluß an den Nachruf „Moritz Fleischer" haben wir über die gesamten Nachkommen von Sophie Fleischer (6a. Tafel) nachzuholen: Heinz Jürgen Großmann (XIII. 43) hat am 7. Dezember 1928 in Berlin das Gerichtsreferendarexamen bestanden.

Clara Filsinger/Fleischer (XI. 51), die nächstjüngere Schwester von Moritz, vollendete am 2. Oktober 1928 ihr 83. Lebensjahr. Die gütige Greisin bezeugt in einer Reihe von Zuschriften erstaunliche Geistesfrische und regsten Familiensinn. Zu ihrer Nachkommenschaft: Die Ehe des ältesten Sohnes Richard (XII. 38) blieb kinderlos. Silvia Buttel/Filsinger (XII. 39) mußte am 21. November 1923 von den Ihrigen scheiden (in Penzig bei Görlitz). Sie hinterließ zwei Kinder: Annemarie (XIII. 47), jetzt Hortnerin und Wohlfahrtspflegerin am Gesundheitsamt Berlin, Prenzlauer Berg. — Ellinor (XIII. 48a), ∞ Penzig 13. Dezember 1925: Dr. med. Boeters, Chirurg in Görlitz: Ein Sohn: Konrad (XIV. 1c), geboren Görlitz 24. Dezember 1926.

Wolfgang Filsinger, Ingenieur in Dresden (XII. 40), ∞ 29. November 1917: Hildegard Warmer, geboren 3. November 1892, Tochter des Kaufmanns Richard Warmer und dessen Gattin geb. Hübsch aus dem Rhld. „Die Familie ist uns schon seit Jahren bekannt, da mein Bruder Fritz und Schwager Hans Warmer von Sexta bis Oberprima in einer Klasse" W. F. — Zwei Kinder: Ruth (XIII. 48b), geboren Dresden 2. Juni 1920. — Wolfgang (XIII. 48c), geboren Dresden 2. Januar 1922.

Fritz Filsinger (XII. 41), Hauptmann, Leiter und Mitbesitzer der Mühlenwerke Buse & Co. zu Loewenberg, Schlesien. ∞ 11. Januar 1919: Idel Schreiber aus Penzig bei Görlitz. Zwei Kinder: Fred Rudolf (XIII. 48d), geboren Loewenberg 25. Mai 1920. — Silvie Dorothee (XIII. 48e), geboren Loewenberg 4. Mai 1924.

Das jüngste Kind von Sophie Fleischer/Niemeyer „Marie Haeckermann/Fleischer (XI. 26), gestorben Greifswald 16. April 1900 (nicht Juni). Das zweite der drei Kinder Haeckermann: Käthe (XII. 43), ∞ 14. April 1917: Fritz Uhlig geboren Mitweida 19. August 1886, Sohn des Kaufmanns Alfred Uhlig und dessen Gattin Anna geb. Raue, Dr. med., Chirurg am Kreiskrankenhaus in Prenzlau. — Zwei Kinder: Liselotte (XIII. 48f), geboren Greifswald 19. Februar 1918 und Heinrich (XIII. 48g), geboren Prenzlau 9. März 1920.

Hedda Haeckermann (XII. 44) war während des Krieges Johanniterschwester, ist jetzt Bankbeamtin in Prenzlau.

Stamm Franz Anton (6a. Tafel): Egon Niemeyer (XII. 51), Oberleutnant a. D. Dr. med., praktischer Arzt in Hamburg, ∞ Hamburg 19. Januar 1929: Lisetta Bottler, geboren Hamburg 10. Mai 1900, Tochter des † Herrn Dr. Charles Bottler, Chemiker und Fabrikbesitzer, und dessen Gattin Rose geb. Boy Ed.

Karl Stichel (XII. 57), Leutnant zur See a. D., ist Leiter der Filiale einer Danziger Reederei und wohnt zu Neufahrwasser, Olivaerstr. 5 I. — Seine Schwester Anna (XII. 59) studierte in Marburg Chemie, bestand den Dr. phil. und schrieb eine sehr lobenswerte Dissertation. Seit einigen Jahren ist sie in Hannover am Städtischen Krankenhaus als Chemikerin tätig.

Stamm Carl Eduard (7a. Tafel). Admiral Martin Hoſemann ((XIII. 49) mußte im Frühjahr 1928 von den Seinen ſcheiden. Seine Witwe wohnt mit ihren Kindern in Freiburg. (Br.), Rehlingſtr. 2III. — Heinrich Geffcken (XIII. 53), Dr. phil. Phyſiker, Zivilingenieur, ∞ Hannover 16. März 1927: Ilſe (Anna Karla Helene Eliſabeth) Tochtermann, geboren 14. September 1905, Tochter des † Syndikus Dr. Bernhard Tochtermann und deſſen Gattin Senta, jetzt wohnhaft in Berlin. — Werner Geffcken (XIII. 54) iſt gleichfalls Phyſiker und Diplomingenieur, zur Zeit in Kiel.

Familie v. Eckardt: Felix v. Eckardt (XII. 62) iſt nach wie vor (ſeit 1915) Chefredakteur des Hamburger Fremdenblattes. Die Kinder: Iſabella (XIII. 56) war bis vor kurzem tätig im Archiv der Münchener Neueſten Nachrichten, jetzt bei ihrem Bruder Felix in Berlin. — Eva (XIII. 57), Schriftſtellerin, iſt in der kulturwiſſenſchaftlichen Bibliothek Warburg in Hamburg angeſtellt. — Von Ferdinand (XIII. 58) wird dem Herausgeber erſt jetzt bekannt, daß er als Fähnrich des Bad. Leib-Grenadier-Regts. 109 (Karlsruhe) den Heldentod vor Verdun am 8. September 1917 ſtarb. Er iſt alſo unſern Helden im ſiebenten Stück der Familien-Nachrichten einzureihen. — Felix Heinrich (XIII. 59) iſt politiſcher Redakteur im Ullſtein-Konzern in Berlin.

Lisbeth Geffcken (XIII. 61) und Dr. Kurt Maurer, Aſſiſtent am chem. Inſtitut der Univerſität Jena, heirateten zu München am 15. September 1928. Das Paar weilte während der Oktobertagung 1926 unter uns.

Zur Nachkommenſchaft Guido Woffs (XI. 75): Sein Sohn Guido Wolff/Vorbeck (XII. 64), Kapitänleutnant a. D., iſt bei der Hamburg-Amerikalinie tätig. Er wohnt mit ſeiner zahlreichen Familie, im gleichen Hauſe mit ſeiner Mutter Helene, Hamburg, Feldbrunnenſtr. 4. — Ernſt Kellermann (XII. 65), Schwiegerſohn von Guido Wolff, Korvettenkapitän a. D., iſt in Verbindung mit ſchwediſchen Firmen kaufmänniſch tätig. — Sein Sohn Harald (XIII. 63), Fähnrich zur See, iſt ſeit dem 8. Dezember 1928 erſtmalig auf 1½jähriger Seereiſe unterwegs. — Erick (XIII. 64a) hat ſich dem Kaufmannsſtande zugewandt. — Erika Reimers (XIII. 65a) wird Oſtern 1929 konfirmiert. — Erika Wolff

(XII. 67) ist als Schwester bei zwei Ärzten stark beschäftigt. Getreu der Tradition der Familie findet sie Erholung und Ausspannung in musikalischen Kreisen.

Stamm Eduard (7b. Tafel): Otfried Hennecke (XII. 75) erlitt durch Sturz vom Pferde einen schweren Unfall. Nach langem Leiden geht er nunmehr seiner hoffentlich vollständigen Genesung in Wiesbaden entgegen. — Walter Hennecke (XII. 74) und Frau Angela geb. Patz zeigen an, daß ihnen am 7. März 1929 ein zweiter Junge geboren wurde, welcher den Namen „Klaus" erhielt. — Seine Schwester Hilde (XII. 76) sang und singt in diesem Winter in einer großen Anzahl von Konzerten und fand durchweg eine „günstige Presse".

Adelbert Niemeyer (XI. 93) wurde am 28. Juni 1928 von der Regierung des Freistaates Bayern der Titel „Geheimer Regierungsrat" verliehen.

Hans Schönherr, Gatte von Marga Krawehl/Niemeyer (XI. 95a) fühlt sich seit dem Winter 1928 wieder glücklich bei seiner alten Firma Carlowitz & Co. in Shanghai. Er wird demnächst in Tientsin für seine Firma tätig sein, und dorthin werden ihm seine Gattin und sein Söhnchen Hansgerd im Herbste dieses Jahres folgen.

Annemarie Niemeyer (XII. 79), Dr. sc. pol., ist seit dem 15. Januar 1929 Geschäftsführerin der neu gegründeten Forschungsabteilung der deutschen Akademie für soziale und pädagogische Frauenarbeit zu Berlin (Leiterin Dr. Alice Salomon). Als erste Aufgabe ist eine Untersuchung über Bestand und Erschütterung der Familie in der Gegenwart in Angriff genommen.

Hans Gerd Niemeyer (XII. 84) unternahm auf dem Motorrad folgende Reise: Straßburg, Lyon, Nizza, Marseille, Nimes, Barcelona, Valencia, Alicante, übersetzen nach Oran. Nach Besuch von Algier und Sétif, wandte er sich landeinwärts. Der Rückweg wurde über Sizilien, Neapel, Rom, Brenner, München genommen. Der Reiseweg betrug 6760 km und dauerte sieben Wochen. Fesselnd hat er in einer Reihe von Aufsätzen für die Presse von seiner abenteuerlichen Fahrt erzählt.

Stamm Hermann Agathon (8. Tafel): Max Kühnen und Elisabeth geb. Voelkel (XII. 94) wurde am 20. Dezember ein

„prächtiges Sonntagsmädel" geboren; es erhielt die Namen „Marianne Ilse".

Henry V. Jordis und Grace Wilhelmine geb. Niemeyer (XI. 112), New York, wurde am 21. Juli 1928 „a very charming baby" geboren. Es erhielt den Namen Grace Marie.

Gertrud Döll/Niemeyer (XI. 117) wohnt mit ihren Kindern Rosemarie (XII. 100a) und Anna Luise (XII. 100b) in Herrnhut i. S. Rosemarie bildet sich für die Landwirtschaft aus.

Stamm Pernice (9. Tafel): Hugo Pernice (XII. 107), Dr. phil., diplom. Landwirt, und seiner Gattin Elisabeth geb. Fischer wurde am 5. März 1928 ein Töchterchen geboren, das am 26. Mai 1928 getauft wurde und die Namen Marianne Elisabeth Helene Erika erhielt. — Ursula v. Lieven geb. Pernice (XII. 113) verlor nach kaum $3\frac{1}{2}$ jähriger Ehe ihren Gatten Josef, Baron v. Lieven. Er wurde am 11. Februar 1928 beerdigt.

Stamm Wolff/Wegener (10. Tafel): Christine Naubereit (XII. 144), Bildhauerin, erhielt von der Akademie der Künste zu Berlin eine Staatsprämie von 1000 Mark.

Stamm Rein (11. Tafel): Am 19. Februar 1929 vollendete Georg Wilhelm Rein (XI. 156) Geheimer Regierungsrat Professor Dr. phil. an der Universität Jena, sein reiches Leben. Er stand im 82. Lebensjahre körperlich und geistig völlig frisch. Was er für die Wissenschaft der Pädagogik bedeutet, kann hier auch nicht einmal angedeutet werden. Für uns sei darauf hingewiesen, daß er „August Hermann Niemeyers Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts. Mit Ergänzung des geschichtlich-litterarischen Teils und mit Niemeyers Biographie" herausgab. 3 Bände, Langensalza (2. Auflage 1882). Die Stammtafel Rein (11.) ist verbessert, ergänzt und fortgeführt bis zur Gegenwart: Hilde Buchner (XIII. 74), ∞ Mühlhausen 13. Juli 1926: Karl Vibrans, geboren Schwanebeck b. Halberstadt 24. Dezember 1897, Sohn des Lehrers und Organisten Max Vibrans zu Schwanebeck Pfarrer zu Dobberkau in der Altmark. Ein Sohn: Hans Gerhard (XIV. 3), geboren Dobberkau 21. Mai 1927. — Dorette Buchner (XIII. 76), ∞ 6. November 1924: Hermann Wätzel, geboren Halle 10. November 1896, Sohn des Kaufmanns Wätzel zu Mühlhausen und dessen Gattin Lina geb. Mädler, Kaufmann zu Mühlhausen. Drei Kinder: Jörg

(XIV. 4), geboren Mühlhausen 3. Juli 1925, Barbara (XIV. 5), geboren Mühlhausen 8. August 1926, Hans (XIV. 6), geboren Mühlhausen 8. September 1927. — Gustav Adolf Rein (XII. 160), Professor der Geschichte an der Universität Hamburg, ∞ 13. Mai 1921: Helga Seebohm, geb. Schleswig 24. Juli 1901, Tochter des Oberstleutnants a. D. in Zwätzen bei Jena und dessen Gattin Adelheid geb. Zastrow, Offiziersfamilie in Pommern. Kinder: Tadis (XIII. 80a), geboren Hamburg 26. Juli 1922, Hans Uwe (XIII. 80b), geboren Hamburg 13. Januar 1924 und Utelind (XIII. 80c), geboren Hamburg 20. Januar 1927. — Dorothee Marianne Rein (XII. 161), ∞ Jena 22. April 1920: Georg Weiß geboren Schwabach (Mittelfranken), 5. Januar 1885, Sohn v. Stefan Weiß und dessen Gattin Barbara geb. Schwarz, Universitätsprofessor in Jena. Ein Sohn: Hans Adolf (XIII. 80d), geboren Jena 16. Juli 1921. — Hermann Rein (XII. 170), Elektroingenieur zu Neumarkt (Oberpfalz), ∞ Römhild bei Hildburghausen 18. August 1923: Leonore Marie Bauer, geboren Wien 29. November 1897.

Stamm Nebe (12a Tafel): Auch die Stammtafeln Nebe (12a und b) sind verbessert, ergänzt und fortgeführt bis zur Gegenwart:

Marie Nebe (XII. 173), ∞ 24. September 1919: August Erdmenger, geboren 12. Oktober 1878, gestorben 22. August 1926, Lehrer in Dölau bei Halle. Kinder: Annemarie (XIII. 87a), geboren Dölau 18. November 1920 und Dorothea (XIII. 87b), geboren Dölau 3. März 1923. — Caroline Nebe (XII. 174), ∞ 3. August 1926: Gerhard Dittmer, geboren 9. Dezember 1889, Sohn des Kaufmanns Karl Dittmer, Kaufmann. Ein Sohn: Karl Gustav (XIII. 87c), geboren Greifenberg 29. Dezember 1927. — Johann August Adolf Friedrich Nebe (XII. 175), Pastor zu Eystedt bei Erfurt, ∞ 1. November 1922: Hedwig Gelpke, geboren Bachra bei Ostramondra (Thüringen) 16. Juni 1900, Tochter von Martin Gelpke, Pastor in Bachra, und dessen Gattin Marie geb. Schenk. Kinder: Johann Friedrich Martin August (XIII. 87d), geboren Angstedt (Thüringen) 7. Juli 1925 und Johannes Wolfgang Gotthilf (XIII. 87e), geboren Eystedt 7. März 1928. — Margarethe Nebe (XII. 188), ∞ 1. Mai 1923: Heinrich Georg Pepper, geboren Osterburg (Altmark) 31. März 1892, Sohn des Gymnasialprofessors

Dr. Karl Pepper zu Boock (Altmark) und dessen Gattin Minna geb. Schmeichel, Pastor zu Klietz an der Elbe. Kinder: Heinz (XIII. 87f), geboren Klietz 24. April 1924, Annemarie (XIII. 87g) geboren Klietz 3. Juni 1925 und Irmgard (XIII. 87h), geboren Klietz 13. Mai 1927.

Im Pädagogium des Waisenhauses zu Halle wird im April 1929 Hochzeit gefeiert: Die Tochter Elisabeth (XII. 183) unseres Vetters D. Dr. August Nebe und seiner Gattin Franziska geb. Martens, heiratet den Pfarrer Otto Müller, jetzt im Amt zu Merenberg bei Weilburg.

Stamm Johann Anton (Tafel 13): Karl August Eduard Niemeyer wurde von schwerem Leiden am 7. Mai 1928 erlöst. Siehe Nachruf in diesem Heft.

Nachtrag: Am 29. März 1929 verschied nach kurzem schweren Leiden Professor Dr. Wilhelm Matthaei im 81. Lebensjahre, Gatte von Anna Matthaei geb. Niemeyer (XI. 189).

Korrektur: Im 10. Stück der Familien-Nachrichten sind einige störende Druckfehler stehen geblieben:

Seite	6	Zeile	19:	Nicht Augustin sondern Auguste,
„	15	„	22:	„ Man sondern Mau,
„	30	„	26:	„ Lindenhafen sondern Lindenhusen,
„	30	„	29:	„ Seine Magdalena sondern Seine „Tochter" Magdalene,
„	30	„	15:	„ Bordis sondern Jordis,
„	31	„	24 u. 25:	Nicht Baroffka sondern Boroffka.

Druck von Karras, Kröber & Nietschmann, Halle (Saale)

Professor Dr. **Karl Menne**

August Hermann Niemeyer

Sein Leben und Wirken

Zum Gedächtnis des 100jährigen Todestages

(Beiträge zur Geschichte der Universität Halle-Wittenberg. Veröffentlichungen des Ausschusses zur Pflege der Universitätsgeschichte in Halle / Saale, 1. Heft)

1928. Lex. 8. XI, 136 S. und 3 Abbildungstafeln

M 9,—; Leinen gbd. M 11,50; Luxusausgabe im Stile des 18. Jahrhunderts, Ganzleder handgbd. M 40,—

Aus dem Inhalt:

Jugend und erste Erziehung — Schul- und Universitätsjahre — Akademische Lehrtätigkeit — Reisen — Halle in den Wintermonaten 1806—1807. Deportation nach Frankreich. Literarische Bekanntschaften. — Letzte Lebensjahre und Tod. — Dichterische Betätigung Persönlichkeit

---

Lebensvoll und fesselnd ersteht vor uns das Bild des Mannes, der, ein Urenkel August Hermann Franckes, seit Mitte der 70iger Jahre des 18. Jahrhunderts über 50 Jahre lang als Universitätslehrer wie als Lehrer, Inspektor, Direktor der Franckeschen Stiftungen im Leben seiner Heimatstadt und weit über ihre Grenzen hinaus eine ungemein bedeutsame Rolle gespielt hat und in den Nöten der napoleonisch-westfälischen Zeit gradezu der Retter der Universität Halle als deren Kanzler und rector perpetuus geworden ist, bis die Wiedervereinigung mit Preußen den neuen Aufschwung brachte.... Ebenso bedeutsam ist er durch seine pädagogischen Arbeiten.... Dazu kommen seine nahen Beziehungen zur deutschen schönen Literatur und ihren führenden Geistern. ...

Deutsche Literaturzeitung.

MAX NIEMEYER VERLAG, HALLE (SAALE)

Familien-Nachrichten

für das

Geschlecht Niemeyer (Halle)

Neue Folge der Familien-Nachrichten für die Nachkommen A. H. Franckes

---

Zwölftes Stück



Halle (Saale) 1930

538

Francksche Stiftungen
Haupt-
Bibliothek
Halle/Saale
2.263 -12

Das nachfolgende Widmungs-Vorwort Franz Anton Niemeyers zu den von ihm gesammelten „Familienpapieren", harrte schon lange der Mitteilung an unser gesamtes Geschlecht. Ein Jeder wird nur mit Rührung und Erbauung seinen Ausführungen folgen und gehoben werden durch seine wundervolle Familientreue.

Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt!

Meinem lieben Sohn Hermann gewidmet.

Als ich, mein lieber Sohn, im Spätjahr 1822 als ordentlicher Professor auf die Universität Greifswald berufen ward, wurde mir die Trennung von meiner geliebten Vaterstadt, in welcher ich die glücklichsten Tage meiner Kindheit und Jugend verlebt hatte, durch den Tod Deiner Mutter, meiner innigst geliebten Gattin, aufs Äußerste erschwert. Als ich nach dem trostlosen Jammer der ersten Wochen, welche auf ihren Tod folgten, mich wieder so weit ermannt hatte, daß ich über die nächste Zukunft nachzudenken fähig war, ergriff mich der Gedanke, in wenig Monaten Eltern, Geschwister und Freunde verlassen zu müssen, und mit vier unmündigen Kindern mich in einer mir ganz fremden Provinz niederzulassen, weit schmerzlicher, als früherhin, da ich mir den Eintritt in meinen neuen Wohnort, in einen erweiterten Wirkungskreis, mit einem Einkommen, welches mich aller Nahrungssorgen entband, mit recht freundlichen Farben ausgemalt hatte. Was ich zurücklassen mußte, war mir doppelt teuer geworden; die große Entfernung rückte die Aussicht auf das Wiedersehen in weite Ferne hinaus, und das, wenn gleich so rüstige, doch sehr weit vorgeschrittene Alter meines Vaters ließ mich besorgen, daß der mir bevorstehende Abschied von ihm wohl gar der letzte sein könne. In dieser Stimmung, und da ich so viel Familienerinnerungen

mit mir zu nehmen, und durch Aufzeichnung vor der Vergangenheit zu bewahren wünschte, als möglich, und in der Hoffnung, hierdurch auch ferner mit den Gliedern unserer zahlreichen Familie mich in steter Verbindung zu erhalten, und mir von Zeit zu Zeit das Andenken auch den mir ferner Stehenden erneuern zu können, bat ich meinen Vater, mir die in seinen Händen befindlichen, größtenteils von seinem früh verstorbenen Bruder gesammelten Familienpapiere anzuvertrauen. Er gewährte mir gern meinen Wunsch, und aus diesen Papieren, verbunden mit manchen Notizen, welche ich durch mündliche Anfragen und Benutzung einiger Bücher zusammenbrachte, entstand zu einer Zeit, in welcher ich zu jeder ernsten Arbeit unfähig war, ein ziemlich starkes Heft, welches sich über die Genealogie nicht nur meiner väterlichen Voreltern, sondern überhaupt aller meiner väterlichen Aszendenten, von denen noch irgend Nachrichten aufzufinden waren, verbreitete. Es konnte nicht fehlen, daß sehr Vieles lückenhaft blieb, und daß in der Eile manches übersehen ward, was erst später, bei wiederholter Prüfung ergänzt und berichtigt werden konnte.

Seit dieser ersten Arbeit, welche mir die trübe Zeit zwischen dem Verluste Deiner Mutter und meiner Abreise von Halle auf eine trostreiche Art ausfüllen half, da sie zu so manchen wehmütigen Betrachtungen Anlaß gab, sind mehr als fünf Jahre verflossen. Mein Leben hat sich wieder freundlicher gestaltet. Was ich von meinen neuen Verhältnissen gehofft hatte, ist schön in Erfüllung gegangen; ich liebe meinen Wirkungskreis; ich habe teilnehmende Freunde gefunden und mir die Achtung und das Vertrauen Vieler erworben. Was mir aber weit über alle Erwartung zu Teil geworden ist, mein Herz hat sich von Neuem der Liebe geöffnet, und es ist mir gelungen, mir eine Lebensgefährtin, Dir und Deinen Geschwistern eine zweite Mutter zu geben, welche ihr höchstes Glück darin setzt, die Stelle der unvergeßlichen Toten auszufüllen, und die Pflichten der Gattin, Mutter und Hausfrau mit der äußersten Gewissenhaftigkeit zu erfüllen. Wie ich selbst dies täglich mit inniger Dankbarkeit gegen Gottes weise Vorsehung erkenne, so wünsche ich, daß auch Du und Deine Geschwister dies mit zunehmenden Jahren immer deutlicher einsehen, und die liebevolle Sorge, die sie Dir in so reichem Maße zu Teil

werden läßt, durch Zutrauen, Liebe und Verehrung vergelten mögest.

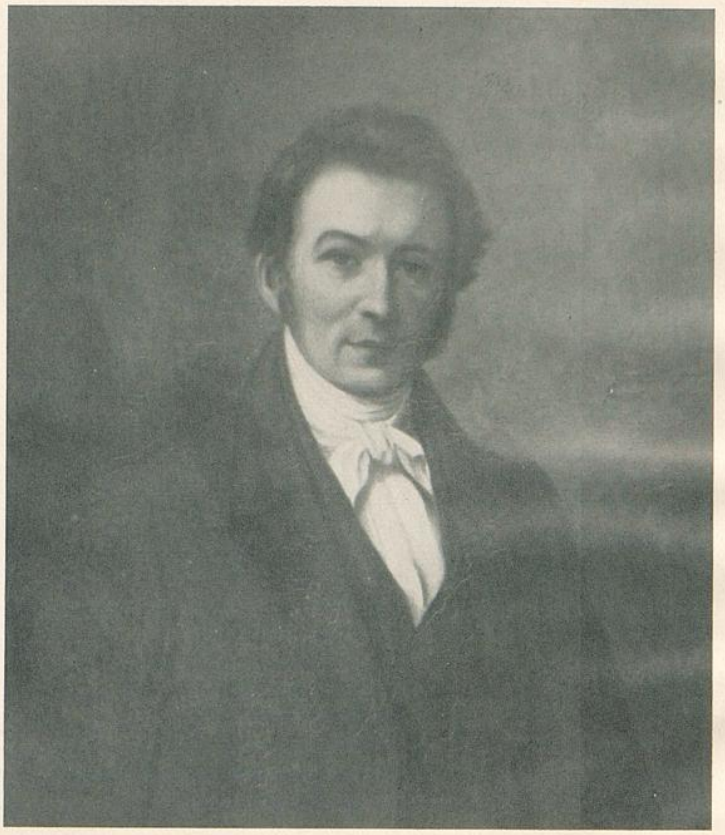
Das Jubiläum meines Vaters, welches wir im Frühjahr 1827 so fröhlich in Halle begingen, und an welchem sich bei weitem der größte Teil der Familie zusammengefunden hatte, machte bei einigen meiner Geschwister die Idee rege, alle Familienmitglieder in ein großes Bild zusammenzufassen und den Vater damit zu überraschen. Im Auftrage meiner Brüder ließ ich daher durch einen hiesigen geschickten Künstler nach meiner Angabe einen Stammbaum und eine Aszendententafel fertigen, wovon am 1. September 1827 ersteren Namens aller Söhne, letzteren Namens der Schwiegersöhne überreicht ward. Diese Arbeit hatte viele neue Nachforschungen veranlaßt; es mußte daher in meinem Hefte vieles nachgetragen, einiges geändert werden; und da es auf einen solchen Zuwachs nicht angelegt war, so verlor es immer mehr von seiner ursprünglichen Klarheit. Die Fortführung desselben bis auf die neueste Zeit war vollends unmöglich; und ich entschloß mich daher in den Tagen, da mir meine liebe Gabriele einen Sohn geschenkt hatte, alles Gesammelte neu zu ordnen und in dies Buch einzutragen und dabei auf die Möglichkeit der Eintragung künftiger Familienereignisse und über unsere Vorfahren etwa noch zusammenzubringende Notizen Bedacht zu nehmen. Daher die leeren Blätter, von denen ich wünsche, daß sie, wenn ich nicht mehr bin, von Dir mögen ausgefüllt werden.

Eine Familienchronik wie diese, ist zwar Eigentum aller Nachkommmen; da sie aber nur von Einem besessen und fortgeführt werden kann, so habe ich sie zunächst Dir, als meinem ältesten Sohne zugeschrieben und wünsche, daß auch Du das Glück haben mögest, sie dereinst wieder Deinem ältesten Sohne übergeben zu können. An dem Inhalte haben Deine Geschwister, besonders auch Dein Bruder Conrad, gleichen Teil, und Du wirst ihnen gern gestatten, Abschriften davon zu nehmen, wenn auch sie dabei gern ihrer Väter gedenken wollen. — Möge der Himmel noch lange unser Geschlecht erhalten, möge dasselbe wachsen und gedeihen und in einer zahlreichen blühenden Nachkommenschaft fortleben; mögen sich in demselben besonders meine Kinder durch Frömmigkeit,

Tugend, Geist und Gelehrsamkeit hervortun und dafür auch durch zeitliche Güter, soweit sie ihnen zuträglich sind, belohnt werden; mögest Du insbesondere mein lieber Sohn, der Du den Namen Deines berühmten Großvaters trägst, ihm ähnlich und von Deinen Zeitgenossen und von der Nachwelt mit gleicher Liebe und Verehrung genannt werden, wie er.

Geschrieben zu Greifswald am 14. Juni 1828.

Franz Anton Niemeyer.



Hermann Agathon Niemeyer

Hermann Agathon Niemeyer.

Das Wirken und Wesen dieses jüngsten Sohnes des Kanzlers ist wiederholt vortrefflich in Schönheit und Wärme von Freundes- und Schülerhand, wie aus überschauender Warte späterer Zeit erschöpfend dargestellt worden. Dennoch darf eine Zusammenstellung in unseren Nachrichten nicht fehlen als ein Vorbild außerordentlicher Pflichterfüllung und völliger Hingabe an die Mitwelt.

Geburt und erste Kindheit.

Hermann Agathon Niemeyer wurde zu Halle am 5. Januar 1802 als neuntes Kind des Kanzlerpaares[1]) geboren und im Januar in der evangelischen St. Ulrichskirche dort getauft. Die Sitte der Zeit forderte zahlreiche Paten aus der Verwandtschaft wie Freundschaft: Major v. Schlegel, Hofrat Dryander, Professor und Oberdiakonus Güte, Rektor Siefert, Pastor Leiste, Abbé Massnier, Äbtissin v. Cordier, Frau Major v. Knobloch, Frau Pastor Wagnitz, Superintendent Krehl in Pirna, Frau Dr. Jacob, Frau Dr. Kraft, Frau Kommerzienrat Wucherer, Herr Pastor Wagnitz. — Aus der Kinderstube schreibt die glückliche Mutter am 17. September 1804 (also als Hermann $2\,^3/_4$ Jahre alt war) an den Familienfreund und Namensvetter Christian Niemeyer[2]): „Die Kinder wachsen alle froh und glücklich heran. Wilhelm würden Sie wohl an den

---

[1]) Zwei Söhnchen, beide August Hermann genannt, waren den Eltern schon im zartesten Kindesalter genommen worden.

[2]) Johann Christian Ludwig Niemeyer geb. Weferlingen 22. XI. 1772, gest. Dedeleben 23. III. 1857, studierte zu Halle und Helmstedt, Dr. phil., 1748—1803 Lehrer am Kgl. Pädagogium in Halle, dann Prediger zu Klein-Dedeleben. S. Geneal. Handb. bürgerl. Fam. 10. Bd. S. 374 VI b, Berlin 1903.

Gesichtszügen, die noch immer die des Vaters sind, wiedererkennen, aber gewiß nicht an der Figur, da er kaum einen Finger breit kleiner als mein Mann ist; Anton ist noch immer der alte, kecker und lebendiger Natur; Eduard ist ein leicht fertiger Bursche geworden, aber er hat dabei noch viel von dem sentimentalen Wesen beibehalten, was ihn sonst unter meinen Kindern auszeichnete. Agnes und Lotte sind frohe unbefangene Mädchen, und meine beiden kleinen jungen Jungen, Max und Hermann sind die Lieblinge des Hauses. Die größeren Geschwister kennen in den Freistunden keine so liebe Beschäftigung, als die, sich mit ihnen herumzuschleppen und sie auf alle Weise zu unterhalten, was eine wahre Freude ist zu sehen".

Schule.

Obwohl die glückliche Mutter ungemein viel beschäftigt war, ließ sie es sich nicht nehmen, den ersten Unterricht an ihre beiden Kleinsten mit dem Erfolge selbst zu erteilen, daß sie bald an einzelnen Unterrichtsstunden im Kgl. Pädagogium teilnehmen konnten. Am 16. April 1810 wurden Max und Hermann als „Stadtscholaren" im Pädagogium aufgenommen. So genossen sie den Vorzug des Familienlebens vor dem „Hausscholaren". Es fesselt uns, zu erfahren, daß zur selben Zeit Eduard das Abiturium bestand, während Wilhelm und Anton schon 1806 das Ziel der Schule erreicht hatten. Wegweiser und Erzieher, wie Lehrer, wurden den Knaben Professor Dr. Johann August Jacobs, später Kondirektor, weiterhin Direktor der Franckeschen Stiftungen und Schwager seiner beiden Zöglinge. In der Reihe der Bilder von den Direktoren im Versammlungssaale der Stiftungen fehlt sein Bild. Statt dessen ist eine Gedenktafel angebracht, die Jacobs' Lehr- und Erziehungsgabe folgendermaßen preist: „Sein frisches Wort führte rasch in den geistigen Kern der alten Schriften und Geschichte. Er lehrte seine Schüler ringen und rang selbst mit ihnen. Seine mächtige Überlegenheit drückte nicht, sondern trug; sein Tadel war scharf, sein Lob erquickend. Seine Liebe war tatkräftig, sein Eifer für Bildung opferfreudig". Max und Hermann waren diesem trefflichen Mann vertraut und lieb aus dem Elternhause. Jetzt wurde er ihnen sorgsamer Leiter, Freund und Berater.

Nicht Anhäufung von Wissensstoffen strebte er so sehr an, als vielmehr Charakter- und Willensbildung. Dennoch rühmte Hermann in späterer Zeit, daß er sein Latein ihm zu verdanken habe. Und ihr Bruder Anton erzählt in seinen Familienpapieren: Max und Hermann kamen unter die besondere Aufsicht meines nachherigen Schwagers Jacobs, dem beide vornehmlich ihre Schulbildung zu verdanken haben. — Neben ihm wird August Ferdinand Näke (gest. Bonn 1838 IX. 12, als Professor der Universität dort) hervorgehoben. Er war gleich Jacobs gern gesehener Freund im Elternhause. Er vermittelte das Verständnis der griechischen Tragiker unter Bevorzugung von Sophokles. Bis zu seinem Lebensende war Niemeyer imstande, ganze Partien aus den Dichtern und Historikern des klassischen Altertums zu rezitieren. — Ferner lehrten damals am Pädagogium Thilo, dem wir später noch begegnen werden, und Mollweide. In der Mitteilung der deutschen Literatur wetteiferten Schule und Haus. Auch Shakespeare wurde den Jünglingen schon bekannt. Zudem ist anzunehmen, daß die Schule reichlich Zeit zu Privatstunden übrig ließ. So wurden Max und Hermann durch $9\,^1/_2$ Jahre unter der sorgfältigen Oberleitung ihres Vaters sicher von Stufe zu Stufe geleitet. Die Reifeprüfung bestand Hermann am 17. September 1819. (Weshalb der ältere Max erst Ostern 1820 folgte, wird nicht mitgeteilt.) Sein Reifezeugnis sprach ihm „unbedingte Tüchtigkeit" zu; es rühmt seine vorzüglichen Kenntnisse in allen Fächern des Unterrichts. Er habe sich „durch Reinheit der Sitten, durch Gesetzmäßigkeit und ebenso durch rechtliche wie ernstliche Gesinnung empfohlen".

Was die Schule rühmte und hervorhob, hat das Leben in ungewöhnlich reichem Maße gehalten und entwickelt. Niemeyer wurde in jeder Beziehung ein überragender Mensch, aber er war auch empfindlich gegen jede Ungesetzlichkeit.

Schon auf der Schule offenbarte Niemeyer seine besondere Gabe, treue, wahre Freunde zu gewinnen und solche Freundschaften für das Leben zu wahren. Hier werden genannt v. Bassewitz, v. Bennecken und v. Saldern, die ihm auch auf die Universität hin folgten, und nach 26 Jahren bei besonders festlicher Gelegenheit ihm ihre Freundschaft und Ergebenheit erwiesen.

Student.

Am 12. Oktober 1819, wurde Niemeyer als Studiosus der Theologie auf der Universität seiner Vaterstadt eingeschrieben, als der einzige Sohn des Kanzlers, der dem Vater, zu dessen inniger Genugtuung, auf der Berufsbahn folgte. Hermann war ein frischer, fröhlicher Student, der die akademische Freiheit in vollen Zügen genoß, wenn er auch der Burschenschaft abhold war. „Von roher Ausgelassenheit hielt er sich fern, dagegen war er empfänglich für harmloses unbekümmertes Treiben." Noch spät ergötzte er sich behaglich an der Erinnerung einzelner Ereignisse dieser Zeit. (Man vergleiche hiermit die Energie, mit der der Dichter Karl Immermann wenige Jahre vorher, den Auswüchsen der Verbindung Teutonia entgegentrat.[1]) Außer seinen Kameraden vom Pädagogium her, schlossen sich in dieser Zeit Hans v. Arnim aus Berlin und Köster v. Kösteritz dem fröhlichen warmherzigen Studenten an. —

Ohne Neigung für alle Philosophie und Spekulation wandte sich Niemeyer ohne Zeitverlust der exegetischen und kritisch-historischen Seite seiner Wissenschaft zu. Dieser Trieb wurde überaus genährt durch den höchst bedeutenden Philologen Karl Reisig (1792—1829). Erst 28jährig war er eben (1820) von Jena nach Halle gerufen worden und gehörte bald zu den besonderen Freunden des Kanzlerhauses. Er versammelte in einem Privatissimum die fleißigsten und strebsamsten seiner Zuhörer um sich, unter denen Niemeyer sich besonders auszeichnete. Zu den vielen bedeutenden Männern, die aus diesem Privatissimum hervorgingen, zählte auch Ritschl, dessen überaus fesselnde Lehrtätigkeit unser Conrad Niemeyer so lebendig entwickelt hat (Fam.-N. Nr. 10. S. 161). Dieser gehörte, wie so mancher andere dieses Kreises, zu den näheren Freunden Niemeyers. Auch Reisig selbst blieb nicht nur Lehrer, er wurde in kurzem Herzensfreund Niemeyers. Hermann litt unendlich, als er schon 1829 den treuen Freund durch den Tod verlor. Unter den Fachgenossen werden als ihm vertraut noch Hoffmann, Franke, Rödiger und Schwarz erwähnt. In der „lateinischen Gesellschaft" traf er wiederum Freunde,

[1]) Karl Immermann, sein Leben und seine Werke, herausgegeben von Gustav zu Putlitz, Berlin 1870, 1. Bd. S. 33—35.

darunter Ferdinand Immermann (1802—1847), den jüngeren Bruder Karls. Zudem war Niemeyer Senior eines theologischen Seminars.

Schon am 26. Juli 1823 erwarb sich der 21jährige Gelehrte mit einer Abhandlung „de docetis“ die Philosophische Doktorwürde. — Wie er zum Beginne seiner akademischen Studien in voller Freiheit den Beruf des Vaters zu dem seinigen machte, so wurde ihm nun zur Gewißheit, daß er demselben auch auf akademischer Laufbahn folgen müsse. Bevor wir nun unseren Ahnen nach Göttingen begleiten, unterrichten wir uns über den Bestand der Kanzlerfamilie: Drei schwere Verluste hatten den trauten Familienkreis gelichtet. Am 15. August 1818 verschied, erst 23jährig, Luise Charlotte, genannt Lotte. Ihr folgte Agnes am 22. November 1820, nachdem sie nur ein Jahr Gattin von Dr. August Jacobs gewesen war. Am 13. 12. 1822 mußte Anton seine über alles geliebte Gattin, die so reizvolle Luise Mitgau, hergeben. Die Familie Wilhelm N. und Marie geb. Eberus hatte sich um zwei Knaben vermehrt: Max, geboren 1820, Georg 1822. — Hermanns Schul- und Spielkamerad Max studierte seit Ostern 1820 die Rechte zu Halle und war eifriger Hörer seines Bruders Anton. Jetzt übersiedelte er als Auskultator am Stadtgericht nach Magdeburg. So weilten im Elternhause nur noch die drei jüngsten Töchter: Johanne Auguste, 18jährig, Caroline 16- und Wilhelmine 12jährig.

Hermann wandte sich nach Göttingen, um dort die reichen und seltenen Schätze der Universität auf Kirchenväterkunde hin zu durchforschen. Daneben fesselten ihn christliche Altertümer. Er ließ sich am 2. Dezember 1823 noch einmal immatrikulieren und blieb bis zum Herbst 1824. Im Dezember schon bestand er in Halle die Habilitationsprüfung vor sämtlichen Mitgliedern der theologischen Fakultät, unter denen sich also auch sein Vater befand. Am 8. Januar 1825 verteidigte er eine Abhandlung, die das Leben die Schriften und Lehren des Isidor Pelusiotas betraf.

Dozent.

Niemeyer las in Halle: Einleitung in die Neutestamentlichen Schriften, Geschichte der alten Apologeten und über christliche

Altertümer. Daneben unterrichtete er in den mittleren und oberen Klassen der lateinischen Hauptschule der Stiftungen und verwaltete nach dem Abgange des hochbetagten Konsistorialrates Wagnitz die öffentliche Bibliothek des Waisenhauses. Diese reiche Tätigkeit ließ ihm zu schriftstellerischer Tätigkeit wenig Muße. Aber es waren schöne Tage, die er wieder in seiner Vaterstadt verlebte: Manche alte Freunde traf er wieder, darunter auch Karl Reisig; Tage reichen Gewinnes auch für das Herz. Nur der Aufenthalt in Jena bescherte ihm noch schönere Jahre. Eine Rezension über Augustis schriftliche Altertümer machte die Kuratoren der Universität Jena auf den jungen Gelehrten aufmerksam; man bot ihm eine außerordentliche Professur an. Er nahm gern an und übersiedelte Michaelis 1826 in die kleine gemütliche Universitätsstadt, „welche sich wie wenige die poetische Heiterkeit des akademischen Lebens, die Freiheit von sklavischen Umherlauschens zu erhalten wußte". So fand Niemeyer bald Männer, die ihn verstanden, ihm nahetraten: der Theologe Baumgarten, Crusius, der Philosoph Fries, der Philologe Göttling, der Theologe Schwarz, werden besonders genannt; der jüngere Kirchenhistoriker Henke wurde ihm wiederum für das Leben verbunden. „Wie lohnend ihm damals sein Amt gewesen, wie anregend und erheiternd die Freunde ihn gehalten und gehegt, davon hat er nachmals oft mit wehmütiger Dankbarkeit gesprochen, und als er nun soweit gelangte, einen eigenen Herd gründen zu können, (er heiratete am 23. April 1828 Antoinette Pernice, die Schwester seines Schwagers Ludwig Pernice) was mochte ihm, dem Genügsamen, Zufriedenen an wahrem Glücke fehlen? War er doch auch mit Halle im lebendigsten Verkehr, den das elterliche Haus, wie seine Freunde, zumal Reisig, rege erhielten. Auch fallen in die Jenenser Zeiten öftere Besuche bei Goethe, die er dem greisen Dichter, der ihn persönlich wert hielt, mit den Freunden von der Universität in Weimar oder in Dornburg machte". Die theologische Fakultät Göttingen erteilte ihm anläßlich des Jubiläums seines Vaters (18. April 1827) die Würde eines Doktors der Theologie. Dazu meinte er freilich, daß ihm diese Würde noch nicht gebühre. Er verwies auf gelehrte Arbeiten, die er in den nächsten Jahren zu vollenden gedächte.

Jena oder Halle?

Am 7. Juli 1828 verlor Hermann Agathon seinen Vater. An dessen Statt trat als Leiter der Anstalten von A. H. Francke August Jacobs, der bisherige Kondirektor. Dieser war seit langer Zeit kränklich und konnte deshalb, auch nicht vorübergehend, allein die schwere Last seines Amtes tragen. So beantragte er schon am 19. Juli 1828 bei den entscheidenden Behörden in Berlin die sofortige Ernennung Niemeyers zum Kondirektor. Er folgte dabei sowohl „der Stimme des eigenen Herzens, wie der der öffentlichen Meinung." Allein man zögerte in Berlin, indem eine Reihe von Kandidaten sich um die Stelle bewarben; unter ihnen, bevorzugt, Tholuck, seit 1826 Universitätsprofessor in Halle. Erst auf direkte Weisung Friedrich Wilhelms III., der das Anrecht der Familie auf das Amt respektierte, erfolgte die Ernennung Niemeyers am 8. Juli 1829.

Niemeyer selbst hatte lange geschwankt, ob er dem Rufe an das Erbe seiner Ahnen entsprechen sollte. In Jena machten seine Freunde die größten Anstrengungen, ihn zu halten. Man versprach ihm Gehaltszulage und Errichtung einer ordentlichen Honorarprofessur. Indem er dem Wunsche seiner Mutter nachgab, gab er zugleich die Ideale seines Lebens auf: Denn wenn er dem Drange seiner Freunde in Jena folgte, so durfte er auf eine ebenmäßige Entwicklung seiner wissenschaftlichen Bestrebungen und Erfolge als akademischer Lehrer hoffen, wogegen in Halle vor dem Amte als Verwalter mit den unaufhörlichen, vielseitigen Ansprüchen, die Wissenschaft zurücktreten mußte. So ist er ungern gegangen, und sein Vorgefühl täuschte ihn nur in sofern, als noch viel schwerere Sorgen und Enttäuschungen über ihn gekommen sind, als der Anfang erwarten ließ.

Direktor der Franckeschen Stiftungen.

Niemeyer erwartete im August 1829 eine Riesenaufgabe. Die alte Verfassung Franckes bedurfte einer Neubelebung auf allen Gebieten. Das Pädagogium war zurückgeblieben, die Einkünfte aus den erwerbenden Instituten: der Buchhandlung und der Apotheke versiegten mehr und mehr. Sich dieser Aufgabe ganz zu widmen, wurde ihm zunächst durch die stete Verschlimmerung

des Leidens seines Schwagers unmöglich gemacht, indem außer der Gesamtverwaltung dem 27jährigen Kondirektor auch ein großer Teil des Unterrichtes bezw. des Inspektorates zufiel. Eine erste besonders schöne Aufgabe wurde ihm durch die Weihe des Francke-Denkmals von Rauch am 5. November 1829 zuteil. Von der Freitreppe aus vor dem Pädagogium sprach der junge Urenkel zu einer zahlreichen Versammlung einfach und eindrucksvoll, während Jacobs aus der Entfernung an der Feierlichkeit teilnahm. Am 21. Dezember wurde dieser erlöst, und sein Lieblingsschüler hielt ihm die Gedächtnisrede.

Wie Jacobs gezwungen war, sich nach des Kanzlers Scheiden sofort nach Hilfe umzusehen, so erkannte Hermann Agathon, daß ihm gerade im Anfange eine umsichtige Kraft zur Seite stehen müsse; auch ihm wurde die Wahl nicht schwer. Bereitwillig sprang in die Bresche Johann Curt Thilo, sein ehemaliger Lehrer, jetzt bewährter älterer Freund, ein Mann, der die Anstalten sehr genau kannte und ihnen ein stetes Interesse bewahrt hatte. Niemeyers Antrag bei der Behörde, ihn sofort als Kondirektor zu berufen, wurde nur insofern am 9. Januar 1830 genehmigt, als sie die einstweilige Besetzung der Stelle durch Thilo zugaben. Das wurde bald die Folge von allerlei Ärger, von Monat zu Monat zögerte das Ministerium, und am 5. Oktober trat Thilo gekränkt wieder zurück. Auch Niemeyer hatte bald alle Ursache verärgert zu sein. Wie bei seiner Ernennung zum Kondirektor machten von Halle aus die „Dunkelmänner", wie man wohl sagen darf, die größte Anstrengung, Niemeyers Ernennung zu hintertreiben. Auch hier, trotz wiederholter Vorstellungen ein Hinhalten von Monat zu Monat, bis endlich am 19. November 1830 seine Ernennung zum Direktor erfolgte; wiederum erst durch persönliches Eingreifen von Friedrich Wilhelm III. Aber noch 3 Jahre trug Niemeyer die schwere Last allein; erst 1833 wurde ihm Maximilian Schmid, von dem noch an anderer Stelle die Rede sein wird, als Kondirektor beigesellt.

Was nun Hermann Niemeyer in den folgenden Jahrzehnten bis zu seinem frühzeitigen Ende für die Franckeschen Stiftungen, dem Erbe seiner Ahnen, in hingebender Liebe mit nie versagender Arbeitskraft geleistet hat; wie unter seiner umsichtigen Leitung

der Besuch der Anstalten in kurzer Zeit außerordentlich wuchs; welch außerordentlich starke Organisationsgabe ihn dabei unterstützte; alles das kann hier natürlich nur ganz kurz skizziert werden.

Bewahrung der Unabhängigkeit des Direktoriums.

Hermann Agathon mußte zunächst die Interessen seiner Anstalten energisch wahrnehmen gegenüber den Bestrebungen der Regierung, sie dem Provinzialschulkollegium in Magdeburg zu unterstellen. Während der Verhandlungen mit den maßgebenden Beamten des Ministeriums in Berlin bewies er großes Geschick, verbunden mit gewinnendem Wesen und versöhnlicher Haltung. Mit Entschiedenheit und Energie vertrat er dennoch die Geschicke der ihm anvertrauten Anstalten und wich nicht, wo es sich um die Unabhängigkeit und Freiheit der Franckeschen Stiftungen handelte. Er wies nach, daß ein so viel gestaltiger Organismus, der so viele Einrichtungen, Schulen, Pensionsanstalten, Waisenhäuser, Buchhandlung, Apotheke usw. aus sich heraus entwickelt hatte, nicht von außen durch eine Behörde verwaltet, dirigiert werden könnte. Dem Direktorium mußte unbedingt eine gewisse Freiheit des Handelns gewährt werden. Das Wohl der Stiftungen mußte Schaden leiden, wenn nicht der Direktor aus eigener Machtvollkommenheit auch in Verwaltungsfragen jederzeit eingreifen könnte, ohne den üblichen Instanzenweg zu vorgesetzten Behörden. Außerdem übersah diese Behörde, daß es sich nicht vornehmlich um eine provinzielle Anstalt handele, als vielmehr um ein vielgestaltiges Gemeinwesen, das dem Wohle des ganzen Volkes diene, wie der Besuch aus allen Gauen Deutschlands erwies. Schließlich wurde Niemeyer zugesichert, daß an der bisherigen Ordnung nichts geändert werden solle. Es wurde ihm mitgeteilt, daß der Minister außerstande sei, wie bisher die Aufsicht selbst in wirklich angemessenem Maße zu führen. Es sei aber keineswegs beabsichtigt, die Privilegien der Stiftungen und die Gerechtsamen des Direktoriums zu beeinträchtigen. Die Behörden (das Provinzialschulkollegium in Magdeburg) seien beauftragt worden, die dem Direktorium zustehenden Rechte und Befugnisse unter Zuziehung Niemeyers festzustellen. „Bei Einsicht der auf diese ganze Tätigkeit

sich beziehenden Aktenstücke über diese Verhandlungen unter gleichzeitiger Berücksichtigung des lebhaften Briefwechsels, den Niemeyer in diesem Jahr mit seinem Schwager Pernice, seinem treuen juristischen Berater, geführt hat, können seine Nachfolger im Amte ihm die wärmste und dankbarste Anerkennung nicht versagen. Er hat damals in sehr verantwortlicher Lage wirklich Großes geleistet, und das Gelöbnis, das er beim Antritt des Direktorats sich selber abgelegt, gleich seinem Vater das Erbe Franckes in Treue hüten zu wollen, vollkommen erfüllt" (Fries).

Die Schulanstalten.

Während dieser Verhandlungen nehmen Neubelebung, Neuordnung und Neugründung der Lehranstalten Niemeyers Tätigkeitsdrang ungemein in Anspruch. Die alte Verfassung der beiden Gymnasien, des Pädagogiums und der lateinischen Hauptschule, mußte den übrigen Anstalten des Staates angeglichen werden, um den Übergang von Schule zu Schule zu erleichtern. In beiden Schulen wurde das veraltete „Fachsystem" abgeschafft, das „Klassensystem" eingeführt, was natürlich Jahre bis zur völligen Durchführung in Anspruch nahm. Das Inspektorat des Pädagogiums übernahm Niemeyer selbst; das der lateinischen Hauptschule wurde dem Kondirektor Dr. Maximilian Schmid, einem Mann, dessen Energie und Umsicht außerordentlich gelobt wird, übertragen. Die beiden Männer verstanden sich vortrefflich, arbeiteten Hand in Hand.

Das Pädagogium, die Bildungsanstalt seiner Jugend, lag natürlich Niemeyer besonders am Herzen. Er beteiligte sich selbst am Unterricht, arbeitete genaue Lehrpläne aus, schloß sich sogar von der Aufsicht nicht aus und gründete auf dem Alumnate, um auch tüchtige, weniger bemittelte Zöglinge zu gewinnen, zehn Stipendienstellen. So gelang es ihm bei seiner unermüdlichen Berufstreue, von trefflichen Lehrern unterstützt, die Anstalt zu neuer Blüte zu bringen. Der Besuch stieg bis auf 77 Zöglinge im Jahre 1847.

In gleicher Weise wirkte Maximilian Schmid in der lateinischen Hauptschule an der Vollendung dessen, was Niemeyer in den Jahren 1830 bis 1833 begonnen. Vom Grunde aus um-

gestaltet wurde die Realschule, sodaß auch deren Besuch beständig wuchs. Es entstand ferner die „Parallelschule", die spätere Vorschule. Völlig neubegründet wurde die Höhere Mädchenschule. So bestanden gegen das Ende der vierziger Jahre zehn Anstalten; und alle zeigten unter Niemeyers Direktorat ein erfreuliches Wachstum. Nur das Pädagogium nahm, infolge der politischen Bewegung, seit 1848 erheblich ab.

Ausdehnung der Verwaltung. Arbeitsleistung.

Die Lehr- und Erziehungsanstalten bildeten nur einen Teil der Verwaltung der Gesamtstiftungen: Dem Direktorium unterstanden zudem die Buchhandlung, die Buchdruckerei, die Apotheke, die von Cansteinsche Bibelanstalt, die ostindische Missionsanstalt und das Frauenzimmerstift. So mußten genaue Instruktionen für Beamte aller Art entworfen, neue Beamte — es sind unter Niemeyers Verwaltung fast alle neu angestellt — in ihren Wirkungskreis eingeführt werden. Dazu kamen umfassende Neubauten auf den Gütern und im Bereiche der Anstalten selbst, eine wesentliche Umgestaltung der ökonomischen Verhältnisse; und das waren außerordentliche Geschäfte, die Niemeyer zufielen, die die laufenden Arbeiten nur durchkreuzten. Es blieb der Zudrang von Bittenden und Fragenden, wie ausgedehnter Briefwechsel, dazu zahlreiche Berichte. „In der Tat, es mußte dem Fernerstehenden fast unbegreiflich erscheinen, woher Niemeyer die Zeit zu so umfassenden Arbeiten gewann. Seine Mitarbeiter und Beamten aber kannten seine Ordnungsliebe und Pünktlichkeit, die nichts gern aufschob und nicht ruhte, bis der Pflicht genügt war. Die Leichtigkeit und Sicherheit, mit der er bei seinem klaren scharfen Verstande, bei seinem sicheren Urteil, auch die schwierigsten Geschäfte erledigte, war unter seinen Mitarbeitern fast „sprichwörtlich" geworden. Sie wußten, daß er eine durchaus praktische Natur in dem besten Sinne dieses Wortes war. Er besaß jene Elastizität des Geistes, daß er, der immer beschäftigt war, jeden Besuch annahm, und imstande war, mitten aus seiner Arbeit heraus dem Besuchenden volle Anteilnahme zu schenken und, sobald dieser ihn verlassen hatte, ganz wieder in der Arbeit zu sein."

Stadtverordnetenvorsteher.

Dieses so ungemein segensreiche Wirken an den Stiftungen übertrug sich bald auf die allgemeinen und öffentlichen Angelegenheiten der Stadt. 1839 berief Niemeyer das Vertrauen seiner Mitbürger in die Stadtverordneten-Versammlung, und schon in dem folgenden Jahr übertrug diese ihm den Vorsitz. Er blieb dann Vorsteher im wesentlichen bis an sein Ende. Mußte er in Jahren schwerster Arbeitsüberlastung um Befreiung bitten, so blieb er doch Stellvertretender Vorsteher. „Seine unerschütterliche Rechtlichkeit, seine Geschäftsgewandtheit, die Offenheit und Umsichtigkeit seines Wesens befähigten ihn in hohem Maße zu dieser Stellung und halfen ihm über manche Schwierigkeiten hinweg, obwohl es gerade in diesem Zeitraume, wo viele Geschäfte vorlagen und insbesondere auch verwickelte Verhältnisse zwischen der Stadt und den Stiftungen zu regeln waren, der größten Einsicht und Überlegenheit bedurfte, um unparteiisch die schwebenden Streitfragen zu entscheiden."

Stadt und Stiftungen.

Die im Vorhergehenden erwähnten Verhandlungen zwischen der Stadt Halle und den Stiftungen, die Niemeyer mit so großem Geschick zu einem für beide Teile glücklichen Vergleich führte, müssen in Kürze dargelegt werden:

Seit 1734 besaßen die Stiftungen, die zwischen ihren Gebäuden und der inneren Stadt gelegenen Gräben in Erbpacht, so daß dieser „Zwinger" nicht zurückgefordert werden konnte, sofern nicht die Stadt denselben zur eigenen Entwicklung unbedingt benötigte. 1841 hatte dann der Magistrat diese Grundstücke zurückverlangt, Niemeyer aber widerstanden. Er machte geltend, daß dieses Gelände eine überaus notwendige Grenze der Stiftungen gegen den immer dichter heranbrandenden Verkehr der Stadt bilde. So wurde die Angelegenheit bis zum Jahre 1845 vertagt, in welchem Jahre der Magistrat seine Forderung wieder energisch geltend machte. Die Eröffnung der Thüringischen Eisenbahn stand für das nächste Jahr in sicherer Aussicht. So war für den zu erwartenden lebhaften Verkehr unbedingt eine breite Zufahrtstraße in der Richtung von Westen nach Osten, vom Platze an der

Moritzbrücke an durch den „Zwinger" bis zum Leipziger Turm erforderlich, weil die anderen vorhandenen Straßen wegen ihrer Enge und Winkligkeit in keiner Weise genügten. Im übrigen verpflichtete sich der Magistrat, den Stiftungen keinerlei Abbruch zu tun. Der Vergleich wurde am 14. Mai 1847 vom Ministerium genehmigt.

Nicht unmittelbar in dieses Kapitel gehört die Umgestaltung der vorderen Seite des Pädagogiums. Der westliche Seitenflügel, der inneren Stadt zugewandt, mußte wegen Baufälligkeit niedergelegt werden. An seiner Stelle entstand ein Neubau als Wohnung des Direktors. In dem nächsten Jahre folgte der Ausbau des nach der Plantage gelegenen Teiles und des Mittelbaues, der dann seinen charakteristischen Turmaufbau erhielt.

Niemeyer bezog mit seiner zahlreichen Familie von neun Kindern im Jahre 1849 die ansehnliche und freundliche Wohnung. Nur zwei Jahre sollte er sich derselben erfreuen.

Abgeordneter der Berliner Nationalversammlung.

Das Jahr 1848 forderte auch Niemeyers Stellungnahme zu den politischen Kämpfen. Am 18. Mai dieses Jahres sandten ihn seine Mitbürger als ihren Abgeordneten in die Nationalversammlung nach Berlin. Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß er zwar freiheitlich gesinnt war, jedoch nicht demokratisch, daß ihm vor allem ungesetzliches Treiben widerstand. So mußte sein patriotisches Herz in Berlin schweren Kummer erfahren.

Er saß in der Versammlung auf der rechten Seite, als Mitglied der zur Beratung der Verfassung eingesetzten Kommission, und hatte das Referat über das Verhältnis der Kirche zum Staat. Über diese Tätigkeit berichtete er seinen Mitbürgern im Hallischen Patriotischen Wochenblatt, fand aber vielen Widerspruch. Als die Regierung die Versammlung, um sie dem demagogischen Treiben in Berlin zu entziehen, nach Brandenburg verlegte und sie bis zum 27. November vertagte, nahm Niemeyer an den weiteren ungesetzlichen Beratungen nicht mehr teil. Das erregte lebhaften Unwillen in Halle, und am 14. November gab Niemeyer seinen Wählern das Mandat zurück. — Die ungewohnten und aufreibenden Arbeiten in den Sitzungen trugen wesentlich zur

Erschütterung seiner Gesundheit bei, die schon seit 1845 nicht mehr auf der Höhe früherer Jahre stand. Die Briefe, die er damals an die Seinigen nach Halle richtete, verraten eine tiefgedrückte Stimmung, die sich zeitweise, da er kein Heil mehr für das Vaterland sah, fast bis zur Verzweiflung steigerte. Er kam als müder, kranker Mann nach Halle zurück. Aber den Kampf gab er nicht auf. Im folgenden Jahr unternahm er mühseligste Reisen durch die Provinz, um die Wahlen seinem Sinne gemäß, in richtige Bahnen zu leiten. Eine Wiederwahl lehnte er jedoch ab.

Literarische Tätigkeit.

Die Last seiner viel verzweigten Tätigkeit ließ Niemeyer kaum noch Muße für wissenschaftliche Unternehmungen: 1834 besorgte er die 9. Auflage der „Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts" seines Vaters, indem er den historischen Teil fast ganz neu aufbaute. — Die von seinem Studienfreunde Moritz Rödiger begonnene „Collectio confessionum in ecclesiis reformatis publicatarium" ließ er 1840 im Druck erscheinen. — Wiederholt schrieb er die Abhandlungen des Pädagogiums und machte zuerst auf die Bedeutung Ratichs aufmerksam. — 1844 trat er in die Redaktion der „Allgemeinen Literaturzeitung" ein. — 1843 gab er die 18. Auflage des „Lehrbuches für die oberen Religionsklassen in gelehrten Schulen" von seinem Vater heraus. Schwer kränkte es ihn, daß der Minister v. Eichhorn die Benutzung dieses Buches in den Anstalten, in denen es entstanden, und für welche es geschrieben war, verbot. Vergebens versuchte er in langen Unterhandlungen, die Aufhebung des Verbotes zu erreichen. Er mußte erfahren, daß eine freie und selbständige Entwicklung in Berlin nicht beliebt war.

Dozent 1830—40.

In diesem Jahrzehnt war Niemeyer eifrig als akademischer Lehrer tätig: „Seine Vorlesungen über die Einleitung in das Neue Testament, über die Geschichte des Kanons, über das Leben Jesu und die neutestamentlichen Schriften waren von der Mitte der 30er bis 40er Jahre gern besucht, stärker als es sonst bei einem außerordentlichen Professor der Fall zu sein pflegt, weil

er mit tüchtigen philologischen Kenntnissen ausgerüstet, fleißig und genau auch die neuen Forschungen verarbeitete" (Nasemann).

Bekenntnis.

„Niemeyer hatte einen reichen Schatz schlichter Gemütstiefe, eine reine Innigkeit des Glaubenslebens, aber er war fern davon, an pietistischen Erweckungen oder an unfreier Bekenntnisgebundenheit, zumal wenn sie mit Herrschsucht gepaart auftrat, Gefallen zu finden. So ist es wohl zu verstehen, daß ihm in seiner großen Familie sein Hamburger Schwager Wolff, trotz dessen entschieden pietistischer Richtung, am nächsten stand. Auch dessen Freundes Wichern Wirksamkeit wußte er wohl zu würdigen. Aber freie wissenschaftliche Forschung mochte er sich um keinen Preis verkümmern lassen" (Fries).

Aussprache.

Zum Geburtstage von Niemeyer, am 5. Januar 1846 scharten sich um ihn eine große Anzahl ehemaliger Zöglinge des Pädagogiums, um ihm die wundervolle Büste des Kanzlers von Tieck (jetzt im Besitze des Enkels Hermann in Halle) zu überreichen. Auf die Widmungsworte des Kammerherrn v. Grünberg sprach sich Niemeyer folgendermaßen aus: „Die Büste meines verstorbenen Vaters vergegenwärtigt mir ihn selbst in der schönsten Zeit seines Lebens, in der Zeit, wo nach der fremden Zwingherrschaft frischer jugendlicher Mut sein ganzes Herz erfüllte, wo ihm nach langem Harren die gewisse Hoffnung auf eine reiche Zukunft aufgegangen war, und wo er eben deshalb mit großer Freudigkeit und sichtbarem Erfolge den Ruhm der Franckeschen Stiftungen und der hiesigen Universität durch Wort und Tat in weiten Kreisen verbreitete. An diese Zeit, in der ich selbst hier auf dem Pädagogio unter seiner väterlichen Leitung aufwuchs, habe ich in meinen späteren Lebensjahren niemals ohne besondere Erhebung, aber auch niemals ohne das ehrliche Bewußtsein zurückdenken können, daß es mir nicht gegeben sei, in gleicher Weise auch nur für eines der mir anvertrauten Institute zu sorgen. Dazu verlor ich in den letzten Jahren meiner Amtsführung, so oft ich daran denken mußte, daß seine Ansichten und Grundsätze, die ich aus voller Überzeugung

zu den meinigen gemacht, hier und da, auch höheren Orts, und nicht ohne Erfolg verdächtigt wurden, die frohe Zuversicht auf ein dauerndes Gedeihen der Franckeschen Stiftungen, und fühlte mich im neuen Amte nicht selten gehemmt und bedrückt. Sie, hochverehrteste Gönner, geben mir am heutigen Tage die Zuversicht wieder: Sie billigen, was ich in Übereinstimmung mit jenen Ansichten und Grundsätzen für das Pädagogium und sonst getan. Sie sprechen diese Billigung auf die unzweideutigste und für mich ehrenvollste Weise aus und schaffen mir dadurch neue Kraft und neuen Mut. Wie soll ich Ihnen dafür danken? Wie soll ich Ihnen überhaupt die freundliche Teilnahme an meinem Geschick und meiner Amtsführung vergelten? Ich weiß es nicht und muß für immer in Ihrer Schuld bleiben. Nur eines kann ich geben: das heilige Versprechen, daß ich fortan alle meine Kräfte aufbieten werde, um, was mein verstorbener Vater begonnen hat, in seinem Sinn und Geist ohne Menschenfurcht und Menschengefälligkeit zu vollenden und mich dadurch der hohen Auszeichnung, die mir heute durch Sie zuteil geworden, wenigstens in der Zukunft würdig zu machen. Das herrliche Dokument, das Sie mir übergeben, und das ich dermaleinst dem Sohn als köstliches Vermächtnis hinterlassen werde, der seinem Großvater am ähnlichsten geworden, wird, wie die Büste selbst, mich fortdauernd an dieses mein Versprechen erinnern, und der Allmächtige, dessen gnädigen Beistand auch mein verstorbener Vater während seines vielbewegten Lebens in reichem Maße erfahren hat, wird mir die Kraft geben, dasselbe zu erfüllen. In dieser Zuversicht nehme ich, zwar tief beschämt, aber freudig und dankbar an, was mir das Übermaß Ihrer Güte dargeboten."

Scheiden.

Am 5. Februar 1835 verlor Hermann seinen geliebten Bruder und Spielkameraden Max. Dieser hatte auf der juristischen Laufbahn den Kammerassessor im Jahr 1830 erreicht. Nun wendete er sich seinem Lieblingsstudium, der Medizin zu. Schon 1834 ließ er sich als praktischer Arzt in Halberstadt nieder und gewann bald eine stattliche Praxis. Da ergriff ihn Anfang 1835 ein Nervenfieber, dem er in kurzer Zeit nach schwerem Leiden

erlag. — Am 13. Dezember 1837 verschied zu Magdeburg sein Bruder Eduard, und diesem folgte am 22. März 1840 der älteste Sohn des Kanzlers Wilhelm. So waren aus der Kinderstube, die die Mutter so glückselig schilderte, nur noch Anton und Hermann übrig. Am 8. April 1847 schied die Greisin selbst aus dem Leben.

Ob so schweres seelisches Leid Niemeyers körperliches Leiden beschleunigte? Seit 1847 trat ein schweres Magenübel auf, das ihn mehr und mehr quälte. Vergeblich suchte er Heilung in Bad Teplitz. Noch fand er Kraft, Erholung und Aufheiterung bei seinen Freunden in Jena, Halberstadt und Magdeburg. Als er aber im November 1848 aus Berlin heimkehrte, bezeichnete er sich als „müden, alten Mann". Die Sorge um die Zukunft des Vaterlandes lastete allzuschwer auf seiner Seele. Dennoch übernahm er im Herbst 1851 mit Energie wieder die gewohnten Geschäfte im Pädagogium. Doch schon im November mußte er das Krankenzimmer aufsuchen, das er lebend nicht wieder verlassen sollte. Sein letzter Widerstand brach, als sein Lieblingssohn Anton, der soeben von seiner Reise nach Italien, auf der er mit Vetter Conrad in Florenz in Kunstgenüssen schwelgte, zurückgekehrt war, um in Halle das juristische Studium fortzusetzen, wie sein Onkel Max, einem jähen Nervenfieber erlag. Vom Fenster des Krankenzimmers aus folgten die Augen des Vaters dem Trauergeleite zur Beerdigung.

Am 6. Dezember entschlief er selbst im noch nicht vollendeten 50. Lebensjahr. Am Morgen des 9. Dezember wurde er unter allgemeiner aufrichtiger Trauer zur letzten Ruhe bestattet.

Was seine Witwe mit ihren neun Kindern unter kärglichen wirtschaftlichen Verhältnissen während einer mehr als 33jährigen Witwenschaft (sie starb am 27. April 1885) gelebt und geleistet hat, hat unübertrefflich schön ihr Sohn, Maximilian David, in seiner Lebensentwicklung „an seine Kinder" geschildert.

Nur eins muß für die ganze Familie noch kurz dargelegt werden: Niemeyer hatte am 28. November im Vorgefühl seines Todes kraft des ihm nach den Privilegien der Anstalt zustehenden Rechte, seinen Kondirektor Dr. Eckstein zu seinem Nachfolger bestimmt. Diese seine letzte Anordnung ließ die Regierung unbeachtet. Jetzt setzte die Orthodoxie der Kirche ihren Willen durch.

Minister Raumer ernannte Kramer, Direktor des Französischen Gymnasiums zu Berlin, ganz der streng gläubigen Richtung ergeben, zum Leiter der Franckeschen Stiftungen. Kein Friedrich Wilhelm III. trat diesmal für die Privilegien der Familie ein. Kramer besaß gewiß außer seiner Frömmigkeit noch viele ausgezeichnete Eigenschaften, aber einem Eckstein war er nicht gewachsen. Der starke Ausdruck, den Antoinette Niemeyer-Pernice fand, als ihr eine Gnadenpension seitens Friedrich Wilhelms IV. angeboten wurde, erfreut uns Niemeyers noch heute von ganzem Herzen.

Wesensart.

Die Wesensart von Hermann Agathon Niemeyer stellt Otto Nasemann wie folgt dar:

Wer die hohe Gestalt des Mannes sah, die starke Stimme hörte, hätte vielleicht aus der Ferne auf einen strengen, ernstgebietenden Menschen schließen können. Aus der Nähe war ein solcher Eindruck nicht möglich, am wenigsten für den, der ihm bei der Rede ins Gesicht schaute. Auch war der Grundzug seines Wesens ein fast entgegengesetzter: milde beinahe weiche Gutherzigkeit und Menschenfreundlichkeit, gepaart mit rechtschaffener Treue, aber gestählt auch und behoben durch bewußten Adel und freie Erhabenheit über das Gewöhnliche und Gemeine. Andere zu verstehen und gewähren zu lassen, ihre Fehler aus ihrem ganzen Wesen entschuldigend zu erklären, verwundbare Saiten zart zu schonen, statt zu verletzen — dazu war er befähigt und geneigt wie selten einer; und doch ein sehr ausgeprägt individueller Mensch, seine eigene Art zu sein und zu wirken, überall zur Geltung bringend. Dazu leicht erregt, offen, natürlich und ursprünglich, aber auch einfach und fern von aller Eitelkeit; empfänglichen Sinnes für launigen heiteren Scherz, feind aller Pedanterie und Engherzigkeit, immer die Sache eher als die Form im Auge haltend, zornig und rücksichtslos nur gegen tückische Bosheit und niedrige Gesinnung. Es ist nicht möglich, ihn in seinem Verkehr mit anderen besser als mit den Worten eines seiner Jenenser Freunde zu zeichnen: wie heilte und befreite er alle, die ihm nahe kamen, von Sorge und Mutlosigkeit durch die geistvolle, stolze Heiterkeit, welche bei

ihm die Frucht und der verdiente Lohn war für seine edle Erhabenheit über Kleinigkeiten jeder Art, vor allem über sklavisches Sorgen für sich selbst, über Unwahrheit, Schleichwege und Gemeinheit! Und mit welcher erfinderischen Feinheit doch verbarg er den Ernst seiner Fürsorge für anderer Wohl im großen und im kleinen hinter die spielende Außenseite dieser Heiterkeit, als denke er gar nicht an sie; wie wurde das alles ihm selbst und allen, die es traf, zum Glück und zur Freude. Zu diesen Eigenschaften des Charakters traten seltene Vorzüge des Geistes, ein scharfer, schneller Blick, Feinheit des Denkens, Tiefe und Dehnbarkeit des Gedächtnisses, richtiger Geschmack, rasche Durchdringung und Beherrschung jeden Stoffes, vielseitiges Wissen, unerreichbare Geschäftsgewandtheit. Wie wäre es sonst möglich gewesen, was er vollendet hat, daß er viele Dinge zugleich erledigte! Der Universität, der Stadt, dem Vaterland sind die Früchte, die aus solchem Ganzen erwuchsen, zugute gekommen, zunächst aber den Stiftungen, in deren Leitung und Hebung er seines Lebens Aufgabe setzte.

So ist er den Seinigen ein zärtlich liebender Gatte und Vater, seinen Amtsgenossen ein Vorbild voller Hingebung, seinen Schülern ein Beispiel rastloser Tätigkeit und hohen sittlichen Ernstes, den gesammten Stiftungen ein treuer Hort und Vater, der Stadt ein immer bereiter Helfer, dem Vaterlande ein opferfreudiger Bürger gewesen.

Quellen:

Nasemann, Deutsche allgemeine Biographie, Bd. 23, S. 682—87.

Nasemann, Hermann Agathon Niemeyer, Hallischer Courier, Beilage zu Nr. 42, 25. I. 1852.

Eckstein, Schulnachrichten über die lateinische Hauptschule, Michaelis 1851/52.

Eckstein, Dr. Hermann Agathon Niemeyer, Abdruck aus dem Hall. patriot. Wochenblatt, 1852, Nr. 47/48.

Hertzberg, August Hermann Francke und sein Hallisches Waisenhaus, S. 123—144, Halle 1898.

Fries, Die Franckeschen Stiftungen in ihrem zweiten Jahrhundert, 4. Kap., Halle 1898.

Archiv des Geschlechtes Niemeyer/Halle.

Meta Wolff.

Jungfrau Domina des St. Johannis Klosters in Hamburg.

Heute morgen hat Gott der Herr Ihre Magnifizenz, die Jungfrau Domina des Klosters St. Johannis

Meta Wolff

in fast vollendetem 80. Lebensjahre durch einen sanften Tod von ihrem Leiden erlöst. Ihr arbeitsames und aufopferungsvolles Leben war ganz der Nächstenliebe gewidmet. Wir werden stets mit Verehrung und Dankbarkeit ihrer gedenken.

Kloster St. Johannis.

Die Familie schloß ihre Traueranzeige mit den Worten: „Tief betrauert von den Vielen, die ihr nahestanden".

So war zu lesen in den Hamburger Abendzeitungen den 20. März 1930. Aus solchen Worten ist zu erkennen, daß mit Meta Wolff eine seltene Frau dahingeschieden ist, eine Zierde ihres Geschlechts, die sich die Liebe weitester Kreise in einem langen Leben zu schaffen wußte. Sie selber schreibt in ihrem „Letzten Willen": „Wenn ich mein Leben überschaue, finde ich, daß ich sehr glücklich geführt bin" und in einer Niederschrift, die sie kurz vor ihrer letzten Erkrankung begann, aber nur bis zum Jahre 1869 durchführen konnte, legte sie Zeugnis ab, daß ihr „Gottes Güte in einem langen Leben in reichem Maße zu Teil geworden ist. „Ich habe vergessen, was ich schweres erlebt habe, es dünkt mich, es sei nur Freude gewesen".

Meta wurde am 28. März 1850 als Tochter von Guido Wolff und seiner Frau Marianne, geb. Niemeyer in Hamburg geboren. Nachdem eine jüngere Schwester als Kind ihr genommen war, war sie das zweitjüngste Kind der großen Familie, die sich aus den Kindern erster Ehe der beiden Eltern und der an-

genommenen Tochter Clara Niemeyer zusammensetzte. — Sie erbte vom Vater die Frohnatur und künstlerische Gaben (Musik und Malerei), von der Mutter, die in der Literatur hochangesehene Witwe Karl Immermanns, das leidenschaftliche Temperament, die Selbstzucht, die Liebe zu allem Schönen, — von beiden Eltern aber die tiefe Frömmigkeit ohne Enge und die Mildtätigkeit.

Wohl mag sie in jungen Jahren Sehnsucht empfunden haben, Gattin und Mutter zu werden. Als ihr aber dieser Wunsch nicht erfüllt wurde, konnte sie uneingeschränkt mit warmem Herzen sich dem Wohle ihrer Mitmenschen weihen. Ihr war eine wundervolle Jugend in dem geistig und künstlerisch reichen Elternhause „auf dem Berliner Bahnhof" beschert. Als junges Mädchen hat sie manchen begeistert durch die mit prächtiger Altstimme vorgetragenen Arien und Lieder, bei denen ihr wundervoll starkes Temperament hervortrat. Namentlich liebte sie Johannes Brahms und hat nicht wenig zur Verbreitung seiner damals noch wenig bekannten Kunst beigetragen. Viele hat sie erfreut durch Werke ihrer besonders feinen Porzellanmalerei.

Früh lernte sie unter der Führung der Mutter, der Fürsorge der Armen und Kranken sich zu widmen.

Als das Elternhaus sich in ihrem 36. Lebensjahre schloß, erwuchs ihr die Aufgabe, fünf verwaiste Kinder in dem christlich strengen Hause des Buchhändlers Reich in Basel zu erziehen. Dann durfte sie dem alten Ehepaar Avé-Lallement in Hamburg, das den Eltern befreundet war, den Lebensabend verschönen. Als diese Aufgabe gelöst war, bat der verwitwete Sohn der beiden Alten sie, Haus und Erziehung seiner zwei Kinder zu übernehmen. Die Anhänglichkeit der von ihr erzogenen Kinder war für Meta Wolff bis ans Lebensende eine große Freude. Als dann durch Fortzug der Familie Avé aus Hamburg, Meta Wolff frei wurde, pflegte sie ihre ältere Schwester Hermine bis zu ihrem Tode (1911), aber in gleicher Zeit und später widmete sich die Verstorbene mit ihrer ganzen Kraft und Energie milden Werken: sie besuchte und stützte Arme und Kranke, half so manchen in seelischen und äußeren Nöten und wurde einem weiten Kreise von Freunden durch ihre warmherzige Teilnahme an allen Vorkommnissen unentbehrlich.

Solches Wirken konnte der Öffentlichkeit nicht verborgen bleiben.

So kam es, daß Meta Wolff im Frühling 1918 den ehrenvollen Ruf erhielt „Jungfrau Domina des St. Johannis Klosters" in Hamburg zu werden.

Das Kloster mit seinem früher gewaltigen Vermögen, hervorgegangen aus einem Nonnenkloster, dessen Äbtissinnen stets dem hohen Adel oder Fürstengeschlechtern entstammten, hatte sich in protestantischer Zeit die Aufgabe gestellt, würdigen Jungfrauen aus Hamburger Familien, ein schönes, von Sorgen freies Alter zu schaffen. Das Klostergebäude, das im Laufe der Jahrhunderte mehrfach den Ort wechselte, war erst 1914 als wundervolles, üppig ausgestattetes Haus an einem reizenden Zufluß der Alster errichtet worden.

Nach altem Herkommen ist die Domina die vornehmste Frau Hamburgs, die an Würde nur dem regierenden Bürgermeister nachsteht. Ihr standen außer einer Villa ein angenehmes Gehalt und Mittel zur Verfügung für wohltätige Zwecke nach ihrem Ermessen. Ihre Pflichten waren hauptsächlich repräsentativer Art, auch hatte sie die Aufgabe, für ein harmonisches Zusammenleben der Konventualinnen zu sorgen; die wirtschaftliche Fürsorge war Aufgabe des Klosterschreibers.

Der Wohltätigkeitssinn Meta Wolffs, ihre Angehörigkeit zu einer angesehenen Familie in Hamburg, ihr energisches und doch freundliches Wesen machten sie für die Stellung als Domina besonders geeignet.

Meta Wolff war mehr als mittegroß, starknochig, ging nur in der letzten Lebenszeit nicht mehr so aufrecht wie vordem, hatte lebhafte Bewegungen im Schreiten und bei den ihr eigenen Gestikulationen bei ihrer lebendigen Redeweise. Der große Kopf mit wundervoll blauen Augen und starken Augenbrauen, ihr reiches Innere verratend war umrahmt von schneeweißen Haaren. In ihrer stets überaus lebhaften Sprechweise, zeigte sich eine seltene Klugheit und Menschenkenntnis, die ganze Wärme ihres Herzens, die immer gleichbleibende jugendliche Lebensauffassung und vor allem ihr köstlicher Humor, mit dem sie jedes Erlebnis in unvergleichlicher Weise zu schildern wußte, oft mit Nachahmung in Sprache und Bewegung der Geschilderten.

Man sagt, daß die Domina bei den Konventualinnen als strenge, aber immer liebevolle Herrscherin von echter Aristokratie galt, die sich bei allen der größten Verehrung und Liebe erfreute. Meta Wolff bis dahin Konventualin des Klosters mit entsprechender monatlicher Rente, hatte auf Zuteilung einer Wohnung verzichtet, um völlig frei in allem ihren Handeln zu sein. Aber sie folgte doch schließlich gern dem Ruf durch die Stellung der Domina eine neue Lebensaufgabe zu gewinnen und sicher hätte sie erst recht in ihrem Drang, Gutes zu tun, die Gelegenheit dazu ergriffen, hätte sie geahnt, welch schwere Aufgaben ihr bevorstanden.

Denn sie übernahm die neue Stellung kurz vor dem Einsetzen der unseligen Inflation. Das Klostervermögen ging verloren, die den Konventualinnen zustehenden Renten konnten nicht mehr ausgezahlt werden, zeitweise war die Versorgung der Zentralheizung unmöglich und die armen mittellosen Damen, meist über 70 Jahre alt, einige über 90, waren in traurigster Lage. Da mußte sich die Domina tröstend und helfend bewähren, wie wohl keine ihrer Vorgängerinnen in Jahrhunderten. Und sie tat es in ihrer unerschöpflichen Liebe, ihrer Tatkraft und Umsicht, auch bei wirtschaftlichen Fragen, da auch der Klosterschreiber abgeschafft werden mußte. Sie hat noch erlebt, daß sich die Verhältnisse des Klosters und seiner Insassen wenigstens zum Teil wieder ordneten. Auch während ihrer Tätigkeit im Kloster hat Meta Wolff nicht aufgehört die liebevolle Helferin für gar Viele zu bleiben, wie sie es vorher gewesen. Das trat in ergreifender Weise bei ihrem Hinscheiden zu Tage.

Ihr energisches Wesen, das sie nie an sich selber denken ließ, war der Grund, daß sie nie schwer daran getragen hat, daß sie seit frühen Jahren Anlage zu einer Lungenerkrankung hatte, die sie allerdings erst im Beginn der 20er Jahre dieses Jahrhunderts durch häufige fieberhafte Erkrankungen sich deutlicher verriet, schon vor 3 Jahren zu einer schweren Erkrankung führte, die sie dem Tode nahe brachte; fast jeden Winter wurde sie seit Jahren von ernsteren Krankheitszuständen heimgesucht, von denen sie sich immer wieder erholte. Noch bis Anfang Dezember 1929 bewahrte sie sich ihre erstaunlich jugendliche Frische, nur wenig gehemmt durch gelegentliches schweres Husten und schlechten Schlaf. Mitte

Dezember 1929 erkrankte sie ernsthafter und nach kurzer Besserung von neuem Mitte Januar 1930. Auch jetzt überstand sie das akute, mit schweren Erscheinungen verbundene, Stadium ihrer Krankheit. Aber große, stetig zunehmende Schwäche blieb zurück, sie schlummerte, ohne zu leiden, fast den ganzen Tag, war nur zeitweise für ihre Umgebung noch interessiert, hat aber bis zum letzten Lebenstage eine Andacht abhalten lassen, bei der sie mit brechender Stimme das Vaterunser sprach. Nachdem sie noch eine Stunde vorher durch Hüsteln Lebenszeichen verraten hatte, wurde sie am 20. März morgens 7 Uhr entseelt aufgefunden. —

Ein seliges Ende nach segensreichem langen Leben.

Dr. Felix Wolff.

Verlust, Zuwachs und Entwicklung in den einzelnen Familien der Gegenwart.

Stamm Hecker, Münter, Weihe: Frau Dr. Elfriede geb. Schroeter und Professor Dr. Kurt Neumann/Kleinpaul heirateten einander im März 1930. Die junge Frau studierte Volkswirtschaftslehre. Sie ist eine Tochter von Professor Dr. Georg Schroeter an der Tierärztlichen Hochschule zu Berlin und dessen Gattin Emmy geb. Münter. Diese ist Tochter von Carl Münter, zuletzt Hofzahnarzt in Coblenz (XI. 14). Sie selbst gehört der XII. Generation an und führt die Nummer 17d; ihre Tochter Elfriede der XIII. unter der Nummer 17b. Der gemeinschaftliche Stammvater mit den übrigen Geschlechtern der Stammtafeln des Geschlechtes Niemeyer/Halle ist Franz Niemeyer (1682—1733) VI. 2, der Großvater des Kanzlers.

Stamm Wilhelm Hermann: Ein schönes Familienfest wird in diesen Tagen in Wiesbaden im Hause Tuercke gefeiert. Marie Curtze/Niemeyer (XI. 39), die am 31. Dezember 1929 ihr 79. Lebensjahr vollendete, versammelt um sich bei ihrem Schwiegersohne Curt Tuercke, diesen selbst und ihre Tochter Grete; ferner ihre Enkelin Elisabeth Tuercke geb. Tuercke, die mit ihrem Töchterchen Annemarie aus Keyport/New Jersey U. S. A., herbeieilt. So werden vier Generationen vereint sein. Der Zusammenkunft viele Freude und Seligkeit.

Stamm Franz Anton/Sophie Fleischer: Weihnachten 1929 hat sich Heinzjürgen Großmann, Kammergerichtsreferendar, (XIII. 43) mit Gretel Zahn verlobt. Seine Braut ist Tochter vom Diplomingenieur Hugo Zahn und dessen Gattin Elsbeth geb. Geyer zu Steglitz.

Seine Schwester Marielene (XIII. 44) hat am 25. II. 1930 ihr Abiturium bestanden. Sie gedenkt Wohlfahrtspflegerin zu werden, lernt aber zunächst die große Krankenpflege am Kreiskrankenhaus in Lichterfelde.

Stamm Franz Anton: Egon Niemeyer, praktischer Arzt Dr. med. in Hamburg (XII. 51) und seiner Gattin Lisetta geb.

Bottler wurde am 30. Oktober 1929 ein Söhnchen geboren, welches die Namen August Hermann Hugo erhielt.

Seine Schwester Edith, die rühmlichst bekannte Konzertsängerin, feierte Triumphe in Paris. Sie fand dort eine sehr günstige Presse.

Stamm Carl Eduard: Felix von Eckardt (XIII. 59), zuvor im Ullsteinkonzern zu Berlin tätig, ist jetzt Vertreter des Wolffbüro an der Gesandtschaft zu Brüssel. Im Sommer 1929 war er Pressechef der Weltreklame-Ausstellung, auch als Berichterstatter am Völkerbund in Genf war er wiederholt tätig.

Seine Schwester Isabella (XIII. 56) war $3^1/_2$ Monate zu Sprach- und Kunststudien in Paris.

Walter Hennecke. XII. 74, Kapitänleutnant, ist nach Wilhelmshaven kommandiert. Er übersiedelte dorthin mit seiner Familie im Oktober 1929.

Seine Schwester Hilde (XII. 76), unsere zweite erfolgreiche Konzertsängerin, sang 1929/30 in einer großen Anzahl von Konzerten, so in München, Baden-Baden, Wiesbaden, Stuttgart, Köln usw. Überall rühmte die Presse neben den Vorzügen ihrer tonischen Ausbildung ihre außerordentliche Musikalität, ihre warme Empfindung, also das Entscheidende.

Am 29. Januar 1930 entschlief in den Armen ihres Gatten Theodor, Johanna Niemeyer geb. Schulz. Ein außerordentlich reiches Leben war vollendet, ein Leben, das der Öffentlichkeit abhold, um so weitumfassender in der Stille sich auswirkte. Nur einiges sei erlaubt herauszuheben.

Johanna Niemeyer war eine Frau von höchstem Seelenadel; sie offenbarte wundervolles Menschentum und erwarb sich eine überaus tiefe Geistesbildung. Ihre unübertreffliche Güte wird in unserer Seele wie ein Heiligtum bewahrt. Zu diesen schönsten Gaben gesellte sich ein großartiger Schönheitssinn, der in Erscheinung trat in dem Herrensitz von Kitzeberg, den Theo und Johanna sich schufen. Auf zahlreichsten Reisen machte sie sich das Natur- wie das Kunstschöne zu eigen; ebenso wurde sie durch das Musikschöne beseeligt. Körperliches Ungemach ertrug sie wie eine Heldin, seelisches Leiden beugte sie tief nieder. Sie fand ewige Ruhe bei ihrem Sohne Helmut und Günther. Unvergeßlich bleibt ihr Andenken.

Ihr zweiter Johannes (genannt Hans) Niemeyer (XII. 78) wohnt jetzt in Neubabelsberg bei Potsdam, dicht am märkischen Kieferwalde, ein prachtvoller Tummelplatz für die Kinder.

Joachim (genannt Jochen) Niemeyer (XII. 85a) bestand sein Abiturium. Er wird die nächsten Semester Jura in München studieren.

Stamm Pernice: Herbert Pernice (XII. 108) bestand im Frühjahr 1929 sein medizinisches Staasexamen, war dann Assistenzarzt in Berlin und Essen und wird im Herbst wieder nach Berlin zurückkehren.

Stamm Wolff/Wegener: Pfarrer Fritz Bliedner (XII. 138) und seine Gattin Nora geb. Panzer haben jetzt endlich eine Pfarrstelle in Königsberg in der Neumark gefunden. Ihre fünf Kinder wachsen heran: Wolfgang (XIII. 72) 18jährig, Gerda (XIII. 73a) 15jährig, Ilse (XIII. 73b) 14jährig, Friedrich Wilhelm (XIII. 73c) 12jährig, Anneliese (XIII. 73d) 9jährig.

Pfarrer Reinhold Naubereit (XI. 147) und seine Gattin Martha geb. Wegener wohnen jetzt in Königsberg i. Pr., Ausfallstraße 41. Er hat dort „die evangelische Pressekorrespondenz übernommen und hat tüchtig schriftstellerisch zu arbeiten, was er noch sehr gut leisten kann und gerne tut". Ihre drei Kinder sind verheiratet: Martins (XII. 141) kirchliche Trauung mit Emmi Tölken, wurde im Elternhause im Oktober 1929 vollzogen, nachdem die standesamtliche schon am 17. September in Wildeshausen stattfand. Sie stammt aus Bremen, wo ihr Vater Großkaufmann war, die Mutter war eine geb. Plump. Das junge Paar bewirtschaftet in Wildeshausen eine kleine Geflügelzucht und treibt Gemüsebau.

Christinens Hochzeit mit Wilhelm Gerstel, Professor an den Vereinigten Staatsschulen zu Charlottenburg, fand am 7. Januar 1930 ebenfalls im Elternhause zu Königsberg statt.

Gerhard (XII. 145) heiratete am 4. Oktober 1928 Else Schmidt (* 1905). Sie besitzen ein kleines Bauerngütchen, genannt die Scholtisei, im Waldenburger Bergland/Schlesien, in einem „entzückenden" Gebirgsdorf gelegen. Ihnen ist am 11. Januar 1930 ein Töchterchen „Hanna" geboren. Wie alle Landwirte, haben sie schwer zu arbeiten, um durchzukommen.

Stamm Johann Anton: Am 29. März verschied nach kurzem schweren Leiden Professor Dr. Wilhelm Matthäi im 81. Lebensjahr.

Das mußten wir schon als Nachtrag im 11. Stück dieser Nachrichten melden. Nach nur acht Monaten folgte ihm seine Gattin Anna geb. Niemeyer am 11. Dezember 1929. Die gütige Frau hatte „in völliger Hingabe" mit ihrem über alles geliebtem Manne gelebt. Ohne ihn war ihr ein Leben nicht möglich. Sie siechte seit dessen Scheiden dahin und sehnte sich nach der Ruhe mit ihm.

Wilhelm Matthäi war ein tief schürfender Historiker und von Gott begnadeter Pädagoge. Aus Schlesien einem Pastorengeschlecht entstammend, dessen Geschichte er hinterlassen hat, war von 1875—1888 am Gymnasium zu Laubach höchst erfolgreich tätig. Nach dieser Zeit wurde er an das Ludwig-Georg-Gymnasium nach Darmstadt versetzt, dessen Lehrkörper er 25 Jahre angehörte. Am 17. Februar 1919 wurde er nach seinem Ersuchen seiner geschwächten Gesundheit halber in den Ruhestand versetzt. Nun widmete er sich ganz seinen wissenschaftlichen Werken, unter denen obenan eine Geschichte von Laubach stand.

Am 19. September 1929 starb zu Eisleben Carl Degèle (XI. 209) der Gatte von Elisabeth Heine. Diese hatte dafür die Freude, daß ihre jüngste Tochter Ruth am 26. Februar 1930 ihr Abiturium am Oberlyzeum zu Nordhausen bestand. Ruth will Apothekerin werden.

Nachtrag: Anna Stichel (XII. 59) ist seit zwei Jahren mit Wilhelm Eberle, Apotheker am Städtischen Krankenhause zu Chemnitz, verheiratet.

Pastor Heinrich Peper und seiner Gattin Margarete geb. Nebe (XII. 188) wurde zu Klietz a. d. Elbe am 22. Februar 1929 ein drittes Kind, ein Mädchen, geboren, welches die Namen Eva Herta erhielt (XIII. 93a).

Der Familienrat hat einstimmig beschlossen, angesichts der wirtschaftlichen Not und Enge, die Tagung des Familienverbandes vom Oktober 1930 zum Oktober 1932 zu verschieben.

J. A.: Kurt Niemeyer.

Druck von Karras, Kröber & Nietschmann, Halle (Saale)

Karl Menne

August Hermann Niemeyer

Sein Leben und Wirken

Zum Gedächtnis des hundertjährigen Todestages

1928. Lex. 8. XI, 136 S. und 5 Abbildungstafeln
M 9,—; in Leinen gbd. M 11,50

Max Niemeyer Verlag - Halle (Saale)

A:5

Familien-Nachrichten

für das

Geschlecht Niemeyer (Halle)

Neue Folge der Familien-Nachrichten für die Nachkommen A. H. Franckes

Vierzehntes Stück



Halle (Saale) 1935

38

Franckesche Stiftungen
Haupt-
Bibliothek
Halle/Saale
8.967 - 14

Familienfeier der Nachkommenschaft von Hans Niemeyer aus Anlaß des 75. Geburtstages von Kurt Niemeyer

Bericht von Annemarie Niemeyer

Mit folgenden Worten hatte Theodor Niemeyer (XI. 89) den engeren Kreis der Nachkommenschaft von Hans Niemeyer (X. 44) zu einer Familienfeier in seinem Hause, Berlin-Grunewald, geladen:

„Ein 100jähriger und ein 75jähriger Geburtstag bewegen in diesen Wochen die Angehörigen unserer engeren Familie. Am 9. Juli 1834 ist Hans Niemeyer, mein Vater, geboren, am 16. September 1859 mein Bruder Kurt. Der Gedanke, das Gedächtnis dieser beiden Tage in einer Familienfeier zusammenzufassen, führt mich zu der Bitte, daß wir uns am Sonnabend den 1. September (von 16 Uhr an) im Hause Kronbergerstraße 6 zusammenfinden, um Hans Niemeyer und Kurt Niemeyer mit fröhlichem Begegnen und traditioneller Hausmusik zu feiern."

Am 1. September waren anwesend: Kurt Niemeyer, Theodor Niemeyer, Marga Schönherr, Annemarie Niemeyer, Otto Niemeyer mit Frau Anneliese und Sohn Peter, Hellmut, Heinke, Veronika und Volker Niemeyer, Paul Niemeyer, Elisabeth Dibbern geb. Vollbrandt, Hildegard Hennecke (XII. 76), Großnichte von Hans Niemeyer, Grete Natorp, Großnichte der Gattin von Hans Niemeyer, Marie geb. Natorp, Hans und Gerda Hennecke (XII. 73).

Die feierliche Bekränzung des Ehrensitzes von Kurt und des von Paul Schroeter gemalten Ölbildnisses von Hans Niemeyer durch die Jüngsten eröffnete das Fest. Alsdann breitete sich ein Füllhorn musikalischer Darbietungen aus. Das Programm, das sich über drei Stunden erstreckte — als

Vortragsfolge für ein öffentliches Konzert zu lang, für die mit- und füreinander musizierenden Verwandten gerade von der rechten Dauer —, umfaßte klassische und Niemeyersche Kompositionen:

Beethoven: Quartett op. 74, S. 1 u. 2 (Theodor Niemeyer und Annemarie N.); Beethoven: Cello-Sonate A-Dur (Grete Natorp und Annemarie N.); Haydn: Trio für Klavier, Cello, Flöte (Paul N., Grete Natorp, Annemarie N.); Marga Schönherr geb. Niemeyer: Lieder (gesungen von ihr selbst); Chinesische Lieder (Marga Sch.); Paul Niemeyer: Flötenkompositionen (gespielt von ihm selbst); Schubert-Brahms: Liederzyklen (Hildegard Hennecke).

Nach dem festlichen Mahle, das seine Prägung durch die Worte von Theodor an seinen Bruder Kurt erhielt, erstreckte sich in den weiten blumenerfüllten Räumen bis in die Morgenstunden ein Beisammensein, das von Humor und Musikfreudigkeit durchklungen war. Den Jüngsten machte besonderen Eindruck das gemeinsame mehrstimmige Singen der „Heimschen" Volkslieder nach altem Brauch in der Surmannsgasse und in den Kinderhäusern.

Die Ansprache von Theodor Niemeyer an die Tafelrunde lautete:

„Es ist ein Niemeyer-Tag, welchen wir begehen. Es ist ein Tag, welcher durch die beiden Niemeyer-Wahlsprüche geadelt wird, die uns der Kanzler verliehen hat: ‚Sich selbst leben, heißt gar nicht leben', und ‚Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt'. Niemand in unserem Niemeyerschen Geschlechte hat in seinem Leben und in seiner Persönlichkeit, in seinem Dasein und Wirken jene Wahlsprüche in so vollkommener Weise zu Wahrsprüchen gemacht wie die beiden Männer, deren Geburtstagsjubiläum uns heute hier versammelt.

An Dich, mein lieber Bruder Kurt, richte ich in erster Linie meine Worte, um Dir zu sagen, was uns alle bewegt, indem wir Dich an Deinem 75. Geburtstag so frisch und

so tatkräftig vor uns sehen, wie wir nur je irgendeinen von guten Geistern geleiteten und auf eigene Stärke gestützten Niemeyer auf Deiner Altersstufe erblickt haben.

Ich rufe Dir im Namen aller Mitglieder unseres zahlreichen Geschlechts, deren Senior ich durch den Tod unseres Vaters geworden bin, den Geburtstagsglückwunsch zu, welcher ausklingt in Freude, in Liebe, in Dankbarkeit, in Treue und in Stolz! Ich entnehme der Geschichte und dem Bestand unseres Geschlechtes das Recht, heute das Familienbanner zu schwenken mit der Parole: ‚Hier Niemeyer gutwege allezeit!' Du, lieber Bruder, bist der Bannerträger des Familiensinnes, der uns verbindet. Durch die von Dir in selbstloser Hingabe seit 1911 herausgegebenen Familiennachrichten, durch die 1915 besorgte Herausgabe unserer großen Stammtafel des Niemeyerschen Geschlechtes und durch die treue Pflege des von unserem Vater begründeten Familienarchivs hast Du Dich um die Bewahrung des hohen Gutes des Familienbewußtseins und der Familiengeschichte verdient gemacht. Für unabsehbare Zeiten hast Du dadurch die nachfolgenden Generationen zu Dank verpflichtet und Deinen Ruhm in die Tafeln der Geschichte eingegraben.

Deinem anspruchslosen und teilnehmenden Wesen freilich wird die Liebe und die Dankbarkeit, welche die lebende Generation Dir mit warmem Herzen zollt, mehr sein als es jeder Ruhm ist. Und wie vielen in dieser großen Schar bist Du Helfer, Tröster und Freund geworden. Lasse Dir von mir gefallen, Du mein Lebensgesell seit der frühesten Kindheit, daß ich Dich heute wieder wie vor 70 Jahren in unseren Hammenser Kindheitstagen, bei der Hand nehme, Dein Handgelenk umschließe und mit Dir in die goldene Lebenssonne hinaufschaue, welche uns so treu geblieben ist, wie wir ihr, und deren abendroter Schein uns alles Gute und alles Schöne zurückstrahlt, was wir jemals erlebten und was in uns weiterlebt. Ich gedenke der Zeit von 1864,

als nach unserer Mutter Tode wir beiden, Du 5jährig, ich 7jährig, einander nicht von der Hand ließen, wenn wir nicht durchaus mußten. Du machtest jede Unternehmung und jede kleine Schandtat widerstandslos mit, welche ich angab, selbst einmal das Rauchen der Zigarrenstummel, welche Vater liegen gelassen hatte, was Dir schlechter bekam als mir. Und 15 Jahre später in Essen, als Du in der Kruppschen Fabrik arbeitetest, an Deinem Geburtstag, machten wir wieder selbander eine sonnige Wanderung ins Ruhrtal, in ernsten Unterhaltungen über Geschichte, Philosophie, Musik! Und abermals 20 Jahre weiter, da gehörten uns zwei herrliche Oktoberwochen, in denen wir mit Fahrrädern und zu Fuß (mein 10jähriger Hans war dabei) das Harzgebirge im Herbstzauber genossen, — Du umgesattelt zum Schulamt, ich umgesattelt zum Völkerrecht. Verschiedenartige Erinnerungsbilder! Aber doch nur Abschnitte aus der Gemeinsamkeit des Erlebens von mehr als sieben Jahrzehnten, welches auf einen und denselben Grundton, einen Orgelpunkt eingestimmt war. Dieser Ton war uns überkommen aus unserer Kinderstube und von unseren Eltern und Voreltern. Es war ein unverzichtbares, unverlierbares Familiengut: Die Liebe zur Natur und die Liebe zur Musik. Diese Gemeinsamkeit des Schönheitsbedürfnisses bildet auch den Goldsaum des heutigen Familientages. Das schöne Ölbildnis unseres Vaters, umrahmt von Rosen, welches auf uns herniederschaut, die Fülle der Kränze und Blütengarben, welche uns umgibt, sie versinnbilden jene Dominante unseres Familienlebens, welche uns an die Reihe von Familienfeiern erinnert, wie sie seit den Zeiten unserer Urgroßeltern im Kanzlerhause zu Halle als frohe Feste nach sauren Wochen Alt und Jung so oft vereint haben.

Blumenschönheit und Malkunst aber erhalten durch unsere musikalische Hausandacht die Weihe, welche nur diejenige Kunst geben kann, die, ebenfalls seit der Kanzlerzeit, als roter Faden neben der bildenden Kunst dem Wesen des Familienganzen eingewoben ist.

Wir haben die musikalische Feier mit Beethovens opus 74 eingeleitet, dem Höhepunkt Beethovenscher Musikentwicklung. Dies ist unsres Vaters Hans Gruß, sein liebstes und kennzeichnendstes musikalisches Heiligtum.

Der Wahlspruch des Leipziger Gewandhauses ist uns auch der Maßstab unserer Familienkultur: ‚Res severa verum gaudium'. Das Ernste ist die wahre Freude."

Ludwig Wilhelm Anton Pernice.

Ein Lebensbild.

Von seinem Enkel Hugo Carl Anton Pernice.

Aus Oberitalien, von den Ufern des Comersees, wanderte im Anfang des 18. Jahrhunderts Giovanni Antonio Pernice nach Halle an der Saale ein, um dort einen Handel mit Südfrüchten zu beginnen. Seine Vorfahren stammten von der Insel Korsika, wo sie im Mittelalter an der Ostküste feste Schlösser besaßen und zu den angesehensten Geschlechtern der Insel gehörten.

Von dort war ein Teil der Pernices, der kriegerischen Unruhen der Insel müde, nach Genua und von da nach den oberitalienischen Seen übergesiedelt.

Der Handel des ersten deutschen Pernice blühte schnell auf, besonders nach Errichtung eines Weingeschäfts und einer Weinstube in der Leipziger Straße in Halle durch seinen Sohn, dem durch Königliche Kabinettsorder vom 13. August 1782 die Erlaubnis erteilt wurde, sich mit einem Hause ansässig zu machen und das Bürgerrecht zu erwerben.

Hier wurde am 11. Juni 1799 Ludwig Wilhelm Anton Pernice geboren als Sohn des Johann Anton Pernice und seiner Ehefrau Luise Henriette Charlotte Hoffman, deren Vater damals Bergamtsassessor in Rothenburg a. S. war.

Ludwig war der älteste von 5 Geschwistern. Von diesen starb eine Schwester schon im Alter von $^1/_2$ Jahre. Ludwig war ein zartes Kind und hatte in seiner Jugend mit Krankheiten aller Art zu tun, von denen eine Atemnot zurückblieb, mit der er Zeit seines Lebens zu kämpfen hatte und die ihn auch an der Erfüllung seiner Militärpflicht hinderte. Auf dem Waisenhaus in Halle erhielt er den Elementar- und



Ludwig Wilhelm Anton Pernice

* Halle 1799, VI. 11.
† Halle 1861, VII. 16.

Vorbereitungsunterricht und bezog dann das Pädagogium der Franckeschen Stiftungen, das unter der Leitung des Kanzlers Niemeyer stand und dem vorzügliche Lehrkräfte wie Johannes Voigt, Jakobs, Näke, Kirchner und Drumann angehörten.

Aus dieser Zeit stammt ein von Ludwig Pernice geführtes Tagebuch, das von dem 15jährigen Knaben angefangen und bis zur Beendigung der Schulzeit mit der Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit geführt worden ist, die den Mann zeitlebens ausgezeichnet haben. Aus ihm geht das lebhafte Interesse für die damaligen so bedeutsamen Ereignisse im Preußischen Vaterlande hervor, besonders aber auch die Freude an den Schulwissenschaften. Der Fleiß, mit dem er seine Arbeiten machte, unter denen das Schmieden lateinischer Verse nach damaligem Brauch und das Anfertigen deutscher Aufsätze einen großen Raum einnahm, war, wie die Tagebücher erkennen lassen, sehr groß und anerkannt. Auch für die deutsche Dichtung hatte er lebhaftes Interesse. Es sind aus seinen Knabenjahren mehrere Gedichte erhalten, die seinen Gedanken und Gefühlen einen allerdings noch unbeholfenen Ausdruck geben.

Die größte Freude war es für den eifrigen Schüler, wenn er aus seinem, wie es scheint, reichlich bemessenen Taschengelde auf dem öffentlichen Bücherstande oder auf einer Versteigerung einen Theokrit, Horaz, Thukydides oder sonst einen alten Klassiker erwerben konnte, um ihn seiner Bücherei einzuverleiben, die bei seinem Tode eine fast lückenlose Reihe der Schriften der Alten aufwies.

Weniger Freude als an den Wissenschaften scheint er an der Musik gehabt zu haben. Er erzählt, wie er als 15jähriger Junge eine Sonate mit 3 b's bei seinem Lehrer gespielt habe; da sei sein Vater hinzugekommen, habe einigen Passagen zugehört und mit den Worten: „Du lernst in deinem Leben nichts, jeder Pfennig ist an dir verschwendet!" die Tür zugeschlagen und sei herausgegangen. Er sagt dann selbst, daß er nicht immer fleißig gewesen sei, und in den

Tagebüchern späterer Jahre liest man nicht, daß er der Musik eine besondere Liebe entgegengebracht hat.

Mehr lag ihm das Schauspielerische. Die Malerin Karoline Bardua erzählt in ihren Erinnerungen aus ihrem Jugendleben, wie der Kanzler Niemeyer im Winter jeden Monat einen Aktus auf dem Pädagogium gefeiert habe, der mit einer dramatischen Vorstellung eröffnet wurde, und wie in einem solchen Drama „Pernice, der nachmalige berühmte Jurist und Schriftsteller den Philoktet mit hervorragendem Talente gespielt habe".

Bei dem Eifer in der Schule konnte es nicht fehlen, daß der junge Ludwig bald zu den besten Schülern des Pädagogiums gehörte. In seinen Zeugnissen aus den Jahren 1813—1815 werden seine Einsicht, sein lebhaftes Interesse für Alles, sein gutes Gedächtnis, sein Geschmack, vor allem aber sein rastloses Streben und seine Beständigkeit im Eifer, daneben sein „gesetzmäßiges" und bescheidenes Betragen gerühmt. Rechnet man hinzu seine große Arbeitskraft, so hat man alle die Eigenschaften, die ihn nie verlassen haben und die ihn zu den hohen Ämtern und Tätigkeiten befähigten, die er später versah.

Die Verhältnisse, in denen der Knabe zum Jüngling heranreifte, waren entscheidend für die Richtung, in der diese Gaben einst tätig werden sollten. Die für ein Bürgerhaus weit zurückreichende Tradition seiner Familie, die Stetigkeit ihrer Verhältnisse, die vortreffliche Lehrkraft, die ihn auf dem Pädagogium in das Studium der Geschichte einführte, daß er ferner unter der Leitung begabter Lehrer die damals vorherrschend gelesenen geschichtlichen Schriften der Alten lieben lernte, endlich aber, daß seine Schulzeit in die Freiheitskriege fiel, — das waren Momente, die ihn veranlaßten, sich dem Studium der Philologie und der Jurisprudenz zu widmen.

Noch nicht 15 Jahre alt, schreibt er in sein Tagebuch: „Es ist bei mir nun so gut als fest beschlossen, daß ich Jura studieren werde, und zwar verbunden mit Kameralia. Ich

gestehe, daß es eine kleine Luderei von mir war, als ich gestern im Adreßbuche nachsah, ob auch Bürgerliche zu dem Amte eines Geheimen Finanzrats oder zu dem eines Regierungsrats gelangt seien und es war zu meiner Freude also. Ja, was noch mehr, ich fand viel Bürgerliche, die jetzt in den Adelstand erhoben. — Sei es, wie es will, anstrengen will ich mich so viel wie möglich, um einst was Ordentliches zu werden; denn im Staube will ich nicht kriechen."

Im März 1817 bestand er sein Abiturientenexamen und erhielt das Zeugnis der „unbedingten Reife", womit, wie ihm der Hofrat Schütz nach der Prüfung sagte, seit $3^1/_2$ Jahren keiner auf die Universität gekommen sei. Seine Mitabiturienten, Bennecke und Ehrenberg, bekamen das Prädikat der „bedingten Reife".

Er ließ sich am 2. Mai in Halle als Jurist immatrikulieren, um diese Universität bald mit der Berliner zu vertauschen, wo er, wie er stets gern aussprach, zu Füßen Savignys gesessen hat.

Von seinem Studentenleben auf diesen Universitäten ist uns nichts bekannt. Daß er aber eifrig seinen Studien obgelegen hat, bezeugt die Tatsache, daß der 20jährige Student „propter praeclarum studium in litteris et politiore humanitate positum" einstimmig zum ordentlichen Mitgliede der societas Latina Jenensis H. C. Eichstadio direktore ernannt wurde.

Von Berlin ging er nach Göttingen, um dort seine Studien fortzusetzen und zu vollenden. Hier war es neben Karl Friedrich Eichhorn besonders Gustav Hugo, der auf den jungen Juristen einen großen Einfluß ausübte. Hugo scheint wesentlich dazu beigetragen zu haben, daß sich Pernices Studien hauptsächlich dem öffentlichen Recht zuwandten und er sich mit besonderem Eifer geschichtlichen Rechtsforschungen hingab, die ihm bei seinem Interesse für das Recht seines deutschen Vaterlandes besonders lagen und die ihn später in die Reihe von Männern wie Savigny und Stahl stellten.

Wie sehr er auch in Göttingen zu den Besten gehörte, beweist eine kleine, durch Zeitgenossen verbürgte Geschichte: Ein Kandidat hielt seine öffentliche juristische Doktor-Promotion und hatte seine Thesen gegen die bestellten Opponenten verteidigt; die Professoren und Doktoren taten ihm den Gefallen trotz seiner Aufforderung, mit ihm zu disputieren, zu schweigen. Schon glaubt der Doktorandus, als er noch zu guter Letzt, dem Herkommen entsprechend, „auditores extra carceres provozieret", mit seiner Sache fertig zu sein, als Studiosus Pernice sich erhebt und ihn dergestalt in die Enge treibt, daß nur „das launige Eingreifen des Dekans Hugo: ‚Qui aggreditur Pernicem, ruit in perniciem', den bereits zweifelhaft gewordenen Doktorhut seinem ehrbegierigen Bewerber zu sichern vermochte".

Als Doktor philosophiae (10. Februar 1821) und Doktor juris utriusque (17. dess. Monats) schied Ludwig Pernice von seiner geliebten Georgia Augusta und von seinem väterlichen Freunde Hugo, denen er bis an sein Lebensende ein dankbares Andenken bewahrt hat. Seine Lehrer hatten ihm zugeredet, sich in Göttingen als Dozent zu habilitieren; aber seine Liebe zur Heimat trieb ihn wieder nach Halle, wo er im Mai 1821 seine Lehrtätigkeit begann. Sein erstes Privatkolleg — Institutionen und Rechtsgeschichte — las er vor 8 Zuhörern, von denen Heinrich von Grävenitz aus Neumark bis zuletzt zu seinen näheren Freunden gehört hat. Seinen Vorlesungen lag ein von ihm nach Savignys Lehrplan ausgearbeiteter Grundriß zugrunde, später sein Werk: Geschichte, Altertümer und Institutionen des Römischen Rechts, Halle 1823, das schon nach 2 Jahren eine neue Auflage erlebte. Schon im folgenden Winter trieb ihn seine Neigung dazu, über Lehnrecht zu lesen, und dieser Wissenschaft und dem Privat-Fürstenrecht hat dann Pernice seine besondere Vorliebe und seinen Arbeitseifer zugewendet.

Der Erfolg, den seine Vorlesungen hatten und der sich besonders in dem fleißigen Besuch durch die Studenten zeigte, lenkte bald auf ihn die Aufmerksamkeit der gelehrten

Kreise. So kam es, daß sich schon im Jahre 1822 drei Universitäten, Greifswald, Dorpat und Breslau, um ihn bewarben. Er lehnte aber alle diese Angebote, so glänzend sie waren, ab und blieb in seiner Vaterstadt, wo er noch in demselben Jahre außerordentlicher Professor wurde. Drei Jahre später wurde er zum ordentlichen Professor ernannt.

In demselben Jahr (1823) vermählte er sich mit Johanne Auguste Niemeyer, einer Tochter des Kanzlers Niemeyer und dessen Ehefrau Agnes geb. v. Köpken, der Tochter des Hofrats v. K. in Magdeburg[1]).

In dieser Zeit beginnt Pernices publizistische Tätigkeit. Im Jahre 1826 wurde er Mitarbeiter der Allgemeinen Literaturzeitung und bald darauf erschien seine Schrift: Observationes de principum comitumque imperii Germanici inde ab a. MDCCCVI subiectorum iuris privati immutata ratione. Mit dieser Arbeit begann er seine Tätigkeit zugunsten der seit 1806 mediatisierten Fürsten und Grafen, deren Rechtsverhältnissen er von jetzt ab bis an sein Ende seine großen Kenntnisse und Fähigkeiten widmete. Infolge der vielen Gutachten, die er für Angehörige des hohen Adels seit dieser Zeit abgab, knüpften sich viele Beziehungen zu den erlauchtesten Familien aus diesen Kreisen, zuerst wohl an das Haus Schönburg, dem er in dessen Streitigkeiten mit der Krone Sachsen beratend zur Seite stand. An diese erinnert sein „Memorandum betr. die rechtlichen Verhältnisse des fürstlichen und gräflichen Hauses Schönburg", das in jener Zeit erschien, dem dann 1855 ein Memorandum über die rechtliche Stellung dieses Hauses zur Preuß. Verfassungsurkunde folgte.

Von dem fürstlichen Hause Schönburg-Waldenburg geschenkte Ehrengaben sind noch heute im Besitz der Familie

---

[1]) Johanne Auguste:
* 4. Oktober 1805,
† 10. November 1891,
siehe Stammtafeln IX 34.

Pernice, so eine wunderbare Kopie der Madonna della Sedia, die sich bei seinem Enkel, dem Präsidenten Herbert Pernice in Stettin befindet, und eine Marmorbüste von Ludwig Pernice, die seiner Frau nach seinem Tode verehrt wurde und die der Enkel, Professor Ludwig Pernice in Lindenhusen, mit liebevoller Pietät in seinem Hause da aufbewahrt, wo auch der mächtige kunstvoll eingelegte Eichenschrank steht, den die Ehefrau Aug. Hermann Franckes, Magdalene v. Wurmb, in die Ehe mitbrachte. Leider wurden der schriftstellerischen Tätigkeit Pernices durch die beruflichen Verpflichtungen, die einen immer größeren Umfang annahmen, Grenzen gesetzt. Seit 1827 ist Pernice ein eifriges Mitglied des akademischen Spruchsenats; in demselben Jahre erhält er die Stelle eines Unterbibliothekars an der Hallenser Universitätsbibliothek. Dann wird ihm 1830 die Zensur für Schriften aus dem Gebiet der Rechtswissenschaft, Politik und Zeitgeschichte, bald darauf auch der Philosophie übertragen. Wir können uns hieraus ein Bild der vielseitigen Tätigkeit des Mannes machen, der — ein besonderes Zeichen des Vertrauens seiner Berufsgenossen — 1832 und 1833 zweimal hintereinander zum Prorektor (erst 1854 wurde der Titel „Rektor" eingeführt, nachdem ursprünglich fürstliche Personen aus dem Preuß. Herrscherhause das Rektorat bekleidet hatten) erwählt und mit dem roten Fürstenmantel — der Prorektor hatte zur Zeit des Reichs Reichsfürstenrang — bekleidet wurde in einem Lebensalter, in dem die meisten kaum die Universitätsjahre beendet hatten.

Seine gewandte und „wachsame" Verwaltung des Prorektorats während und nach einer stürmischen Aufregung der akademischen Jugend, wie sie die Zeit seit 1830 überall mit sich brachte, trug ihm das besondere Lob des damaligen Kultusministers Altenstein ein, der ihn dann zum Vizeordinarius der Juristenfakultät berief.

Daß Pernice bei den vielen Ehren, die sich auf seinem Haupte häuften und bei der Liebe zur Wissenschaft, für

die viel zu wenig Zeit zu haben, er sein ganzes Leben bedauerte, das Angebot des Fürsten Schönburg, als Direktor der Fürstlichen und Gräflichen Regierung und des Konsistoriums zu Glauchau in seine Dienste zu treten, ablehnte, trotz des sehr hohen ihm angebotenen Gehalts, ist wohl zu verstehen.

Eine schwerere Entscheidung mußte er 1838 treffen, als ihm im Zusammenhang mit der Entlassung der Göttinger Sieben nach der Aufhebung des Hannoverschen Staatsgrundgesetzes durch den König Ernst August eine Professur in Göttingen angeboten wurde, wo er an Albrechts Stelle Staats- und Lehnrecht, Kirchenrecht, Deutsche Rechtsgeschichte und Privatrecht lesen sollte. Dieser Ruf war für Pernice sehr verlockend; hing er doch mit allen Fasern seines Herzens an dieser Universität, wo er unter der Leitung großer, von ihm hochverehrter Lehrer die wissenschaftliche Bahn betreten hatte, der er dann Zeit seines Lebens treu geblieben ist. Mit seinem Gewissen brauchte er nicht in Zwiespalt zu geraten, wenn er die Stelle annahm, die durch die Standhaftigkeit der Männer frei geworden war, die den Diensteid für ihren neuen König nicht leisten zu dürfen glaubten; denn er hegte über das Recht des Königs von Hannover, das Staatsgrundgesetz aufzuheben, im Gegensatz zu den meisten nicht den geringsten Zweifel: „Was aus Königlicher Machtvollkommenheit gegeben sei, könne auch durch dieselbe zurückgenommen werden."

Man kann sich denken, daß bei diesem Mangel an Gewissensbedenken Pernice ernstlich an die Annahme dieses Rufes dachte. Schließlich aber trug der preußische Patriot den Sieg davon und seine Überzeugung, „daß es einem Diener nicht wohl anstehe, den ihm von seinem Landesherren anvertrauten Wirkungskreis ohne gebieterische äußere Veranlassung aufzugeben". So schrieb er schweren Herzens und tränenden Auges seinen Absagebrief.

Der König von Preußen anerkannte seine Haltung durch Verleihung des Titels eines Geheimen Justizrats.

In diese Zeit fiel der Beginn seiner Beziehungen zum Herzog Heinrich von Anhalt-Köthen, der, wie so viele Fürsten und Standesherren, ihn in seinen Familien- und Haussachen, ja auch in den wichtigsten Regierungsangelegenheiten um Rat fragte.

Dieses Amt „eines Protektors und geborenen Ratgebers von Anhalt", wie ihn der Anhaltinische Minister v. Schätzell einmal nannte, hat er mit der größesten Treue und diplomatischem Geschick geführt, um so freudiger, als er den Herzog Heinrich auf das Höchste verehrte und liebte und dieser ihm sein rückhaltloses Vertrauen schenkte.

Dieses Verhältnis trug ihm nochmals einen höchst ehrenvollen Ruf ein: Am 2. Mai 1842 wurde ihm die Aufforderung des Herzogs überbracht, als Wirklicher Geheimrat und Präsident der Staatsregierung unter Erhebung in den Adelstand in Anhaltinische Dienste zu treten. Dies Anerbieten war gewiß verlockend, aber Pernice lehnte es aus ähnlichen Gründen wie das Göttinger ab. „Gott weiß", schreibt er an den Herzog, „wie schwer es mir wird, diese Worte (der Ablehnung) niederzuschreiben und wie ich erst nach demütigstem Gebet zu Ihm eines sicheren Entschlusses mächtig geworden bin." Jedoch bearbeitete er von da ab gewisse Geschäfte des Herzogs, besonders Finanzsachen, in größerer Ausdehnung und Regelmäßigkeit.

Leider starb der Herzog schon 1847. Ein Zeichen der treuen Anhänglichkeit an diesen Fürsten war es, daß Pernice an jedem 31. Juli, dem Geburtstag des Herzogs, auf Schloß Dornburg an der Elbe weilte, um hier in stiller Einsamkeit seines Gönners und Freundes zu gedenken. In dieser Zeit verlieh ihm die Herzogin-Witwe Auguste die Namenschiffre des Herzogs Heinrich in Brillanten, eine Auszeichnung, die ihm später als Ordens-Dekoration zu tragen gestattet wurde. Die Brillanten haben sich zu Schmuckstücken gefaßt bis heute bei den weiblichen Nachkommen Pernices erhalten.

Daß Pernice später der Urheber der Anhaltinischen Verfassung gewesen ist, was von liberaler Seite behauptet

worden ist, ist wohl nicht richtig. Daß er wesentlich aber an ihr, die, wie Weber in seiner Weltgeschichte sagt, „einen mittelalterlichen Charakter trug und von einigen Rückschrittsmännern wie Schätzell, Sintenis, Pernice ins Leben gerufen wurde", beteiligt war, ist zweifellos. Jedenfalls entsprach die Mitarbeit an dieser Verfassung ganz den Anschauungen Pernices, der in seiner ganzen Denk- und Handlungsweise einer älteren Zeit angehörte und an dem Hergebrachten, historisch Entwickelten mit Zähigkeit festhielt. In dieser Vorliebe für altertümliche Einrichtungen unterzog er sich später auch gern auf Veranlassung des Chefpräsidenten des Appellationsgerichts in Bernburg der Arbeit einer Revision der Formeln des Anhaltinischen Rügegerichts zu Volkmarsrode, eines kleinen Restes altdeutschen Rechtes und altdeutschen Gerichts, und hatte dann die Freude, auf ergangene Einladung der ersten Hegung dieses frei öffentlichen Klage- und Rügegerichts beizuwohnen, wovon er in seinem Tagebuch eine lebhafte Schilderung gibt.

Für seine Tätigkeit für den Staat und das Herzogshaus Anhalt erhielt er das Kommandeurkreuz erster Klasse des Anhaltinischen Hausordens Albrechts des Bären.

Mit gleicher Gewissenhaftigkeit arbeitete er für das Altenburger Herzogshaus in der Domänenfrage. Die häufigen Reisen an den Altenburger Hof, wo er mit dem Herzog und den dortigen Staatsmännern zu beraten hatte, gehörten zu seinen liebsten Erinnerungen. Durch Gutachten (Rechtsgutachten betr. die Rechtsverbindlichkeiten des im Herzogtum Sachsen-Altenburg unter dem 29. III. 1849 zustande gekommenen sog. Zivillisten-Vertrages), besonders aber durch Abfassung einer Beschwerde an den Bundestag kämpfte er die Domänenfrage glücklich durch. Als Dank wurde er zum Groß-Komthur des Sachsen-Ernestinischen Hausordens ernannt, eine Ehrung, die ihm größere Freude bereitete als eine ihm vorher zugestellte hohe Belohnung in Geld. Immer mehr wurde er zum Rechtskonsulenten mediatisierter deutscher Fürsten- und Grafenhäuser, von denen hier nur

noch das gräfliche Haus Giech erwähnt werden soll, für welches er nachwies, daß es nach Begründung des Deutschen Bundes die Stellung eines vormals reichsständischen Grafenhauses habe. Sein „Publizistisches Erachten über die staatsrechtlichen Verhältnisse des Gräflichen Hauses Giech" wird in einem Pernice nach seinem Tode gewidmeten Artikel der „Berliner Revue" als eine wahre Fundgrube für die Rechtsverhältnisse des hohen Adels bezeichnet.

Eine große Freude bereitete ihm dann eine Einladung des regierenden Grafen nach Schloß Thurnau, wo er mehrere Tage verweilte und die wunderbaren Sammlungen von Altertümern und Schriftwerken bewundern, aber leider zu wenig studieren konnte.

Das wichtigste aller derartigen staatsrechtlichen Gutachten war aber das, welches er in der Holsteinschen Sukzessionsfrage auf Befehl des Königs von Preußen verfaßte. Mit großer Gelehrsamkeit, sagt Sybel in seiner „Begründung des Deutschen Reichs", wurde in diesem Gutachten der Nachweis erbracht, daß das Haus Sonderburg-Augustenburg wegen versäumter Lehnsmutung, unebenbürtiger Ehen und mehrerer Verzichte keinen Anspruch auf die Sukzession in den Dänischen Staaten habe; auf Grund dieses Ergebnisses wurde der damalige Bundestagsgesandte v. Bismarck beauftragt, mit dem Herzog v. Augustenburg zu verhandeln, daß dieser nach Gewährung einer erheblichen Geldentschädigung durch die Dänische Regierung für sich und seine Familie allen Ansprüchen auf die Herzogtümer Schleswig und Holstein entsagte, was dann auch geschah.

Aus dem Vorstehenden ist zu erkennen, wie umfassend Pernices Tätigkeit als staatsrechtlicher Berater war. Dadurch aber wurde sein eigentlicher Beruf, der des Professors, nicht beeinträchtigt. Seine Vorlesungen wurden von immer zahlreicheren Zuhörern besucht. In einem in Berlin 1862 erschienenen Werk unbekannten Verfassers heißt es: „Es konnte keinen anregenderen Staatsrechtslehrer geben als P. Sein umfangreiches Wissen, die große

Klarheit des Vortrags, welche aus der vollständigen Beherrschung des Stoffes hervorging, führte den Zuhörer sofort mitten in das Verständnis des Gegenstandes ein, und die meisterhafte Darstellung seiner geschichtlichen Entwicklung, seine ruhige und scharfe Logik gegen alles Unwahre und politisch Krankhafte brachten es dahin, daß der Zuhörer unwillkürlich auf die Höhe einer festen konservativen Anschauung gelangte, von der aus eine richtige Würdigung der von P. in ihrer ganzen inneren Hohlheit und geschichtlichen Unwahrheit geschilderten Theorien des Liberalismus und der Demokratie keine Schwierigkeiten machte."

Inzwischen wurde Pernice 1840 zum dritten und 1843 zum vierten Male zum Rektor der Universität gewählt und als solcher bestätigt. —

Auf Betreiben Metternichs war 1819 bei den Universitäten das Amt eines Regierungsbevollmächtigten geschaffen worden. Sein Inhaber sollte über die strengste Vollziehung der bestehenden Gesetze und Disziplinarvorschriften wachen, den Geist der akademischen Lehrer bei ihren Vorträgen sorgfältig beobachten und allem, was zur Beförderung der Sittlichkeit, der guten Ordnung und des äußeren Anstandes unter den Studenten dienen könnte, seine unausgesetzte Aufmerksamkeit widmen.

Als Delbrück, der dieses Amt versah, 1844 starb, erhielt Pernice, der dem kränkelnden Delbrück schon seit Jahren in dessen Geschäften beigestanden hatte, „wegen seiner Geschäftskenntnis und seiner unbedingten Anhänglichkeit an die Staatsregierung" dieses schwierige und verantwortungsvolle Amt anvertraut und wurde am 6. Juni 1844 zum außerordentlichen Regierungsbevollmächtigten und Kurator der Universität und zum Geheimen Oberregierungsrat mit dem Range der Räte II. Klasse ernannt. Er mußte sein Rektorat niederlegen und, was ihm besonders schmerzlich war, seine Tätigkeit als akademischer Lehrer aufgeben.

Seine neuen Amtsgeschäfte wurden 1845 noch vermehrt durch seine Ernennung zum Direktor des Hallenser Schöppen-

stuhls, einer Behörde, die wichtige Rechtsgutachten abzugeben hatte, und der ursprünglich — 1700 — von den Gerichten des Herzogtums Magdeburg und der Grafschaft Mansfeld die Akten aller Zivil- und Kriminal-Prozesse eingeschickt werden mußten. —

Das Amt des Regierungsbevollmächtigten war in jenen der Revolution vorhergehenden, politisch unruhigen Zeiten kein leichtes. Doch mit den Studenten kam Pernice gut aus; ihnen gegenüber hat er das Amt mit Wohlwollen geführt und er war immer geneigt, Ausschreitungen dieser mit Milde zu beurteilen, wenn sich nur irgendwie das Vergehen mit jugendlichem Leichtsinn entschuldigen ließ. Nur gegen solche, welche revolutionäre Gedanken unter ihren Kommilitonen zu verbreiten suchten, ging er mit der Strenge des Gesetzes vor. Andererseits benutzte er seine Stellung, um mehr noch als bisher den Studenten, wo und wie er nur konnte, behilflich zu sein, sei es, daß es galt, sie zu unterstützen, wobei er oft namhafte Summen aus seiner Tasche hergab, sei es, daß er ihnen zu ihrem beruflichen Fortkommen helfen konnte. Das „Lebensbild in Briefen von Alfred Boretius, Berlin 1900", legt davon ein beredtes Zeugnis ab. Dieser, später Professor in Leipzig, hatte als Student auf Grund einer Bekanntschaft mit Herbert Pernice, dem zweiten Sohne Ludwig Pernices, bei dem Kurator Besuch gemacht. Dieser half dem bedürftigen jungen Mann durch Gewährung von Stipendien und Freitischen, gab ihm gute Ratschläge für sein Studium, lud ihn oft, jedesmal aber zum Heiligen Abend ein, wo dann der Gast reich beschenkt das gastliche Haus am „Großen Berlin" verließ.

Schwieriger gestaltete sich das Verhältnis des Bevollmächtigten zu den Professoren, bei denen in dieser Zeit sich mehrfach regierungsfeindliche Gesinnungen geltend machte. Da waren es besonders die Professoren Meier und Hinrichs, letzterer der spätere Schwiegervater seiner Tochter Helene, die ihm Schwierigkeiten bereiteten. Wieder-

holt mußte der Minister, der ganz auf Pernices Seite stand, einschreiten, was nicht gerade zu einem erfreulichen Verhältnis zwischen dem Regierungsbevollmächtigten und den Professoren beitrug.

Mit der Revolution 1848 brachen die schwersten und schlimmsten Tage für Pernice herein. Am 28. März 1848 beantragte die Universität bei dem neuen Ministerium die Aufhebung der Karlsbader Beschlüsse und dementsprechend die Beseitigung der außerordentlichen Regierungsbevollmächtigten. Letzteres geschah dann auch in allgemeiner Ausdehnung auf alle Universitäten.

Aber der Verlust dieser Stellung war es nicht, was Pernice in dieser Zeit so schmerzlich traf, auch nicht Furcht, daß seine Existenz gefährdet sei; ein solcher Gedanke konnte bei ihm nicht aufkommen, der damals sein altes Familienwappen auf dem Siegelringe mit der stolzen Umschrift versah: „timere vel mutare sperno“.

Es war, wie es in einem Pernice gewidmeten Nachruf in der Kreuzzeitung heißt, der Schmerz, „den heiligsten Überzeugungen, die er hegte und vertrat, fast von allen Seiten Hohn gesprochen, organische Freiheit, die er liebte, von wilder Zügellosigkeit, das historische Recht, das er vergötterte, von dem nichts achtenden und anmaßenden Subjektivismus materieller Interessen überwunden und in den Staub getreten zu sehen“. Diese Schilderung gibt sicher die damalige Stimmung Pernices richtig wieder, nur müßte man hinzusetzen, wie er von Trauer erfüllt war über die harten Prüfungen, welche seinem heißgeliebten König Friedrich Wilhelm IV. in dieser Zeit beschieden waren.

Aber Pernice behielt damals, wo viele verzagten, doch die Hoffnung auf den Sieg der konservativen Sache, der Sache des Christentums, der Monarchie und des Rechts, und er verlor nicht den Mut, seine Unerschütterlichkeit und seine Treue gegen das, was er in seinem Leben geliebt und verehrt und was er bis dahin für recht und gut erkannt hatte. — Nach Aufgabe seines Amtes als Regierungs-

bevollmächtigter trat Pernice in die Stellung eines ordentlichen Professors des Staats- und Völkerrechts zurück, behielt aber das Kuratoriat.

Auch von dieser Stellung wollten ihn einige seiner Gegner entfernt sehen, „zur Beseitigung des persönlichen Mißverhältnisses, in welchem er zu vielen Mitgliedern des Senats und der Universität stehe". 8 Professoren machten eine entsprechende Eingabe an den Minister, in der sie Pernice vorwarfen, daß er bei Anträgen auf Verbesserung der äußeren Lage der Professoren nur diejenigen bedacht habe, die ihm als Freunde oder in politischer Hinsicht nahestanden. Dieser Antrag kam, da er lebhaften Widerspruch im Kreise der Professoren gefunden hatte, im Generalkonzil der Universität zur Verhandlung und wurde mit überwältigender Mehrheit abgelehnt. Der Minister entschied dann auch, daß dem Antrag keine Folge gegeben werden könne, im Gegenteil sei die gewissenhafte Amtsführung Pernices anzuerkennen.

Allmählich trat dann, wie überall, nach den ersten Aufwallungen der Revolution wie bei den Studenten so auch bei den liberal denkenden Professoren eine Beruhigung der Gemüter ein. Sie ließen ab von allen möglichen Umgestaltungen der Universität und fingen an, die Regierung zu unterstützen, die „die notwendigen Änderungen von der zweckmäßigen Entwicklung dieser Anstalt erwarten wollte".

So wurde nun das Leben Pernices freier von Aufregungen, und er konnte mit mehr Ruhe seinen Vorlesungen obliegen und mit größerer Freude seine Reisen wieder aufnehmen, die ihn seit Jahren in den Universitätsferien in alle wichtigen Städte Mittel- und Süddeutschlands, aber auch über die Grenzen des deutschen Vaterlandes hinaus nach der Schweiz, Oberitalien, Österreich und Belgien führten. Da genoß er mit vollem Herzen die Naturschönheiten, für die er von Jugend auf einen regen Sinn hatte, die Kunstwerke aller Zeiten, denen er immer schon ein eifriges Studium gewidmet hatte, vor allem aber

seiner Anlage entsprechend alle historischen Erinnerungen aufs Lebhafteste. Er besuchte auch den Comersee, die Heimat der Pernice, und die noch in Riva lebenden Verwandten, wie er überhaupt einen großen Familiensinn besaß, der sich unter anderem darin zeigte, daß er allen seinen Söhnen den hergebrachten Vornamen Anton gab, eine Sitte, an der alle seine männlichen Nachkommen unbedingt festhalten. —

Doch bald gestaltete sich das Leben Pernices wieder unruhiger. Im November 1852 wurde er, ohne sich darum beworben zu haben, in Wittenberg zum Deputierten für die Erste Kammer erwählt, 1854 ward er auf Präsentation der Universität zum lebenslänglichen Mitglied der neugebildeten Ersten Kammer und durch Kabinettsorder vom 27. XI. 1857 „aus besonderem Königlichen Vertrauen" zu derselben Stellung berufen und zum Kronsyndikus ernannt.

Von jetzt ab wohnte Pernice jedes Jahr viele Monate in Berlin, um hier an den Sitzungen des Herrenhauses und der Kommissionen teilzunehmen.

Dieser neuen Tätigkeit widmete er sich mit dem ihm eigenen Pflichteifer, wenn er auch wiederholt in seinem Tagebuch ausspricht, wie ihm diese Gesetzesmacherei zuwider sei und er sich nach seiner stillen Gelehrtenstube in Halle zurücksehne.

Im Herrenhause gewann Pernice bald das größeste Ansehen, da er für die Fragen des Staatsrechts zweifellos die hervorragendste Autorität des Hauses war. Neben Julius Stahl, seinem Freunde und treuen Kampfgenossen, der als der erste politische Führer dieses Hauses betrachtet wurde, war Pernice „die erste juristische Kapazität desselben, ein Law-Lord von einem Umfang des Staatsrechtlichen Wissens und zugleich von einem juristischen Scharfsinn, daß keines der übrigen Mitglieder es wagen konnte, sich ihm in dieser Hinsicht an die Seite zu stellen".

Besonders nahm Pernice teil an den Debatten über die Bildung des späteren Herrenhauses, 1855 hielt er eine

bedeutende Rede gegen die Einführung der neuen Konkursordnung, weil mit ihr mit der Geschichte des deutschen Konkursrechtes gebrochen werden sollte, um eine neue Ordnung nach französischem Muster einzuführen. Am bedeutendsten aber war seine parlamentarische Tätigkeit für die Wiedereinsetzung der ehemals reichsständischen Familien in die durch Verträge und feierliche Zusicherungen ihnen eingeräumten Rechte, welche die Revolution ihnen geraubt hatte. Bei diesen Verhandlungen war er so recht in seinem Fahrwasser und er hatte dann auch die Genugtuung, daß seine Bemühungen von gutem Erfolg gekrönt wurden.

Zu dieser parlamentarischen Tätigkeit, die natürlich viele Besprechungen mit den damaligen Staatsmännern wie Manteuffel, Gerlach, Stahl, Uhden u. a. m. nötig machten, kamen noch die Arbeiten als Kronsyndikus hinzu, in welcher Eigenschaft er oft mit dem König Friedrich Wilhelm IV. zu beraten hatte. Das Vertrauen, das ihm der König schenkte, an dem er mit wahrhaft kindlicher Pietät hing, die Beweise der Freundschaft, die ihm dieser bei jeder Gelegenheit gab, haben Pernice gewiß für vieles entschädigt, was er durch seine Tätigkeit als Mitglied des Herrenhauses an Zeit für sein eigentliches Feld, seine wissenschaftlichen Arbeiten und seine Vorlesungen, verlor. Mit besonderer Freude erzählte er von einem Gespräch mit dem König über die von diesem beabsichtigte Abänderung der Verfassung, an dessen Schluß der König sagte, sein lieber Pernice möge ihm bei dem vorhabenden Ausbau der Verfassung zu solch einem mittelalterlichen Schlosse — wie es nämlich Pernice ihm vorgeschlagen hatte — eine wohnlichere Stube einrichten, als sie weiland der Kaiser des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation besessen habe.

Aber nicht auf das Herrenhaus und das Kronsyndikat beschränkte sich seine politische Tätigkeit. Nachdem der König die Verfassung gegeben, welche Parteien als ihr Lebenselement zur Voraussetzung hatte, hielt er es für seine Pflicht, nicht allein einer Partei anzugehören, sondern

auch eine solche in seiner Vaterstadt einzurichten und ihr in der Neuen Halleschen Zeitung ein Organ zu gründen. —

Neben der Tätigkeit im Herrenhause besorgte Pernice in Berlin seine Kuratorialgeschäfte weiter, und jeden Morgen empfing ihn ein Aktenpaket aus Halle; ferner waren zahlreiche Briefe zu schreiben an seine Freunde und Ratsuchende aller Art, besonders Standesherren, die stenographischen Berichte über seine Reden im Herrenhause für die Zeitungen durchzusehen, Besuche zu empfangen und zu erwidern, Gesellschaften bei Hofe und bei Staatsmännern und Ministern mitzumachen, so daß der Tag vom Morgen meist bis in die späte Nacht hinein mit Arbeit ausgefüllt war. Da fand er dann Erholung und Ausspannung bei seiner Schwester Alwine, die in Berlin mit Karl Broicher, dem späteren Oberlandesgerichts-Präsidenten in Köln, verheiratet war. Sie liebte er über alles und ihren frühen Tod hat er nie verwunden. Er konnte sich erfreuen an den Erfolgen seines ältesten Sohnes Hugo, der in Berlin sein Staats- und später sein Physikatsexamen machte, an der glänzenden Begabung seines zweiten Sohnes Herbert, der dort studierte und dann auch in Berlin seine Doktor- und Habilitationsschrift verfaßte, und endlich an dem jungen Eheglück seiner Tochter Luise, deren Mann, Rudolf Jacobi, später Staatssekretär und geadelt, damals im Handelsministerium tätig war. —

Im Mai 1861 hatte Pernice noch die Freude, an der Taufe seines ältesten Enkelsohnes Herbert in Greifswald teilnehmen zu können, als ihn mitten aus der Fülle der Arbeit ein typhöses Fieber auf das Krankenlager warf, von dem er nicht wieder aufstehen sollte. — Am 16. Juli 1861 schloß er in Halle in stillem Frieden seine Augen.

Am 19. Juli wurde er unter großer Teilnahme der Bevölkerung von seinen Angehörigen, seinen zahlreichen Freunden und allen staatlichen und städtischen Behörden zur letzten Ruhe begleitet und sein Sarg in dem Grabgewölbe des Familienbegräbnisses auf dem alten Stadt-Gottesacker in Halle beigesetzt.

Tief und aufrichtig war der Schmerz über seinen Tod in allen Kreisen. Den würdigsten Ausdruck gab ihm wohl die Neue Hallesche Zeitung, wenn sie schrieb:

Nach anderthalbwöchiger schwerer Krankheit starb gestern Abend um 8 Uhr ohne sichtbaren Todeskampf in stillem Frieden der Geheime Oberregierungsrat Professor Dr. Ludwig Pernice, vieljähriger Kurator der hiesigen Universität, lebenslängliches Mitglied des Herrenhauses und Kronsyndikus. Seine rastlose Tätigkeit und fast übermenschliche Arbeitskraft, seine seltene Rechtlichkeit im öffentlichen Leben ebenso wie in jedem Privatverhältnis, seine unerschütterliche Festigkeit in allem, was er einmal für recht und gut erkannt hatte, seine treue Anhänglichkeit an seine Familie, an alte und neue Freunde und an jeden, der ihm irgendwie nahestand, sein stete Bereitwilligkeit, jedermann mit Rat und Hilfe zu dienen, soweit es Pflicht und Gewissen zuließen und soweit seine Kräfte reichten, haben ihm bei Freunden und Gegnern die verdiente Anerkennung erworben und sichern ihm überall ein ehrendes Gedächtnis. Die Universität hat mit seinem Tode nach mehr als einer Seite hin einen unersetzlichen Verlust erlitten und seine Majestät der König einen Diener verloren, wie heutzutage nur noch wenige zu finden sind.

Zum Gedächtnis an Magnus Niemeyer.
1864—1933.

Eine uns allen bekannte Persönlichkeit ist wieder aus unserer Mitte geschieden.

Dr. med. Magnus Niemeyer, geboren am 23. Juni 1864 zu Stargard in Pommern als Sohn des Gymnasialdirektors Niemeyer, ist am 7. März 1933 verstorben.

Nachdem er das Gymnasium in Kiel absolviert und dort Ostern 1883 die Maturitätsprüfung bestanden hatte, studierte er Medizin auf den Universitäten Kiel, München und Freiburg im Breisgau. Hier bestand er im Wintersemester 1887/88 Staatsexamen und Rigorosum. Dann verbrachte er einige Zeit als Assistent an der Universitäts-Augenklinik von Prof. Völckers und an der inneren Abteilung von Prof. Edlefsen in Kiel. Darauf arbeitete er hier am Freimaurerkrankenhaus unter Dr. Wolff. So gut für die allgemeine Praxis vorbereitet, ließ er sich in Hamburg als praktischer Arzt nieder und erwarb sich auch dank seiner Charaktereigenschaften und Vorzüge als stets hilfsbereiter, gütiger Mensch eine gute Praxis. Ebenso versah er mit großer Pflichttreue und unermüdlichem Fleiß die verantwortungsvolle Arbeit als Vertrauensarzt einer Betriebskrankenkasse viele Jahre. Wie sehr er aber seinen ärztlichen Beruf liebte, erhellt aus der Tatsache, daß er noch in höherem Lebensalter seine als junger Arzt erworbenen Kenntnisse auf dem Gebiet der Augenheilkunde nutzbar machte, indem er eine freiwillige Tätigkeit an der Klinik und Poliklinik für Augenkranke am St.-Georg-Krankenhause unter Prof. Richard Kümmell mit regem Fleiß und Interesse ausübte. Aufrichtigen Dank erwarb er sich von seiten seiner Patienten für sein selbstloses Helfen und Wirken.

Die ihm ferner Stehenden werden aber kaum geahnt haben, daß er auch ein gottbegnadeter Künstler war. Schon als Knabe offenbarte sich in ihm eine hohe Begabung für Musik, die er am Klavier und auf Streichinstrumenten ausübte. Seine hohe Begabung für diese Kunst kam aber weiter in eigenen kleinen Kompositionen zum Ausdruck.

Der ärztliche Verein ist dem Dahingeschiedenen zu besonderem Danke verpflichtet. Er hat von Anfang an sein Talent in den Dienst unseres Orchestervereins gestellt. Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich Magnus Niemeyer als eins der hervorragendsten Mitglieder des Ärzte-Orchesters bezeichne, dessen Mitwirkung stets von größtem Wert war und dessen Freude an der Musik alle mitwirkenden Kollegen begeisterte.

Die Musik war ihm neben seinem ärztlichen Beruf ein Lebensbedürfnis geworden, in dem er aufging. Mit größter Hingebung und Neigung pflegte er vor allem das Quartett.

Aber auch auf anderen Gebieten der Kunst, vor allem schöngeistiger Literatur, betätigte er sich. Die Pflege der Kunst, der er ebenso wie seinem ärztlichen Beruf ergeben war, vermochte ihm dann, als Kummer und Leid ihn in seiner Familie traf, dieses tragen zu helfen. Sein begabter, lebensfrischer Sohn, auf den sein musikalisches Talent auch übergegangen war, erlitt im Kriege den Heldentod. Dann nahte ihm selbst die tödliche Krankheit, an der er länger als 6 Jahre zu leiden hatte. Ein Hypernephrom mit multiplen Metastasen in inneren Organen brach die Kraft der echt germanischen Gestalt.

Alle, die sein Wirken beurteilen können, rühmen seine Pflichttreue, sein tatkräftiges Handeln als Arzt und seine gemütvolle Art. Wieviel genußreiche Stunden hat er so seinen Mitmenschen bereitet.

Viele, die er als Arzt betreut hat, und alle, mit denen ihn die Kunst zusammenführte, werden ihm ein dankbares, ehrenvolles Andenken bewahren.

Schottmüller

Zum Gedächtnis an Felix Niemeyer.
1862—1934.

Am 9. März 1934 starb in Wiesbaden an den Folgen eines schweren Schlaganfalles in seinem 73. Lebensjahr Dr. Felix Niemeyer, geb. 10. Januar 1862, der einzige Sohn Paul Niemeyers, nachdem seine jüngere Schwester Valerie Hennecke am 13. 2. 1912 und die ältere, Hedwig, am 26. 4. 1926 ihm im Tode vorausgegangen waren. Mit ihm erlosch endgültig eine allen Nahbeteiligten unvergeßliche geschwisterliche Gemeinschaft, die durch die gemeinsame lebenslange Verehrung des Vaters Paul zwar nicht gestiftet, wohl aber vertieft wurde. Die Gestalt Felix Niemeyers ist in ihren menschlich schönsten und tiefsten Zügen gerade aus dieser Gemeinschaft kaum herauszulösen: denn er gab ihrem idealen Bestehen nicht nur lange Zeit die materielle Grundlage, sondern auch als der im Alter zwischen den in Wesen und Anlagen einander in solch glücklicher Polarität ergänzenden Schwestern stehende Bruder die eigentliche Mitte. Noch in die wirtschaftlich anfangs karge Junggesellenexistenz seiner Elberfelder Zeit nahm er nach dem Tode des Vaters (1890) beide zu sich, und dieses harmonische Leben dreier Geschwister endete auch im Frühsommer 1896 nach der Heirat Valeries mit dem Pfarrer lic. Dr. D. Edgar Hennecke in Betheln (Hannover) nicht gänzlich, sondern erlebte gleichsam manch glücklichen Nachsommer, sooft die von dem Bruder stets mit besonderer ritterlich zarter Liebe umhegte Schwester, sein geliebtes „Kleinchen", besuchs- und erholungsweise in Düren weilte. Wenn er seit Ostern 1909 auch deren zwei ältesten Söhnen Hans und Walter und seit Ostern 1914 auch dem dritten

Sohne Otfried in seinem neuen Dürener Hause zum Besuche des dortigen Gymnasiums wahrhaft eine zweite Heimat gab, so geschah auch dies aus dem Geiste dieser Geschwistergemeinschaft heraus. Wie verstand dieser in mancher Beziehung einsame Mann es, Onkel zu sein! Genau so gut, überlegen und innerlich großzügig, wie er, der erst im 57. Lebensjahre heiratete, ohne jedes Hagestolzentum es verstand, als Junggeselle alt zu werden. Unvergeßlich diese aus vorbildlicher Männlichkeit, zarter Einfühlung und einer oft humoristisch verhaltenen Güte gemischte Art, mit der er sich in diesen sechs Jahren die unauslöschliche verehrende Liebe seiner Neffen gewann. Wie konnte er überall im Umgang mit ihnen — bei Tisch, zumal aber auf Wanderungen und Radfahrten in seine geliebte Eifel — Mann und Kind zugleich sein, letzteres vor allem in einer Art phantasievollen Frohsinns, der nicht Zugabe seiner neuen rheinischen Heimat, sondern, wie auch der Valeries, sichtlich väterliches Erbgut war. Noch sein Erziehertum gegenüber den Neffen gab sich möglichst nur in solcher Dosierung. Wie besaß er aber auch neben der Lust vor allem das immer neu erfinderische Talent des Schenkens!

Auch in der stets energisch bejahten Frohn seines Zeit und Kraft ungemein und — nur mit Ausnahme der meist in den geliebten bayrischen Bergen verbrachten Sommerferien — ununterbrochen beanspruchenden Berufslebens bewahrte er sich sein reiches Naturell, das nun auch über solch menschliche und gesellige Ausspannung hinaus noch nach sichtbarer Wirksamkeit verlangte: diese bot sich ihm vor allem in der Organisation und jahrelangen Betreuung des gehobenen Konzertlebens in dieser Metropole der rheinischen Plutokratie: daß diese Stadt von ca. 30000 Einwohnern die anerkanntesten deutschen und ausländischen Dirigenten und Solisten für ihre Winterkonzerte berief, war vor allem sein Verdienst. Nahm doch in seinem Hause auch der private Musikgenuß gleichsam die Farbe des Ernstes an: die mit echt Niemeyerscher Freude und Gründ-

lichkeit durch Jahrzehnte fortgeführten Gästebücher bezeugen, wie er in diesen fast 30 Jahren „sein" Quartett, dessen Cellist er und dessen leidenschaftliche und unermüdliche Pianistin Schwester Hedwig war, durchschnittlich monatlich bei sich versammelte. Sichtlich war es einer der schönsten Augenblicke seines Lebens, als er 1913 Max Reger im eigenen Hause logieren und in großer geselliger Runde durch Ansprache feiern konnte.

Überhaupt dies Haus: 1905 nach Plänen seines Vetters Adelbert Niemeyer gebaut, im Laufe der Jahre mit Liebe vielfach — und nicht zum wenigsten durch Erwerb von Gemälden Paul Neuenborns und Karl Strathmanns — verschönert, blieb es ein vorbildlicher Mittelpunkt seines zeitlich doch stets so kargen Privatlebens. Denn dies stand bis 1927 stets im Zeichen seines Berufes, der ihm immer sowohl zentrales Ethos wie erfolgreiche Segnung seines Lebens blieb. Ein ununterbrochener Aufstieg durch eigene Kraft führte ihn, den jungen Chemiker, nach der Arbeit im Berliner Laboratorium von Max Delbrück auf dessen Befürwortung nach Elberfeld und von der „Pike" seiner dortigen „Bierbrauerzeit" durch die Mitorganisation — ab 1893 — und spätere Leitung bis zur schließlichen kaufmännischen Mitbesitzerschaft der Dürener Papierfabrik der Gebr. Herzheim und ihrer Berliner Filiale, die ihren großen Aufstieg vornehmlich ihm verdankten. Als geborener Praktiker versäumte er bis in die späteren Jahre grundsätzlich niemals, Montags früh, statt wie sonst um 8, um 7 Uhr als Erster in der Fabrik zu erscheinen, um durch Beispiel und Prüfung in Büro und Fabrik die Freude an der Montagspünktlichkeit zu erhalten: Autorität durch menschliche Fühlungnahme zu untermauern, blieb stets eine seiner Grundmaximen. Man sah und spürte es immer wieder, wie Arbeiter und Angestellte an „ihrem Dr." hingen.

Vielleicht bedurfte er aber der Spannungen dieses Berufslebens: denn als er 1927 mit seiner Frau — der im Winter 1919 geheirateten Else Caspari, verw. von Gartzen,

die ihm ein von ihm immer wieder froh und dankbar betontes Eheglück schenkte — und deren Tochter aus 1. Ehe nach Wiesbaden übersiedelte, blieb dieser bis dahin fast stählern gesund gewesene Mann von vielgestaltigen Krankheitsanfällen nicht verschont, deren letzter dies reiche und allen Näherbeteiligten unvergeßliche Leben so jäh beschloß.

Hans Hennecke

Zum Gedächtnis an Martha Niemeyer, geb. Rehorst. 1867—1934.

Am 6. Juli 1934 entschlief Martha Niemeyer geborene Rehhorst.

Sie überlebte ihren Gatten Professor Dr. Max Niemeyer um 21 Jahre. Ihr selbstloses aufopferndes Leben war vorzugsweise ihren Kindern gewidmet.

Ihr Sohn Otto schildert im folgenden ihr Leben:

„Martha Rehorst wurde am 11. Dezember 1867 in dem hessischen Städtchen Schlüchtern als drittes Kind des Bauunternehmers Julius Rehorst und seiner Gattin Hedwig geb. Engel geboren. Ihre Jugendzeit verbrachte meine Mutter im schönen Wiesbaden, das sich der Großvater Rehorst als Ruhesitz erkoren hatte. Eine liebe Erinnerung war ihr das Pensionsjahr in der Schweiz in Colombier. Dort geschlossene Freundschaften pflegte sie bis zu ihrem Tode.

Als Martha Rehorst nach der Pensionszeit auf einer sog. Verwandtenreise ihrer Mutter Bruder Walther Engel in Potsdam besuchte, lernte sie des Onkels Kollegen Oberlehrer Dr. Max Niemeyer kennen. Oft erzählte mein Vater, einen wie verständigen und reifen Eindruck das damals erst 17jährige Mädchen machte. Als er sich bald mit ihr verlobte, hatte er sie für 25 Jahre gehalten. Nach einigen verständlich erscheinenden Schwierigkeiten, die der Vater Julius wegen der Jugend der Braut machte, erfolgte am 13. IV. 1887 die Heirat. Das nun beginnende Ehe- und Familienleben währte 26 Jahre. Man darf es im ganzen wohl ein glückliches nennen, wenn auch natürlich Kummer und mancherlei Sorgen nicht ausblieben. 4 Kinder wurden geboren, die heute wissen, daß sie ihrer Mutter mehr als

ihr Leben zu danken haben. Und das Höchste war es, an ihrem Beispiel gelernt zu haben, daß der Sieg im Leben dem winkt, der sich zur Erreichung seines Zieles bis zur Selbstaufopferung einsetzen kann.

Der 19. Mai 1913 war der schwerste Tag im Leben meiner Mutter, sie verlor ihren über alles geliebten Mann ein Jahr, nachdem sie die silberne Hochzeit gefeiert hatten. Zunächst fürchtete man, die erst 45jährige Witwe würde sich von diesem Schlag nicht mehr erholen können. Doch ihr Gottvertrauen gab die innere Kraft, die ihrer harrenden schweren Aufgaben mutig zu übernehmen. Bald leitete sie wieder mit gewohnter Ruhe, Sicherheit und Umsicht Haushalt und Familie. Nur so von Herzen vergnügt und ausgelassen wurde sie nicht mehr, ein lautes lustiges Lachen hörte man selten von ihr.

Während des großen Krieges setzte sie ihre ganze mütterliche Person für die Pflege verwundeter und kranker Soldaten ein, nicht im Offizierslazarett, sondern da, wo die Pflege am schwersten und die Gefahr am größten war, zuletzt jahrelang in den Tuberkulosebaracken. Sie blieb aber nicht in der äußeren Arbeit um den kranken Leib stecken, sie suchte den ihrer Pflege Anvertrauten auch innerlich zu helfen. Und so manchem Soldaten hat sie den Weg ins Berufsleben erleichtert und geebnet. Zahlreiche Briefe bezeugen die Liebe und Dankbarkeit der Pfleglinge.

Als sich nach dem Kriege durch die Heiraten der Kinder die Familie vergrößerte, blieb sie als die geliebte Großmutter der Mittelpunkt. Und da mag sie an ihren acht Enkelkindern, die sie erlebte und die ihre Oma in der Eisenhartstraße so gern besuchten, noch manche kleine späte Freude erlebt haben.

Im Sommer des Jahres 1933 überstand sie eine schwere Lungenentzündung leider nicht ohne eine Herzschwäche zurückzubehalten. Sie selbst fühlte sich nicht mehr ganz gesund und ahnte, daß ihre Tage gezählt seien. Aber nie hat sie auch nur die geringste Furcht vor dem Tode geäußert. Wie sie ein Jahr später auf dem Sterbebette lag, da dachte

sie nicht an sich, sondern an alle die, die sie zurückließ. Und als das bittere Ende herankam, da ging sie still und gottergeben ihren letzten Weg in die Unendlichkeit. „Das also ist der Tod", waren ihre letzten Worte. An ihrem Sarge sangen wir auf dem Bornstädter Friedhof, wo sie jetzt neben ihrem Mann ruht, auf ihren Wunsch den Liedervers, der sie durch das Leben geleitet hatte:

Befiehl Du Deine Wege . . ."

Zuwachs, Verlust und Entwicklung in den einzelnen Familien der Gegenwart.

Stamm Wilhelm Hermann: Curt Tuercke (XII. 22), Regierungs- und Landeskulturrat, befindet sich seit Oktober 1933 im Ruhestand und wohnt jetzt mit seiner Gattin in Wiesbaden, Adelheidstraße 88. — Familie Johannes Curtze (XII. 25): Wolfgang (XIII. 27) setzt sein Studium der Medizin im nächsten Semester in Innsbruck fort. Walter (XII. 26) teilt mit, daß seine Tochter Charlotte (XIII. 28a) in den Orden der „Schwester Ursula" eingetreten ist. Sein Sohn Antonius (XIII. 28b) ist jetzt Oberprimaner der Oberrealschule zu Tegel, Joseph (XIII. 28c) Handelsschüler zu Bitburg b. Trier. — Charlotte Riese geb. Niemeyer (XI. 41), Hannover, vollendete am 22. Januar 1935 ihr 80. Lebensjahr.

Stamm Franz Anton: Margot Edith Cäcilie Reinhardt (XIV. 1b) ∞ 27. Dezember 1933: Erwin Paul Karl Scholz, * 8. Juni 1905 in Lichterfelde, Kaufmann, Sohn von Paul Sch., Kaufmann in Lichterfelde und dessen Gattin Alma geb. Müller. — 22. Mai 1934 wurde dem Ehepaar Erwin und Charlotte Boroffka (XII. 50) ein zweites Kind geboren, diesmal ein Mädchen, das am 28. September 1934 auf den Namen Sabine getauft wurde. — Clara Filsinger geb. Fleischer (XI. 51) vollendete am 2. Oktober 1934 in völliger geistiger und körperlicher Frische ihr 89. Lebensjahr. — Pastor Otto Großmann (XII. 36) ist im Herbst 1934 in den Ruhestand getreten und wohnt jetzt in Zehlendorf, Schützallee 135. Seine Tochter Marie-Lene (XIII. 44) macht das staatliche Examen als Volkspflegerin. — Frau Marie Niemeyer

(XI. 60) wohnt jetzt in Königsberg, Hardenbergstraße 12. Ihr Sohn Ernst August (XII. 45) ist von Danzig nach Königsberg übersiedelt und wohnt dort Amalienau Adelbertstraße 10. — Am 6. Juli 1934 mußte Martha Niemeyer geb. Rehorst (XI. 62) von ihren Kindern scheiden (siehe den Nachruf). — Dem Ehepaar Dr. med. Egon und Lisetta Niemeyer (XII. 58) wurde am 20. Juli 1933 ein zweiter Sohn (das dritte Kind) geboren, welcher die Namen Klaus Franz Anton erhielt. — Dem Ehepaar Recke (XII. 54) wurde am 15. April 1934 als drittes Kind der Stammhalter geboren, der den Namen Hans Joachim Magnus Recke bekommen hat.

Stamm Carl Eduard: Universitätsprofessor Dr. phil. Johannes Geffcken (XII. 60) ist seit Ostern 1933 emeritiert. — Dem Ehepaar Dr. Kurt und Lisbeth Maurer (XIII. 61) wurde am 12. August 1933 eine Tochter geboren, die auf die Namen Doris Elisabeth Carolina getauft wurde. — Dr. phil. Heinrich Geffcken (XIII. 53) hat sein Examen als Patentanwalt gemacht. — Margret Kellermann (XII. 65), geschieden seit Mai 1933, berichtet über ihre Kinder: Harald (XIII. 63) ist als Ingenieur angestellt zu Feldmühle, Königsberg, Erik (XIII. 64a) ist kaufmännischer Angestellter in Hamburg, Helga (XIII. 65a) ist z. Z. Haustochter bei ihrer Tante Frau Hedwig Gutzeit (XI. 14). — Erika Reimers (XIII. 65a) treibt Heilgymnastik und Gymnastik. — Magdalene Wolff (X. 71) ist am 21. Januar 1935 entschlafen. Sie vollendete am 14. Oktober 1934 ihr 93. Lebensjahr. Seit langen Jahren war sie Konventualin des St. Johannisklosters zu Hamburg. — Dem Ehepaar Dr. med. Georg und Lisbeth Kroll (XII. 70) wurde nach 14jähriger kinderloser Ehe ein Mädchen geboren am 16. Januar 1932, welches den Namen Monika erhielt. — Nach kurzem schweren Leiden entschlief sanft unser lieber Vetter Dr. Felix Niemeyer (XI. 84) am 9. März 1934 zu Wiesbaden (siehe den Nachruf). — Otfried Hennecke (XII. 75) ist seit 1. April 1934

kaufmännischer Leiter der milchwirtschaftlichen Zeitschrift von Carl Mann, Hildesheim. Hans Hennecke (XII. 73) ∞ 9. Juni 1933: Gerda Klutz, * in Kreuznach 3. August 1907, Tochter des Möbelfabrikanten Karl Kl. und seiner Frau Grete geb. Mainz. — Professor Dr. Theodor Niemeyer (XI. 89), der jetzige Senior des Geschlechtes Niemeyer, der am 1. April 1933 von Kitzeberg b. Kiel nach Berlin-Grunewald Kronbergerstraße 6, übergesiedelt ist, veranstaltete am 1. September 1934 eine Familienfeier zu Ehren des 75. Geburtstages von Kurt Niemeyer (XI. 90) und des 100. Geburtstages von Hans Niemeyer (s. Bericht). Seine Tochter Dr. Annemarie N. (XII. 79) hält an der Lessinghochschule Berlin Vorträge über Familienforschung. Sein Sohn Maler Otto N. (XII. 81) hatte erfolgreiche Ausstellungen (öffentl. Ankäufe). — Kurt Niemeyer (XI. 90) vollendete am 16. September 1934 sein 75. Lebensjahr (s. Bericht). — Hans Gerd und Lucie Niemeyer (XII. 84) wurde am 26. Mai 1934 ein Sohn geboren, der auf die Namen Lukas August Hermann getauft wurde. H. G. ist Lektor an der Universität Madrid und berichtet, daß er Vorlesungen über „internationale Geschichte" hält. Jochen N. (XII. 85), in kaufmännischer Lehre in Turin, ∞ 22. Dezember 1934: Kaete Lautenschlager, Tochter von Dr. L. Essen/Ruhr und Frau Dr. Grete L. geb. Heßberg. Itta N. (XII. 85b) besucht die Folkwangschule in Essen. — Marga Schönherr (XI. 95a) weilt seit Juni 1933 mit ihrem Sohn Hans-Gert (XII. 92b) in Deutschland.

Stamm Hermann Agathon: Clara Widmann wohnt nach wie vor in Schanghai. Der älteste Sohn Eduard Stephan ist Diplomvolkswirt und hat das chinesische Dolmetscher-Examen gemacht. Er studiert z. Z. in Freiburg/Br. — Marianne Niemeyer (XI. 97) vollendete am 18. Dezember 1934 ihr 75. Lebensjahr. Sie wohnt in Danzig im Hospital zum Heiligen Leichnam und fühlt sich dort sehr wohl. — Hermann Anton Bork, Dr. rer. pol. (XII. 97), ist seit Dezember 1931 öffentlich bestellter Wirt-

schaftsprüfer und hat an der Universität Köln einen Lehrauftrag der wirtschaft- und sozialwissenschaftlichen Fakultät. — Margarete Niemeyer (XII. 102) hat sich am 17. Juli 1934 verlobt mit Dr. Heinz Roth, Landwirtschaftsrat und Privatdozent in Halle. Am 12. März soll die Hochzeit stattfinden. — Dorothee Mampe (XI. 120) meldet von ihren beiden Söhnen: Heinrich (XII. 103) studiert weiter in Danzig auf der Techn. Hochschule Maschinenbau und wird bis Herbst 1936 in D. bleiben. Max (XII. 104a) studiert in Berlin im 6. Sem. Theologie, will die letzten beiden Semester nach Halle gehen und Ostern 1936 sein Vikariat machen.

Stamm Pernice: Dr. Hugo Pernice (XII. 107) und Frau Elisabeth zeigen die Geburt von Zwillingen, Christiane und Silvia, am 16. November 1934 an. — Professor Dr. Ludwig Pernice (XI. 122) feierte am 17. Mai 1933 in großem Familienkreise seinen 70. Geburtstag. — Seine Tochter Ursula (XII. 113) ist im April 1934 ihre zweite Ehe eingegangen mit Clemens Brancaglio, jetzt Ministerialrat im Landwirtschaftsministerium. — Rudolf P. (XII. 109) ist seit 1933 Gerichtsassessor und seitdem als Hilfsarbeiter bei der Pommerschen Feuer-Societät tätig. Ludwigs Sohn Lars P. (XII. 110) ist seit Dezember 1933 Leiter der Meldestelle des Arbeitsdienstes in Lübben (Spreewald). — Erich Pernice (XI. 123) vollendete am 19. Dezember 1934 sein 70. Lebensjahr. Seine Tochter Marta, Dr. phil. (XII. 114), ist in Magdeburg am Oberlyzeum beschäftigt. Dr. Erich Pernice (Magdeburg) (XII. 116) wurde am 19. Juli 1933 eine Tochter, Christiane, am 5. Dezember 1934 ein Sohn, Klaus Holger, geboren. Käthe P. (XII. 119) ist seit 1933 verheiratet mit Hellmut Schultz, einem jungen Pflanzer in Sabuko-Estate, P. N. Moshi Nyare Nairobi, Tanganyika (Ostafrika). Ihre Tochter Gisela Sch. ist geboren am 12. August 1934. Sch. bebaut ca. 600 Morgen, die erst z. T. in Ackerland überführt worden sind. Wolfgang P. (XII. 120) ist seit Februar 1933

Assistenzarzt an der Universitäts-Kinderklinik Marburg/Lahn. Irmgard P. (XII. 121a) hat jetzt eine Stelle als Säuglingsschwester in Hamburg. Erika P. (XII. 121b) ist z. Z. Kinderpflegerin auf einer Domäne bei Hersfeld. — Emil Ballowitz (XI. 126) feierte im April 1934 sein goldenes Doktorjubiläum. Er vollendete am 20. November 1934 sein 75. Lebensjahr. Kurt B. (XII. 125b) ist seit 1. Juli 1933 Assistenzarzt an der Medizinischen Universitätsklinik in Leipzig. Gerhard (XII. 125) hat im Winter 1933/34 sein medizinisches Staats- und Doktorexamen bestanden und ist Medizinalpraktikant an der Medizinischen Universitätsklinik in Greifswald. — Joachim Nöldechen, Dr. phil. und Landwirtschaftsrat (XII. 127), ∞ 23. Dezember 1924: Elise Dieterle, Tochter von Fabrikbesitzer D. in Schwedt. Am 7. Juli 1925 wurde dem Ehepaar ein Sohn geboren: Manfred Martin Bruno. J. N. ist seit 1927 Zuchtleiter der Zuckerrübensamenzucht in Delitzsch bei Halle. — Erich Poser (XII. 131), Major a. D., wohnt jetzt in Berlin-Steglitz, Plantagenstraße 22. — Kurt Claussen v. Finck (XII. 132) ist jetzt Regierungsrat im Reichswehrministerium (Marineleitung). — Cord v. Einem (XII. 136) ist seit 1. Januar 1934 Werbeleiter bei der Buch- und Tiefdruckgesellschaft, früher „Mosse", Wohnung Berlin-Friedenau, Stubenrauchstraße 38. — Hans Kamecke (XII. 135) ist seit April 1934 Oberstleutnant der Landespolizeigruppe General Göring. Wohnung Berlin-Grunewald, Friedrichsruher Straße 30.

Stamm Niemeyer-Wolff-Wegener: Dem Ehepaar Edgar und Gertrude Panzer (XII. 134) wurde zu Königsberg am 19. November 1933 ein Knabe geboren, welcher die Namen Hans Georg Jürgen erhielt. — Dem Ehepaar Christine und Wilhelm Gerstel (XII. 144) wurde am 29. Juni 1932 eine Tochter, Katharine Regine, geboren.

Stamm Johann Anton: Johannes Heine (XI. 202), Pfarrer emeritus zu Westeritz/Gardelegen, unser Familien-

ratsmitglied, vollendete am 28. September 1934 sein 70. Lebensjahr. Er trat am 1. September 1934 in den Ruhestand. — Es ist nachzutragen: Helene Heine (XII. 240) ∞ Fritz Woltersdorf am 20. April 1920. Fritz Woltersdorf starb im Mai 1932. Die Tochter Ursula W. wurde geboren am 21. Juni 1921 in Berlin. — Erich Dégèle (XII. 245) ist in Eisleben beim Magistrat beschäftigt. Ruth Dégèle (XII. 248) ist Apotheker-Assistentin in Gardelegen (Altmark), Ratsapotheke. — Es ist nachzutragen: Annemarie Schulz, Tochter von Walter Schulz (XII. 215), wurde am 20. Juni 1915 in Zwickau geboren.

Während der Redaktion laufen noch folgende Nachrichten ein:

Edith Niemeyer (XII. 52) singt im März d. J. im Gewandhaus und im Berliner Dom die Altpartie in der Mathäuspassion. Hildegard Hennecke (XII. 76) hat im vorigen Jahr dieselbe Partie unter Abendroth in Köln gesungen.

Wolfgang Niemeyer (XII. 77), Coquimbo, Chile, berichtet, daß Sohn Carlitos (* 28. Juli 1915) die Handelsschule absolviert hat und daß Sohn Hermann (* 26. Oktober 1918) in Santiago sein Abitur gemacht hat und Medizin studieren will. Nachzutragen ist auch das Geburtsdatum der Zwillinge Maria Johanna und Luise Hildegard * 9. Oktober 1917. Luise Hildegard ist am 2. Oktober 1918 gestorben. — Johannes Niemeyer (XII. 78) berichtet, daß Sohn Hellmut Maler werden will und zunächst die Mallehre durchmacht.

Georg Dibbern (XII. 89) hat Dezember 1934 mit dem etzten von Günther Niemeyer (XII. 82) gebauten Boot „Terapunga" das Transtasman-Jacht-Rennen von Auckland nach Melbourne trotz Havarie mit 16 Tagen ewonnen.

Wenden!

Voranzeige.

Im Oktober 1935 soll in Halle a. S. der fünfte

Familientag

stattfinden. Mit den Einladungen im Laufe des Sommers 1935 wird das Programm mitgeteilt werden.

Im Auftrage des Familienrats:

Kurt Niemeyer,

Herausgeber der Familien-Nachrichten,
Berlin-Schlachtensee, Eitelfritzstraße 21,
den 15. Januar 1935.

Karl Menne

August Hermann Niemeyer

Sein Leben und Wirken

Zum Gedächtnis des hundertjährigen Todestages

1928. 4°. X, 136 Seiten mit 5 Abbildungen
RM. 9.—; Lwd. geb. RM. 11.50

Die Persönlichkeit des Kanzlers in ihrem Verhältnis zur Gesamtkultur der damaligen Zeit, der politischen, wissenschaftlichen, pädagogischen, literarischen und künstlerischen Bestreben zu zeichnen, ist dem Verfasser mit seinem Verständnis gelungen.

Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Pädagogik

Den Mitgliedern der Familien Niemeyer und Francke liefere ich das Buch zum Vorzugspreise von RM. 4.50 für das broschierte und RM. 5.75 für das gebundene Exemplar

Max Niemeyer Verlag · Halle/Saale

A:5

Familien-Nachrichten

für das

Geschlecht Niemeyer (Halle)

Neue Folge der Familien-Nachrichten für die Nachkommen A. H. Franckes

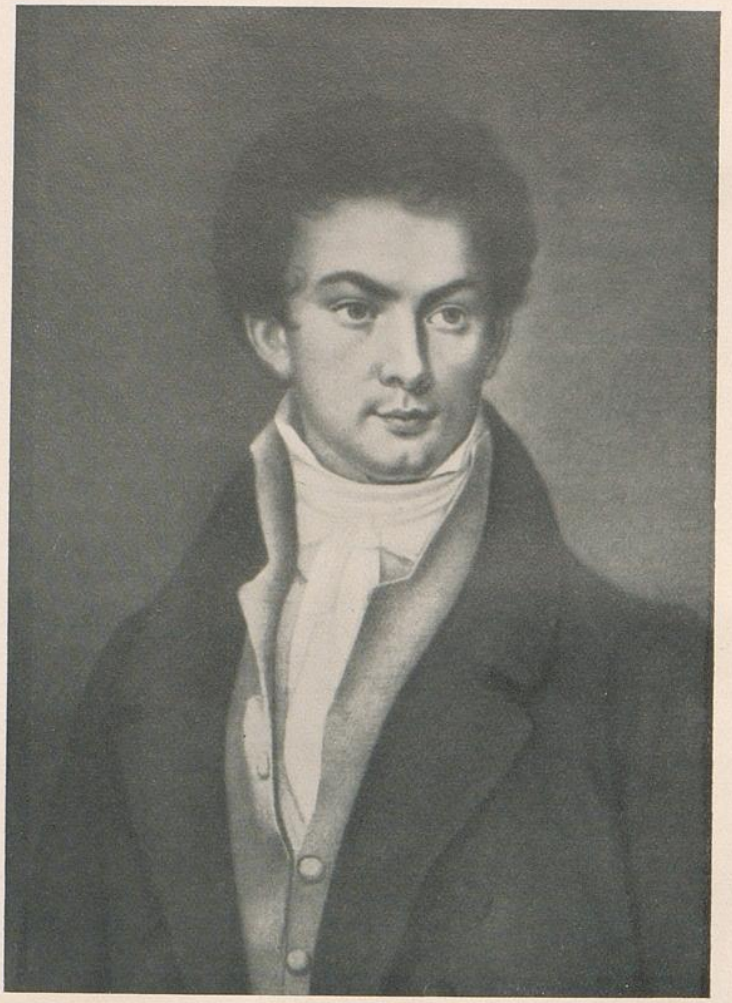
Fünfzehntes Stück



Halle (Saale) 1936

538

Franckesche Stiftungen
Haupt-
Bibliothek
Halle/Saale
8, 967 -15



Caroline Bardua.

Carl Eduard Niemeyer

* Halle, 13. April 1792, † Magdeburg, 13. Dezember 1837

Carl Eduard Niemeyer.

Von seinem Enkel Kurt Niemeyer zusammengestellt.

Carl Eduard Niemeyer, der dritte Sohn des Kanzlers, wurde geboren in Halle am 13. April 1792. Er wurde getauft in St. Ulrich-Halle am 20. April. Taufzeugen waren Kanzler v. Hoffmann, Konsistorialrat Karl Friedrich Senff, Direktor D. Ludwig Schultz, Professor phil. Ludwig Heinrich Jacob, Professorin Klügel, Professorin Meckel, Karoline v. Madai, Pastorin Nebin, Domherr v. Rochow[1]), Hofrat v. Köpken, Doktorin v. Köpken, Doktorin von Sack, Regierungsrätin Reimers.

Carl Eduard hat zweimal geheiratet. In erster Ehe 1818—1825, Charlotte Luise Nitze, — Tochter von Justizrat Nitze in Magdeburg und dessen Gattin Friederike Wilhelmine Wolter —, geboren 21. September 1799 in Magdeburg, gestorben 23. August 1825. In zweiter Ehe war Carl Eduard verheiratet von 1827, mit Julie Göschen, geboren in Magdeburg 10. Juli 1805, Tochter von Johann Friedrich Ludwig G., Universitätsprofessor zu Göttingen und dessen Gattin Maria Amalia Charlotte geb. Delbrück. Julie starb am 24. Oktober 1879 in Essen.

Eduard Niemeyer wird gleich den Brüdern anfangs privat im Elternhause unterrichtet sein. Von ihm erzählt die Mutter in einem Briefe: „Eduard ist ein leichtfertiger (leicht fertiger) Bursche geworden, hat aber dabei doch viel von dem sentimentalischen Wesen beibehalten, was ihn sonst unter meinen Kindern auszeichnete.“ Das erzählt die Mutter von dem 12jährigen Knaben. Er besuchte damals schon seit vier Jahren das Pädagogium des Waisenhauses. Das Pädagogium, (von den Zöglingen „Pädchen“ genannt) stand unter der vorzüg-

[1]) Die folgenden Namen sind in der mir zur Zeit vorliegenden Abschrift aus dem Kirchenbuche nicht enthalten. K. N.

lichen Leitung des Kanzlers. Es hatte Weltruf. Die Zahl der „Scholaren" stieg auf 90, zu denen noch die Stadtscholaren, unter ihnen die Kanzlersöhne Wilhelm, Anton, später Max und Hermann kamen. Es ist nur menschlich, daß die begabten Knaben des Kanzlers, wie wir annehmen, besondere Berücksichtigung erfuhren. Zudem genossen sie den Vorzug der Familienerziehung. Marianne, Eduards älteste Tochter, schreibt von ihrem Vater:

„Er war ein ganz besonderes Kind und von der Mutter bevorzugt, weil der schöne Knabe mit seinen glücklichen Anlagen und seinem Zusammenhang mit der Natur, ihren Anteil vorzugsweise verlangte. Stundenlang konnte er im Grase liegen, Käfer und Blumen beobachten, Schmetterlinge sammeln, aber auch die weniger schönen Geschöpfe der Natur, wie Mäuse und Ratten verfolgen, füttern und kennen lernen."

Im Jahre 1810 bezog Eduard die Universität Halle zum Studieren der Medizin, 1811 wurde er in Göttingen immatrikuliert. Der Kanzlersohn Franz Anton erzählt in seinen „Familienpapieren", daß es den Söhnen des Kanzlers vor der Schlacht bei Leipzig unmöglich gemacht war, an den Freiheitskriegen teilzunehmen. Der Kanzler befand sich mit seiner Familie in völliger Abhängigkeit des Königs Jérome von Westfalen. Aber nach der Leipziger Schlacht gab es für die Söhne kein Halten mehr. Wir wissen das schon von Wilhelm (Lazarettarzt) und von Anton (bei den preußischen Jägern). Im Oktober 1913 wurde Eduard in das preußische schwarze Husarenregiment (nicht das Lützower, wie wohl erzählt wird) eingereiht. Er machte in demselben den Feldzug 1814 bis zum Pariser Frieden mit.

Er ward Ordonnanzoffizier des Regimentskommandeurs General Katzeler. Das Regiment bildete die Vorhut des Yorkschen Armeekorps, nahm an mehreren Gefechten, besonders bei Montmirail, Château-Thiery und endlich bei Paris teil. Nach der letzten Schlacht traf Eduard mit seinem Bruder Anton unter den Mauern von Paris zusammen (siehe dessen Darstellung in den Fam.-N. 4./5. Stück). In der

Stadt weilte Eduard Niemeyer nur wenige Tage, da sein Regiment nach der Normandie marschierte. — Das Eiserne Kreuz wurde in den Freiheitskriegen viel seltener als im Weltkrieg verliehen. Eduard Niemeyer wurde das Eiserne Kreuz in Anwartschaft verliehen. Es wurde ihm noch auf dem Totenbette überreicht. Von der Kriegsromantik erzählte er später im Familienkreise gern und unermüdlich. Nach der Verabschiedung aus dem siegreichen Heere promovierte er in Halle im Sommer 1814 mit der Dissertation „Singularis in foetu puellari recens edito abnormitatis exemplum". Ein hübsches Gedenken an jene Tage in Halle verdanken wir dem bekannten Weimarer Schauspieler Eduard Genast. Er erzählt in seinem Tagebuche (1862—1864, 4 Bände): „Der Kanzler Niemeyer gab zu Ehren hauptsächlich der Weimaranischen Schauspieler ein Fest im Salon des Fürstentales zu Halle, an dem auch Eduard N. als Offizier seines Husarenregimentes teilnahm. Man konnte es keinem Mädchen verdenken, wenn ihm die Pulse rascher schlugen, sobald der bildschöne Jüngling in ihre Nähe kam. Unter all den reizenden Kindern warb eine Kokette vergebens um ihn. Voller Ingrimm sagte sie während des Tanzes zu mir: ‚Nein, dieser Eduard Niemeyer ist doch ein unausstehlich eitler Mensch? Da tanzt er schon wieder mit dem Fräulein W. P. Was hat er nur an dem lang aufgeschossenen Ding.'"

Es sei hier erwähnt, daß Karoline Bardua, sozusagen die Hofmalerin der Kanzler-Familie, Eduard um 1816 in Magdeburg malte. Es entstand das wundervolle Ölbild, das sich jetzt im Besitz von Theodor Niemeyer befindet. Ein strahlend schöner Mann mit lockigem blonden Haar schaut uns sinnbetörend entgegen. Ein weiteres Bildnis späterer Mannesjahre, farbig gezeichnet von Randel, lith. von Oldermann, ist in vielen Drucken in der Familie verbreitet, das Original im Besitz von Viktor Niemeyer in Essen. Auch dieses offenbart einen ungewöhnlich schönen Mann von größtem Liebreiz.

Nach seiner Promotion ließ sich Eduard als praktischer Arzt in Magdeburg nieder, wo er mehrere Jahre Gehilfe des Ge-

heimen Medizinalrates Voigtel war, dann selbständig praktizierte. Die Familie Voigtel gehörte zu den näheren Freunden der Kanzlerfamilie. Im Jahre 1824 wurde Eduard Kreisphysikus. Er war bald ein allseitig geschätzter Arzt. Aus dem Jahre 1828 wird berichtet, daß er „einer der gesuchtesten Ärzte" war. Im Jahre 1831 erwarb er sich beim Auftreten der Cholera durch unermüdliche und sehr glückliche Tätigkeit große Verdienste. Zwei Abhandlungen: „Beobachtungen über die Asiatische Cholera, Auszug aus einem Reisebericht an d. Kgl. Regierung zu Magdeburg (1831)" und „Geschichte der Epidemie der asiatischen Cholera im Magdeburger Kreise vom Oktober 1831—Ende Januar 1832 (Magdeburg 1834)", wurde mit vielem Beifall aufgenommen. Am 30. Januar 1833 wurde er mit dem Roten Adlerorden 4. Kl. belohnt und von der Stadt M. mit einer goldenen Dose beschenkt.

Eduard verheiratete sich am 11. Oktober 1818 mit der neunzehnjährigen Charlotte, Luise Katharine Nitze. Er umhegte seine sehr liebenswürdige und schöne, durch seltene Anmut und große Herzensgüte ausgezeichnete Frau mit unsäglich heißer Liebe. Die Tochter Marianne berichtet: „Meine Eltern sollen das schönste Paar in Magdeburg gewesen sein ... Das ist mir noch in meinem späteren Leben viel gesagt worden." Das junge Paar bewohnte das Haus am Fürstenwall, der Kommandantur gegenüber, in einer der besten und freundlichsten Gegenden der Stadt, die durch die Festungswerke damals von allen Seiten eingezäunt war.

Der Vater der Kanzlerin, Friedrich v. Köpken berichtet, in seiner „Lebensgeschichte" (erstmalig gedruckt in den Fam.-N. 6. Stück): „Ich kaufte dieses Haus kurz nach meiner Verlobung (um 1766). Die Lage am Fürstenwall und die Nachbarschaft meines Freundes Bachmann, dessen Haus zwei Häuser davon lag, reizte mich dazu. Ich baute das Seitengebäude aus und hatte nun eine bequeme und angenehme Wohnung." Am 15. Februar 1769 war hier die Kanzlerin geboren. Sie war, da sie alle ihre Geschwister überlebte, Erbin des Hauses geworden. Ihr dritter Sohn

Eduard bewohnte jetzt die untere Etage. Den ersten Stock bewohnte die kinderreiche Familie Gottlieb Delbrück (1777 bis 1842), später Kurator der Universität Halle. Hier wuchs der langjährige Mitarbeiter Bismarcks, Rudolf von Delbrück auf. Später übernahm das Haus Felix Niemeyer, der älteste Sohn von Eduard. Eine Zeitlang war auch Ferdinand Immermann, der jüngere Bruder des Dichters, hier zu Hause. Auch Gustav zu Putlitz hat hier, als Referendar, wohl glückliche Tage verlebt. Sicher ist, daß Felix Niemeyer, als er nach Greifswald berufen wurde, das Haus verkaufte, wie Marianne Wolff-Niemeyer in ihren Lebenserinnerungen berichtet. — Fesselnd bleibt es, daß das Geschlecht Niemeyer-Köpken das schöne Besitztum durch fast ein Jahrhundert bewohnte. Es wurden in diesem Hause folgende Geschlechtsangehörigen geboren: im Jahre 1769 Wilhelmine Köpken, die „Kanzlerin", — im Jahre 1819 Marianne Niemeyer, — im Jahre 1820 Felix N., — im Jahre 1823 Hermine N., — im Jahre 1824 Charlotte N., — im Jahre 1832 Paul N., — im Jahre 1834 Hans N., — im Jahre 1850 Hans N. (Sohn von Felix N., gest. 23. Mai 1850), — im Jahre 1851 Felix N. (Sohn von Felix).

Anfänglich mußte sich das junge Paar recht knapp einrichten. Marianne schreibt weiter: „Der Vater hatte gar kein Talent zur Sparsamkeit. Der junge geniale liebenswürdige Arzt gewann aber schnell Praxis auch in den wohlhabenden Schichten der Gesellschaft. Die äußere Lage wurde günstiger, so daß er der Landpraxis wegen sich einen Wagen halten konnte ... In mancher Beziehung war er Egoist und verlangte viel von den Menschen, aber er war so liebenswürdig, daß die Freunde und Angehörigen es für einen Vorzug hielten, wenn er sie in Anspruch nahm."

Die schönen Künste fanden bei diesem begabten Menschen eine Stätte. Als Zeugnis für seine Liebe zur bildenden Kunst sei hier ein Abschnitt aus Rudolf von Delbrücks Lebenserinnerungen" (Leipzig 1905) angeführt: „Eine verwandte Anregung ward mir im eigenen Hause. Der Haus-

wirt Dr. Niemeyer, ein Mann von feinem Kunstsinn, hatte die Wände seines Gesellschaftszimmers mit Kupferstichen nach den vorzüglichsten Gemälden italienischer Meister geschmückt. Hier erhielt ich eine Vorstellung von dem Reichtum der Kunstschöpfungen des Cinquecento. Die großen Kompositionen Rafaels in den Stanzen gingen über mein Verständnis, desto mehr fesselten mich die einfachen Bilder. Noch heute würde ich imstande sein, die Stellen zu bezeichnen, wo die Stiche des St. Michael und der S. Margarete aus dem Louvre, der Vision des Ezechiel aus dem Palazzo Pitti und der S. Justine aus dem Belvedere aufgehängt waren." Im Besitz der Nachkommen von Eduard (Familie Viktor Niemeyer) befindet sich ein gedrucktes „Verzeichnis der von dem verstorbenen königl. Kreisphysikus Dr. Niemeyer hinterlassenen Sammlung wertvoller Kupferstiche, welche am 6. Juny 1838 zu Magdeburg durch den Auktions-Commissarius Schüler gegen gleich baare Zahlung in preuß. Courant öffentlich meistbietend versteigert werden sollen." Das Verzeichnis umfaßt 90 Nummern. Auch in der Musik war Eduard heimisch. Marianne schreibt darüber: „Er besaß eine süße, zum Herzen gehende Tenorstimme." Marianne fügt an dieser Stelle hinzu: „Aber über allen seinen Gaben stand seine gewinnende Liebenswürdigkeit, mit der er alle Menschen bezauberte, so daß ihm auch manche Schwäche, manch kleine Vernachlässigung überall nachgesehen wurde. Ich sehe ihn vor mir mit den klugen, glänzenden Augen, dem schelmischen Munde, etwas zur Seite geneigter Kopfhaltung."

Nach sieben Jahren glücklicher Ehe mußte Charlotte von ihrem Gatten scheiden. Sie starb am 20. Juli 1825. Es war der erste große Schmerz, der diesem bisher so glückhaften Menschen widerfuhr. — Vier Kinder hatte Charlotte ihm geschenkt: Marianne, Felix, Hermine, Charlotte. So ergab sich für Eduard fast zwingend die Notwendigkeit, eine neue Häuslichkeit zu gründen. Seine Wahl fiel auf Julie Göschen, die Tochter des Göttinger Juristen, eine Verwandte der Delbrücks, die er bereits zu Lebzeiten seiner Frau kennen

gelernt hatte. Die Familien waren einander zugeneigt, Julie selbst machte auch auf die Kanzlerin einen angenehmen Eindruck. Eduard besprach seine Wünsche mit der Mutter seiner Erwählten, reiste nach Göttingen und verlobte sich nach wenigen Tagen mit der 22jährigen.

Zu der Hochzeit am 9. Oktober 1827 in Göttingen versammelte sich die gesamte Kanzlerfamilie. Das schöne Familienfest bedeutete das letzte Freudenfest für den Kanzler. — Diese Vernunftheirat konnte wohl zu dem Glück der ersten Ehe nicht führen. Der jungen Frau gelang es nicht, den ihr gebührenden Platz zu erobern. Eduards besondere Vertraute blieb seine Mutter. Im Hause zog er seine älteste Tochter Marianne besonders eng an sich heran. Marianne schreibt davon in ihren Erinnerungen ausführlich.

Im Jahre 1835 unternahm Eduard mit seiner Mutter und Marianne nach deren Konfirmation eine Reise zu seiner Schwester Line, jetzt Frau v. Müller auf der Burg Metternich am Rhein zwischen Köln und Bonn. Die Reisenden saßen 60 Tage im Postwagen. Eduard hatte, wie Marianne berichtet, „täglich Konsultation, da die Bewohner des armen Dorfes, die von der Anwesenheit eines Arztes gehört hatten, der umsonst kurierte, von ihren veralteten Schäden von ihm glaubten geheilt zu werden". Er genoß die Poesie der Wasserburg mit ihren wundervollen Parkanlagen in vollen Zügen und machte auch Ausflüge nach Köln und Bonn. Mutter und Tochter begleiteten ihn zurück bis Frankfurt. Erst Ende September kehrten auch sie nach Magdeburg zurück. Von August bis November 1837 waren die Kanzlerin und Marianne wiederum auf Metternich. Marianne schreibt in ihren Erinnerungen über die Rückkehr: „Ein trübes Bild empfing uns. Mein Vater hatte wohl geschrieben, daß er matt und leidend sei und mager werde, aber wir hatten die Sache nicht so schlimm angesehen. Wie stand er vor uns, ein völlig Veränderter. Mit Tränen begrüßten wir uns, denn er wußte, daß sein Ende nahe sei, da die Zuckerkrankheit in heftigster Weise vorgeschritten war,

seine Untersuchung hatte ihm die Überzeugung gegeben, daß sein Zustand unheilbar sei, und er hatte seine Freunde, die Ärzte gebeten, ihn nicht durch hinhaltende Mittel zu quälen. Gleich bei unserer Ankunft hatte er seiner Mutter sein Schicksal eröffnet und sie gebeten, bis zu seinem Ende bei ihm zu bleiben, was sich freilich noch bis zum Frühling hinziehen könne, und sie hat ihm diese Bitte gewährt ..." Eduard selbst hatte in diesen Tagen einem Brief seiner Mutter an den Bruder Franz Anton folgende erschütternde Worte beigefügt: „Ich leide an der Harnruhr, m. l. A., und weiß, daß dieses Übel unheilbar ist; es muß aber verschwiegen bleiben, damit meine Patienten nicht zu früh einen anderen Arzt suchen. Ich bin beschäftigt, alle meine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, und sie stehen so, daß ich hoffe, es wird von keiner Seite Verlegenheit eintreten. Ich sehe meinem Ende sehr ruhig entgegen, denn obgleich jeder Abschied weh tut, und ich selbst noch gerne ein Weile mit Euch lebte, so habe ich doch so viel innere Kraft, daß Verhängte mit männlicher Fassung zu tragen. Sollten dies die letzten Zeilen sein, die Du von mir erhältst, obgleich ich keinen raschen Tod erwarte, so lege ich Dir beim brüderlichen Abschied die Meinigen an das Herz und weiß, Du wirst sie nicht verlassen, wo Rat und Tat Not tut. Dein treuer Bruder bis in den Tod Eduard."

Franz Anton, der in seinen „Familienpapieren" diesen Brief mitteilt, fährt fort: „Am 13. Dezember schrieb mir die Mutter: „Dein rührender Brief an Eduard, m. l. S., ist demselben noch eine Erquickung geworden und doch nicht mehr eine solche, die sie in besseren Tagen geworden wäre. Seine Kräfte waren schon zu erschöpft, sein Kopf allzusehr eingenommen, daß er Dir zwar mit einem recht liebevoll zärtlichen Blick für Dein brüderliches Anerbieten, die Reise hierherzumachen, dankte, aber doch zugleich auch sagte: es ist zu spät, ich kann die Freude nicht mehr fassen, seine lieben Abschiedsworte müssen mir genügen. Er hat mir dann aufgegeben, die brüderlichsten Grüße nochmals in seinem Namen auszusprechen. Das war vor einigen Tagen, heute ist es aber

gar aus mit ihm, er liegt im Sterben und wird bald ausgelitten haben ..."

An diesem Tage, dem 13. Dezember 1837, starb er. Marianne schrieb über seine letzten Tage: „Eine Woche vorher hatte er von seinen Schülern Abschied genommen, war dann, auf seinen treuen Diener und mich gestützt, auf dem nahen Domfriedhof gewesen und hatte die Stelle bezeichnet, wo er begraben werden wollte, neben seiner ersten Frau, wenn der König die Erlaubnis erteilte, der Kirchhof war schon vor der Restauration des Domes geschlossen worden. Das war sein letzter Gang; nun ordnete er aufs Genaueste die Angelegenheiten im Hause, traf die Bestimmungen für die nachbleibende Familie und verteilte Andenken für alle seine Freunde. Alles war geordnet, als ihm seine Schwester Karoline versprach, die beiden jüngeren Töchter zu sich zu nehmen. Am Abend des 12. Dezember erhielt er ihre Zusage, setzte sich an den Schreibtisch, um ihr zu danken, darüber vergingen ihm die Sinne, er ward ins Bett gebracht, um nicht wieder zu erwachen. Am Mittag des anderen Tages war der Todeskampf beendet, und wir dankten Gott." (Siehe dazu „Mein Heim" von G. z. Putlitz S. 179/180. Berlin, Gebr. Paetel 1886.)

Zu dem Begräbnisplatz Carl Eduards[1]) äußert sich Rudolf v. Delbrück in seinen Lebenserinnerungen wie folgt: „Dr. Eduard Niemeyer, ein leidenschaftlicher Kunst- und Gartenfreund, hatte sich, nachdem die Restauration des Magdeburger Domes vollendet war, erbeten, den vom Kreuzgange des Domes eingeschlossenen Begräbnisplatz, welcher durch die Restaurationsarbeiten zu einer wahren Wüste geworden war, in einen Garten zu verwandeln. Sein Anerbieten war dankbar angenommen. Er hatte einen der ernsten Umgebung entsprechenden Garten angelegt, sorgfältig unterhalten und war damit tatsächlich zum ausschließlichen Besitzer des Platzes geworden." Und nun fand er dort neben seiner ersten Gattin die letzte Ruhestätte.

[1]) Siehe Abbildung Fam.-N. 4./5. Stück.

Johann Friedrich Nebe.

Von D. Dr. August Nebe.

Demnächst jährt sich zum 200mal der Tag, an dem der Mann geboren wurde, der die Verbindung der Familie Nebe mit der Familie Niemeyer hergestellt hat. Es war Johann Friedrich Nebe (Tafel 11, VIII 16), der am 16. Juli 1736 zu Marienwerder als jüngstes Kind des Diakonus Johann Fabian Nebe geboren wurde. In der Luft des frommen Elternhauses und in der Zucht des Gymnasiums der Vaterstadt wuchs er bis zum 18. Lebensjahr dort auf und nahm frommen Sinn, gute Kenntnis der alten Sprachen und Gewöhnung an ein genaues und streng ordentliches Arbeiten 1754 als wertvolle Mitgabe zur Universität. Nach zweijährigem Studium in Königsberg zog er nach Halle, bestimmt durch das Beispiel seines Vaters und die Aussicht, zu den Franckeschen Stiftungen Beziehungen und in ihnen die bei dem kargen Wechsel unentbehrliche Unterstützung durch Freiwohnung und Freitisch zu gewinnen. Dank dem alten freundschaftlichen Verhältnis des Vaters zu dem jüngeren Francke erfüllte sich diese Hoffnung; aber freilich der Wunsch des Vaters, der in seinen Briefen immer wieder zu eifriger Pflege seiner polnischen Sprachkenntnisse mahnte, die ihm bald ein Amt im Osten eintragen würden, fand taube Ohren. Das Waisenhaus mit seinen mannigfaltigen Erziehungs- und Unterrichtsaufgaben gab seinem Leben eine völlig neue Richtung. Mit Freude entdeckte er, als er in den Schulen desselben zu arbeiten begann, in sich einen besonderen Trieb und eine besondere Begabung zum praktischen Jugendunterricht, und das Vertrauen seiner Vorgesetzten übertrug ihm schon 1758 das Amt eines ordentlichen Waisenlehrers.

Ja sein Lehrgeschick, die Treue in Erfüllung seiner Amtspflichten und die glückliche Mischung von Ernst und Strenge mit liebevoller Freundlichkeit, durch die er die Herzen der Jugend gewann, verschafften ihm schon 1760 einen Ruf an das Fürstliche Waisenhaus in Stadthagen bei Bückeburg, — eine Tochteranstalt des Hallischen. Der 24jährige Inspektor war zugleich Vorsteher und Lehrer der Anstalt, der die in Stadthagen residierende verwitwete Fürstin von Schaumburg ein besonderes Wohlwollen entgegenbrachte. Die Mutter mahnte ihn in ihrem Stolz auf die preußische Heimat und in ihrer Sehnsucht nach dem Sohn immer wieder: „Mache dich doch aus dem ellenden ort einmal auf, du kannst dem lieben Gott auch in diesem Lande dienen, es sei in der Kirche oder auch an der Schule"; ja sie lockte ihn auch durch die Aussicht auf die Kleider vom seligen Vater, die der nicht sehr völlige Bruder, einst Feldprediger in Friedrichs des Großen Armee, nicht tragen kann, und die nun schon lange auf ihn warten. Aber der Sohn fühlt sich in seiner besonderen Arbeit wohl; und die fünf allerdings beschwerlichen, aber doch erfreulichen Jahre in Stadthagen sollten eine gute Vorschule zu größeren Wirkungskreisen werden.

Denn als der als Theologe und Pädagoge bekannte Johann Julius Hecker, ein Franckeschüler, mit Königlicher Genehmigung in einer Vorstadt von Frankfurt a. O. das dortige Waisenhaus nach Hallischem Muster umgestalten wollte und dazu eines besonders tüchtigen und gewissenhaften Vorstehers bedurfte, berief er 1765 Friedrich Nebe als Inspektor dorthin. Unter seiner Leitung blühte die Anstalt rasch auf; auch die kleinen, mit der Anstalt zu ihrem Besten verbundenen „Fabriken" gediehen bei seinem praktischen Geschäftssinn, und der kleinen Vorstadtgemeinde, deren Pfarrer er war, verstand er es, Leben in pietistischem Sinn einzuflößen. Aber nicht bloß durch diese Erfolge wurde ihm die fünfjährige Wirksamkeit an dem Kgl. Waisenhaus in Frankfurt zu einer schönen, ihm stets unvergeßlichen Zeit, sondern er durfte hier auch seinen Hausstand gründen. In Halle

hatte er (wohl auf der Durchreise von Stadthagen nach Frankfurt) die junge Sophie Wilhelmine Auguste Wagener kennen und lieben gelernt und sich mit ihr verlobt. Die Erwählte, geboren in Straußfurt a. U. am 3. September 1746, war im Pfarrhaus zu Minden i. W. herangewachsen, hatte aber die Mutter Antoinette Agnes Niemeyer (1722—1757) und den Vater früh verloren; sie wurde deshalb 1758 in das Haus ihres Oheims, des Archidiakonus Niemeyer in Halle, aufgenommen und, als dessen Frau, eine Enkelin A. H. Franckes, 1763 starb, gemeinsam mit ihrem jüngeren Vetter A. H. Niemeyer, dem späteren Kanzler, und dessen Geschwistern der „mütterlichen Zärtlichkeit" der hochgebildeten und edelgesinnten Frau Sophie Antoinette Lysthenius, geb. v. Wurmb, anvertraut, der gerade in diesem Jahr der Gatte, Kaiserlich russischer Leibarzt und Rat Dr. Lysthenius, zuletzt in Halle wohnhaft, durch den Tod entrissen wurde. Am 9. September 1766 fand die Hochzeit statt; die Rätin Lysthenius ließ es sich nicht nehmen, dem jungen Paar das Frankfurter Heim einzurichten und der geliebten Pflegetochter im nächsten Jahr bei der Geburt des ersten Kindes hilfreich zur Seite zu stehen, beidemal begleitet von A. H. Niemeyer.

Im Jahre 1769 erging an Friedrich Nebe der Ruf, als Oberinspektor der deutschen Schulen wie auch der Waisenkinder an den Franckeschen Stiftungen in Halle mitzuarbeiten. Trotz der sichtlichen Erfolge und der allgemeinen Anerkennung seiner Wirksamkeit in Frankfurt glaubte er, diesem Ruf folgen zu müssen, um der Stätte, wo er sich die ersten Sporen verdient hatte, die inzwischen reicher und reifer gewordenen Kräfte und Erfahrungen widmen zu können.

Sein Übergang nach Halle fiel gerade in die Zeit, wo nach Gotthilf August Franckes Tod ein Wechsel im Direktorium der Stiftungen eintrat. Unter den „Trauer- und Trostschreiben", die J. G. Knapp, dessen Amtsnachfolger, 1770 veröffentlichte, befindet sich auch ein Gedicht des neuen

Inspektors Nebe, dessen letzte Strophe den Gebetswunsch enthält:

„Erhalte fernerhin den Bau von deiner Herde,
Besonders segne du auch Franckens Waisenhaus,
Ach, daß dir mancher Baum darin erzogen werde,
Der spät noch Franckens Ruhm in Früchten breite aus!"

Diesem Wunsch zur Verwirklichung zu verhelfen, hat er selbst nach besten Kräften sich bemüht. — In einem Nachruf heißt es: „Er war der sorgende Vater der verwaisten Kinder, die er sehr fleißig besuchte, der mit Besonnenheit ordnende und leitende Vorsteher der Volksschulen, die ihm untergeben waren, und der verständige, ratende Freund der Mitarbeiter und Lehrer an denselben." An den Sonn- und Feiertagen und an den Vorabenden der hohen Feste predigte er vor den versammelten Schulen; und auch des unter seiner Aufsicht stehenden Krankenhauses der Stiftungen „nahm er sich sehr treu an". Fast 30 Jahre hat er diese Arbeitslast getragen, deren ganze Schwere man spürt, wenn man hört, daß gegen Ende des Jahrhunderts rd. 1100 Schüler und Schülerinnen die deutschen Schulen besuchten. Bei herannahendem Greisenalter entband ihn die Fürsorge der Direktoren von diesem Amt, so sauer es ihm auch ward, sich von der Beschäftigung mit der Jugend zu trennen, und übertrug ihm die wesentlich leichtere Inspektion der Canstein'schen Bibelanstalt, die er bis zu seinem Tod am 1. März 1812 gewissenhaft und treu führte. Eine besondere Freude wurde ihm bald nach Antritt dieses letzten Amtes zuteil, als Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise am 4. Juli 1799 beim Besuch der Stiftungen auch in die Bibelanstalt kamen und eine prächtig gebundene Bibel entgegennahmen.

In der Familie erlebte er Freud und Leid. 10 Kinder kamen zu der in Frankfurt geborenen Tochter in Halle hinzu, doch immer wieder rissen schwere Krankheiten (Pocken und Diphtherie) Lücken in die große Kinderschar. Aber er nahm alles demütig und gelassen als gottgewollt hin und

tröstete sich mit dem Kernlied: „Meine Hoffnung stehet feste auf den lebendigen Gott." Der warme Nachruf spricht von dem schönen Zug in seinem Wesen, sich an kleinen Freuden kindlich genügen zu lassen, sie gern mit anderen zu teilen und für alles dem großen Geber im Himmel dankbar zu sein, der sich in ihm in den Tagen des Alters gleichsam verklärt habe. So besaß das Haus Nebe für alt und jung eine große Anziehungskraft; besonders die ältesten Söhne A. H. Niemeyers, die in ihm gleichaltrige Spielkameraden fanden, haben, wie einer von ihnen später sagte, „in diesem achtungswerten, eine wahrhaft patriarchalische Gastfreundschaft übenden Hause" viele Stunden zugebracht. — Als der jüngste Sohn in Pempelfort die Trauerkunde vom Tod des Vaters erhielt, schrieb er der Mutter: „Sein Beispiel soll der Leitstern meines Lebens sein" und rühmte dann des Vaters Frömmigkeit, die ihm die Freuden seines Lebens verschönte, wie die Lasten erleichterte, seinen sanften, kindlichen Sinn, der ihn nie verließ, seine Treue und Rechtschaffenheit, die sich in allen seinen Worten und Handlungen so unverhohlen aussprach, alle jene schönen, herrlichen Tugenden, die ihm die Liebe und das Vertrauen und die Achtung aller erwarben, mit denen er in näheren oder entfernteren Verhältnissen stand.

Familien-Briefe Niemeyer-Mitgau vor 100 Jahren.

(Originale, in Oktav, im Besitz von Amtsgerichtsrat L. Mitgau in Blankenburg a. Harz).

Diese Briefe hat mir Herr Professor Mitgau (Cottbus) auf das liebenswürdigste zum Zwecke der Veröffentlichung in unseren Familiennachrichten zur Verfügung gestellt. Kurt Niemeyer.

I.

Luise Niemeyer an ihren Bruder Ludwig Mitgau, cand. jur.

Halle, d. 20. April 1816

Wie unendlich leyd thut es uns, mein bester Louis[1]), Dir nicht auf der Stelle Deine Bitte erfüllen zu können u. den von Dir verlangten Empfehlungsbrief nicht sogleich mitsenden zu können. Antons Vater [der Kanzler Niemeyer] ist schon seit acht Tagen in Berlin, und so siehst Du wohl ein, wieviel Zeit dazu gehört, ehe Du von dieser Seite befriedigt werden kannst. Indeß hat A.[nton] gestern noch eiligst ein paar Worte an ihn geschrieben und ihm Dein Anliegen vorgetragen, ihm auch Deine dringende Eile vorgestellt, so daß Du gewiß in kurzer Zeit auf Befriedigung Deines Wunsches rechnen kannst. Auch hat A. Deinem Wunsche gemäß seinem Vater geschrieben, daß er an unsern Vater [Pastor Ernst Georg Mitgau zu Seesen] den Brief senden möchte; sollte dies indeß nicht erfolgen, entweder aus Vergeßlichkeit oder aus irgendeinem anderen Grunde, so kannst Du Dich doch heilig darauf verlassen, daß mein

[1]) Ludwig Mitgau, später Amtsrichter in Gandersheim, Bruder der Luise Niemeyer, hat sie bei einer Bewerbung, vermutlich, um diese Empfehlung gebeten. Näheres unbekannt.

Schwiegervater dann direkt an den Minister geschrieben hat. Dies läßt Dir Anton sagen, der seinen Vater so genau kennt.

Wie sehr wünschen wir, daß die Sache gut gehen mag, mein bester Bruder, und Du endlich das Ziel Deiner Wünsche auch erreichst. Was wir dazu beitragen können, soll gewiß geschehen, an mir sollst Du eine treue Referentin finden, die sowohl Deine Bitten, wenn Du noch mehr hast, vortragen als auch Dir gehörige und gründliche Antwort erteilen wird. Dem Vater habe ich den Brief noch gestern sehr spät hinausgeschickt, um ihm gehörige Zeit zum Schreiben zu geben. Zum Unglück kamen wir gestern sehr spät zu Haus an wo wir den Brief vorfanden Anton hat auch mit großer Mühe Deinen Brief nach Berlin nur noch angebracht. Ob nun aber der Vater das seinige thun wird, weiß ich noch nicht; doch soll es an meinem Bitten darum nicht fehlen.

Du alter guter Junge, sey nur guten Muths, gewiß wird es Dir noch einmal recht gut gehen, denn Du verdienst es ja und wie gesagt, hast Du an meinem Schwiegervater was zu bitten(?), so sey fest überzeugt, daß er alles thun wird Die behilflich zu seyn. Denn wie gut er ist und jedes Menschen Bestes will, weiß ich, die ich ihn genauer kennen gelernt habe.

Um nun, mein guter Louis, auf unsere häuslichen Begebenheiten zu kommen: Daß Du den Vater wieder besser gefunden hast, hat mich unendlich gefreut, auch daß Du mir Hoffnung zu seynem Besuche gemacht hast. Wie glücklich wird es mich machen, meinen guten Vater in meinem kleinen Eigenthume zu sehen; ich suche mir jetzt schon seine Schlafstelle aus, denke schon auf seine Lieblings-Amüsements, wozu denn seine kleine Enkelin[1]) nicht wenig beitragen soll. Diese nimmt täglich zu an Körper und Geist, sie lacht nun vollkommen und bringt auch schon ihr r-r-r vornehmlich heraus. Gott, wie freue ich mich auf die Zeit, wo

[1]) Sophie Niemeyer * 1816, 25. Februar.

Ihr sie sehen werdet. An meine Mutter darf ich dabey nicht denken; der Gedanke an sie verbittert mir jede Freude[1]).

Über die Nachricht von Linens[2]) Jungen habe ich mich sehr gefreut, grüße sie recht herzlich von mir; wie herrlich muß das Gefühl seyn, ein Kind unter den eigenen Händen und durch sich gedeihen zu sehen; leider hat mir dies ja die Natur versagt.

Nun bester Junge muß ich schließen. Gern schrieb ich Dir noch mehr, denn mein Herz ist noch so voll von meinem Glück, was ich täglich mehr genieße in den Armen meines Mannes, Kindes und Verwandter, die mich wie ich sie immer lieber gewinnen; aber die Post geht und an diesem Brief liegt Dir zuviel, als daß ich mich verspäten dürfte. Den Vater, Mutter, Lina und ihren Jungen küsse in meinem Namen, wie auch Pagendarms. Anton grüßt sie alle. Lebe wohl, mein Theurer.

Deine Schwester L.

Es sind einige Noten an Dich von Himmel(?) hier angekommen; schreib mir, ob ich sie Dir senden soll und auf welche Weise: 1. Ouvertüre aus der Zauberflöte, 2. Polonäse.

An den Kandidaten der Rechte Herrn Ludwig Mitgau

frey Zu Seesen

(Gefalteter Brief in Oktav, 3 Seiten Handschrift, vergilbt, Wappensiegel Niemeyer: im Schilde von einem Arm gehalten 3 Ähren, Bekrönung 3 Ähren, Brief im Besitz von Amtsgerichtsrat Mitgau Blankenburg a. Harz).

---

[1]) Henriette Mitgau geb. Lafontaine war damals bereits schwer und hoffnungslos leidend.

[2]) Schwester Luisens: Karoline Mitgau, verheiratet 1814 an den Pastor Pagendarm; 5. Dez. 1815 Geburt ihres ersten Kindes: Bernhard.

II.

Luise Niemeyer an ihren Vater, den Pastor Ernst Georg Mitgau in Seesen.

Halle, d. 8ten April 1819

Daß Du so lange keine Nachricht von uns hast, mein bester Vater, wird Dir hoffentlich ein gutes Zeichen sein, wie wir es denn auch uns als etwas gutes auslegen; Dein langes Schweigen. Daß Du gesund bist, hoffe ich mit Gewißheit, doch über Deinen Gemüthszustand bin ich sehr in Unruhe. Wie mir die Tante Lindau[1]) sagt, giebst Du Dich noch immer so ganz der Trauer hin u. verwünschst so ganz den Trost, der sich Dir darbietet? — Wie gut wäre es für Dich gewesen, wenn Du unsere Wünsche erfüllt hättest u. hättest bey uns einige Zeit zugebracht. Du wärest alsdann in ganz neue Umgebung gekommen und nicht immer an den Verlust[2]) erinnert; doch hoffe ich, daß Du nun bald dazu thun wirst, das Wetter wird ja nun so schön, die Wege guth und Du wirst bald einsehen, wie wohlthätig Dir eine solche Zerstreuung seyn wird. — Auf unser Hinkommen wird wohl für diesen Sommer noch nicht zu rechnen seyn, da ich doch keines meiner Kinder zu Hause lassen möchte und doch die Kleine[3]) noch zu jung ist, um eine solche Reise mitmachen zu können und Dir auch zuviel Unruhe verursachen würde; doch künftigen Sommers rechne ich mit Bestimmtheit darauf, Euch alle, meine Lieben, und meinen lieben Geburtsort zu besuchen. Also, mein lieber Vater, diesen Sommer Du zu uns, und Michaelis übers Jahr wir zu Dir. Wieviel Freude sollst Du auch dann an Deinen Enkeln haben! Sophie[4]) wird nun ein großes Mädchen, die schon viele Lieder, Ge-

[1]) Schwester ihres Vaters: Christine Mitgau, verheiratet an den Justizrat Lindau, lebte zuletzt in Halle.

[2]) am 18. Januar 1819 starb des Pastors Mitgau Frau, Henriette geb. Lafontaine, nach langjährigem, unheilbaren Siechtum.

[3]) geb. 9. März 1817, † 1856.

[4]) geb. am 25. Februar 1816, heiratet 1839 Prof. Moritz Fleischer; sie stirbt in Dresden 1882.

schichten und dergleichen auswendig kann und ihrem Großvater schon artig die Zeit vertreiben wird. Hermann[1]) ist zwar sehr klein und spärlich (was ich seiner Ammen schuld gebe), doch ein sehr kluger junge, der ganz fertig spricht und in Wissen Sophie nichts nachgiebt. Die kleine Kläre ist ein großes starkes Kind, die immer im Lachen begriffen ist und die uns noch keine angstvolle Stunde verursacht hat; doch werde ich nach Ostern einige unruhige Tage haben, da sie ihre Amme verliehrt. Überhaupt wird dieses eine schwere Zeit für mich, da ich meine beiden Mägde verliehre (die eine, Hermanns gewesene Amme, heyrathet) und zwey neue bekomme, die beide fremd hier in Halle sind. — Was meine hiesigen Eltern betrifft, so haben wir sehr große Angst um die Mutter ausgestanden, die nun schon seit vier Wochen bettlägerig ist, doch jetzt sehr auf der Besserung. Sie hatte heftige Magenkrämpfe und so heftig, daß diese die Gelbsucht nach sich zogen. Welcher harte Schlag wäre es für den Vater und mich gewesen, wenn wir noch diesen Verlust hätten leiden müssen! —

Ich habe Dir auch ein paar Gäste anzukündigen, die sich sehr freuen darauf, Dich wiederzusehen: den Professor Jacobs, einen Bekannten von Dir, wenn Du Dich noch seiner erinnerst, hier vom Pädagogium, und meinen Schwager Hermann [Niemeyer], die beide eine Reise nach Cassel machen und dann über Seesen zurückkommen. Heute sind sie abgereist und werden nach ihrer Rechnung ohngefähr Sonntag über acht Tage oder Montag bey Euch ankommen, vielleicht auch schon einige Tage früher oder später. Der Professor Jacobs macht hier sehr viel Epoche unter den Studenten, da er ein überaus kluger und gelehrter Mann ist, der eine Menge allgemeine Kenntnisse besitzt. Er wird gewiß sehr bald einen ausgebreiteten Ruf bekommen. —

Noch einen Verlust hätten wir fast in unserer Familie erlitten und zwar den meines Schwagers Max [Niemeyer], der

[1]) geb. 15. September 1818, † 1859.

vor 5 Wochen eine Lungenentzündung hatte und einige Tage ganz ohne Hoffnung dalag, bis ihn ein Aderlaß rettete. Du kannst denken, was das für ängstliche Tage waren, da es kürzlich eine ähnliche Trauer gewesen war.

Ich habe Jacobs keinen Brief mitgegeben, weil ich mir vornahm, früher zu schreiben, um Dir die Gäste anzumelden, denen ich einen freundlichen Empfang von Dir mit Bestimmtheit zusichern konnte, da ich Deine große Gastfreyheit kenne; indeß werden sie Dir recht viel von uns erzählen und ich hoffe dann von ihnen auch recht viel zu erfahren.

Von Mosje Luis [Mitgau] hört und sieht man nichts. Es ist doch recht unbrüderlich, daß er so ganz schweigt; zur Strafe nun auch keinen Gruß an ihn. Lina und ihre Kinder grüße herzlich von uns, und mein Mann, der sich Dir aufs kindlichste empfiehlt, läßt sich sehr nach seinen Pathen und dessen Nahmen erkundigen. Ich hoffe mit der Länge des Briefes bist Du zufrieden und so will ich für heute schließen. Lebe wohl lieber Vater,

Tausend Grüße und Küsse von Deiner Tochter

Louise

[Auf der 4. Seite:]

Dem Herrn Prediger Mitgau

in Seesen

Wappensiegel Niemeyer; im Schilde von einem Arm gehalten, 3 Ähren, gekrönt von 3 Ähren. —

4 Seiten 8°, 3 beschrieben, vergilbt; im Besitz von Amtsgerichtsrat Mitgau in Blankenburg a. Harz.

III.

Neujahrsbriefe der Kinder der Luise Niemeyer an den 84jährigen Großvater Ernst Georg Mitgau in Seesen[1]).

Greifswald, 7. Jan. 1838.

a)

Ich kann, mein inniggeliebter Vater, die Briefe der Kinder nicht abgehen lassen, ohne sie wenigstens mit einigen Zeilen zu begleiten, welche Ihnen sagen sollen, daß auch ich Ihrer fortwährend mit inniger Liebe gedenke und daß ich mit den Bitten der Kinder, Sie wieder einmal bei uns zu sehen auch die meinigen verbinde. Wahrscheinlich haben die Kinder Sie von unserem jetzigen Thun und Treiben hinlänglich in Kenntniß gesetzt, und ich kann mich daher aller Berichterstattung enthalten. Nur das Eine muß ich bemerken, daß meine gute Frau, welche sich bei den Weihnachtsarbeiten zu sehr angestrengt hat, seit einigen Tagen wieder an ihren nervösen Kopfschmerzen leidet und schon seit vorgestern das Bett hütet, daher sie sich begnügen muß, Ihnen durch mich die freundlichsten Grüße und Bitten um Ihren Besuch sagen zu lassen. — Möchten diese Briefe Sie wenigstens dahin bestimmen, uns auch wieder einmal einige Nachricht von Ihnen zu geben. Auch von meinem guten Louis und Linchen[2]), die ich beide herzlich zu grüßen bitte, möchte ich so gern wieder einmal Nachricht bekommen, und wünsche, daß dieselben in jeder Beziehung günstig ausfallen mögen — Mögte bei Ihnen das alte Jahr besser geschlossen haben als in meiner Familie; denn wenn es die Kinder Ihnen nicht schon gesagt haben, — wir beweinen den Tod meines lieben Bruders Eduard in Magdeburg, der im verflossenen Dezember — freilich nach langem Kränkeln erfolgte — und der

[1]) Er starb bereits einige Wochen später: am 26. März d. J.

[2]) Linchen ist Karoline Pagendarm geb. Mitgau in Braunschweig, Louis-Ludwig Mitgau, Amtsrichter in Gandersheim.

uns alle, besonders aber meine Mutter, in die tiefste Betrübniß versetzt hat — Als ich im Sommer 1836 in den böhmischen Bädern war, hielt ich mich auch drei Tage in Prag auf, und zwar bei den Cousinen Lafontaine[1]), welche mich durchaus nöthigten, bei ihnen zu logieren. Es sind gute, brave und fromme Mädchen; ich habe ihnen viel von der ganzen Familie, auch von Ihnen erzählen müssen. Sie leben aber ganz von Handarbeit in höchst beschränckten Verhältnißen, und ich habe ihnen von Zeit zu Zeit einiges zur Unterstützung gesendet, stehe auch fortwährend mit ihnen in Korrespondenz, und erwarte gerade jetzt wieder einen Brief, da sie nie versäumen, mir zum neuen Jahre zu gratulieren. Möchte ich doch etwas Wesentliches zu ihrer Erleichterung thun können!

Ich schließe mit den besten Wünschen für Ihr und aller der Ihrigen Wohl und wiederhole meine obige Bitte sowie die herzlichsten Grüße an Louis und Linchen nebst ihren Ehegatten. Mit der herzlichsten Liebe

Ihr treuer Sohn
A. Niemeyer

b)

Greifswald, 2. Jan. 1838

Der Anfang des neuen Jahres, bester Großvater, erinnert uns an eine liebe, wenn auch lange verschobene Pflicht, und gerne möchten wir die Wünsche, die wir bei dem neuen Zeitabschnitte für Dein Wohl hegen, auch aussprechen, und Dir unsere Liebe und Theilnahme an Deinem Wohlergehen beweisen. Hoffentlich hast Du das neue Jahr mit der kräftigen Gesundheit angetreten, der Du Dich bisher zu erfreuen hattest, und der Himmel gebe, daß Dir so noch manches

[1]) Sie sind Töchter des Malers Karl L. in Prag, des älteren Bruders von August L., des Romanschreibers in Halle, und der Henriette Mitgau geb. Lafontaine.

Jahr glücklich entschwinden möge in dem Kreise derer, denen es gegönnt ist, Dir immer nahe zu sein. Aber auch wir hoffen, Dich in diesem Jahre auf einige Zeit in unserer Mitte zu haben, wenn Du Dein Versprechen, was Du uns bei Deiner Abreise gegeben hast, erfüllen willst, und uns diesen Sommer besuchst. Wir wollen, was wir können, aus vollem Herzen dazu beitragen, Dir Deinen Aufenthalt angenehm zu machen, und die Liebe Deiner Kinder und Enkel wird Dir die Beschwerden der Reise suchen vergessen zu machen. Unser Großvater möchte Dich auch gern einmal wiedersehen und spricht oft mit vieler Theilnahme von Dir. Er befindet sich jetzt recht wohl, obgleich er im verflossenen Jahre öfter unangenehme Anfälle von Krankheit hatte, die uns große Besorgniß erregten, jedoch jetzt sind sie lange ausgeblieben. Er hat schon seit einem halben Jahr seine treue Gesellschafterinn, die freudliche immer lustige Cordula, deren Du Dich vielleicht noch erinnerst, nicht mehr bei sich, denn die hat sich mit einem Oberförster am Rhein verheirathet, mit dem sie schon lange verlobt war; nach ihren Briefen zu urteilen leben sie sehr glücklich und zufrieden zusammen. Auch der Secretair Ziem nebst Frau und Sohn, mit denen Du hier einmal eine Parthie aufs Land machtest, befinden sich sehr wohl und haben sich noch vor kurzem Deiner erinnert.

Wir befinden uns bis auf Husten und Schnupfen alle recht wohl und Du würdest Deine Freude daran haben, wenn Du die Kleinen jetzt sähest, wie sie soviel größer und verständiger geworden sind. Sie haben Dich aber alle noch recht gut in Erinnerung. Sogar das kleine Rickchen spricht oft vom „Großpapa mit der Brille", wie sie Dich zum Unterschiede vom Großvater hier nannte. Sie läßt Dich grüßen und wenn sie erst etwas wird schreiben können, wird sie es gewiß nicht unterlassen.

Nun, lieber Großvater, muß ich mein Blatt an Konraden abtreten und sage Dir ein herzliches Lebewohl. Behalte ein bischen lieb

Deine Dich liebende Enkelin

Clara Niemeyer

c)

Greifswald, 2. Jan. 38

Lieber Großvater.

Du mußt es entschuldigen, daß noch immer kein Brief von uns angelangt ist, wir haben Dir schon so lange alle einmal schreiben wollen, aber nie sind wir dazu gekommen; auf einmal hieß es, Vater und alle Geschwister schrieben an Dich und da konnte ich doch nicht zurück bleiben. Ich wünsche Dir viel Glück zum neuen Jahr und es sollte mich sehr freuen wenn Du recht bald mal zum Besuch hierher kämest. Es ist hier schon recht kalt und ich besuche täglich mit meinen Schlittschuhen das Eis.

Dein Dichliebender Konrad.

d)

Mein lieber Großvater!

Du denkst gewiß, wir haben Dich längst vergessen, weil wir Dir noch garnicht geschrieben haben, aber dem ist nicht so; wir hängen noch immer mit derselben Liebe an Dir, wie damals, als Du bei uns warst. —

Liebes Großvaterchen, nimm meinen herzlichsten Glückwunsch zum neuen Jahre, und lebe noch recht lange! — Aber Du hast ja Dein Versprechen nicht gehalten, Du wolltest ja zu des Großvaters Jubiläum kommen, und selbiges mit uns feiern? Es war recht schade, daß Du nicht zugegen warst, und Dich mit uns freuen konntest! Nun besuchst Du uns doch nächsten Sommer? —

Ach mein liebes Großväterchen, Du kannst Dir nicht denken, wie reich wir zu Weihnachten beschenkt sind! Wir bekamen immer einen Juhlklapp über den anderen. Und nun erst am Weihnachtsmorgen, da hättest Du die Pracht sehen sollen! Vier Christbäume brannten, daß einem fast die Augen geblendet wurden; kurz wir haben das Fest sehr fröhlich verlebt. Jetzt adieu mein Großvaterchen, und denke zuweilen an Deine Dichliebende Enkelin

Franzisca Niemeyer

e)

Lieber Großvater.

Wenn auch gleich unser Wunsch zum neuen Jahre etwas spät nachkommt, so ist er darum nicht weniger herzlich, mein lieber Großvater. Nein, wir haben recht oft und viel an Dich gedacht, und besonders am Weihnachtsfeste wünschten wir Dich in unsere fröhliche Mitte.

Mein Wunsch zum neuen Jahre, liebes Großvaterchen ist, daß Du noch eine lange Reihe von Jahren glücklich in dem Kreise Deiner Dichliebenden Verwandten leben mögest, und auch uns nicht vergißt, die wir Dich von ganzem Herzen lieben.

Wir sind zu Weihnachten alle recht reich beschenkt worden. Mir machte besonders ein neuer Mantel viele Freude, und Sophie hat wohl die größte gehabt, da sie das Bild von ihrem Bräutigam[1]) erhielt, welches uns allen sehr große Freude gemacht hat, da es so sehr ähnlich ist.

Nun will ich Dir aber Lebewohl sagen, lieber Großvater, da mein Blatt zu Ende ist. Dies thue ich mit dem Wunsche, daß Du uns recht bald einmal wieder mit Deinem lieben Besuche erfreust.

Deine Enkelinn Auguste.

f)

den 9ten Januar 38.

Es ist schon lange her, mein lieber Großvater, daß wir gegenseitig keine Nachrichten von einander erhalten haben, und an uns allein ist die Schuld, die wir Deinen lieben Brief, nach Deinem Greifswalder Besuche, nicht beantwortet, und Dir unsern herzlichsten Dank dafür gesagt haben. Kein Fest als das Neujahrsfest, ist wohl aber mehr dazu geeignet, das Versäumte nachzuholen und alle Fehler wieder gut zu

[1]) D. Moritz Fleischer, Lehrer am Pädagogium zu Halle, den sie am 5. April 1839 in Greifswald heiratete.

machen, und darum kommen heute alle Deine Greifswalder Enkel mit freundlichen Glückwünschen und Grüßen, und Jeder will sich dem lieben Großvater wieder in das Gedächtniß zurückrufen, wenn er durch eigene Schuld etwas in den Hintergrund getreten ist. Wenn aber auch die brieflichen Mittheilungen unter uns gefehlt haben, so hat doch die Erinnerung nicht geschwiegen, und jene schöne Zeit, die wir mit Dir verlebt haben, wird von Jedem treu im Herzen bewahrt, und wir alle wünschen, daß sie noch einmal wieder kommen möge, um uns noch einmal zu erfreuen. Im Winter ist nun freilich wenig Aussicht dazu, aber der Sommer macht vielleicht wahr, was man sich jetzt nur als sehr hübsch ausdenken kann. Das Weihnachtsfest hast Du wahrscheinlich in Braunschweig zwischen Deinen Kindern und Enkeln fröhlich zugebracht, wie es auch bei uns an Jubel und Freude nicht gefehlt, wie es ja auch in einer so großen und kinderreichen Familie nicht anders sein kann. Am Heiligen Abend waren wir bei unserem hiesigen Großvater, der wieder, wie immer für unser Vergnügen reichlich gesorgt hatte, und auch die übrigen Festtage brachten wir nur in unserer Familie, aber sehr zufrieden, zu. Freilich hätte es für uns Erwachsenen noch ein schöneres Fest sein können, wenn wir nicht grade in diesen Tagen die traurigsten Nachrichten aus Magdeburg über Onkel Eduard erhalten hätten. Zu Dir, lieber Großvater, wird auch wohl schon die schmerzliche Kunde von seinem Tode gekommen sein und Du wirst den wärmsten Anteil an unser aller Schmerz genommen haben. Es ist ein sehr, sehr trauriger Fall, den man nicht genug beklagen kann! Die arme Großmutter ist bei seinem Tode gegenwärtig gewesen und hat die traurige Pflicht erfüllt, noch ihres geliebten Sohnes letzten Willen auszuführen. Sie hat von 15 Kindern nun schon das neunte begraben, und ihr starkes Gottvertrauen gehört dazu, um es mit solcher Ergebenheit zu tragen. Bis jetzt ist sie noch in Magdeburg, doch wird sie in 8 Tagen schon nach Halle zurückkehren und die älteste Tochter mit sich nehmen, die den Verlust ihres Vaters

wohl am tiefsten und schmerzlichsten betrauert; er hat seine Krankheit gleich als eine tödtliche erkannt, und so seinen Tode auf das bestimmteste, aber auch mit der größten Fassung entgegengesehen. Daß er nicht noch mehr gelitten hat, wie es seine Ärzte befürchtet haben, dafür müssen wir Gott noch danken, obgleich uns sein so unvorgesehener frühzeitiger Tod tief erschüttert hat.

Bei uns hat der Winter auch mancherlei Unwohlsein gebracht. Wir sind alle nach der Reihe krank gewesen, doch scheint es nun ein Ende haben zu wollen. Der Großvater, der sich Deiner noch mit vieler Liebe erinnert, und sehr oft den Wunsch ausspricht, Dich noch einmal wiederzusehen, hat sich diesen Winter wohler befunden als wir hoffen durften, da er im Herbste viel an Brustbeklemmungen litt und besonders die Nächte davon gestört wurde. Gott sei Dank befindet er sich aber jetzt so gut, daß er seinen mannigfachen Geschäften ganz vorstehen kann. Sein Jubiläum, was doch natürlich viel Aufregung und Störung seiner gewohnten Lebensweise mit sich brachte, ist glücklich überstanden, und so hoffen wir, daß er sich noch recht lange einer dauerhaften Gesundheit erfreuen möge. Du liebster Großvater bist gewiß auch noch immer der rüstige, stattliche Mann, dessen Aussehen uns auch nur erwarten ließ, daß es noch lange so bleiben würde. Die Pflege Deiner Kinder und Enkel in Braunschweig[1]) — denn dort denke ich mir Dich am liebsten — wird Dir gewiß gut thun, und wir alle können nur wünschen mit ihnen öfter abwechseln zu können!

Von unserem Hermann werden dir die Kinder wohl schon sämtlich berichtet haben, da er ein sehr angenehmes Thema für sie ist, wie es den Entfernten darinn weit besser als den Dableibenden geht. Du wirst Dich aber mit uns freuen, daß alles so glücklich ausgefallen ist und daß er in Verhältnissen lebt, die seiner Thätigkeit so angemessen und so vollkommen zu seiner Zufriedenheit sind. Wenn ich Dir nur auch so von

---

[1]) bei seinem Schwiegersohne Pastor Pagendarm.

meinen Hoffnungen sagen könnte! So glücklich ich mich auch hier bei Eltern und Geschwistern fühle und so zufrieden ich sein kann, so ist es doch auch natürlich, daß ich mich nach jener Zeit sehne, wo ich mit meinem Bräutigam vereinigt sein werde, da die Trennung doch fast gar zu schwer zu ertragen ist und sie noch schwerer dadurch wird, daß ich nicht allein dabei leide, sondern daß Fleischer beinahe noch mehr als ich danach verlangt. Geduld ist da nun immer das Beste, und die habe ich auch gewiß, wenn es nur nicht gar zu lange dauert.

Nun, mein lieber guter Großvater, schließe ich mit den herzlichsten Grüßen an Pagendarms, Groß und Klein, an jeden einzelnen von ihnen denke ich oft und gern zurück, wie mir der Aufenthalt bei ihnen immer eine sehr liebe Erinnerung bleiben wird. Dir, mein lieber Großvater, lege ich noch einmal die Bitte ans Herz, uns bald einmal wieder mit Deinem Besuche zu erfreuen und bis dahin ein freundliches Andenken für uns alle zu bewahren. Lebe recht froh und heiter und nimm den herzlichsten Kuß

von Deiner treuen Enkelinn

Sophie

Familientreffen.

Das Ergebnis meiner Umfrage vom Juli 1935 wegen Beteiligung an dem im vorigen Stück der Familiennachrichten angekündigten Familientag in Halle ließ zu meinem großen Bedauern die Ausführung des Planes nicht angebracht erscheinen.

Um dennoch nach meinen Kräften für den Zusammenhalt zu sorgen, habe ich „An die in Berlin wohnenden Angehörigen des Geschlechtes Niemeyer-Halle" folgendes Schreiben gerichtet, dem die nachstehende Liste mit den Anschriften der Berliner Familienmitglieder beigefügt war:

Berlin-Schlachtensee, Oktober 1935
Eitelfritzstraße 21

Liebe Verwandte

Der Plan, den für den 6. Oktober d. J. in Aussicht genommenen fünften Familientag abzuhalten, hat sich leider als nicht ausführbar erwiesen. Es ist der Vorschlag gemacht worden, unter diesen Umständen ein Familientreffen in Berlin stattfinden zu lassen. In Verfolg dieses Gedankens bitte ich,

am Sonnabend, den 26. Oktober, nachmittags 4 Uhr

im Landhaus Dahlem (gegenüber dem U-Bahnhof Podbielski-Allee) sich einzufinden, Alt und Jung.

Ein Imbiß (Kaffee, Tee, Schokolade, Kuchen) für etwa RM. 1,20 wird vereinbarungsgemäß vom Wirte bereitgehalten.

Ich bitte um baldige Antwort.

Euer

Kurt Niemeyer.

Liste der in Berlin wohnenden Angehörigen des Geschlechtes Niemeyer-Halle[1])

vom Stamm Franz Anton:

Dr. med. Otto Niemeyer, Frau Friedlinde und Kinder, Friedlinde, Lore, Hans (Potsdam, Am Kanal 12)

Frau Else Boroffka-Niemeyer, Fotographin, Söhne Alexander und Olaf (Potsdam, Spandauer Str. 2a)

Studienreferendar Erwin Boroffka, Frau Charlotte geb. Niemeyer und Hartmut (Berlin SW 29, Zossener Str. 55).

Hilde Niemeyer, Leiterin am Städt. Kindertagesheim (Berlin-Köpenick)

Pastor Otto Großmann und Frau Helene geb. Fleischer, Frl. Marie-Lene Großmann, Gerichtsassessor Heinz Jürgen Großmann (Berlin-Zehlendorf, Schützallee 135)

Major Fritz Recke und Frau Eva geb. Niemeyer und Eva-Dörte (Berlin-Steglitz, Leydenallee 39)

Frl. Margarete Niemeyer, Frl. Agnes Niemeyer (Potsdam, Bismarckstraße)

Frl. Clara Niemeyer (Prenzlauer Allee)

vom Stamm Carl Eduard:

Professor Dr. Theodor Niemeyer (Berlin-Dahlem, Heydenstr. 32)

Architekt Johannes Niemeyer und Frau Hella, Hellmut, Heinke, Veronika, Volker (Neu-Babelsberg, Steinstr. 46)

Dr. Annemarie Niemeyer (Berlin-Grunewald, Königsallee 37a)

Maler Otto Niemeyer, Frau Anneliese und Peter (Berlin-Friedenau, Handjerystr. 17)

Elisabeth Dibbern geb. Vollbrandt, Frauke, Elke, Sunke (Berlin-Grünau, Polkwitzer Straße)

Hans Hennecke und Frau Gerda (Berlin-Wilmersdorf, Nikolsburger Str. 10)

---

[1]) mit Ausnahme der Kinder unter 6 Jahren.

vom Stamm Hermann Agathon:

Kaufmann Max Kühnen und Frau Elisabeth geb. Voelkel (Berlin-Nikolassee, Beskidenstr. 17)

vom Stamm Pernice:

Frau Gertrud Claussen von Finck geb. v. Jacobi, Regierungsrat Kurt Claussen von Finck (Berlin W 35, Friedrich-Wilhelm-Str. 12)

Oberst Johannes v. Jacobi (Berlin W 35, Friedrich-Wilhelm-Str. 12)

Präsident Gottfried v. Jacobi (Berlin-Friedenau, Kaiserallee 136)

Oberstleutnant Hans Kamecke und Frau Anneliese geb. v. Jacobi (Berlin-Grunewald, Friedrichsruher Str. 30)

Generalmajor Eugen Poser (Berlin-Charlottenburg, Dahlmannstraße)

Major Erich Poser, Frau Gertrud und Klaus (Berlin-Steglitz, Plantagenstr. 22)

Werbeleiter Cord v. Einem und Frau Gerda geb. v. Jacobi (Berlin-Friedenau, Stubenrauchstr. 38)

Dr. med. Herbert Pernice und Frau Luise (Berlin SO 36, Kiefholzstr. 402)

vom Stamm Niemeyer-Wolff-Wegener:

Paul Wegener und Familie (Am Karlsbad)

Professor Wilhelm Gerstel und Frau Christine geb. Naubereit (Berlin-Grunewald, Falterweg 35)

Frau Professor Gutzeit (Berlin-Lankwitz, Beethovenstraße 27)

vom Stamm Johann Anton:

Bürobeamter August Heine und Familie (Berlin N 58, Schliemannstr. 6)

Der Plan fand freudige Zustimmung. Von den über 60 Berlinern waren am 26. Oktober 42 Verwandte versammelt. Die Kinder stellten die Hälfte aller Anverwandten. Liese und Dörte Niemeyer, aus Kiel, die auf Besuch in Berlin weilten, waren hochwillkommene Gäste. Das Zusammensein erhielt schnell den Charakter einer häuslichen Feier, wozu die blumengeschmückten Bilder des Kanzlers und der Kanzlerin und die einführenden Verse im Busch-Stil, die Volker Niemeyer zur Erklärung der Einteilung nach „Stämmen" sprach, beitrugen. Nach meiner Begrüßungsansprache ergriffen im Laufe des Nachmittags das Wort mein Bruder Theodor, der aus seinen Forschungen heraus über unsere Vorfahren sprach und sich dann besonders dem Tische der jüngsten Generation zuwandte, und Gottfried v. Jacobi. — Alte Freundschaften wurden bekräftigt, neue Bekanntschaften wurden geschlossen. Man nahm Abschied voneinander in der frohen Hoffnung, das Familientreffen im Sommer in einem der Gärten zu wiederholen.

Kurt Niemeyer

Zuwachs, Verlust und Entwicklung in den einzelnen Familien der Gegenwart.

Ich habe in diesem Jahr von einer Umfrage abgesehen und beschränke mich im folgenden auf die Mitteilungen, die ich ohne meine Anfrage erhielt.

Kurt Niemeyer

Stamm Wilhelm Hermann: Dr.-Ing. Joachim Tuercke (XIII 20) zeigt seine Verlobung mit Rose-Marie Wundenburg an.

Stamm Franz Anton: Nach schwerer Krankheit verschied im 45. Lebensjahr Franz Paul Boroffka (XII 48) am 20. September 1935. — Erwin Boroffka (XII 50) hat seine Studien mit Ablegung des Studienassessor-Examens beendet. Er hat einen Posten an der Staatlichen Hochschule für Musikerziehung und Kirchenmusik. — Dem Ehepaar Fritz und Eva Recke (XII 54) wurde am 28. November 1935 eine Tochter geboren. Fritz R. ist ans Reichswehrministerium berufen und wohnt jetzt mit seiner Familie in Berlin-Steglitz, Leydenallee 39.

Stamm Karl Eduard: Professor Dr. Theodor Niemeyer (XI 89) hat sich von seinem Sohn Architekt Johannes Niemeyer ein Landhaus in Berlin-Dahlem, Heydenstr. 32 bauen lassen. — Brigitte Niemeyer (XII 85b) hat eine Anstellung als Tänzerin am Stadttheater Duisburg erhalten. — Dr. med. Jürgen Vollbrandt ist als Amtsarzt mit dem Titel Medizinalrat nach Fritzlar berufen. — Dem Ehepaar Hans und Gerda Hennecke (XII 73) wurde am 26. April

1935 ein Sohn geboren, der den Namen Gert erhielt. — Dem Ehepaar Rolf und Inge Krawehl wurde Juni 1935 ein Sohn geboren (XII 92). — Dem Ehepaar Walter und Angela Hennecke wurde am 7. November 1935 ein Sohn geboren (XII 74). —

Margarete Kellermann (XII 65) ist mit ihrer Tochter Helga nach Berlin-Südende gezogen. Helga beginnt Ostern ihre Ausbildungszeit zur Pfarrgehilfin. Dr. Walter Geffcken (XIII 62) habilitiert im Oktober 1935 an der Universität München teilt mit, daß ihm und seiner Frau Erika geb. Pürckhauer am 13. Februar 1936 ein Sohn — Hermann — geboren wurde.

Stamm Hermann Agathon: Die Hochzeit von Margarete Niemeyer (XII 102) und Dipl.-Landwirt und Privatdozent Dr. Heinz Roth fand am 12. März 1935 statt. — Eduard Stephan Widmann (XIII 69 b) hat sein Doktorexamen gemacht. — Nach kurzem schweren Leiden entschlief Käte Nasemann (XI 197) am 16. August 1935 in Kösen. — Nach langem Leiden entschlief Minna Niemeyer geb. Jawe, Gattin von Hans Niemeyer (X 54) am 19. Dezember 1935 in Bielefeld. — Marie Niemeyer geb. Kuno, Gattin von Felix Niemeyer (XI 60) verschied, nachdem sie ihren 80. Geburtstag gefeiert hatte, Februar 1936 in Königsberg.

A: 5

Familien-Nachrichten

für das

Geschlecht Niemeyer (Halle)

Neue Folge der Familien-Nachrichten für die Nachkommen A. H. Franckes

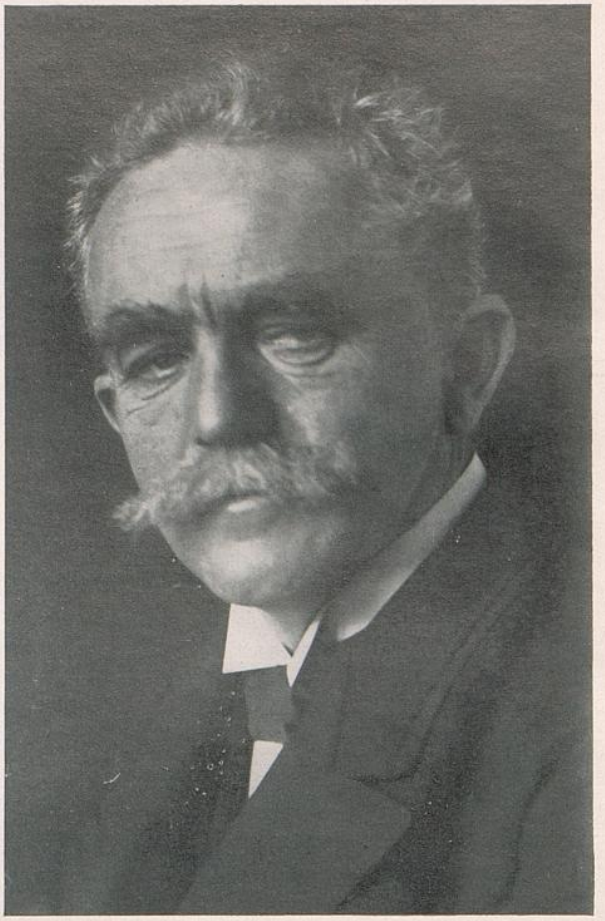
Sechzehntes Stück



Halle (Saale) 1939

38

Franckesche Stiftungen
Haupt-
Bibliothek
Halle/Saale
8. 967 -16



Kurt Niemeyer

* Duisburg, 16. September 1859, † Berlin, 28. Dezember 1936

†

Am 28. Dezember 1936, abends 10 Uhr, entschlief sanft an Altersschwäche in seinem 76. Lebensjahre unser geliebter Bruder

Kurt Niemeyer

der treue Fürsorger für den Zusammenhalt unserer Familien und unserer Stämme, der Schützer und Helfer dreier Generationen, welche ihm vertrauten.

Dr. Theodor Niemeyer,
Berlin-Dahlem
Dr. Viktor Niemeyer,
Essen-Ruhr
Hildegard Vollbrandt,
Essen-Ruhr
Marga Schönherr
Essen-Ruhr

Rede zur Trauerfeier für Kurt Niemeyer

am 2. Januar 1937 von Pastor Wilhelm Anz.

Psalm 16, 6:
„Das Los ist mir gefallen aufs lieblichste,
mir ist ein schön Erbteil geworden".

Liebe Leidtragende!

Diese Worte laßt uns jetzt nehmen wie eine Unterschrift unter das Leben des Entschlafenen, wie ein dankbares und starkes Bekenntnis aus dem Munde dessen, um den wir trauern, als um den Bruder, den Onkel, den Freund, den wir verloren haben.

Er hat das Erbteil einer alten, stolzen, tüchtigen Bürgerfamilie zu verwalten gehabt, des Hauses Niemeyer, und wir wissen, daß er es mit Stolz und Freude verwaltet hat. Wenn das Wort eines seiner Ahnen: „Nur für sich leben, ist gar nicht leben" Recht hat, wenn das gleichbedeutende Bibelwort: „unser keiner lebt ihn selber" vom rechten Christen gilt, er hat sie beide wahr gemacht in hingebendem Dienst für das Ganze, für die große weitverzweigte Familie, mit der er durch Blut und Herz verbunden war. Wer in seine Studierstube eintrat, in diese Stube, deren Wände bedeckt waren mit Bildern von Musikern und Ahnen, der bekam sofort einen starken Eindruck: hier wohnt einer, „der seiner Väter gern gedenkt" und der zugleich als der Väter Erbe ein kostbares musikalisches Erbteil hütet und hegt. Mir ist ein schön Erbteil worden. Und noch ein drittes sahen wir in ihm verkörpert: Die helle Lust, mit der er Gottes weite Welt schaut und in seine schönheitsdurstige Seele aufgenommen hat. Er war ein Genie im Planen und Durchführen von Reisen, und wie gern haben wir uns von ihm berichten lassen. So hat er ein schönes, reiches Leben gehabt mit seiner Gattin zusammen, die Haus und Garten und Welt, Natur und Kunst verständnisvoll mit ihm genoß. „Das Los ist mir gefallen aufs lieblichste".

Einen Bruch hat es wohl in sein Leben gebracht, als er vom Dienst der Kunst zum Lehramt übergehen mußte, aber er hat

auch da sein ganzes warmes Herz hineingelegt. Wer ihm in die hellen, energischen von buschigen Brauen überwölbten Augen hineinschaute, wer seinen scheinbar so grimmig gesträubten Schnurrbart ansah, der ahnte freilich manchmal wohl nicht, was für ein gütiger, froher, kinderlieber Mensch in ihm steckte. So hat er auch dieser Seite seines Lebens froh werden dürfen: „Das Los ist mir gefallen aufs lieblichste, mir ist ein schön Erbteil geworden". Freilich sind auch über ihn gekommen, die Tage, von denen Du wirst sagen: „sie gefallen mir nicht." Das fing an mit dem Tage, wo er die Lebensgefährtin, die mit ihm 34 Jahre in gleichem Schritt und Tritt gewandert war, hingeben mußte. Und dann hat sich das Alter immer lähmender und drückender auf ihn gelegt. Aber Gott hat ihm auch die treue Hausgenossin gegeben, die ihn die letzten Jahre mit freundlicher Sorge umhegt hat[1]). Und dann hat er ihm ein leises friedliches Einschlafen geschenkt, das aller Not und aller Last ein Ende bereitet hat.

In religiöser Hinsicht ist er ein Suchender gewesen. Er ist mehr und mehr ein Findender geworden. Und nun ist er hinübergegangen, um das große, letzte Erbteil anzutreten, von dem Goethe spricht:

„Hier winden sich Kronen
In ewiger Stille,
Die werden mit Fülle
Die Tüchtigen lohnen:
Wir heißen euch hoffen."

77 Jahre voll Arbeit und Freude, und am Schluß ein schönes, friedevolles Ende, wahrlich ja „das Los ist ihm gefallen aufs lieblichste, ihm ist ein schön Erbteil geworden!" Und lassen wir ihn gehen in das Land, von dem Paul Gerhardt singt:

„Da will ich herrlich singen
Von Deinem großen Tun
Und frei von schnöden Dingen
In meinem Erbteil ruhn.

[1]) Fräulein Anni Kosuch.

Kurt Niemeyer

geb. 16. September 1859, gest. 28. Dezember 1936.

Ein Nachruf

von Victor Niemeyer.

Es wird nicht viele unserer Sippe geben, die Kurt Niemeyer, den „Bannerträger des Familiensinnes der ganzen Sippe", als der er bei seinem 75. Geburtstag gefeiert wurde, nicht gekannt haben, die diesen Liebenswürdigsten und Bescheidensten seines engeren Stammes nicht geschätzt und geliebt haben, die nicht in sein stilles Heim in Schlachtensee eingekehrt und innerlich bereichert hinausgegangen sind. — Daß in diesem Hause einer wohnte, dem die Familienforschung Lebens-Inhalt war, wurde der Besucher bald gewahr. Die Wände bedeckt mit Bildern, Stichen, Photographien der lebenden und vergangenen Generationen bis ins sechste und siebente Glied. Dazu eine Dokumentensammlung, in der jeder Niemeyer-Stamm und seine weiblichen Linien ein Fach hat, und für den Einzelnen Mappen, in der seine Lebensdaten und alles, was er je geschrieben hat oder über ihn geschrieben ist, mit peinlicher Sorgfalt verzeichnet ist. Dies Familienarchiv war und ist eine Fundgrube für die „Familien-Nachrichten" auf Jahrzehnte hinaus und enthält alles Material für eine Familien-Geschichte des Stammes. Es ist die Frucht eines jahrzehntelangen Studiums aller erfaßbaren Quellen der Familientradition, der Kirchenbücher in den Ortschaften Niedersachsens, in denen unsere Ahnen gesessen haben und einer umfangreichen Korrespondenz mit der ganzen Familie, forschend, fragend, teilnehmend, mitteilend. Wer immer aus der Sippe, — geladen oder ungeladen — bei Kurt Niemeyer einkehrte, war ein willkommener Gast, mit dem sich — wie fern auch der Grad der unmittelbaren oder angeheirateten Verwandtschaft war, das verwandtschaftliche Du von selbst verstand. —

Daß Kurt Niemeyer die „Familien-Stammtafeln" in ihrer, jetzigen Form besorgt und zusammen mit Hermann Niemeyer Halle, dem treuen Pfleger der Familien-Tradition, seit Jahrzehnten die „Familien-Nachrichten" redigiert hat, ist bekannt.

Die Lebens-Arbeit von Kurt Niemeyer ist aber auch verpflichtend für die ganze Familie. Kurt Niemeyer hat es bei aller Bescheidenheit oft schmerzlich empfunden, daß von der engeren und weiteren Familie — mit einer Reihe Ausnahmen — seiner Lebens-Arbeit nicht genügend Verständnis und Unterstützung entgegengebracht wurde.

Nun stehen wir am Grabe und klagen.

Als sein dringender Wunsch, im Jahre 1935 einen Familien-Tag nach Halle zusammen zu berufen, nicht in Erfüllung ging, hat er es sich nicht nehmen lassen, auf eigene Faust ein Familientreffen in Berlin zu veranstalten, mit dem Erfolge, daß sich mehr als 40 Teilnehmer zu wertvollen Stunden zusammenfanden[1]).

Bei der Verfolgung des Lebens-Weges von Kurt Niemeyer begegnet man keinen äußeren Lebens-Erfolgen, keiner „Karriere", keinen Titeln, keiner Ansammlung von Glücksgütern, — aber einem Leben von stiller, gewissenhafter Arbeit und dem Glück eines in sich ruhenden, wenn auch nicht sorgenfreien, friedsamen Daseins. — Kurt, der zweitälteste von fünf Brüdern und zwei Schwestern, war im gewissen Sinne ein Einzelgänger, der an den Nachwehen manchen körperlichen Ungemachs frühester Kindheit litt. Er war ein Vielleser, wußte von allem, was es in der Natur an Kräften und Mysterien gab mehr, als wir jüngeren Brüder und die gleichalterigen Kameraden. Keiner verstand sich wie er aufs Basteln, aufs „Zaubern", „Drucken" und sonstige „geheime Künste"! Als Tertianer fand er hohe Anerkennung seines Geographie-Lehrers durch die Herstellung einer physikalischen Karte von Deutschland, auf der die Gebirge ihrer genauen Höhe entsprechend mit gepreßtem Sand eingetragen waren und ein plastisches Bild der Landschaft gaben. So wie er konnte keiner den Weihnachtsbaum schmücken, die Krippe aufbauen und

[1]) Vgl. Familien-Nachrichten 15. Stück.

zum Nikolaus aus Steckrüben Schuhe für den Knecht-Ruprecht schnitzen. — Wir Jungens schliefen zu vieren in einem Schlafzimmer. Jeder sprach laut sein besonderes Abend-Gebet. Ich hörte immer mit besonderer Andacht zu, wenn Kurt betete: „Nun ruhen alle Wälder, Vieh, Menschen, Stadt und Felder, — Und nimm dein Küchlein ein, — Will Satan mich verschlingen, so laß die Englein singen, — dies Kind soll unverletzet sein." Der poetische Inhalt und die andachtsvolle Art, die ihm Kurt mit seiner weichen Stimme gab, hatten eine rührende Wirkung. Und dann führte Kurt das Wort, während wir bis zum Einschlafen schwatzten. Wir lauschten, wenn er von allem erzählte, was er inzwischen in seinen Büchern gelesen oder erfunden hatte. Als vierzehnjähriger wohl begann Kurt mit mineralogischen und geologischen Sammlungen. Ein ganzes Zimmer füllten schließlich seine Steine, darunter Ammonshörner vom Kleinsten bis zum Durchmesser eines halben Meters. Das war keine tote Sammlung, — sie war gegründet und geordnet mit einer tiefgehenden Sachkunde. —

Mit dieser geistigen Regsamkeit und Belesenheit standen gar nicht im Einklang die Schwierigkeiten, die ihm die Schule machte. Die Schulweisheit muß wohl nichts mit der Lebensweisheit zu tun haben. Kurt wurde mit der Schule nicht fertig oder vielleicht richtiger die Schule nicht mit ihm. Er ging deshalb mit der Obersekunda-Reife vom Gymnasium ab. Das praktische Arbeitsjahr vor dem Feuerofen der Kruppschen Fabrik sollte die Vorbereitung für das Hüttenfach-Studium sein. Die nahe Berührung mit den Lebens-Anschauungen und Sorgen des Arbeiters hat Kurt als einen hohen Gewinn dieser harten Arbeitszeit angesehen. Beruflich konnte sich die Arbeit nicht für Kurt auswirken, da an die Stelle des zunächst in Aussicht genommenen Hüttenfach-Studiums die Chemie trat, die Kurt an das Polytechnikum in Karlsruhe führte. Aber die Musik lockte ihn mehr als die Chemie. Schon in unserem Hausquartett ging Kurts Cello-Kunst über den Dilettantismus hinaus, und an des Vaters Künstlerhand wuchs sein musikalisches Können. In den musikalischen Kreisen in Karlsruhe, zu denen er freundschaftliche Beziehungen gewann, war er

bald ein gesuchter Quartett- und Solospieler. Er sattelte schließlich, als er des trockenen Tones der Chemie völlig satt geworden war, zur Musik um, trat nach weiterer musikalischer Vorbildung in das Bilse-Orchester in Berlin als Cellist ein, spielte in der Sommersaison im Rigaer Kurorchester und ließ sich schließlich als Cello-Lehrer in Krefeld nieder. Aber die Kunst nährte nicht den Mann und noch viel weniger die Frau, mit der er durchs Leben zu gehen gedachte.

Um ein sicheres wirtschaftliches Lebensfundament zu gewinnen, entschloß sich Kurt noch in vorgerückten Lebensalter zu dem Studium, das ihn in den bescheidenen aber sicheren Beruf des Volksschullehrers bringen sollte. Mit eisernem Fleiß und Energie machte Kurt noch in gereiften Jahren die erforderlichen Examina mit bestem Erfolg und wurde Lehrer am französischen Gymnasium in Berlin. Er war ein Lehrer und Erzieher von Gottes Gnaden, liebte seinen Lehrer-Beruf leidenschaftlich, war von seinen Schülern geliebt und von seinen Vorgesetzten geschätzt. In einer bevorzugten Stellung am französischen Gymnasium, wo seine überragende Allgemeinbildung bald erkannt wurde, brachte ihn das Wohlwollen des Provinzialschulrats Pilger, der, — einst sein Gymnasialdirektor in Essen, jetzt als Provinzialschulrat auch das französische Gymnasium betreute und zum Erstaunen des Lehrerkollegiums häufig in den Unterrichtsstunden von Kurt Niemeyer gastierte. Neben dieser Lehrertätigkeit gab Kurt einen ausgezeichneten Cello-Unterricht, für den er bis ins späte Alter hinein einen Schülerkreis hatte. —

Am 30. April 1896 führte Kurt Niemeyer Agathe Griebel zum Altar, die ihm die treueste Lebensgefährtin wurde, ihn in allen seinen Interessen und Arbeiten verstand und mittätig unterstützte. Als Freundin von Valerie Niemeyer (s. 3. St. der Familiennachrichten) hatte Kurt sie in dem gastlichen Hause von Paul Niemeyer (Stammtafel X 43) kennengelernt. Die Hochzeit in unserem elterlichen Hause stand unter dem Zeichen einer glückverheißenden Zukunft. Mit einem kleinen zusammengesparten Kapital erbauten Kurt und Agathe sich das Häuschen in Schlachtensee, das ihr Heim blieb bis an ihr Lebensende. Hier haben

Kunst und Familiensinn die Herrschaft gehabt. Ein gastfreies Haus, in dem Verwandte und Freunde zu jeder Stunde Anregung und Herzenswärme fanden, in dem wohl kein Tag ohne Musik verging. Mit seinem Freunde und Kollegen Mix verband ihn gleiche Weltanschauung und Berufsanschauung, — mit dem Nachbarn Maler Rudolphi freundliche Lebensgemeinschaft, mit der vortrefflichen Sängerin und Klavierspielerin Else Wygraf und den Geschwistern Hennecke (Enkel von Paul Niemeyer) mit seinem geliebten Streichquartett und manchen Anderen regelmäßiges Musizieren, mit Hedwig Brückner-Minßen, der Familie Adelbert Natorp, Frau Euting und vielen Anderen freundlicher Gedanken-Austausch. — Nie hat Kurt aufgehört, seine Beziehungen zu der Verbindung „Fidelitas", der er in Karlsruhe angehörte, zu pflegen. Die Verbindungsabende der alten Herrn der „Fidelitas" hat er regelmäßig besucht, mit seiner Frau an den großen Stiftungsfesten der Verbindung teilgenommen. Ein Kreis von lieben Bundesbrüdern stand ihm bis an sein Lebensende nahe und ehrte ihn an seiner Bahre. Zu meinen Kindern und mir stand Kurt in einem besonders nahen Verhältnis. Wir hatten Freud und Leid der Schule, zuletzt auf derselben Klasse, geteilt, in Kindheit und reiferer Jugendzeit Feld und Flur miteinander durchstreift, Ferien-Wanderungen durch das „Sauerland" gemacht, in Berlin als Studenten auf Kurts Bude uns ein kärgliches Abendbrot zubereitet und in dem strengen Winter 1884 Schlittschuhfreuden großen Stils auf der Fahrt über die Seen bis Potsdam genossen. Was für eine Freude war es auch, mit Kurt die Natur zu genießen, wie war er mit ihr verbunden, wie konnte er ihre Schönheiten in sich aufnehmen. In den letzten Jahren war das regelmäßige Ziel seiner Ferien-Reisen das „Walser Tal". Dort hatte er Karin Bergengrün und ihrer Schwester hilfreich zur Seite gestanden bei der Begründung einer Kinder-Erholungsstätte. Mit ihnen war er eng befreundet, und der „Großvater Kurt" war, solange er reisefähig war, alljährlich im ganzen von ihm geliebten „Walser Tal" ein wohlbekannter Sommergast.

Als ich im August 1914 als Kriegsfreiwilliger zu den Fahnen geeilt war und deshalb meinen Haushalt auflösen mußte, nahmen

Kurt und Agathe meinen ältesten, damals 7-jährigen Sohn Hans-Gert in ihr Haus. Den Segen dieses einjährigen Aufenthaltes in dem kleinen Hause in Schlachtensee, mit seiner Einfachheit und Erziehungskunst, preist Hans-Gert noch heute mit tiefster Dankbarkeit.

Seit langen Jahren waren Kurt und Agathe, und nach Agathes Tod Kurt alleine unsere Weihnachtsgäste. Wie die Schwalbe den Sommer, so zeigte Kurts Ankunft unseren Kindern die Weihnachtsstimmung an. Nur mit tiefer Wehmut kann ich an die fruchtbaren Weihnachtswochen vieler Jahre mit Kurt denken. Im Mittelpunkt aller seligen Weihnachts-Erinnerungen meiner Kinder wird das Bild des allzeit gütigen Onkels Kurt stehen. —

Von einem bezeichnenden Erlebnis will ich berichten, weil es Kurts ganze Seelengüte und seine Unabhängigkeit von irdischen Gütern beleuchtet. Groschen auf Groschen, Mark auf Mark gelegt hatten Kurt und Agathe sich ein kleines Kapital von einigen Tausend Mark zusammengespart. Sie legten es bei einer ihnen mündelsicher erscheinenden Beamten-Sparkasse an. Da, — wohl 1932, stellte die Sparkasse ihre Zahlungen ein und die Sparer wurden auf eine vielleicht mögliche Verteilung von Quoten ihrer Einlagen in der Zukunft vertröstet. Als mir Kurt diese betrübliche Mitteilung, die den Verlust seiner Ersparnisse bedeutete, machte, schlug er sich vor Freude auf die Knie und sagte mit strahlendem Gesicht: „Ist es nicht herrlich, ich habe vor einem halben Jahre 600,— RM abgehoben, um der Großnichte eine Erholung im Kinderheim im Walser Tal zu ermöglichen. Denk Dir, welch ein Glück, die 600,— RM wären sonst auch fort." Ein Lebensphilosoph, ein Weiser, ein Glücklicher!

Die silberne Hochzeit von Kurt und Agathe, die Feier des 70. Geburtstages von Kurt brachten leuchtende Stunden in das Haus in Schlachtensee. Über die Feier des 75. Geburtstages im Hause von Bruder Theo ist in Heft 14 der Familien-Nachrichten berichtet.

Schon im Jahre 1930 hatte Kurt Niemeyer der schwere Schlag des Todes seiner geliebten Frau getroffen. Ganz lebensfroh ist er seitdem nicht mehr geworden. Wohl lebte er bei seinen regel-

mäßigen, über einige Wochen gehenden Besuchen bei uns in der Freude an den Kindern auf. Aber er hatte eine früher bei ihm nicht gekannte Unruhe, die ihn bald wieder in das Haus zog, in dem das Glück mit seiner Lebenskameradin gelegen hatte. Sein letzter Besuch fiel in die Sommer-Monate des Jahres 1935. Am Weihnachten dieses Jahres mußten wir ihn schmerzlich vermissen. In den Weihnachtstagen des Jahres 1936 schwebte schon der Todesengel über seinem Hause. Als ich ihn am zweiten Advent mit meiner Frau besuchte, wußten wir, daß wir etwas von den letzten Stunden eines reichen Lebens erlebten. Nochmals beglückte uns, wenn sein Geist aufflackerte, sein liebes Lachen und seine warmherzige Stimme. Nochmals rafften sich seine müden Kräfte zu lebendigem Gespärch auf. Er verlangte nach Familien-Papieren aus dem Archiv und bezeichnete Schublade und Mappe jedes einzelnen, auf den er die Rede brachte. Auch seine letzten Stunden galten den Gedanken an sein Lebenswerk für die große Sippe.

Am 28. Dezember 1936 zehn Uhr entschlief der „Bannerträger der Familie", — wie es in dem Nachruf seiner Geschwister hieß —, „der treue Fürsorger für den Zusammenhalt unserer Familien und unserer Stämme, der Schützer und Helfer dreier Generationen, welche ihm vertrauten."

Ein Bericht als Dank und Bitte

Von Annemarie Niemeyer.

Die Einäscherung von Kurt Niemeyer fand am 2. Januar 1937 im Krematorium Berlin-Wilmersdorf statt. Viele Verwandte und Freunde wohnten der Feier bei, die durch Bachsche Orgelklänge umrahmt wurde. — Einige Wochen später wurde die Urne nach Springe in Westfalen überführt. Die Beisetzung auf dem Friedhof dort neben der Urne seiner Agathe wurde in stiller Feier mit Freundesworten seines Schwagers Pastor Schmedes begangen.

Worte von der Liebe der lebenden Generation und von der Verpflichtung der nachfolgenden Generationen, waren es, die Onkel Kurt bei der Ansprache meines Vaters an seinem 75. Geburtstag zutiefst bewegten. Von der Liebe und Dankbarkeit zu unserem Onkel Kurt und von der Verpflichtung, die nun auf uns ruht, sind wir von der jüngeren Generation erfüllt.

Wir alle, seine Neffen und Nichten, haben seine Güte erfahren, seine Liebe zu Kindern und jungen Menschen. Manchem jungen Menschenkind ist das Haus in Schlachtensee für eine Zeit Geborgenheit der Heimat gewesen. Hans-Gerd Niemeyer ist derjenige, der, seit seinem einjährigen Kindheitsaufenthalt Onkel Kurt fast wie ein Sohn auch in seinen Mannesjahren verbunden geblieben ist. Geliebte Pflegekinder von Onkel Kurt und Tante Agathe waren auch der frühgestorbene Geerd Vollbrandt, der mit seiner Mutter Hildegard über ein Jahr in der Eitelfritz-Straße wohnte, Marianne Vollbrandt (1907), Elisabeth Dibbern-Vollbrandt (1917) während ihres Kunststudiums, viel später Hans-Gerd Schönherr mit seiner Mutter Marga aus China kommend Häufige Wohngäste waren dann so manche von uns, ich nenne: Maria Schmedes, Hans Hennecke und später seine Frau Gerda, Otfried Hennecke, Hildegard Hennecke, Hilde Westhoff-Niemeyer

und in den letzten Jahren deren Tochter Anitra. Besondere Freude hatte Onkel Kurt an Lötten Dibberns Kleeblatt Frauke, Elke, Sunke.

Auch viele andere aus dem weiteren Familienkreis standen Onkel Kurt wirklich nah, wie die Geschwisterpaare Boroffka und Niemeyer und ihre Schwester Hilde Niemeyer (Potsdam), Anni Matthäi (Darmstadt), in den letzten Jahren besonders auch Edith Niemeyer und Grete Natorp. Vetterlich standen sich manche von uns mit dem Pflegesohn Heireddin Netschmedin, dem Sohn eines hohen türkischen Staatsbeamten, der jahrelang in der Eitelfritz-Straße Kind im Hause war. Neben diesen uns Neffen und Nichten, die wir am häufigsten bei unserem „Familienonkel" zu Gaste waren und die er aufsuchte, hatten die anderen, die zu ihm kamen, keinen geringeren Platz in seinem allzeit offenen Herzen. Wer sich aus der Unrast Berlins oder auch aus der Ferne zu Onkel Kurt hingezogen fühlte, durfte stets der Ruhe eines Plauderstündchens gewiß sein oder konnte auch an Sonntag Nachmittagen sich des Treffens mit anderen jungen und alten Menschen, mit bekannten und neu kennenzulernenden Verwandten freuen. Jeder wurde mit seinen Vorzügen in das hellste Licht gestellt, in seinen Schattenseiten humorvoll geduldet. Da hat sich manche bereichernde Beziehung, manche Lebensfreundschaft geknüpft. Einen Abglanz des musikalischen Teils der häuslichen Geselligkeit gibt das von Tante Agathe geführte musikalische Hausbuch, in dessen Eintragungen am häufigsten die Namen der Freunde vom Streichquartett wiederkehren (zuletzt Freund Schlumberger).

Niederschlag und Anlaß zugleich der geselligen oder vertrauten Aussprachen über Einzelschicksal und Familienschicksal wurde das Familienarchiv und die damit verbundene sich ständig mehrende Bibliothek und die Sammlung von Familienbildnissen, die weit über die für sie bestimmten Wände hinauswuchs. Wir alle waren gleichsam Mitarbeiter an den „Familiennachrichten".

Die testamentarische Bestimmung Onkel Kurts über Archiv und Sammlungen hat folgenden Wortlaut: „ . . . Dazu bestimme ich, daß mein obengenannter Neffe Johannes Niemeyer nebst dessen Schwester Dr. Annemarie Niemeyer ihrem Versprechen

gemäß das die Familie Niemeyer (Geschlecht Niemeyer Halle/Saale) betreffende (Niemeyer) Archiv nebst Archivschrank und alle von mir gemachten Sammlungen und Arbeiten als Treuhänder übernehmen, indem alle diese Stücke als Familienstiftung anzusehen sind, die untrennbar zusammenzuhalten sind, mit der Auflage, daß sie dieses Archiv als familiengeschichtliche Arbeit fortführen und im gleichen Sinne weiterverwalten."

Nach der Auflösung des Haushalts von Onkel Kurt und der Übergabe des Hauses — das er bereits vor Jahren an den Neffen seiner Frau Quantz verkauft hatte für eine monatliche Rente auf Lebenszeit — haben Archiv, Bibliothek und Bildnissammlung im Hause meines Bruders Johannes in Babelsberg bei Berlin ihre Stätte bekommen. Die Fortführung der Korrespondenz, die Pflege des Archivs, die Zusammenarbeit mit Hermann Niemeyer für die „Familien-Nachrichten für das Geschlecht Niemeyer (Halle)", (die ich in den letzten Jahren mit Onkel Kurt gemeinsam besorgt hatte), liegt nun in meinen Händen.

Wir wissen alle, daß wir den Zusammenhang untereinander ohne die bindende Kraft des Gütigen nicht in derselben Form pflegen können. Aber wir bitten Euch, zu helfen, damit wir alle wie Percy Heißsporn aus den Nesseln der Schwierigkeiten die Blume Verständigung erringen!

Schon ist die jüngste Generation bereit, wenn ihre Zeit kommt, ihre Aufgabe zu übernehmen, das Familienbanner zu ergreifen.

Familienbildnisse und Handschriften

Eine Zusammenstellung von Lotte Boroffka geb. Niemeyer.[1])

Im Jahre 1932 begann ich mit der Ausführung des Vorhabens, für meinen Sohn Hartmut eine Chronik seiner Vorfahren väterlicher- und mütterlicherseits zu schreiben. Diese noch im Entstehen begriffene Familiengeschichte will versuchen, die Persönlichkeiten der Ahnen recht lebendig zu machen, und so gilt es nicht nur Daten und Lebensschicksale aufzuzeichnen, sondern auch Handschriften und vor allem Bilder der Vorfahren zu sammeln. Zunächst erscheint es schwierig, mehr Bilder als die der ersten Generationen zu beschaffen. Aber mit einiger Beharrlichkeit, viel Schriftwechsel mit Kirchen, Stadtarchiven und Bibliotheken, Durchsicht einschlägiger Literatur, Leichpredigten usw. und vor allem durch Austausch mit anderen Familienforschern werden viele Menschen sich eine „Ahnengalerie" anlegen können. Das Ahnen-Buch meiner Kinder, das ich auf solche Weise anlegte, enthält jetzt 69 Bildnisse. Aus dem Gedanken, das dies vielleicht für manches Familienmitglied von Interesse sei, bat mich noch unser lieber Onkel Kurt Niemeyer um eine Bilder- und Handschriften-Aufstellung der Niemeyerschen Linie für das 16. Familienheft. Die hier nun folgende Liste ist so geordnet (nach dem System Kekulé Stachowitz), daß der Vater immer die doppelte Nummer des Kindes trägt, Generationswechsel ist durch einen Trennungsstrich gekennzeichnet. Sie weist außer den Ahnen, deren Bild oder Handschrift vorhanden ist, auch (ohne Daten-Angaben) die auf, von denen selbst zwar kein Porträt bzw. Handschrift mehr da ist, deren Vorfahren wir aber wiederum im Bild besitzen. So geht der Zusammenhang nicht verloren, und wir können die

[1]) Stammtafel XII, 50.

Linie von dem auf der Liste als ersten aufgeführten Hermann Niemeyer, meinem Großvater, bis zu der letzten im Bild vorhandenen Ahnfrau Anna Stisser lückenlos erfolgen. Außerdem füge ich auch die Namen der Vorfahren ein, bei denen die Möglichkeit der Existenz eines Porträts und seine Beschaffung noch offensteht und bitte in diesen Fällen um die Mitarbeit aller Familienmitglieder. Auch wäre ich für eine Nachricht an Dr. Annemarie Niemeyer, Berlin-Dahlem, Heydenstraße 32 dankbar, falls jemand ein von mir nicht genanntes Vorfahrenbild (von Ahnen, deren Bild nicht in der Liste aufgeführt ist) besitzt oder von einem solchen Bilde weiß. In der Aufstellung ist absichtlich nur je ein Bild erwähnt, trotzdem von manchen Ahnen mehrere Porträts bekannt sind.

1. Ernst August Hermann Niemeyer, Landwirt, * 1817 Halle, † 1856 Berlin. Reproduktion nach einer Originalphotographie. Originalbrief.

---

2. Franz Anton Niemeyer, Prof. Dr. jur., * 1790 Halle, † 1867 Greifswald. Reproduktion nach einer Kreidezeichnung des Malers von Heyden im Besitze von Luise und Dörthe Niemeyer, Kiel. Fotokopie der Handschrift. ∞ I. 1815 Halle
3. Louise Auguste Dorothea Hortensie Mitgau, * 1789 Herrhausen, † 1822 Halle. Reproduktion nach einem Ölbilde, gemalt von Karoline Bardua, im Besitze der Nachkommen ihrer ältesten Tochter Sophie Fleischer geb. Niemeyer. Fotokopie der Handschrift.

---

4. August Hermann Niemeyer, Kanzler der Universität Halle, * 1754 Halle, † 1828 Halle. Reproduktion nach zeitgenössischem Stich. Original Namensunterschrift. ∞ 1786 Magdeburg
5. Agnes Wilhelmine Christiane von Köpken, * 1769 Magdeburg, † 1847 Halle. Reproduktion nach einem zeitgenössischen Stich. Originalbrief.

6. Ernst Georg Mitgau, Pfarrer, * 1763 Schöningen, † 1838 Seesen. Nach einem Bilde wird gesucht. Da sein Schwiegervater Maler war und ein Bild seiner Frau existiert, ist anzunehmen, daß auch das seinige bei den Nachkommen eines seiner drei Kinder noch vorhanden ist. Herr Prof. Dr. Mitgau, ein Urenkel des Sohnes Ludwig hat es vergeblich in diesem Zweig der Familie gesucht. Die Nachkommen meines Großvaters Hermann Niemeyer besitzen es auch nicht. Es besteht also die Möglichkeit, daß es 1.) bei den Nachkommen Sophie Fleischers geb. Niemeyer ist (Familien: von Haselberg, Reinhard, Anders, Schulz, von Vahl, Pütter, Großmann, Lüdtke, Haeckermann) oder 2.) bei den Nachkommen der zweiten Tochter Ernst Georg Mitgaus: Karoline Pagendarm geb. Mitgau (Familien: Hering, Küster, Schultz, Lüddecke, Denicke). Fotokopie der Handschrift. ∞ I. 1788 Braunschweig
7. Sophie Henriette Juliane Lafontaine, * 1757 Braunschweig, † 1819 Seesen. Reproduktion nach einem Miniaturbild ungezeichnet, wahrscheinlich von ihrem Bruder Carl Lafontaine, im Besitze von Amtsgerichtsrat a. D. L. Mitgau, Blankenburg (Harz).

8. Johann Konrad Philipp Niemeyer, Archidiakon, * 1711 Peetzen, † 1767 Halle. Nach einem Bild ist bisher vergeblich gesucht worden. Grabstein oder Epitaph existiert nicht mehr, in einschlägigen Büchern konnte sein Bild auch nicht gefunden werden. Die Antwort der Marienkirche war negativ, ebenso die des Stadtarchivs Halle. Sein Halbbruder Johann Anton Niemeyer ist von dem Hallenser Universitätsmaler Sporleder gemalt worden. Nach Sporleders Bildern, der viele Gelehrten-Persönlichkeiten aus Halle malte, fertigte C. Syfang häufig Kupferstiche an. Doch auch hierdurch konnte ein Bild unseres Ahnherrn nicht ermittelt werden. Es wäre denkbar, daß ein Bild aus seinen Jugendjahren, als Hauslehrer bei den Familien von Rostitz und Hauber, vorhanden ist, eventuell als

Schattenriß, einer damals beliebten Porträtart, aber diese Spur zu verfolgen erscheint fast unmöglich. Fotokopie der Handschrift. ∞ 1742 Halle

9. Auguste Sophie Freylinghausen.
10. Friedrich von Köpken, Kgl. Hofrat, * 1737 Magdeburg, † ? Magdeburg. Reproduktion nach einem Pastellbild im Besitz von Verlagsbuchhändler Hermann Niemeyer, Halle. Handschrift, vorhanden, ebd. ∞ 1767 Magdeburg
11. Agnes Charlotte Reimers, * ? ?, † 1791 Magdeburg. Reproduktion nach einem Pastellbild im Besitz von Verlagsbuchhändler Hermann Niemeyer, Halle.
12. Johann Georg Ludwig Mitgau, Fürstl. Landeskommissar und Bürgermeister, * 1725 Volkersheim, † 1768 Schöningen. Fotokopie der Handschrift. ∞
13. Elisabeth Juliane Stisser, * 1743 Schöningen, † 1785 Schöningen. Fotokopie der Handschrift.
14. Ludolf Ernst Andreas Lafontaine, Hofmaler, * 1704 Celle, † 1774 Braunschweig. Reproduktion nach der Kopie eines seiner Selbstporträts im Besitz von Prof. Mitgau, Kottbus-Schmellwitz, Original in Braunschweig, ehemal. Loge. ∞
15. Sophie Elisabeth Thorbrügge, * 1724 Braunschweig, † 1785 Braunschweig. Reproduktion nach einem Miniaturbild, ungezeichnet, wahrscheinlich von Ludolf Lafontaine, im Besitz von Frau Geh. Rat M. Lindemann geb. Mitgau, Husum.

---

16. Franz Niemeyer, Pfarrer, * 1682 Frille, † 1733 Peetzen. Seine Handschrift im Kirchenbuch von Peetzen noch vorhanden lt. den Familienpapieren von Franz Anton Niemeyer. Wegen technischer Schwierigkeit und aus pekuniären Gründen noch nicht fotokopiert. ∞
17. Anna Katharina Hecker.
18. Johann Anastasius Freylinghausen, Direktor des Waisenhauses Halle, * 1670 Gandersheim, † 1739 Halle. Reproduktion nach einem Ölbild im Besitz von Fräulein

Annie Matthäi, Bibliothekarin in Darmstadt. Fotokopie der Handschrift. ∞

19. Johanna Sophie Anastasia Francke.
20. Friedrich Köpke. ∞
21. Christine Dorothea Calvisius.
22. Anton Friedrich Reimers, Regierungsrat, * 1714 Halle, † 1793 Magdeburg. Reproduktion nach einem Ölbild im Besitz von Verlagsbuchhändler Hermann Niemeyer, Halle. Fotokopie der Handschrift. ∞
23. Agnes Sophie Becker. Reproduktion nach einem Ölbild im Besitz von Verlagsbuchhändler Hermann Niemeyer, Halle.
24. Johann Rötger Mitgau, Pfarrer und Prior, * 1691 Quedlinburg, † 1759 Marienthal. Fotokopie der Handschrift. Bildnis wird gesucht.
25. Sophie C. Voigt, * 1701 Wolfenbüttel, † 1764 Graßleben. Fotokopie der Handschrift.
26. Berthold Vincenz Stisser, Bürgermeister, * 1694 Helmstedt, † 1757 Schöningen. Handschrift vorhanden.
28. Georg Wilhelm Lafontaine, Kgl. Großbrit. Hofmaler, * 1680, † 1745 Hannover. Weder Selbstbildnis noch sein Porträt von anderer Hand bisher auffindbar, andere Bildnisse seiner Hand bekannt.

---

32. Johann Hermann Niemeyer, Pfarrer, * 1645 Fischbeck, † 1719 Frille. Ob Handschrift vorhanden vorläufig noch unbekannt.
34. Johann Heinrich Hecker, Pfarrer, * ?
† 1677 Vehlen. Seine Handschrift im Kirchenbuch in Vehlen vorhanden, jedoch noch nicht fotokopiert.
38. August Hermann Francke, Prof. Dr. theol., * 1663 Lübeck, † 1727 Halle. Reproduktion nach einem zeitgenössischen Stich. Fotokopie eines Briefes mit Namenszug. ∞
39. Anna Magdalena von Wurmb, * 1670 Klein-Furra, † 1734 Halle. Reproduktion nach einer Fotografie des Epitaphs (Brustbild).
40. Joachim Köpke. ∞

41. Anna Elisabeth Salfeld.
42. Seth Heinrich Calvisius; Pfarrer in Quedlinburg. Trotz Nachforschungen kein Bild auffindbar.
46. Heinrich Becker, Dr., Arzt, * ? Riga, † 1729 Halle, ∞ 1721 Halle
47. Maria Margarete Richter, * 1701 Halle, † ?
Zwei Miniaturen, im Besitze von Verlagsbuchhändler Hermann Niemeyer, sollen nach alter Überlieferung die Eltern der Regierungsrätin Reimers, also Dr. Heinrich Becker und Maria Margarete Richter darstellen. Diese Möglichkeit hat viel für sich, weil die beiden weiblichen Bildnisse eine große Ähnlichkeit zeigen. Andrerseits glaubt man aber — auch nach mündlicher Überlieferung, — daß es sich um ein Ehepaar von Wurmb handelt, vermutlich um die Schwiegereltern August Hermann Franckes (Nr. 78, 79 dieser Liste). Die Miniaturen stammen aus dem Hause der Rätin Lystenius (Pflegemutter des Kanzlers [Nr. 4]), die auch eine geborene von Wurmb war. So wäre als dritte Möglichkeit denkbar, und dieser Ansicht neige ich zu, daß es Vorfahrenbilder der Rätin Lystenius sind. Übrigens war die Rätin Lystenius mit Agnes Sophie Reimers geb. Becker (Nr. 23), Großmutter der Kanzlerin, sehr befreundet. Durch die Vermittlung dieser beiden alten Damen haben August Hermann Niemeyer und seine spätere Frau sich kennengelernt. (Entnommen den Familienaufzeichnungen Franz Anton Niemeyers). Reproduktion beider Miniaturbilder vorhanden.
48. Rötger Mitgau, Sattlermeister, Stadtvoigtei Assessor, stellvertretender Bürgermeister, * 1645 Quedlinburg, † 1717 Quedlinburg. Fotokopie der Handschrift.

---

64. Wichmann Georg Neomarius, Pfarrer. ∞
65. Dorothea Siltmann. Franz Anton Niemeyer schreibt in seinen Familienaufzeichnungen, daß über Dorothea Neomarius geb. Siltmann eine Leichpredigt vorhanden sein soll. Es ist danach gesucht worden, bisher vergeblich.

76. Johannes Francke, Dr. jur., Syndikus. Trotz Nachforschungen kein Bild auffindbar.
77. Anna Gloxin. (Bildnis ihrer Schwester Elisabeth von Heider bekannt).
78. Otto Heinrich von Wurmb, Erbherr auf Hopperode, * 1631, † 1676 Klein-Furra, ∞ wahrscheinlich 1665
79. Sidonia von Byla, * 1641 Nordhausen, † 1693 ?
Über Bilder dieses Ehepaars siehe Nr. 46, 47.

Durch einen Nachkommen des Otto Heinrich v. Wurmb erfuhr ich, daß sich wahrscheinlich noch heute viele v. Wurmb'sche Familienbildnisse und Aufzeichnungen im alten Turm des Stammschlosses Klein-Furra in Thür. befinden.

80. Arend Köpke, Kurfürstlich Brandenburgischer Faktor und Kaufmann in Magdeburg, * 1627 Braunschweig, † 1689 Magdeburg ∞
81. Katharina Pohlmann.
Franz Anton Niemeyer schreibt in seinen Familienaufzeichnungen: „Beider Gemälde sind auf meiner Bibliothek". Bisher nicht auffindbar.
82. Eckard Salfeld, Bürgermeister, * 1647 Quedlinburg, † 1700 Quedlinburg. Reproduktion nach einem Kupferstich von Bernigeroth. Fotokopie des Namenszuges.
84. Theodor Philipp Calvisius, Buchhändler, * 1651 Quedlinburg. Fotokopie des Namenszuges.
96. Valentin Mitgau, Sattlermeister und Brauherr, * 1605 Hornburg am Fallstein, † 1669 Quedlinburg. Fotokopie der Handschrift.

---

128. Johann Neomarius, Pfarrer, * ? Goslar, † 1646. Fotokopie eines eigenhändigen Berichtes über eine Inspektionsreise mit Namensunterschrift vom 6. 9. 1642 ∞ 1612 Jena
129. Margaretha von Schröter.
154. David Gloxin, Bürgermeister, * 1597 Burg auf Fehmarn, † 1671 Lübeck. Reproduktion nach einem zeitgenössischen Kupferstich. ∞

155. Anna Schabbel.
164. Röttiger Salfeld. ∞
165. Agnes Heidfeld.
168. Seth Calvisius, Pfarrer, * 1606 Leipzig, † 1663 Quedlinburg. Reproduktion nach einem zeitgenössischen Stich.

---

258. Philipp Jakob von Schröter, Arzt, * 1553 Wien, † 1617 Jena. Reproduktion nach einem Ölbild, das in der Universität Jena hängt.
310. Jakob Schabbel.
330. Eberhard Heidfeld. ∞
331. Magdalene Schulze.
336. Sethus Calvisius, Musikgelehrter, * 1556 Gorsleben, † 1615 Leipzig. Reproduktion nach einem zeitgenössischen Stich. Fotokopie einer Noten-Handschrift mit Namenszug.

---

516. Johannes von Schröter, Arzt, * 1513 Weimar, † 1593 Jena. Reproduktion nach einem Ölbild, das in der Universität Jena hängt.
620. Hinrich Schabbel, Bürgermeister, * 1531 Wismar, † 1600 Wismar. Reproduktion nach einer Fotografie des Epitaphs (Brustbild). ∞
621. Anna Dargun, * ?, † 1596 Wismar. Reproduktion nach einer Fotografie des Epitaphs (Brustbild).
662. Dietrich Schulze, Ratskämmerer, * ?, † 1588 Quedlinburg. Fotokopie des Namenszuges. ∞
663. Anna Stisser, * 1518 Quedlinburg, † 1573 Quedlinburg. Reproduktion nach einer Fotografie des Sarkophages. (Ganze Figur in Stein gemeißelt).

Die Platten der aufgeführten 26 Bilder, alle in der Größe 9 mal 12, sind im Besitz von Frau Else Boroffka-Niemeyer, Lichtbildwerkstätte, Potsdam, Spandauer Straße 2 a, die gern bereit ist für 1,50 RM. pro Stück Abzüge zu liefern. Dieser Betrag ist festgesetzt, um nach Deckung der Unkosten im allgemeinen Interesse weitere Forschungen zu ermöglichen.

Johann Anastasius Freylinghausen

Am 12. 2. 1939 hat sich zum 200. Male gejährt der Todestag eines Ahnen unserer Familie, Johann Anastasius Freylinghausen. Er ist geboren am 2. 12. 1670 und hat 1715 die einzige Tochter von August Hermann Francke, die am 17. 9. 1697 geborene Johanna Sophie Anastasia, geheiratet. Er war also 27 Jahre älter als die damals 18-jährige Johanna Sophie Anastasia Francke. Die Gleichheit der seltenen Vornamen erklärt sich offenbar daraus, daß Johann Anastasius Freylinghausen der Taufpate seiner späteren Frau gewesen ist. Die jüngste Tochter aus dieser Ehe, Auguste Sophie Freylinghausen, heiratete bekanntlich Johann Konrad Philipp Niemeyer, den Vater des Kanzlers, und die älteste Tochter, Agnes Henriette Freylinghausen, den Halb-Bruder von Johann Konrad Philipp Niemeyer, nämlich Johann Anton Niemeyer. Da der einzige Sohn von August Hermann Francke, Gotthilf August Francke, kinderlos und der einzige Sohn von Johann Anastasius Freylinghausen unverheiratet war, sind die Stämme Konrad Philipp Niemeyer und Johann Anton Niemeyer sowohl die einzigen Nachkommen von August Hermann Francke wie von Johann Anastasius Freylinghausen. Der Vorname Johann Anastasius kehrt noch einmal in dem Familienstammbaum wieder und zwar bei dem früh verstorbenen älteren Bruder des Kanzlers, dem drittältesten Sohne von Konrad Philipp Niemeyer. Die Witwe von Johann Anastasius Freylinghausen, Johanna Sophie Anastasia geb. Francke stand übrigens Pate bei ihrem Enkel dem Kanzler August Hermann Niemeyer gemeinsam mit ihrem Schwiegersohn Johann Anton Niemeyer und mit ihrem Bruder Gotthilf (Gottlob) August Francke.

Der folgende Lebensabriß ist dem „Evangelischen Gemeindeblatt für das Rheinland" vom Februar 1939 entnommen. Er trägt die Überschrift:



G. F. Busch sculpsit Berlini

Johann Anastasius Freylinghausen

* Gandersheim 2. Dezember 1670, † Halle 12. Februar 1739
(Nach einem Kupferstich im Besitz von Viktor Niemeyer. Als Maler wird „Rüdiger" genannt.)

August Hermann Franckes „Adjunktus"

Zu Freylinghausens zweihundertstem Todestag am 12. Februar.

„Im vorigen Jahr ist in den Franckeschen Stiftungen des 275. Geburtstages des Gründers festlich gedacht worden. Am 12. Februar werden zweihundert Jahre seit dem Tode des Mannes vergangen sein, dem die Halleschen Stiftungen nächst Francke am meisten verdanken: Johann Anastasius Freylinghausen. Er war, so heißt es in einer alten Lebensbeschreibung Franckes von ihm, der erste jener Mitarbeiter und Gehilfen Franckes, der ihm mit der größten Hingebung und Uneigennützigkeit zur Seite stand, und dessen unermüdlicher Tätigkeit er, wie er mit Dank gegen Gott freudig bekannte, großenteils dankte, was ihm gelang.

Der Lebensweg Freylinghausens verläuft ohne hervorstechende Ereignisse. Seit er als Student 1691 Francke zum erstenmal predigen hörte, ist das Leben des Gandersheimer Kaufmannssohnes innerlich und äußerlich bestimmt. In allem, was folgt, ist er der Schüler und Freund August Hermann Franckes. Diese Entscheidung ist ihm nicht leicht gemacht worden; denn die Eltern, die, der Meinung der Zeit folgend, den jungen Pietismus für eine verführerische und gefährliche Irrlehre hielten, versuchten alles, um ihren Sohn von Erfurt, wo Francke damals wirkte, fernzuhalten. Ja, sie schickten, als Freylinghausen dorthin übergesiedelt war, dessen älteren Bruder nach Erfurt, um den Verirrten nach Hause zu holen. Der Bruder freilich, ja schließlich die ganze Familie wurde dann sehr bald aus Gegnern zu Fürsprechern Franckes und seiner Sache. Als dann später die Fülle der Arbeit im Pfarramt, an der Universität und in den Stiftungen in Francke den Wunsch nach einem Helfer und Vertreter weckte, rief er den inzwischen nach Gandersheim Zurückgekehrten zu sich nach Halle. Seitdem hat Freylinghausen als Helfer und Vertreter und schließlich als Nachfolger Franckes in Halle gewirkt. Lange Zeit tat er es ohne geordnetes Entgelt. Wie wohl ich von meiner Arbeit, so schreibt Freylinghausen, „weder Salarium noch Accidentia zu genießen hatte, so war ich doch mit meinen damaligen Umständen sehr zufrieden

und kann Gott zum Preise sagen, daß darin keine Begierde, ein Mehreres zu haben oder zu anderen und einträglicheren Diensten zu gelangen, mich angefochten hat. Ich habe indes auch nicht zu klagen, daß mir nicht anderswoher ohne mein Denken, Sorgen und Bitten sollte zugefallen sein, was mir von Zeit zu Zeit damals not gewesen ist.

Freylinghausen lebte im Hause Franckes und teilte all sein Planen und Wirken. So darf man ihm mit Fug und Recht einen wesentlichen Teil an der Schöpfung der Anstalten und an der geistlichen Wirksamkeit in Halle zuschreiben. Er folgte seinem Freunde und Lehrer auch in die Pfarrstelle von St. Ulrich zu Halle, ja er trat durch seine 1715 geschlossene Ehe mit der Tochter Franckes auch in verwandtschaftliche Beziehung zu ihm. Beide Familien führten einen gemeinschaftlichen Haushalt, und in den letzten zehn Lebensjahren Franckes, als der Führer des Halleschen Pietismus dem praktischen Wirken durch Krankheit mehr und mehr ferngehalten wurde, war sein Freund und Schwiegersohn vollends an seine Stelle getreten. Schon 1723 wurde er ausdrücklich zum Subdirektor der Franckeschen Stiftungen ernannt, eine theologische Professur, die ihm Francke verschaffen wollte, lehnte er entschieden ab. Franckes Tod im Jahre 1727 fand die Frage der Nachfolge im geistlichen Amt und in der Leitung der Anstalten schon geregelt. Francke hatte Freylinghausen durch den König zu seinem Nachfolger und auch Gotthold Francke, den Sohn, zum Mitdirektor ernennen lassen. So wurde Freylinghausen nach mehr als dreißigjähriger selbstverleugnender Mitarbeit noch zwölf Jahre selbständiger Leiter des Werkes.

Den Aufbau der Anstalten hatte Francke durchgeführt; Freylinghausen blieb es vorbehalten, das Werk zu festigen und zu sichern. Er hat das ganz im Geiste des Gründers getan. An der Halleschen Universität hielt er auf Bitten der theologischen Fakultät Predigtübungen ab, eine Einrichtung, die damals noch unbekannt war und sich erst von Halle aus auf die übrigen Universitäten verbreitete. Er schuf für den Schulbetrieb der Stiftungen mancherlei Schulbücher, in mehreren

Ausgaben erschien die von ihm veranstaltete Liedersammlung, zu der er selbst, dichterisch und musikalisch begabt, 45 Lieder beisteuerte. Noch heute stehen in unserem deutschen evangelischen Gesangbuch zwei seiner Lieder, ‚Wer ist wohl wie du, Jesu, süße Ruh' und ‚Der Tag ist hin, mein Geist und Sinn sehnt sich nach jenem Tage'.

Im äußeren Ablauf seines Lebens ist sicher die Reise an den Hof Friedrich Wilhelms I. in Königswusterhausen der Höhepunkt gewesen. Der König rief ihn nach Franckes Tod zu sich, um über den Fortgang der Arbeit in den Stiftungen Bericht zu erhalten. Freylinghausen hat über die acht Tage, die er im Herbst bei dem König von Preußen verbrachte, in einem Reisetagebuch berichtet, von dem Jocher Klepper, der Biograph des Soldatenkönigs, sagt, daß unter allen Urkunden keine die Stimmung, die Farbe, den Geist eines solchen Wusterhausener Jagdherbstes mit solcher Feinheit und Echtheit aufgefangen habe, wie Freylinghausens Schrift. Auch in diesen Gesprächen mit Friedrich Wilhelm I. erscheint uns Freylinghausen als der treue Sachwalter der Franckeschen Sache, als der bei aller persönlichen Verschiedenheit beherzte männliche und gerade Vertreter der evangelischen Wahrheit. Er, der sich selber so völlig in den Schatten des großen Francke stellte, verdient es wohl, daß das Licht dankbaren Erinnerns einmal auf ihn fällt."

(V. N.)

Noch einige Worte über Freylinghausens Reisetagebuch vom 4.—10. September 1727. Es befindet sich im Brandenburgisch-Preußischen Hausarchiv Berlin-Charlottenburg. Im vorigen Jahr ist es in zugänglicher Weise neu veröffentlicht in dem schönen Buch von Jochen Klepper: „Der Soldatenkönig und die Stillen im Lande" (siehe die Anzeige in diesem Heft S. 28), dem die mit sorgfältigen Anmerkungen versehene Ausgabe aus dem Jahre 1900 von Bogdan Krieger vorgelegen hat. — Die Wiedergabe der zehn Tagesläufe in Wusterhausen, der Vorgänge an der königlichen Tafel in dem Zelt unter den Linden, die gnädigen Audienzen beim König und bei der Königin, alles ist Wort für Wort überaus köstlich zu lesen. Täglich hat Freylinghausen über die Halleschen

Verhältnisse und Anstalten Rede zu stehen, deren Pläne er im Freien vorlegen muß und über die er den Prinzen Wilhelm am Arbeitstisch der Königin scherzhaft examiniert. Nebenher wird er gehörig nach seiner Familie und seiner Herkunft befragt. Tischgespräche drehen sich um die großen Glaubensfragen, um die konfessionellen Kämpfe zwischen Reformierten und Lutheranern, die der König heiß zu beenden wünscht, Gewissensskrupel des Königs heischen täglich Antwort: „obs recht sei, in Komödien zu gehen — worauf eine große Stille ward", „ob das Jagen unrecht" — „er wollte sich auch nie wieder voll trinken". Ein Intermezzo: Freylinghausen sekundiert auf einen Wink der Königin dem kleinen Prinzen Wilhelm, der vom Vater unter Liebkosungen bei Tisch erbettelt, „den langen Kerl, der weggelaufen ist, nicht anhängen zu lassen". Man erlebt die Predigt Freylinghausens und die Unterhaltung darüber mit dem König auf der Bank unter den Linden, der sonderlich über die Applikation erbaut ist. Man erlebt jene erschütternde Glaubensprüfung des Kronprinzen Friedrich im Schloßhof im Kreise der Offiziere: „Nein, sagte Rex, ich bitte ihn, examiniere er ihn. Ich stund also auf, um zu tun, was der König haben wollte, sed Rex: Bleib er sitzen. Darauf legte ich dem Kronprinzen die Frage vor von der Gnade und vom Verdienst Christi, und ob Christus für alle gestorben sei. Auf welche letzte Frage der Prinz antwortete: Für alle, die es annehmen. Ego: Ob Christus nicht auch für die gestorben wäre, die es nicht annehmen und wirklich verdammt würden? Princeps silebat".

Nach der Abschiedsaudienz am 9. September endet die Tagesaufzeichnung: „Und so hatte denn Gott auch dieses Tages Last und Hitze tragen und überwinden helfen".

Eine Handschrift Freylinghausens vom 22. August 1792 (im Besitze von Viktor Niemeyer) lautet in der Übertragung aus dem Griechischen:

Dienen ohne Furcht
Wandeln ohne Furcht!

(A. N.)

Mitteilungen aus dem Archiv.

Wir bitten Euch, dem Archiv wie bisher so auch in Zukunft Familienpapiere, Urkunden, Schriften und Mitteilungen zukommen zu lassen. Sehr zu begrüßen wäre eine reichlichere Bedenkung der Archiv-Bibliothek mit alten und neuerschienenen Büchern und anderen Veröffentlichungen. Ein Verzeichnis der Bibliothek soll hergestellt werden.

Da es sich bei der Übernahme des Archivs um eine geistige Erbschaft, nicht aber um eine materielle handelt, bitten wir Euch, allen Anfragen und Aufträgen Porto und Gebühren hinzuzufügen. Erwerbungen gegen Entgelt kann das Archiv leider nicht machen.

Alle Postsachen, Zusendungen von Büchern, Manuskripten Dokumenten, wie Briefen in Orginalen oder Abschriften, bitten wir an Annemarie nach Berlin-Dahlem, Heydenstraße 32 zu senden.

Johannes Niemeyer und Annemarie Niemeyer

Eingegangene Bücher.

Dr. Viktor Niemeyer: „Lebenserinnerungen eines Siebzigjährigen". Verlag Karl Sigismund, Berlin 1937.

Das letzte Kapitel dieser Erinnerungen ist betitelt: Das Stammhaus der Familie in Halle und durch ausgezeichnete Bilder des Kanzlers, der Kanzlerin und von Eduard Niemeyer illustriert. Das Kapitel ist mit den Illustrationen vollständig abgedruckt in Nr. 37 u. 38 (vom 12. u. 19. September 1938) des „Heimatblattes Mitteldeutschlands" (Wissenschaftliche Beilage der Magdeburgischen Zeitung).

Paul Wegener: Flandrisches Tagebuch 1914. Verlag Rohwolt, Berlin 1933.

„Beiträge zur Familiengeschichte Mitgau". Dr. Mitgau, Kottbus 1936.

M. A. Rosemüllers Mitgabe für das ganze Leben beim Ausgange aus der Schule und dem Eintritt in das bürgerliche Leben am Tage der Konfirmation der Jugend geheiligt. — Von Christian Niemeyer, Pfarrer zu Dedeleben bei Halberstadt, Leipzig 1834.

Der Soldatenkönig und die Stillen im Lande. Begegnungen Friedrich Wilhelms I. mit August Hermann Francke / August Gotthold Francke / Johann Anastasius Freylinghausen / Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf. Herausgegeben von Jochen Klepper, Eckart-Verlag, Berlin-Steglitz 1938.

Das Buch enthält neben einer Einleitung des Herausgebers über die Stellung des Königs zum christlichen Glauben und zu den konfessionellen Kämpfen folgende Kapitel:

„Begegnungen Friedrich Wilhelms I. mit August Hermann Franke." „Das Reisetagebuch des Johann Anastasius Freylinghausen." „Die Wusterhausener Aufzeichnungen des jüngeren Franke." „Graf Zinzendorf auf Königswusterhausen."

Verschiedene Eingänge.

Familiengeschichte der Familie Curtze 1657—1935 von Wolfgang Curtze (Maschinengeschrieben).

Sippentafel der Familie Curtze.

Abschriften von Briefen aus der Familie von Franz Anton Niemeyer (von Marie-Lene Großmann aus den Familienpapieren Filsinger abgeschrieben und gestiftet).

Folgende Notiz von Viktor Niemeyer nach seiner Amerikareise Oktober-November 1938: „Ich besuchte die große Kongreßbibliothek Washington und fand dort aus fünf Generationen Niemeyer ca. 50 Bücher! Von August Hermann Niemeyer fast alle Werke (9 an der Zahl) — auch seine Gedichte — 2 Werke über ihn; — von Hermann Agathon Niemeyer — 2 Schriften; von Conrad Niemeyer — philologische Werke —; von David Gottlieb Niemeyer — 2 philosophische Werke; von Maximilian Niemeyer — Plautinische Studien; von Felix von Niemeyer — 6 medizinische Bücher; von Dr. Paul Niemeyer — 3 medizinische Bücher; von Dr. Theodor Niemeyer — wohl fast alle Veröffentlichungen

(in der Bibliothek der Universität Princeton übrigens auch seine Dissertation über das depositum irregulare); von Dr. Viktor Niemeyer — die englische Übersetzung seiner Krupp-Biographie; von Dr. Hans Gert Niemeyer — sein Hellersches Staatsrecht, seine „gesellschaftliche Sicherheit" und seine „einstweilige Verfügungen des Weltgerichtshofes"; von Max Niemeyer (1851—1913) — „Plautus" und andere philologische Arbeiten; von Alfred Pernice — sein „Labeo" und andere Werke; von Viktor Ernst Herbert Pernice — „philologische Schriften"; von Erich Pernice zahlreiche archäologische Veröffentlichungen; von Johannes Geffken philologische Schriften; von Otto H. Geffken — Karl Immermann „eine Gedächtnisschrift".

Ahnentafel von Charlotte Niemeyer geb. Nitze (IX. 26) gestiftet von Herrn Erich Nitze, Berlin-Steglitz.

Frage (zu X. 44)

Wo sind getraut: Franz Aemil Westermeier (*13. 7. 1800) und Luise Göschen (*5. 2. 1804) (am 7. April 1825)? Antwort und wenn möglich Trauurkunde für das Archiv dringend erbeten!

(A. N.)

Pont à Mousson

Ein Reisebericht von Victor Niemeyer

Wer des Kanzlers Deportations-Reise nach Frankreich im Jahre 1807 (4. u. 5. Band seiner „Beobachtungen auf Reisen in und außer Deutschland") gelesen hat, weiß, daß das französische Pont à Mousson an der Mosel der erste Aufenthalt des Kanzlers August Hermann Niemeyer und vier weiterer angesehener Bürger war, die am ersten Pfingsttage des Jahres 1807 auf Napoleons Befehl in Halle verhaftet und als Geiseln nach Frankreich gebracht wurden. Den lebendigen Erzählungen des Erlebnisses in Pont à Mousson bin ich auf einer Fahrt mit meiner Frau durch Südfrankreich nachgegangen. Des Kanzlers Buch war uns ein unterhaltender und belehrender Reiseführer. Noch wie vor 130 Jahren ist der Mittelpunkt des Moselstädtchens der vom Kanzler in allen seinen Einzelheiten geschilderte stattliche Marktplatz, „von Bogengängen umzogen, die sich an die Häuser anlehnen und jederzeit einen bedeckten und bequemen Spaziergang bieten." Noch steht an diesem Marktplatz die Kommandantur, in der jeden Morgen die Deportierten Rapport abzustatten hatten. Das der Kommandantur an der anderen Seite des Platzes gegenüberliegende Haus, dessen mittlerer Stock den Deportierten als Wohnung angewiesen war und deren genauer Beschreibung der Kanzler eine eigenhändige Zeichnung beigefügt hat, war kurz vor meinem Besuche, wie ich ermittelte, abgerissen und wies eine „Baulücke" auf. Die Stimmung, welche die schöne Lage und Umgebung von Pont à Mousson bei dem Kanzler ausgelöst hat, nahm auch uns gefangen, als wir die Stadt und seine Umgebung durchstreiften. Auch uns war, mit den Worten des Kanzlers, die schöne Umgebung „so einladend, daß, wenn nach den heißen Tagen der Abend herankam, wir uns in den schattigen Alleen und an den Ufern der Mosel des südlichen Himmels erfreuten, den hier eine ganz eigentümliche Bläue, gleich dem schönsten Azur, schmückte."

Es fehlte uns leider die Zeit, den $1^1/_2$ Stunden außerhalb der Stadt gelegenen Berg St. Geniève zu besuchen, in dessen Bergkirche der Kanzler ein so merkwürdiges Totenamt erlebte, das auf dem Rückwege zu einem tiefsinnigen Gespräch führte und einen von ihm wiedergegebenen poetischen Niederschlag fand.

Das nahe Nancy suchten wir auf, um auch dort den Erinnerungen des Kanzlers nachzugehen.

Das Journal de la Meurthe hatte die Ankunft der „Messieurs les cinq", wie die Bevölkerung die fünf Deportierten nannte unter Entstellung ihrer Namen und des Grundes ihrer Deportation gemeldet: „Le 16 du courant arrivèrent à Mousson et y tiendront 5 individus de Halle en Prusse, — entre eux — Rimayer, professeur en théologie, qui ont été arrêtés à Halle comme accusés d'avoir entretenu des intelligences avec le Roi de Prusse!"

Als das Journal von den bevorstehenden Einweihungsfeierlichkeiten einer den Protestanten eingeräumten Kirche in dem nahen Nancy berichtete, wagten der Kanzler und zwei seiner Begleiter die Fahrt dorthin trotz abschlägigen Bescheides eines Urlaubsgesuches hierzu. Der Tagesrapport der Zurückgebliebenen:

„Nous avons l'honneur de prévenir monsieur le maire, qu'il n'y a rien de nouveau parmi nous, deckte die Flüchtlinge." — In Nancy drohte die beabsichtigte Teilnahme an der Kirchenfeierlichkeit daran zu scheitern, daß die Pässe den Kanzler und seine Begleiter als „preußische Offiziere" bezeichneten, als im letzten Augenblick der erste Vorsteher der Gemeinde — ein Elsässer — einen der von Pont à Mousson gekommenen Herrn fragte, ob er vielleicht den Herrn Niemeyer kenne, der sich dort aufhalten solle. Der dem Kanzler ganz fremde Mann war, als dieser ihm vorgestellt wurde, so bewegt, daß er kaum reden konnte, nahm den Kanzler beiseite und redete als Straßburger ihn deutsch an mit den Worten: „Mein Gott, Sie hier!" Durch meinen Schwiegervater, den Konsistorialpräsidenten Petersen, der aus Straßburg gekommen ist, um unsere Predigt heute einzuführen, haben wir erst vor wenigen Tagen erfahren, wer der „monsieur Riemayer" ist. Seitdem sind wir in der größten

Besorgnis um Sie und bereits im Begriff gewesen, im Namen unserer Gemeinde in diesen Tagen eine Deputation an Sie zu schicken, um Ihnen unsere Dienste und unser Vermögen anzubieten, falls Sie in irgendeiner Verlegenheit sein sollten." Nun bekamen der Kanzler und seine Begleiter unter Respektierung ihres Inkognitos die besten Logen nahe der Kanzel. Eine eingehende Schilderung der Feierlichkeiten schließt der Kanzler mit den Worten: „Wenige Tage darauf erfreuten uns die Herren, welche uns anfangs den Eingang versagt hatten, als ob sie etwas gut zu machen hätten, durch ihren Besuch. Wir mußten ihnen das Wort geben, bei unserer zu hoffenden Reise nach Paris einen Tag in Nancy zu verweilen."

Nach einem Aufenthalt von zwei Monaten in Pont à Mousson wurden „Messieurs les cinq" nach Paris überführt. Sie mußten sowohl die Reise wie auch ihren Aufenthalt in Frankreich auf ihre Kosten bestreiten.

Zuwachs, Verlust und Entwicklung in den einzelnen Familien der Gegenwart.

Stamm Wilhelm Hermann: Wolfgang Curtze (XIII 27) hat eine Familiengeschichte der Familie Curtze 1637—1935 verfaßt und eine Sippentafel der Familie Curtze aufgestellt.

Stamm Franz Anton: Lotte und Erwin Boroffka (XII 50): Tochter Irene, * 15. August 1938. — Frau Clara Filsinger geb. Fleischer (XI 51) ist am 24. Dezember 1936 in Klotzsche bei Dresden entschlafen. — Frau Clara-Marie Schulz (XII 32) teilt mit, daß ihr Bruder den Haselbergschen Stammbaum zusammengestellt hat. — Fritz Recke (XII 54) wurde 1937 zum Major befördert. Er ist am Reichsluftfahrtministerium tätig. — Edith Niemeyer (XII 52) hat neben ihrer Konzerttätigkeit den Gesangsunterricht am Konservatorium Lübeck übernommen. — Egon und Lisetta Niemeyer (XII 58) Sohn Wolfgang Christian, * 17. Dezember 1938 in Hamburg. — Charlotte Niemeyer (XII 55), ∞ 1938.

Stamm Carl Eduard: Kurt Niemeyer (XI 90) † (siehe erste Seite des Heftes). — Theodor Niemeyer (XI 89) beging am 5. Februar 1936 seinen 80. Geburtstag im Kreise seiner Kinder und Enkel und feierte am 7. Juni 1938 sein goldenes Doktorjubiläum: Er vollendete im Jahre 1938 die Niederschrift seiner Lebenserinnerungen „Aus drei Menschenaltern". — Aus Anlaß des 25 jährigen Bestehens des von ihm gegründeten „Institut für Politik und Internationales Recht" (früher: „Institut für Internationales Recht„) an der Universität Kiel fand vom 31. 3. — 4. 4. 1939 in Kiel eine Tagung des Hochschulbundes statt, an der zahlreiche Juristen auch des Auslands erschienen waren. Hermann Niemeyer, Sohn von Wolfgang Niemeyer (XII 77), studiert Medizin in Chile. — Johannes Niemeyer, Architekt (XII 78), siehe Bericht S. 12. — Hellmut Niemeyer (XIII) hat 1937 seine Gesellenprüfung im Malerhandwerk abgelegt und

widmet sich seither künstlerischen Studien, zur Zeit in Paris. — Heinke Niemeyer (XIII) hat im Herbst 1938 die Staatliche Prüfung für die Lehrbefähigung für Heilgymnastik bestanden. — Annemarie Niemeyer (XII 79) siehe Bericht S. 11, als Klavierspielerin Mitglied der Reichsmusikkammer seit 1936, gründete für die Olympischen Spiele 1936 die „Auskunftstelle für Musikwesen mit Dolmetscher- und Führungsdienst" beim Studentenwerk Berlin und ist seither als Musikerin tätig. — Otto Niemeyer (XII 81) hat in den letzten Jahren Staatsaufträge für Wandmalereien ausgeführt in Weimar, Dessau, Magdeburg, Werder, Zempin auf Usedom. Sohn Peter Günther, * 18. Februar 1937 Berlin. — Viktor Niemeyer (XI 92) veröffentlichte „Lebenserinnerungen eines Siebzigjährigen" (s. Anzeige S. 27). Er bewohnt seit Juni 1938 sein neues Haus in Essen-Bredeney, Wolfstalweg 22. — Hans Gerd Niemeyer (XII 84) kam im Sommer 1936 für die Ferien aus Madrid nach Deutschland, konnte wegen des Bürgerkrieges nicht zurückkehren und nahm im Herbst 1937 die Berufung zum Dozenten für internationales Recht an der Universität Princeton (New Jersey) in den Vereinigten Staaten an. — Sohn August Hermann Lucas, * 25. Mai 1934 in Essen, Sohn Lucian Paul Viktor, * 12. Mai 1937 in Essen. — Joachim Niemeyer (XII 85) zur Zeit Angestellter im China-Büro bei Daimler-Benz Lastkraftwagenwerk in Gaggenau (Baden) Sohn Kurt Harald Peter * 27. August 1937 in Baden-Baden, Sohn Hans Victor, * 16. September 1938 in Gernsbach. — Paul Niemeyer (XII 86), der mit seiner Mutter in Unter-Schondorf am Ammersee lebt, Bildhauer und Flötenspieler, veranstaltet mit seiner Gruppe „Alte Kammermusik München" Konzertreisen. Seine Büste des Komponisten Trunk war auf der großen Kunstausstellung München 1937. — Brigitte Niemeyer, Tochter von Viktor und Käte Niemeyer (XI 92) hat sich verlobt mit dem Maler Oswald Petersen, * 2. März 1903 Düsseldorf, Sohn des Malers Professor Walter Petersen und seiner Frau Ella geb. Vorster aus Mühlheim-Ruhr. — Marianne Vollbrandt (XII 88), ∞ 1937 mit Eugen Schwabe * 1903 in Hamborn. Hans Schönherr (Marga XI 95 a) ist am 18. März 1937 auf einer beruflichen Reise in Bremen einem Herzschlag erlegen.

Hans Schönherr war 1935 aus China zurückgekehrt und war seit November 1936 als Geschäftsführer der „Ostasiatischen Rundschau" in Hamburg tätig gewesen. — Marga Schönherr (XI 95a) verlegte ihren Wohnsitz von Hamburg-Altona nach Essen und nahm Ostern 1938 ihren Sohn Hans-Gert nach dessen einjährigem Aufenthalt im Landschulheim Holzminden zu sich. — Pastor Edagar Hennecke (XI 86) ist am 1. Oktober 1935 emeritiert und nach Göttingen Nikolausberger Weg 50 übergesiedelt. — Hans Hennecke (XII 73), der seit einigen Jahren ständiger Mitarbeiter an der „Europäischen Revue" und anderen Zeitschriften ist, hat soeben im Verlag Kiepenheuer einen Band „Englische Gedichte von Shakespeare bis W. B. Yeats . . . Einführungen, Urtexte und Übertragungen" veröffentlicht. — Walter Hennecke (XII 74) ist Ostern 1938 zum Fregattenkapitän befördert — Otfried Hennecke (XII 75), der als kaufmännischer Leiter einer Verbandszeitschrift eine glänzende Stellung erworben hatte, erlitt am Karfreitag 1937 auf der Fahrt nach Kiel mit seiner Braut Elisabeth Schürmann einen Autounfall und erlag in der Nacht vom 29. zum 30. März den Folgen. — Hildegard Hennecke (XII 76) hat ihren Wohnsitz von Köln nach Berlin W, Rankestraße 25, verlegt und übt von hier aus ihre ausgebreitete Konzerttätigkeit aus. — Legationssekretär Dr. Karl Geffken (XIII 60) wurde 1938 zum Konsul für Süd-Afrika in Durbans ernannt. — Margret Kellermann (XII 65): Sohn Harald, ∞ 15. August 1936 Ilse geb. Hinsch, Elektro-Ingenieur in Königsberg, Sohn Klaus * 19. Januar. 1937, Sohn Gert * 4. März 1938, Sohn Erik, Kaufmann, ∞ 27. Juni 1936 Marina Breen, Sohn Dieter * 30. November 1937.

Stamm Hermann Agathon: Rudolf Hohl heiratete am 11. 9. 1937 Hildegard Daniel (* 29. 5. 1913). Er ließ sich am 15. 11. 1937 in Schönwalde, Spreewald, als praktischer Arzt nieder. Aus dieser Ehe: Jürgen Hans Anton Hohl, * 25. 6. 1938.

Am 20. Juli 1937 verschied plötzlich infolge eines Herzschlages Oberregierungsrat Walter Mampe (XI 120) zu Cottbus. — Heinrich Mampe (XII 103) bestand im April 1938 sein Dipl-Ing. Examen und heiratete am 14. April 1938 Eva Kirchner, * 16.

Januar 1911 in Schweinfurth. Aus dieser Ehe: Walter Mampe, * 19. Februar 1939 in Breslau. — Maximilian Mampe (XII 104) bestand Ende November 1936 sein erstes theologisches Examen. — Rosemarie Stolz, Tochter von Gertrud Döll (XI 117), Tochter Siegrid, * 8. April 1936, Sohn Didhard, * 7. Juli 1937. Tochter Heide * 11. März 1939. — Max Niemeyer, Sohn von Hermann Niemeyer (XI 119) bestand am 25. Februar 1939 sein Abitur an der Latina der Franckeschen Stiftungen zu Halle/S. — Dr. Erwin Harsch und Frau Elisabeth (XII 101) Sohn Manfred, * 19. Mai 1935 in Halle/S. — Dr. Heinz Roth und Frau Margarete (XII 102) Sohn Andreas, * 30. Januar 1938—. Clara Widmann (XII 93) ist im November 1936 von Schanghai nach Deutschland zurückgekehrt und hat ihren Wohnsitz jetzt in Bremen (Schwachhauser Ring 133).

Stamm Pernice: Dr. med. Herbert Pernice (XII 108) ist von Berlin nach Wesel als Chefarzt des Städtischen Krankenhauses gegangen. — Dr. jur. Rudolf Pernice (XII 109) ist seit 1935 Syndikus der Pommerschen Feuersozietät in Stettin. ∞ 4. Juli 1936 Ingeborg Hoffmann, Sohn Manfred Pernice, * 19. Juni 1937 in Stettin. Tochter Marina Pernice, * 8. Oktober 1938 in Stettin. — Lars Pernice (XII 110) Hauptmann, ist seit Dezember 1937 bei der Wehrwirtschaftsinspektion in Kassel. — Clemens Brancaglio und Frau Ursula geb. Pernice (XII 113) Sohn Klaus * 3. Juni 1936. Erich Pernice (XII 116) ist zum 1. Oktober 1938 von der staatlichen Wetterwarte Magdeburg nach Berlin-Tempelhof versetzt worden. Tochter Frieda Pernice * 5. März 1937. — Agnes Pernice (XII 115), ∞ 13. Mai 1935. Carl Blaß, Diplom-Ingenieur, Angestellter der Fabrik von Fahrenholtz und Hubbe in Magdeburg. Tochter Ilse Blaß * 4. Januar 1937. — Magdalene Pernice (XII 114) ist seit 1937 als Studienrätin an der Hansaschule in Stralsund. Sibille Pernice (XII 117) hat sich als Geigenspielerin in Greifswald niedergelassen. Kinder des Hugo Anton Pernice (XI 124): — — — Lore Pernice (XII 118) ∞ 9. Oktober 1937 Christian Laackmann in Bremen, Tochter Ursula * 1939. — Käthe Schultz geb. Pernice (XII 119), verheiratet mit dem Kaffee-Plantagenbesitzer Hellmut Schultz, z. Z. in Iringa, Deutsch-

Ostafrika, Sohn Lothar * 14. April 1937. — Wolfgang Pernice (XII 120) hat sich im Juli 1938 in Frankfurt a. d. Oder als Facharzt für Säuglings- und Kinderkrankheiten niedergelassen. — Irmgard Pernice (XII 121), ∞ 25. März 1936 Dr. Helmut Tüngler, z. Z. Assistenzarzt in Neurode (Eulengebirge), Sohn Manfred, * 24. Februar 1937, Sohn Roland * 12. Oktober 1938. Die vierte Tochter — Erika —, ∞ 27. März 1937 Otto Brenner, Wehrsportleiter an der nationalpolitischen Erziehungsanstalt in Oranienstein bei Diez a. d. Lahn Zwillinge Burkhard und Irmgard * 19. Dezember 1937. — Die fünfte Tochter — Margret — ist seit Februar 1938 als staatlich geprüfte Haushaltspflegerin in Dr. Schedes Kindersanatorium in Wyk auf Föhr tätig. — Der zweite Sohn — Eberhard — ist nach bestandenem Abiturientenexamen seit November 1938 im Arbeitsdienst in Eichelsachsen im Vogelsgebirge. Er beabsichtigt, Medizin zu studieren. — — — Emil Ballowitz (XI 126) ist am 12. Mai 1936 nach vierwöchiger Krankheit sanft eingeschlafen. — Carl Correns (XII 122) wurde zum Hauptmann der Reserve befördert, erhielt einen Ruf nach Göttingen an ein neu einzurichtendes sediment-petrographisches Institut der Universität. — Lotte Ballowitz (XII 124) ist seit 1. Januar 1937 Oberin der Mädchen-Oberschule in Leverkusen-Wiesdorf. — Ihr Bruder Gerhard Ballowitz bestand 1937 das Amtsarztexamen, ist seit einem Jahr Assistenzarzt an der inneren Abteilung des Heinrich-Braun-Krankenhauses in Zwickau, wurde 1938 zum Assistenzarzt der Reserve befördert. — Der Bruder Kurt Ballowitz hat das Amtsarztexamen gemacht. Er ist seit 1. Februar 1938 stellvertretender Leiter des Bezirksgesundheitsamtes Berlin-Horst-Wessel, Anschrift Berlin-Dahlem Gustav-Meyer-Straße 4. — Kurt Clausen von Finck (XII 132) ist am 3. April 1937 einem Herzschlag erlegen.

Stamm v. Müller-Wolff-Wegener: Else Panzer geb. Wegener (XI 145), Mitbesitzerin des Stammgutes Köwe in Ostpreußen, lebt teils in Königsberg, teils auf dem Gut. — Edgar Panzer (XII 139) bewirtschaftet für die Panzerschen Erben das Stammgut Köwe. ∞ Oktober 1932 Gertrud Hoffmann aus Berlin, Sohn Jürgen * 1933, Sohn Ulrich * 1934, Tochter Marianne * 1936. — Wolfgang Bliedner (XIII 72) ist Feldmeister und Adjutant

beim Arbeitsdienst. Gerda Bliedner (XIII 73), ∞ 16. Februar 1939 Dr. med. Lomnitzer, Assistent am Städtischen Krankenhaus in Königsberg Ostpreußen. — Hedwig Gutzeit (XI 146) ist von Halle nach Berlin-Eichkamp Alte Allee 18 übergesiedelt. — Pfarrer Reinhold Naubereit, emeritiert, und Frau Marta (XI 147) leben im Ostseebad Cranz/Ostpreußen. Martin Naubereit (XII 141) ist wieder beim Militär als Hauptmann der Luftwaffe. — Gerhard Naubereit (XII 145) ist Beamter am Arbeitsamt in Steinau Schlesien. — Paul Wegener (XI 148) ist am 20. April 1937 zum Staatsschauspieler ernannt. ∞ Elisabeth Rohwer, Schauspielerin. — August Wegener (XII 147) ist am Rundfunk tätig. ∞ Eva Scholz, Tochter Angelika * 1936. — Peter Wegener, Sohn von Paul Wegener aus dritter Ehe, studiert Physik und Mathematik, hat private Expeditionen nach Spitzbergen mitgemacht.

Stamm Johann Anton: Adelheid Niemeyer (XI 190), Dresden-A., Freiberger Straße 18, hat am 12. Dezember 1938 in voller geistiger und körperlicher Frische ihr 80. Lebensjahr vollendet. — Major Fritz Matthaei (XII 218), Berlin, ist zum 1. Januar 1939 sein Pensionierungsgesuch unter Beförderung zum Oberstleutnannt z. V. bewilligt. Seine Tochter Siphilt hat sich Weihnachten 1938 mit Dr. Eberhard Bruck, Berlin, verlobt. — Gertrud Matthäi, Darmstadt, ∞ 18. Mai 1938 mit dem Musikoberlehrer i. R. Heinrich Pfaff, Darmstadt. — Otto Henning (XI 205) ist am 5. Januar 1937 gestorben. — Ruth Degèle (XII 248), ∞ 5. September 1936 Arend Kulenkamp aus Wandsbeck. Anschrift: Berlin SO 36 Admiralstraße 40⁴. Tochter Inge * 14. Juli 1937. — Charlotte Heine (XII 238) ∞ 29. April 1938 in Gardelegen Obersteuerinspektor Friedrich Koch (Springe).

Für die Angehörigen von „zahlenden" Mitgliedern des Familienverbandes ist dieses 16. Stück der Familien-Nachrichten zum Preise von —,50 *RM* durch Bestellung bei Hermann Niemeyer oder Anemarie Niemeyer (Anschrift S. 27) erhältlich.

A:5

Familien-Nachrichten

für die

Nachkommen A. H. Franckes

Siebentes Stück



Halle a. S.
Druck von Ehrhardt Karras G. m. b. H.
1920

Franckesche Stiftungen
Haupt-
Bibliothek
Halle/Saale
20. 212

A 1478

Geschenk von Frau
Katharina Petersen,
Nachkomme von A. H. Nie-
meyer am 5.5.2011

Der Krieg und die Familie.

„Für die Fortsetzung von Nachrichten aus dem Felde besteht einstweilen nur sehr geringe Neigung. Es steht zu hoffen, daß, wenn wir endlich einen ruhmvollen Frieden errungen haben, diese Hefte um so mehr zu erzählen haben." So äußerte sich der Herausgeber der Familien-Nachrichten im letzten, dem 6. Heft, welches Weihnachten 1916 versandt wurde. Wer dachte damals an einen unglücklichen Ausgang des Krieges! Jetzt über den Krieg zu berichten, fällt vielen noch viel schwerer als im Herbst 1916. Eine Welt voller Hoffnungen ist versunken. Fassungslos stehen wir an dem Trümmerfeld unseres armen Deutschlands. Ist es da nicht kleinlich, nicht töricht, an Familienangelegenheiten zu denken, Kriegsberichte für die Familie zu sammeln? Der Herausgeber glaubt es nicht, wie das vorliegende Heft zeigt. Er ist der Meinung, daß zeitig solche Berichte als geschichtliche Dokumente für die Familie aufzubewahren sind. Erbauen wir uns trotz alledem an dem, wie unsere Helden draußen einer Welt von Feinden widerstanden haben.

Die folgenden Berichte sind, wie sie von Familie zu Familie erstattet werden, so für den ganzen Stamm bestimmt, für die gesamten Nachkommen A. H. Franckes. Der mangelnde Raum gebot leider Kürzungen und wahrscheinlich Verstümmelungen. Für die letzteren erbittet der Herausgeber Verzeihung von den Berichterstattern, die ersteren waren nicht zu vermeiden.

Um den Familienzusammenhang klar zu machen, ist jedem Berichterstatter ein Ausweis über sein Verhältnis zur Familie beigegeben. Der Herausgeber hofft, dadurch die Verwandtschaftsbeziehungen im Bewußtsein der Vettern und Basen zu klären und

zu befestigen, auch zu erreichen, daß die Stammtafeln häufig zur Hand genommen werden. Den Helden, die den Ehrentod für das Vaterland erlitten, gebührt der erste Platz. Im übrigen ist nach den Stämmen geordnet: Wilhelm Hermann, Franz Anton, Karl Eduard, Hermann Agathon, Pernice, Wolff-Wegener, Johann Anton. Die übrigen in den Stammtafeln aufgeführten Stämme sind wohl Niemeyerscher Abkunft, gehören aber nicht zu den Nachkommen A. H. Franckes.



Otto Reinhard (XIII. 29)

geboren zu Heuschleben in Thüringen den 23. August 1880, Hauptmann im Infanterieregiment Herzog Ferd. v. Braunschweig Nr. 57, Wesel, Gatte von Margot Anders, die eine Urenkelin von Sophie Fleischer-Niemeyer ist. Siehe Tafel 6 a: Franz Anton Niemeyer.

Otto Reinhard wurde seiner jungen Gattin (geboren den 1. März 1887) durch den Heldentod am 17. September 1914 entrissen. Er fiel vor Reims, also in jenen Kämpfen, die unmittelbar der großen Marneschlacht des Septembers 1914 folgten, der ersten großen Enttäuschung, die wir erleben mußten. Ihm wurde am 1. März 1915 ein Töchterchen, Erika Reinhard, nachgeboren.

Friedrich Niemeyer (XII. 53)

geboren zu Hamburg den 21. Mai 1896, Sohn von Dr. med. Magnus Niemeyer in Hamburg. Siehe Stammtafel 6 b: Franz Anton Niemeyer.

Friedrich machte im August 1914 am Kieler Gymnasium das Notabitur, trat in Schleswig als Freiwilliger in das Inf.-Rgt. Nr. 84 und meldete sich sehr bald darauf als Fahnenjunker. Er kam dann zuerst nach dem Westen, nahm an der Champagneschlacht teil, hierauf nach dem Osten und wurde bei einem Sturmangriff bei Ostrolenka schwer verwundet. Nachdem er im Barmbecker Krankenhaus Heilung gefunden, ging er im Anfang des Jahres 1917 wieder zur Front. Sein Regiment lag bei der Höhe 100

im Westen, den Franzosen gegenüber. Dort ist er gefallen. Er war Kompagnieführer und sollte mit seiner Kompagnie den vordersten Graben halten. Das hat er glänzend ausgeführt, obgleich sie vier Tage durch stärkstes Sperrfeuer von aller Verbindung mit den anderen Truppen abgeschnitten waren und weder Munition noch Proviant erhalten konnten. Erst als der Nachbargraben aufgegeben wurde, und sie Flankenfeuer bekamen und in Gefahr waren, abgeschnitten zu werden, hat er mit den letzten paar Leuten einen Sturmangriff gemacht, von dem keiner zurückgekommen ist. Ein Unteroffizier seiner Kompagnie, der in Gefangenschaft geriet, hat gesagt, er habe ihn fallen sehen mit Brust- und Halsschuß. In dem Nachruf, den das Regiment ihm widmete, wird hervorgehoben, daß er ein besonders tapferer, das eigene Leben gering schätzender Offizier gewesen sei; das Eiserne Kreuz und das Hanseatenkreuz hatte er schon 1915 bekommen. — Er war ein eigenartig veranlagter Mensch mit großen Fähigkeiten und Talenten begabt, dem es ohne besondere Anstrengung immer glückte, dabei ein Einspänner und doch von unendlich reicher Gemütsart. Von seinen vielen Kriegserlebnissen sprach er fast nie, und seine Briefe aus dem Felde beschränkten sich im wesentlichen darauf, zu melden, daß es ihm gut gehe, was wohl meist nur hieß, ich bin noch am Leben. Geklagt hat er nie, auch wenn's noch so schlimm herging, aber noch weniger hat er renommiert. Er tat seine Pflicht als etwas Selbstverständliches, Begeisterung für Beruf oder Sache zu zeigen, war nicht seine Art. Da er im aufgegebenen Gebiet gefallen ist, wissen wir nicht einmal, ob die Feinde ihm ein ehrenvolles Grab gegönnt haben; aber wo er auch liegt, ist ja die Erde mit deutschem Blut gedüngt und dadurch geweiht. Wenn er nur nicht lange mehr hat leiden müssen. (Bericht seiner Tante Luise Niemeyer in Kiel, die ihm zugleich Pflegemutter und treue Freundin war.)

Otto Geffcken (XIII. 52)

geboren zu Leipzig am 10. Januar 1896, Sohn von Professor Dr. iur. et phil. Heinr. Geffcken an der Handelshochschule zu Köln, Enkel des bekannten Universitätsprofessors und hanseatischen Diplomaten H. Geffcken.

Otto Geffcken trat als Kriegsfreiwilliger im Oktober 1914 in das Inf.-Rgt. Nr. 132 (Straßburg) ein, zog am 5. Januar als Achtzehnjähriger ins Feld, lag vor Ypern im Schützengraben und fand den Heldentod durch eine englische Kugel in der Nacht zum 13. April. „Die Kugel ist ihm, wie wir seit kurzem durch einen Kameraden wissen, in die rechte Brustseite gefahren und an der rechten Halsseite teilweise wieder herausgekommen, nachdem sie die Halsschlagader zerschlagen. So ist unser Sohn etwa eine halbe Stunde nach seiner Verwundung im eben vollendeten 19. Lebensjahr auf dem Felde der Ehre gestorben, ein Jüngling, mit dem wir eine Fülle elterlicher Hoffnungen zu Grabe getragen haben. Er hatte zu Ostern 1914 hier in Köln am Friedrich Wilhelm-Gymnasium, eben erst 18 Jahre alt geworden, sein Abgangszeugnis mit Auszeichnung erhalten und war sodann ein Semester ein außerordentlich beflissener Studierender der Geschichte und Wirtschaftslehre an der Universität Freiburg i. Br. gewesen, bis ihn im Herbst 1914 der Krieg zu den Fahnen rief." So berichtete der Vater im Juni 1915. Er folgte seinem Sohn schon am 7. Februar 1916 in die Ewigkeit.

Karl Hugo Alfred Ballowitz (XII. 123)

geboren am 7. Oktober 1898, Sohn des Professors Dr. med. et phil. Emil Ballowitz und dessen Gattin Agnes geb. Pernice. Siehe Tafel 9: Pernice.

Mit dem Reifezeugnis des evang. Schillergymnasiums zu Münster trat er am 8. Januar 1917 als Kanonier in das Ref.-Fußartill.-Rgt. Nr. 7 in Cöln a. Rh. ein, holte

sich aber bei den Felddienstübungen in der schneidenden Winterkälte eine schwere, durch Pleuritis komplizierte Lungenentzündung, an welcher er wochenlang im Lazarett in Cöln darniederlag. In der Rekonvaleszenz trat dazu noch eine Vereiterung der einen Paukenhöhle des Schläfenbeins, so daß er zweimal operiert werden mußte. Erst am 15. Januar 1918 konnte er daher mit seiner Batterie von Cöln aus durch Belgien nach Nordfrankreich ins Feld rücken. Seine Batterie trat zuerst bei Bondues unweit Roubaix vor den Feind in Feuerstellung. In den letzten Märztagen hatte er das Glück, den glänzenden Vormarsch gegen Amiens mitzumachen, so daß sich seine Batterie nur noch 20 km von Amiens entfernt befand, eine vorgeschobene Stellung, die aber späterhin unter dem gut gezielten Feuer der Engländer wieder aufgegeben wurde. Kurz vor seinem Tode stand er bei Lamotte en Santerre. Hier schlugen am 27. Juni 1918 abends 7½ Uhr kurz hintereinander zwei Granaten aus einem feindlichen 28 cm-Geschütz in den unterirdischen tiefen Stollen ein, in welchen die Bedienungsmannschaft sich hatte zurückziehen müssen. Erst nach dreitägigem Graben gelang es, die zehn Leichen der Bedienungsmannschaft, darunter auch Karl Ballowitz ans Tageslicht zu befördern. Mit seinen Kameraden liegt er im Einzelgrabe auf dem Friedhofe von Fontaine les Cappy begraben. Anfang Mai wurde er Gefreiter und kurz vor seinem Tode mit dem Eisernen Kreuz II. Kl. ausgezeichnet.

Rolf Claußen v. Finck (XII. 133)

geboren am 13. Juli 1887, Enkel des bekannten Staatsmannes Rudolf v. Jacobi, Urenkel von Johanne Auguste Pernice-Niemeyer. Siehe Tafel 9: Pernice.

Nach Ausbruch des Krieges war es Rolf Claußen v. Fincks einzigster Wunsch, als Kriegsfreiwilliger mit hinausgehen zu dürfen in den Krieg. War es doch stets

sein Wunsch gewesen, Offizier zu werden; aber ein Leiden, unter dem er sonst nicht litt, machte ihn zum Militärdienst untauglich. Der Arzt riet ihm zur Kavallerie zu gehen, und wirklich gelang es ihm, im Dezember 1914 bei den Rathenowern Husaren angenommen zu werden. Im Mai 1915 war seine Ausbildung beendet, und glücklich endlich soweit zu sein, zog er hinaus auf den westlichen Kriegsschauplatz. In den Vogesen verlebte er seine erste Kriegszeit, und leicht sind wohl die großen körperlichen Anstrengungen, das viele Postenstehen seinem nicht sehr kräftigen Körper nicht immer geworden. Nachdem er Gefreiter und Unteroffizier geworden war, bat er um seine Versetzung in das Res.-Inf.-Rgt. Nr. 61, das sein Onkel, Oberstleutnant v. Jacobi, führte. Sein Tatendrang sehnte sich, an wirklichen Kämpfen teilzunehmen. Sein neues Regiment lag vor Riga, und manchen Monat lag es dort im Stellungskampf; hier wurde er zum Leutnant d. Res. befördert und erhielt das Eiserne Kreuz. Auch sein sehnlichster Wunsch, aktiver Offizier zu werden, sollte ihm nach mancher Schwierigkeit (er war eigentlich zu alt dazu) erfüllt werden. Durch A. K. O. wurde er am 6. November 1916 zum Leutnant mit einem Patent vom 9. Juni 1914 dem Inf.-Rgt. Nr. 54 zugeteilt, wohl die größte Freude seines Lebens! Nur wenige Ruhetage nach dem langen Stellungskampf vor Riga waren dem Regiment vergönnt, dann wurden sie zwischen Narajowka und Zlota Lipa zum neuen Stellungskampf eingesetzt. Mit Österreichern und Türken lagen sie hier den Russen gegenüber. In Anbetracht seiner kavalleristischen Vergangenheit war er gleich beim Übertritt zur Infanterie zur M.-G.-K. gekommen; im Januar 1917 zum Führer des 3. M.-G.-Z. ernannt. Im Juni desselben Jahres kam sein Regiment nach dem westlichen Kriegsschauplatz, wo es an den Kämpfen zwischen Maas und Mosel bei Lens teilnahm. Rolf hatte im Mai einen M.-G.-Kursus in Döberitz mitgemacht und folgte seinem Regiment am 1. Juni nach dem Westen. Nur

wenige Wochen war es ihm noch vergönnt, Freud und Leid mit seiner geliebten Kompagnie zu teilen. Bei Erkundung einer für ihn neuen Stellung, die er mit seinen Leuten am folgenden Tage beziehen sollte, traf ihn das tödliche Geschoß. Die Briefe seiner Vorgesetzten und seiner Leute geben Zeugnis von seiner großen Beliebtheit, deren er sich erfreute. Persönliche Tapferkeit und große Pflichttreue waren ihm eigen. Rührend war das Schreiben seiner Kompagnie, das mit den Worten schließt: Er hat es verstanden, sich das Vertrauen und die Liebe seiner Untergebenen in hohem Maße zu erwerben. Er war nicht nur unser Vorgesetzter, sondern auch unser Kamerad, der Leid und Freud mit jedem teilte. — Im September, zwei Monate nach seinem Heldentod, erhielt ich (seine Mutter) noch das ihm für einen erfolgreichen Patrouillengang verliehene Österreichische Verdienstkreuz III. Kl.

Günther Claußen v. Finck (XII. 134)

geboren am 12. Juli 1891, jüngerer Bruder des vorhergehenden.

Hans Günther Claußen v. Finck wurde als Säbelfähnrich im Oktober 1912 auf das Kreuzergeschwader nach Ostasien kommandiert. Mit verschiedenen seiner Crew-Kameraden trat er das zweijährige Auslandskommando voll Freude an. Draußen angekommen wurde er dem Flaggschiff „Scharnhorst" zugeteilt und im Herbst 1913 zum Leutnant zur See befördert. Viele seiner Briefe geben Kunde von dem vielen Fesselnden, was er draußen sah und erlebte, und das er in ihm eigener reizvoller Weise zu schildern verstand. Im Juli 1914 berichtete er, daß der Dampfer schon angekommen sei, der sie im September nach der Heimat zurückbringen sollte. Gott der Herr hatte es anders beschlossen. Der Krieg kam, und das kleine Kreuzergeschwader war in den fernen Gewässern, den großen feindlichen Geschwadern preisgegeben, von vornherein dem Untergange geweiht.

Vorher aber sollte ihnen noch ein ruhmvoller Tag beschieden sein. Bei Santa Maria trafen sie mit vier ihnen an Größe wohl überlegenen Schiffen zusammen, von denen sie zwei in den Grund bohrten, ein drittes schwer beschädigten, während sie selbst kaum nennenswerten Schaden davontrugen. Begeistert schildert er in seinen Briefen, die erst nach seinem Tode eintrafen, wie fesselnd im Gefecht seine Station oben im Mars gewesen sei als Beobachter des Einschlagens der Artilleriegeschosse. Von den 300 Eisernen Kreuzen, die dem Geschwader für diesen Sieg verliehen wurden, erhielt auch er eins. Tags darauf liefen sie in Valparaiso ein und wurden dort von der deutschen Kolonie wahrhaft begeistert aufgenommen. Sie wußten während der 24 Stunden, die unsere Marine dort weilte, garnicht, was sie ihnen alles Liebes antun sollten. Ein Herr schickte mir (seiner Mutter) ein Bild von einigen jungen Offizieren, unter denen auch Günther war. — Wenige Wochen später bereitete, wie ja allgemein bekannt, die große Übermacht englischer und japanischer Großkampfschiffe dem tapferen Kreuzergeschwader bei den Falklandsinseln ein jähes Ende. Bis zuletzt haben unsere tapferen blauen Jungen auf ihren Schiffen ausgehalten und sind mit ihnen untergegangen. Vom „Scharnhorst", der so zerschossen gewesen ist, daß man auf Deck gar nicht mehr gehen konnte, wurde niemand gerettet, der Kunde hätte bringen können von den letzten Stunden unserer jungen Helden.

Achim Pernice (XII. 111)

geboren zu Frankfurt a. d. O. am 6. Januar 1896, zweiter Sohn des Geh. Sanitätsrats Professor Dr. med. Ludwig Pernice. Siehe Tafel 9: Pernice.

Achim Pernice war Leutnant im 10. Ulanenregiment, er kämpfte im Osten und wurde am 9. Mai 1915 bei Chmielowa verwundet. Im Juli desselben Jahres bestand

er in Königsberg-Neumark das Abiturientenexamen. Später trat er zu den Fliegern über und stürzte über Lichtervelde in Belgien am 20. Juli 1918 tödlich ab. Er ist in Frankfurt a. d. O. beigesetzt. Ausgezeichnet war er durch das Eiserne Kreuz II. Kl. und das Beobachterzeichen. Ein ausführlicherer Nachruf fehlt leider dem Herausgeber.



Walter Curtze (XII. 26)

geboren zu Merseburg am 25. Februar 1881, Kaufmann in Berlin, Urenkel des ältesten Sohnes des Kanzlers. Siehe Tafel 5.

„Ich wurde April 1915 zum Heeresdienst eingezogen und in Königsberg i. Pr. beim 1. Grenadier-Regiment ausgebildet. Im Juni kam ich ins Feld, machte die ersten Gefechte bei Tauroggen und Bubi, dann bei Schaule mit, wo wir die Russen vor uns hertrieben, bis 80 km vor Mitau, und zwar bei Hohus Memelhof, ein Stocken eintrat. Dort hatten wir sibirische Regimenter vor uns, zwei Züge gegen ein Bataillon Russen. Am 21. August 1915 früh 5 Uhr hatte ich mit zwei Mann Patrouillengang; bei dichtem Nebel wurden wir von den Russen angegriffen. Wir waren über den Horchposten hinausgegangen und so von unserem Zug abgeschnitten. Es kam zum Nahkampf, meine beiden Kameraden fielen, und ich geriet in Gefangenschaft. Die Russen glaubten einen Offizier gefangen zu haben und behandelten mich beim Abtransport leidlich bis Creuzburg; dann wurde ich zu den Mannschaften gesteckt und erhielt dieselbe Verpflegung, d. h. pro Tag 25 Kop. = 50 Pfg. Dafür mußten wir uns selbst beköstigen. Von Creuzburg stets nachts per Bahn von Station zu Station, so daß wir innerhalb acht Tagen in Moskau anlangten und von dort in ein Hungerlager nach Palowoposad gebracht wurden. Fünf Wochen mußten wir bei abgekochtem Wasser und trockenem Brot aushalten. Die Suppe war nicht zu genießen, da meist verdorbene Fische darin gekocht wurden; 500 Mann waren meine Leidensgefährten. Nach dieser Zeit waren wir nur noch 280, die anderen hatten wir an Typhus und Cholera verloren. Behandelnde Ärzte gab es nicht, der einzige war gestorben. Die Erbitterung gegen uns verdoppelte sich nach der Einnahme von Warschau. Man suchte uns zu degradieren, indem uns alle militärische Abzeichen genommen wurden. Nach dieser ersten Leidenszeit verbesserte sich meine Lage. Im Oktober 1915 wurde ich mit 100 Mann nach Marionowo auf ein Gut zur Bedienung der Dreschmaschinen gesandt. Die Kost war leidlich, nur durfte man bei der Zubereitung nicht gegenwärtig sein, denn der Russe ist sehr schmutzig. Der Dienst dauerte von 3 Uhr früh

bis 9 Uhr abends. 14 Tage darauf kam ich als Nachtwächter nach Groß-Bopschanski. Ich erkrankte, kam in ein Hospital, in welchem ich nach der Genesung die Apotheke übernehmen durfte. Leider wurde das Hospital nach drei Wochen aufgelöst, und ich wurde in die Baracken zu Erdarbeiten kommandiert. Nach einem Vierteljahr kam ich nach Wolschanski und von dort ins Lager nach Charkow, wo ich einen Fluchtversuch machte; in Kiew wurde ich jedoch wieder gefaßt. Aus dem Kerker floh ich nach Station Swatowa Luscha, hatte das Glück mich einem Gefangenentransport anschließen zu können, der nach Starobijelski ging. Hierselbst war ich erst Erdarbeiter, dann ein halbes Jahr Maler; endlich gelang es mir aus dem Lager zu entkommen und in einer Apotheke bei Morjalin, der gut deutsch sprach, unterzukommen. Es ging mir gut, und ich blieb bis Ende Januar 1918. Mein Brotherr war mit meiner Arbeit zufrieden und gab mir ein Empfehlungsschreiben, sowie seine Photographie mit. Am 21. Februar 1918 unternahm ich meine zweite Flucht. Bei Tarnopol in Galizien gelangte ich glücklich über die Grenze."

Hermann Riese (XII. 28)

geboren Haus Escherde am 18. August 1890, Urenkel von Wilh. Hermann Niemeyer, dem ältesten Sohne des Kanzlers. Seine Mutter Charlotte Riese geb. Niemeyer ist eine doppelte Niemeyer, da ihr Vater seine Base Hermine Niemeyer, Tochter von Carl Eduard Niemeyer, heiratete. Siehe Tafel 5 u. 7a.

„Im Herbst 1913 trat ich als Einj.-Freiw. in das Niedersächsische Feld-Artill.-Rgt. Nr. 46 zu Wolfenbüttel (Braunschweig) ein. Kurz vor Ablauf meiner Dienstzeit brach der Weltkrieg aus; gleich in den ersten Augusttagen rückte ich mit meinem Regiment als Gefreiter aus und machte schon die Erstürmung Lüttichs mit. Dann kamen die Schlachten von Namur, Maubeuge, St. Quentin. Im Winter ging es zum Stellungskrieg über bei Reims. Im Frühjahr 1915 mit dem X. A.-K. nach Rußland in die Offensive. Dort die großen Schlachten am San, bei Brest-Litowsk usw. Inzwischen war ich zum Unteroffizier und Vizefeldwebel befördert worden und hatte im März 1915 das Eiserne Kreuz II. Kl. erhalten. — Nach den Kämpfen in Rußland ging es im Herbst 1915

nach Frankreich zurück, und zwar sofort in die furchtbare Schlacht in der Champagne. Im Winter 1915/16 Stellungskrieg am Chemin des Dames. Am 27. Januar 1916 wurde ich zum Offizier befördert und ging auf ein paar Monate in die Heimat, da ich bis zu der Zeit noch keinen Urlaub erhalten hatte und mich erholen sollte. Aber es hielt mich nicht lange zu Haus. Im Juli 1916 ging ich freiwillig wieder ins Feld und zwar mit einem neu aufgestellten Regiment: Feldartill.-Rgt. Nr. 260; ich wurde Führer einer Haubitzbatterie. Das Regiment kam zur Offensive nach Galizien, so daß ich dort wieder schwere Kämpfe erlebte. Im Winter Ruhe in Galizien, im Frühjahr 1917 Abtransport nach Flandern, und zwar in Stellung vor Ypern. Den ganzen Sommer dauernd schwere Kämpfe bei Paschendaele, Wytschaete-Bogen. Kurze Zeit kam meine Division in Ruhe bei Metz, und im Herbst wurden wir nach Italien abtransportiert. Unsere Infanterie waren Jäger, also eine vorzügliche Truppe. In Italien angekommen ging es in das Val Sugana nach Veltre an die Front. Zum Einsatz kam es aber nicht, sondern nach vier Wochen zurück wieder in das Elsaß, um für neue Kämpfe gründlich ausgebildet zu werden. Im März 1918 ging es in die große Offensive, ich als Führer einer Batterie; Kämpfe bei Bapaume. Am 22. März, ein Ehrentag für mich, erledigte ich mit meiner Batterie drei Tanks; als Lohn dafür am nächsten Tage das Eiserne Kreuz I. Kl., das Braunschweigische Kreuz I. u. II. Kl. Oktober 1918 wurde ich schwer krank am Rheumatismus, ging in das Lazarett Schwäbisch-Gmünd. Den kläglichen Zusammenbruch unseres stolzen Deutschlands erfuhr ich zu Hause."

Hermann Rieses älterer Bruder Kurt (geboren zu Dassel am 27. Juni 1888) war als Landwirt im Heeresdienste tätig. Zwei Jahre lang verwaltete er das große Gut Belewize bei Prossienize in Litauen, das einen Riesenkomplex mit mehreren Dörfern umfaßte. Schweres Rheumaleiden, welches ihm ein steifes Bein hinterlassen hat, zwang ihn zur Ruhe.

Curt Tuercke (XII. 22)

geboren zu Esack b. Seehausen 23. September 1868, Regierungsrat zu Wiesbaden, Gatte von Margarete Curtze, einer Tochter von Marie Curtze-Niemeyer. Siehe Tafel 5: Wilhelm Hermann Niemeyer.

Curt Tuercke war zu Beginn des Krieges Kgl. Spezialkommissar in Fulda, wurde November 1916 in den Reichsdienst beurlaubt, war bis zum 1. Oktober 1919 Reichskommissar bei den Ausschüssen zur Feststellung der Kriegsschäden in den Kreisen Osterode (Ostpr.), Allenstein-Land und Allenstein-Stadt (Gebiet der Schlacht bei Tannenberg), Wohnsitz in Allenstein. Vom 1. Oktober 1919 ab in den preuß. Staatsdienst zurückberufen und als Vorsteher des Kulturamtes nach Wiesbaden versetzt. Die Zulassung als solcher ist von den Franzosen vorläufig abgelehnt, wahrscheinlich weil er nicht im besetzten Gebiet geboren ist.

Seine Tochter Hildegard Tuercke war im Kriege Helferin beim Roten Kreuz im Reservelazarett in Fulda, später im Bankdienst tätig bei der Deutschen Bank, Zweigstelle Allenstein.

Seine Tochter Elisabeth Tuercke war Helferin im Säuglingsheim in Allenstein und ist noch dort.

Wolfgang Filsinger (XII. 40)

geboren zu Dresden den 25. Mai 1889, Ingenieur, Enkel von Sophie Fleischer-Niemeyer, Urenkel von Franz Anton Niemeyer. Siehe Tafel 6a.

1914. Zur Mobilmachung mit der M.-G.-K. Rgt. 101 ab Freiberg ins Feld. Vormarsch durch Belgien und Frankreich bis zur Marneschlacht. Verwundung des Unterarmes bei Sommessus.

1915. 1. März wieder ins Feld zum gleichen Truppenteil in die Champagne, 1. Juli versetzt zum Reserve-Jägerbataillon 12. September erkrankt zurück in die Heimat. Verlobung mit Hilde Wermer. Reklamiert zur Führung der Geschäfte der Elektrizitätswerke Schmölln und Gößnitz, S.-A. Oktober wieder behandelt mit vollem Erfolg (schwed. Heilgymnastik).

1917. Zum Rgt. 621. Führer der 1. M.-G.-K. Im März mit M.-G.-Scharfschützenabteilung 76 ins Feld, da das Rgt. 621 wieder aufgelöst war.

Im Mai Versetzung zur Nachrichtentruppe, zurück nach Dresden, ein Jahr dort. Hochzeit im November.

1918. Im April Führer der Festungsfunkenstation Posen. Von da nach Zeithain zur Ausbildung. Am 8. November ins Feld als Führer der Divisionsfunkerabteilung 1. Der Abtransport hat aber noch nicht (15. Dezember 1919) stattgefunden. Hoffentlich dauerts auch nicht mehr zu lange.

Fritz Filsinger (XII. 41)

geboren zu Dresden 23. Mai 1891, Hauptmann a. D., Leiter und Mitbesitzer der Mühlenwerke Buse & Co. in Löwenberg (Schlesien), Bruder des vorhergehenden Berichterstatters.

Am 7. Mobilmachungstage rückte ich als Leutnant mit der 2. Batterie Feldart.-Rgts. 64 ins Feld, machte nach Erzwingung des Maasüberganges bei Dinant den Vormarsch bis über die Marne mit, wurde dort schwer verwundet und kehrte nach meiner Heilung im Januar 1915 zu meinem Stammtruppenteile zurück. Es folgten Stellungskämpfe an der Aisne, Ausläufer der Champagneschlacht 1915, Beförderung zum Oberleutnant und Ernennung zum Batterieführer meiner alten Batterie, die ich in sieben Monaten Sommeschlacht führte. Es schloß sich an diese Kämpfe der Rückzug in die Hindenburgstellung bei St. Quentin, achtwöchige Beteiligung an der Champagneschlacht 1917 und Waldgelände von Moronsvilliers und die Flandernschlacht bis Frühjahr 1918. Im März desselben Jahres beteiligte sich unsere Division (32. Kgl. Sächs.) an der Offensive, nahm Armentières, Bailleul und flankierte den Vorstoß am Kemmel. Meine Batterie fand als Infanteriebegleitbatterie Verwendung. Nach Stellungskämpfen bei La Bassée wurden wir nach der Verdunfront gezogen und einige Monate im Abschnitte Douaumont verwendet. Bis zur Bekanntgabe des Waffenstillstandes standen wir in harten, sehr erfolgreichen Kämpfen gegen den Amerikaner an der Maas bei Damvillers. In der letzten Zeit fand ich als Abteilungsführer und Tankbekämpfungsoffizier der Division Verwendung. Rückmarsch bis Bayern (Gemünden!), dort Verladung. Am 23. Dezember 1918 rückte ich mit meiner alten Batterie in Pirna

an der Elbe ein, erwirkte meinen Abschied, heiratete Fräulein Idel Schreiber aus Penzig bei Görlitz, erhielt den Charakter als Hauptmann und bin jetzt Leiter und Mitbesitzer der Mühlenwerke Bufe & Co. in Löwenberg.

Als Auszeichnung erhielt ich: das Eiserne Kreuz 2. und 1. Kl., den Kgl. Sächs. Albrechtsorden 2. Kl., den Kgl. Sächs. Militär-Verdienstorden 2. Kl. und den Kgl. Sächs. Heinrichsorden, sowie das Verwundetenabzeichen in Schwarz.

Hugo Niemeyer (XI. 65)

geboren zu Kiel den 26. August 1862, vielbeschäftigter Arzt in Hamburg, der älteste Sohn von Conrad Niemeyer in Kiel, der als Gymnasialdirektor a. D. 1903 verschieden ist. Onkel Conrad hat Lebenserinnerungen hinterlassen, die wir hoffentlich im nächsten Heft dieser Nachrichten wiedergeben können. Siehe Stammtafel 6b: Franz Anton Niemeyer.

Das vierte und fünfte Stück der Nachrichten (S. 66) brachte uns schon briefliche Nachrichten „Hugo Niemeyer aus dem Felde an seine Gattin". Obwohl uns nun ein Bericht vorliegt, der diese briefliche Nachrichten vielfach ergänzt, müssen wir uns aus Raummangel beschränken und Anschluß an jene Mitteilungen suchen.

Bald mußten wir aber weiter (aus Herent bei Löwen, wo im Kloster der weißen Frauen ein Lazarett eingerichtet war); die Kämpfe spielten sich in der Nähe ab. Unser Kriegsfürst — wie wir unseren führenden Oberstabsarzt nannten —, ließ die Verwundeten zurückschaffen. Wir selber fuhren mit dem Zuge nach Brüssel, wo wir in dem belgischen Garnisonlazarett mehrere Wochen eine recht anstrengende, aber sehr befriedigende Tätigkeit ausübten. Aber auch in Brüssel war unseres Bleibens nicht lange. Eine Gruppe von uns kam nach Valenciennes. Ich als Führer einer kleineren Abteilung fuhr über Laon noch Noyon, wo wir endlich den Anschluß an unser 9. Reservekorps beziehungsweise an unsere Etappe fanden. Hier löste ich ein Kriegslazarett ab und übernahm die Räume der alten Jesuitenschule mit einigen Nebengebäuden, die mit verwundeten Franzosen überfüllt waren. Es sah wüst in den Räumen aus. Betten waren nur wenig

vorhanden; die meist schwer Verwundeten lagen auf Matratzen auf dem Boden eng aneinander, die Sauberkeit ließ sehr zu wünschen übrig. Ehe alles durchoperiert war, verging geraume Zeit. Die Sterblichkeit war ungeheuer; wir machten hier zuerst die Bekanntschaft mit Tetanus, dieser gefürchtetsten Wundkrankheit. Die prophylaktischen Impfungen wurden noch nicht gemacht; die Erkrankten starben sämtlich mit Ausnahme eines Franzosen, der durchkam. Die drei Monate in diesem freundlichen kleinen Städtchen waren sehr angenehm, der Verkehr mit den zahlreichen Kollegen sehr rege und sehr erfreulich. Wir wohnten glänzend; unsere Verpflegung, namentlich die flüssige, war sehr gut; unsere Tätigkeit ausreichend und sehr befriedigend. Die wunderbare Umgegend bot zu manchen Ausflügen Gelegenheit. Die dienstlichen Verhältnisse waren weniger angenehm, die Stellung zu den aktiven höheren Vorgesetzten unerfreulich. Diese hatten eine Auffassung von ihrer Stellung uns Reservisten gegenüber, die fast überall zu Reibungen Veranlassung gab. Wir glaubten, daß unser Verhältnis zu unseren Vorgesetzten sich gestalten würde, wie etwa das zwischen einem älteren Krankenhausdirektor, seinen Assistenten und Veterinärärzten. Als selbstverständlich erwarteten wir bessere Kenntnis der militärischen Leitung eines Kriegslazarettes, als wir Reserveärzte sie haben konnten; wir hofften auf eine wohlwollende Unterstützung und Hilfe bei den vielfach uns so gänzlich fremden Geschäften; wir glaubten Verständnis zu finden für die Schwierigkeit, im feindlichen Lande ein Lazarett einzurichten. Wir setzten ferner als selbstverständlich voraus, daß die Basis unserer gemeinschaftlichen Arbeit die Kollegialität wäre. Das erwies sich alles als falsch. Es herrschte bei den meisten — es gab einige sehr rühmliche Ausnahmen — keineswegs eine bessere Kenntnis des militärischen Dienstes. Als Beispiel diene folgendes: Noch im Oktober behauptete mein Kriegslazarettdirektor mir gegenüber, daß ein Kriegslazarett zur fechtenden Truppe gehöre. Von seiner Zugehörigkeit zur Etappe ahnte er nichts: Ein starkes Stück für einen aktiven Sanitätsoffizier. Wohlwollende Unterstützung und Hilfe fanden wir nirgends, dagegen nörgelndes Besserwissen, bürokratisch engherziges Haften an veralteten Bestimmungen, die sich im Kriege als unpraktisch und unerfüllbar erwiesen. Vor

allem aber fehlte jeder kameradschaftliche Sinn unter dem Sanitäts-offizierkorps. Man hatte nie die Sicherheit, daß der Vorgesetzte für seine Untergebenen nach oben hin eintreten werde. Ich glaubte zuerst, daß wir es in unserer Abteilung besonders unglücklich getroffen hätten; aber so war es überall; überall die gleiche Klage. Dieser elende Kommißgeist war bei der Etappe sicher schlimmer als bei der Truppe; aber auch hier war es übel genug.

Doch ich kehre zu meinen Erlebnissen zurück. Im November 1914 wurde ich zum Oberstabsarzt befördert. Im Dezember wurde die Etappe zurückverlegt und unsere Abteilung nach Guise und La Capelle überführt. Die unerquickliche Stellung zu meinen Vorgesetzten — unser Fürst war durch einen noch übleren abgelöst — veranlaßte mich, mich zur Front zu melden. Im Juli 1915 kam ich zum Res.-Hus.-Rgt. Nr. 7, das in der Nähe von La Fère lag, als Regimentsarzt und, da mich auch hier der Dienst nicht befriedigte, bat ich um Versetzung und kam im Oktober 1915 als Chefarzt zur Res.-Sanit.-Komp. Nr. 13 der 18. Reservedivision. Diese lag nördlich von Noyon. Bald aber rückten wir von dort ab und wurden mit dem ganzen Res.-Korps nach Lens verlegt. Hier blieben wir bis zum Juli 1916.

Lens, das Zentrum des französischen Kohlengebietes, war damals, November 1915, noch leidlich im Stande. Zwar lag der Bahnhof und die umliegenden Zechen in Trümmern, aber es herrschte doch noch Verkehr auf den Straßen, und diese machten mit den heilen Häusern noch einen leidlich ordentlichen Eindruck. Das änderte sich bald, besonders als die Engländer den Abschnitt vor uns bezogen. Jetzt wurde die Stadt mehr und mehr beschossen. Im Sommer 1916 gab es kaum mehr unversehrte Häuser; man kampierte in Kellern und Unterständen. Wir hatten während unserer Tätigkeit in Lens mehr Verwundete aus der Stadt als von vorne; sehr bald erlitten wir Verluste in unserer Kompagnie und mußten daher diese weiter zurückverlegen. Nur der Rittmeister und ich mit den zum Dienst nötigen Mannschaften und Ärzten blieben in Lens. Unser kameradschaftliches Leben in der Kompagnie war höchst angenehm. Dies war nicht in allen Sanitäts-Kompagnien der Fall. Meist bestand ein schlechtes Verhältnis zwischen Militär und Ärzten, zu dem die Unmöglichkeit

der Abgrenzung des Dienstes den Keim in sich trug. Es gehörten schon ruhige Leute dazu, um Frieden zu halten. Schließlich wurde ja auch das Nebeneinander von Militär und Arzt aufgegeben und der Chefarzt zugleich Kommandeur der Kompagnie. Unser Rittmeister war ein älterer, höchst verständiger Mann, mit dem sehr gut auszukommen war. Wir besprachen den Dienst gemeinsam, und Kompetenzstreit kam bei uns gar nicht vor. Immerhin war die Tätigkeit des Chefs einer Sanitätskompagnie sehr gering; den ganzen Verwaltungsdienst, die Leitung hatte der Kommandeur. Alle Korrespondenz ging durch seine Hände. Auch ärztlich war für uns alle (wir waren zuerst acht Ärzte) wenig zu tun.

Die Kämpfe, die in den ersten Wochen noch sehr lebhaft waren, schliefen allmählich ein, als sich die Truppen erst eingebaut hatten. Die täglichen Verluste waren schließlich sehr gering. Die meisten Zugänge hatten wir durch Artilleriebeschuß der Bereitschafts- und Ruhestellung und der Stadt, die je länger je mehr unter dem täglichen Feuer der Engländer litt. Die Verluste der Zivilbevölkerung, die damals sogar noch in Lievin, 3 km vorwärts Lens, lebte, waren ziemlich beträchtlich. Aber diese täglichen Zugänge konnte doch der Chirurg mit dem wachhabenden Arzt sehr gut bewältigen, und so blieb für den Chef wenig zu tun übrig. — So war es erklärlich, daß ich bei gegebener Gelegenheit die mir angebotene Stellung des Chefs eines Feldlazaretts annahm, die durch plötzlichen Tod des bisherigen Chefs, eines bekannten Hamburger Arztes, frei geworden war. Ich verließ nun Juli 1916 die Kompagnie und übernahm die Führung des Reserve-Feldlazaretts Nr. 41, das auch zu unserem Korps gehörte und ebenfalls in der Nähe von Lens lag. Hatte ich in der Etappe so oft Gelegenheit, mich über das Dreinreden der Vorgesetzten in den inneren Dienst zu beschweren, so lag bei der Sanitätskompagnie die Sache wesentlich anders. Der Verkehr mit den oberen Regionen geschah nur schriftlich, persönlich ließen sie sich nur sehr selten und dann nur in den frühesten Morgenstunden bei uns sehen. Lens hatte einen sehr schlechten Ruf bei den Herren hinten. Der Aufenthalt war zu ungemütlich, und so ließ man uns Gott sei Dank in Ruhe. — Das änderte sich

wieder bei dem Feldlazarett. Wenn auch der Ton zwischen uns und den Korps- und Armeeärzten nie so gereizt war, wie in der Etappe, so kam es des öfteren zu recht lebhaften Zusammenstößen. —

Mit dem Feldlazarett bin ich viel herumgekommen, stets im Westen, immer die ganze Front entlang. Gleich im Sommer 1916 ging es zweimal an die Somme. Dann lagen wir im kalten Winter 1916/17 in Flandern vorwärts Roussellaere, wo wir in Oostnieuwkerke ein großes Lazarett in der Kirche hatten. Im Frühjahr machten wir die bösen Arrastage mit, kamen dann für einige Wochen in Ruhe und wurden wieder in der Gegend von Douai nach Ferin und Coutin verlegt.

Der Herbst führte uns nach Flandern, wo wir in und um Cortryk unser Lazarett einrichteten. Auch den Winter blieben wir oben in Flandern, die längste Zeit in Wevelghem bei Mesnes. Die Tage der Offensive bei Wytschaete brachten uns unendliche Arbeit. Als Erholung schickte man uns im Frühjahr 1918 nach Brügge in Ruhe. — Nun kam die Offensive, die uns mit mächtiger Siegeshoffnung erfüllte. Unsere Division (17. Res.-Div.) wurde in der Gegend von Noyon eingesetzt. Ausgeladen wurden wir bei Laon, marschierten durch das uns so wohlbekannte Gelände bis in die Gegend von Roye. Aber wie sah es jetzt hier aus! Was war aus dem einst so blühenden Lande geworden? Die Städte und Dörfer, die wir noch gänzlich unberührt vom Kriege kannten, wie sahen sie aus? Chauny, La Fère, Tergnier, Flavy, Sinceny, Noyon, Baissi — alles eine wüste Trümmerstätte. — Auch nach dem Elsaß wurden wir nochmal verschlagen, kamen aber nicht in Tätigkeit, sondern bald wieder zurück nach Thielt und von dort bald wieder nach der Gegend Bohain (Nordfrankreich). Hier begann dann der allmähliche Rückmarsch. Das Blatt wandte sich. Das Unglück war nicht länger aufzuhalten. Ich hatte meine Stellung als Chef öfters mit der eines stellvertretenden Divisionsarztes vertauscht. So konnte ich auch Einblicke in das Getriebe bei einem Stabe gewinnen. Gerade während der aufregenden Zeit der Rückzugskämpfe im Morelwald südlich Maubeuge war ich bei der Division. Dann kam der Rückmarsch; ich konnte wieder zu meinem Lazarett

zurücktreten und führte es bis in die Heimat. Unser Marsch ging stets durchs Gebirge, erst durch die Berge Südbelgiens, die tiefeingeschnittenen Täler der Maas, die Ourthe durchquerend, dann durchs hohe Venn, die Eifel, über Köln; von dort durch das Bergische und Sauerland bis nach Westfalen in die Gegend von Meschede. Hier verlud man uns. Wir demobilisierten in die Gegend Meschede.

So war es uns vergönnt, den ganzen Feldzug bis zum trüben Ende mitzumachen. Voller Begeisterung zogen wir aus, und mit Tränen und Scham im Herzen kehrten wir heim. Wir müssen uns mit dem Gedanken trösten, daß das Recht doch auf unserer Seite war, und daß es unserem im Grunde doch starken und gesunden Volke gelingen wird, wieder in die Höhe zu kommen. Wenn wir Alten es auch nicht mehr erleben werden, unsere Kinder und Enkel werden wieder glücklichere Zeiten sehen. Mit dieser Hoffnung wollen wir weiter leben und dereinst in die Grube fahren.

Dekoriert bin ich mit Eisernem Kreuze II. und I. Klasse, mit dem Hamburgischen und Lübeckischen Hanseatenkreuz, mit dem Oldenburgischen Verdienstkreuz I. und II. Klasse.

Dr. med. Magnus Niemeyer (geb. am 23. Juni 1864), wie sein älterer Bruder Hugo Arzt in Hamburg, war dort Untersuchungsarzt. Er hat sehr schlechte Erfahrungen gemacht und wünscht ausdrücklich, daß darüber in keiner Weise berichtet werde.

Egon Niemeyer (XII. 51)

geboren in Hamburg am 7. März 1894. Sohn von Hugo Niemeyer in Hamburg; siehe dessen Bericht.

„Ich trat nach bestandener Fähnrichsprüfung am 1. Dezember 1913 in das Inf.-Rgt. Nr. 167 in Kassel ein. Im Juli 1914 besuchte ich die Kriegsschule in Danzig als Unteroffizier; am 1. August 1914 wurde ich zum Offizierstellvertreter befördert und rückte mit meinem Regiment ins Feld nach dem Westen. Aus den ersten Kampftagen dort berichten meine Feldpostbriefe im 4/5. Stück der Familiennachrichten S. 71. Ende August erlebte

ich den Abtransport an die Ostfront. Es folgte die Schlacht an den Masurischen Seen vom 5.—15. September 1914 (siehe die erwähnten Feldpostbriefe S. 73). Verfolgungskämpfe bei Eydtkuhnen. Rückmarsch nach Königsberg, Verladung und Bahnfahrt nach Krakau. Erster Vormarsch an die Weichsel, Beförderung zum Leutnant am 25. Septemper 1914, Gefecht am 4. Oktober 1914 bei Opatow, Schlacht bei Iwangorod in den Tagen vom 9.—20. Oktober; in der Folge erhielt ich das Eiserne Kreuz II. Kl. Rückmarsch über Lodz, Kalisch nach Posen. Zweiter Vormarsch an die Weichsel: Schlachten bei Kutno am 14. bis 15. November, bei Lodz am 17. November bis 17. Dezember. Vormarsch an die Rawka, Stellungskämpfe bei Kawa am 18. Dezember 1914 bis 1. März 1915. Schlacht bei Stolniki am 5.—15. März. Am 15. März schwere Verwundung des rechten Ellbogengelenks durch Gewehrschuß. Erste Aufnahme abends im Kriegslazarett in Tomaszow, Fahrt mit Lazarettzug nach Berlin, Kreis-Krankenhaus Brietz. Am 22. März Verlegung nach dem Krankenhaus Barmbeck (Hamburg); hier blieb ich bis Ende Oktober 1916, wurde mehrfach operiert und endlich mit ganz gut brauchbarem und halbwegs beweglichem Ellbogengelenk (das völlig versteift war) als g. v. zum Ersatztruppenteil nach Kassel entlassen. Während meiner Lazarettzeit bereitete ich mich auf das Abiturientenexamen vor, das ich den 26. August 1915 am Wilhelms-Gymnasium in Hamburg bestand. Beim Ers.-Bat. Inf.-Rgt. Nr. 167 blieb ich bis Ende Januar 1917, bildete g. v.-Mannschaften und k. v.-Rekruten aus. Während dieser Zeit meldete ich mich wieder ins Feld und erbat meine Anforderung vom Inf.-Rgt. Nr. 167. Ich erreichte dasselbe am 8. Februar am oberen Styr-Stochod (nordöstlich vom Lemberg). Stellungskämpfe dort vom 8. Februar bis 11. Juli. Inzwischen (vom März bis April) war ich Schüler der Feldkriegsschule in Nadziechow. Vom 12.—18. Juli Stellungskämpfe östlich Zloczow. Am 20. Juli Durchbruchsschlacht in Ostgalizien, 20. Juli Gefecht bei Zukowce-Mozana, 21. Juli Gefecht bei Dowanorycz, 22. Juli Gefecht bei Ludwikowka, 23. bis 24. Juli Serethübergang bei Strusow-Mikulince. Stellungskampf am Sereth, Abtransport nach dem Westen, vom 29. Juli bis 11. Oktober 1917. Stellungs-

kampf vor Verdun am 17. Oktober 1917 bis 16. April 1918. Am 20. Januar 1918 Versetzung zur 15. Ref.-Div. Inf.-Rgt. Nr. 69 Stellungskämpfe bei Calonne (franz. Flandern), am 28. Juni bis 20. August 1918 Kämpfe zwischen Arras und Albert, am 21. August bis 2. September 1918 Abwehrschlacht zwischen Scarpe und Somme, am 3.—26. September Kämpfe vor der Siegfriedstellung, am 27. September bis 8. Oktober 1918 Abwehrschlacht zwischen Cambrai und St. Quentin, am 9. bis 17. Oktober Kämpfe vor und in der Hermannsstellung (südlich Le Chateau). Östlich Bohain wurde ich am 17. Oktober 1918 von den Engländern gefangen, Fußmarsch über Bohain, Beaurevoir, Le Chalet, Bony, Templeux nach Boiselle; von hier Bahnfahrt im Viehwagen nach Le Havre, Überfahrt nach Southampton, Bahnfahrt Wakefield (Yorkshire). Ankunft im Lager Lophouse-Park am 22. Oktober 1918." Über das Lager wird von anderer Seite berichtet: Es bestand aus einem Holzschuppen, anfänglich ohne jedes Mobiliar; die Schlafstellen bestanden aus drei Brettern auf zwei Holzklötzen von 15 cm Höhe, darauf Strohsäcke, drei Wolldecken ohne Wäsche; es handelte sich dabei um ein Offizierslager, belegt unter anderem mit Hauptleuten und Offizieren. Die Bretterwände ließen Zug von allen Seiten durch. Dazu wurden die Gefangenen durch alle erdenklichen Kleinigkeiten verärgert, es wurde ihnen Briefpapier verweigert, die Verpflegung war anfangs schlecht, zuletzt besser. Ein merkwürdiges Zusammentreffen zweier Vettern ereignete sich. Wie aus dem Bericht der Schicksale von Walter Hennecke (siehe S. 44) hervorgeht, wurde dieser nach Versenkung der Flotte bei Scapa Flow mit seinem Kameraden gefangen und in das gleiche Lager eingeliefert. Hier wurden sie mit einem dreifachen donnernden Hurra empfangen. Im Verkehr und Gedankenaustausch erkannten sich Egon Niemeyer und Walter Hennecke als Verwandte. — Die wiederkehrenden Schmerzen im Ellbogengelenk veranlaßten Egons Zurücksendung durch Krankentransport am 20. August 1918. Mit gar vielen seiner Kameraden mußte er auch Walter Hennecke zurücklassen.

Otto Niemeyer (XII. 47)

praktischer Arzt in Potsdam, Sohn von Professor Dr. Max Niemeyer und seiner Gattin Martha geb. Rehorst, Urenkel von Franz Anton Niemeyer. Siehe Tafel 6 b.

Ausgerückt mit der Sanitätskompagnie Nr. 3 des Garde-Korps als Assistenzarzt, Vormarsch durch Belgien, Stellungskämpfe um Reims, November 1914 bei Ypres eingesetzt, Januar-Februar 1914 Batl.-Arzt beim Landw.-Inf.-Rgt. Nr. 116 in der Champagne (Pertes). März wieder bei der Sanitätskompagnie, Champagneschlacht (Ripont). Im Sommer 1915 bei der Mackensen-Armee in Rußland bis Brest-Litowsk. Oktober 1915 bis Januar 1916 in Busey mit San.-Komp. Nr. 3 in Ruhe (bei Noyon). 9. Februar 1916 zum 1. Garde-Rgt. versetzt. Stellungskämpfe bei Noyon (Fresnières). September 1916 erste Sommeschlacht. Oktober 1916 Stellungskampf um Noyon. November 1916 bis Februar 1917 zweite Sommeschlacht (Boudincourt). — April bis Mai 1917 Aisneschlacht, Mai bis Juni 1917 Argonnen, Juli bis August 1917 Einnahme von Tarnopol. September bis Oktober 1917 Einnahme von Riga, Stellungskämpfe bei Wenden. Oktober 1917 bis Januar 1918 Stellungskämpfe um Reims. Februar bis März 1918 Ausbildung. März bis April 1918 Frühjahrsoffensive, vorgekommen bei Grisvesnes. Mai bis Juni 1918 Aisneoffensive. Juli 1918 Argonnen, amerikanische Offensive. Von da bis 10. November ununterbrochene Rückzugsgefechte. Am 10. November 1918 griff das 1. Garde-Rgt. den über die Maas gekommenen Feind an, machte 200 Gefangene und zwang ihn auf das andere Ufer zurück. — Rückzug durch Frankreich-Belgien bis Wetzlar. Von Wetzlar Bahnfahrt nach Jüterbog, Marsch bis Potsdam. Am 11. Dezember 1918 Einzug in Potsdam.

Otto Niemeyer erhielt am 9. November 1914 das Eiserne Kreuz II. Kl. und am 27. Januar 1918 das Eiserne Kreuz I. Kl.

Von der Garnison bis zum ersten Verbandsplatz.

Im Sommer 1914 stand ich als Assistenzarzt an der Haupt-Kadettenanstalt in Lichterfelde und erlebte in dieser schönen

Garnison im Kameradenkreise herrliche Tage. Während man in Thorn, wo ich im Winter 1913/14 beim Inf.-Regiment v. Borcke stand, stets von einem drohenden Kriege mit Rußland sprach, verschiedene Grenzvorfälle gaben dauernd dazu Anlaß, wußte man hier in Lichterfelde nichts von Krieg und Kriegsgeschrei. Nur wenn ich auf der Bahn von Lichterfelde nach Berlin den damals in der „Berliner Illustrierten Zeitung" erscheinenden Roman „Sturmzeichen" von Skowronnek las, gedachte ich hin und wieder der ernsten Gespräche der Thorner Offiziere. Ende Juli 1914 bekam ich Urlaub und besuchte einen Jugendfreund auf seinem Gute in Westpreußen. Am 30. Juli machten wir einen Ausflug nach Danzig und Zoppot. Und dort in Danzig kam mir mit Wucht der Ernst der Zeit zum Bewußtsein. Während ich durch die Straßen schritt, gab es plötzlich einen Menschenauflauf, und ich hörte Hurrageschrei. Und da sah ich auch schon einen weißbärtigen Husarengeneral auf einem Schimmel dahereiten, dem die Menge zujubelte. Es war Mackensen. In Zoppot ging es zunächst noch ruhig zu; als sich aber in den Nachmittagsstunden die Nachrichten vom drohenden Kriege häuften, die auf der Kurpromenade und dem Seesteg ausgerufen wurden, da wimmelte bald das Völkchen der Badegäste durcheinander; und auf der Rückfahrt gab es auf der Bahn schon die Zustände, die jedem sattsam bekannt sind. Auf des Freundes stillem Landsitze erwartete mich der Fernspruch, der mich in die Garnison abrief. Nun wußte ich es: es wird Krieg geben. Es ist weder ein Gefühl der Freude gewesen, das mich da packte, noch das des Schreckens. Ich dachte bloß, jetzt wird dein Leben ganz anders werden, es wird ein Erleben. Ich fuhr am 31. Juli im überfüllten Zuge nach Berlin.

Es war am 3. August, dem zweiten Mobilmachungstage, als ich mich bei der Truppe, mit der ich in den Weltkrieg ziehen sollte, meldete, der Sanit.-Komp. Nr. 3 des Gardekorps, die vom 3. Garde-Rgt. z. F. und der Garde-Trainabteilung aufgestellt wurde. Der erste Eindruck, den ich von unserer Formation hatte, war ein schlechter. Weder der Kommandeur noch der Chefarzt hatten eine Ahnung von der Tätigkeit einer Sanitäts-Kompagnie, und unsere Leute, die uns vom 1. und 3. Garde-Rgt. überwiesen

wurden, waren zum Teil nicht einmal als Krankenträger ausgebildet. Und so bekam ich, weil ich kurz vorher bei einer Übungskompagnie gewesen war und am meisten mit allem Bescheid wissen mußte, den Sonderauftrag, die Mannschaften auszubilden, was ich dann auch, so gut oder schlecht es ging, tun mußte.

Am 10. August morgens 10 Uhr rückten wir nach einem Hurra auf unseren allerhöchsten Kriegsherrn ab zum Lehrter Güterbahnhof und kamen auf dem Marsche auch durch die Linden. Die Stimmung der Menschen, die die Straßen umsäumten, ist bekannt, die unserer Leute und Offiziere war gut, meine eigene schlecht. Über mich kam wieder der alte Jammer, als Arzt ins Feld ziehen zu müssen und nicht in den vordersten Reihen kämpfen zu können. In den wartenden Zug wurden wir nun in endlos langer Zeit eingeladen. Um 11 Uhr waren wir auf dem Bahnhof, um 3 Uhr sollte der Zug abgehen, um 4 Uhr ungefähr ging er ab. Während die anderen Offiziere noch einmal in die Stadt gingen, mußte ich als Truppenarzt bei meiner Truppe bleiben.

Nach etwa 40stündiger Fahrt wurden wir noch auf deutschem Gebiet in der Nähe von Engelsburg ausgeladen, wo wir dann eine halbe Nacht blieben. Dort sah es schon recht bunt aus. Viel Militär, doch merkte man vom Kriege noch nicht viel, die Leute badeten, jauchzten und ließen es sich wohl sein. Unangenehm wurde es erst, als wir plötzlich nachts um 12 Uhr alarmiert wurden und abrückten. Zwei Ochsenwagen wurden für die Tornister requiriert. Die beiden Bauern betrugen sich recht feindlich, einer fuhr immer mit seinem Ochsengespann gegen die Bäume, bis ihm unser Ulanenwachtmeister mit dem Säbel das Fahren beibrachte. Bald kamen wir über die belgische Grenze, und nun änderte sich das Bild. Bäume waren ausgerissen, um die Wege für unsere Truppen zu versperren. Von Zeit zu Zeit kamen wir an Chausseeposten und Wachen vorbei, Landsturm aus der Rheinprovinz mit alten Landwehrtschakos auf, wie man sie sonst nur noch auf alten Kriegsbildern von 1866 und 1870 sah. An gesprengten Brücken kamen wir vorbei, man hatte alles mögliche versucht, um es unseren einrückenden Truppen schwer zu machen. Aber alles war von den Pionieren beiseite geschafft, so daß unser

Marsch ganz glatt von statten ging. Von der nun kommenden Zeit habe ich wenig Erinnerung mehr. Ein richtiges Tagebuch führte ich nicht, um nicht schlechtes eintragen zu müssen. Jedenfalls waren es Marschtage der schärfsten Sorte, 50—60 km täglich bei glühender Hitze. Am Wege sahen wir die ersten Toten, nicht von Feindeskugel, sondern vom Hitzschlag getroffene.

Von Gefechten sah man damals noch nichts, es hieß der Feind zöge sich überall zurück. Hin und wieder hörten wir in diesen Tagen Kanonendonner von Lüttich herrührend, wo sich noch acht Forts wehrten.

Eines Tages, es war am 23. August, marschierten wir wie immer, als der ferne Kanonendonner immer näher klang. Man sagte uns, ein Gefecht entwickele sich. Wir marschierten ruhig weiter in einem schrecklichen Gelände, bergab, bergauf und wieder bergab. Daß unsere Wagen überall durchkamen, ist bewundernswert. In einem Haferfeld kam die Nachricht, daß dort in der Nähe Verwundete lägen. Ich wurde mit einem Krankenwagen hingeschickt. Es waren zwei Franzosen. Zum erstenmal sah ich Feinde. Sie trugen dieselbe Uniform wie 1870, rote Hosen und den langen Infanterierock. Ich verband sie sorgfältig, brachte sie ins nächste Dorf, das verlassen war, und legte sie in ein Haus, an dessen Tür ich schrieb, hier liegen zwei verwundete Franzosen. Ob sie gefunden sind, weiß ich nicht. Mitnehmen konnten wir sie nicht. Am Abend desselben Tages kamen wir am Truppenverbandsplatz des 4. Garde-Rgts. vorbei, wo ein Unterarzt die zahlreichen Verwundeten versorgte. Bald erreichte uns die Meldung, in einem Orte ganz nahe bei uns lägen 50 verwundete Deutsche, darunter ein Major. Ich ritt hin, es war schon finstere Nacht und fand dort alle auf Stroh liegend unter Toten. Von allen Seiten wurde ich um Hilfe gebeten, nur der Major sagte: „zu mir kommen Sie erst, wenn die anderen versorgt sind". Ich schickte Meldung zurück an die Kompagnie, daß die Einrichtung eines Hauptverbandsplatzes meiner Ansicht nach notwendig sei, da mir inzwischen bekannt war, daß die anderen Häuser noch mit Verwundeten belegt seien. So wurde ohne Befehl vom Divisionsarzt der Hauptverbandsplatz errichtet, und es gab viel zu tun.

Es waren die Folgen der ersten Schlacht des Gardekorps, die wir nun zu sehen bekamen. Nachdem die Verwundeten aus dem Gehöft abtransportiert waren, ritt ich weiter zu einem zweiten, mit Verwundeten vollgestopften Hause. Auch diese ließ ich zu dem inzwischen errichteten Hauptverbandsplatz transportieren, wobei mir die Hoboisten vom 2. Garde-Rgt. in dankenswerter Weise unter ihrem Obermusikmeister Graf zur Hand gingen. Viel tat ich dort mit der Morphiumspritze. Während ich noch beschäftigt war, kam plötzlich unser Rittmeister zu mir mit der Nachricht, daß auf dem Schlachtfelde noch etwa 200 Verwundete lägen und ich provisorisch einen Verbandsplatz in einer Feldscheune errichten solle zugleich mit dem Wagenhalteplatz. Es war ein eigenartiger Ritt. In finsterer Nacht über das Schlachtfeld querfeldein. Mehrere Male stolperte mein Pferd über tote Franzosen, die überall verstreut lagen. Schließlich kam ich an die Chaussee, an welcher die Feldscheune liegen sollte. Beim Schein meiner elektrischen Taschenlampe sah ich, daß die Franzosen den Chausseegraben als Schützengraben gebraucht hatten, denn es lagen die Toten zu Hunderten darin. An manchen Stellen war er ganz voll. Ich gelangte dann zum Orte meiner Tätigkeit, begann die Verwundeten, die schon da waren, einzuteilen in Leicht- und Schwerverwundete, legte die notwendigsten Verbände an und schickte die Marschfähigen nach hinten. Unsere Krankenträger waren inzwischen auch angekommen und suchten das Gefechtsfeld nach Verwundeten ab und brachten mir, was sie gefunden hatten, Deutsche wie Franzosen. Ich sah sie mir an und überwachte den Abtransport zum Hauptverbandsplatz. Dort traf ich einen Einjährigen von der Kaiser Wilhelms-Akademie, der am rechten Arm leicht verwundet war und der den ganzen Tag auf dem Schlachtfelde, soweit er mit dem einen Arm konnte, seinen Kameraden geholfen hatte. Von diesem hörte ich, daß das 2. Garde-Rgt. starke Verluste durch die französische Artillerie gehabt habe. „Wir wurden, so erzählte er, aus einem Gehöft an der Chaussee, auf der wir uns jetzt befinden, stark beschossen. Mit aufgepflanztem Seitengewehr ging es unter Hurra vor. Nachdem wir zweimal Hurra gerufen hatten, verstummte das Feuer, und die Franzosen liefen im Laufschritt aus dem Hause und dem Chausseegraben,

in dem sie lagen. Unser Leutnant befahl hinlegen und auf den fliehenden Feind zu schießen, unsere Leute schossen aber im Stehen, weil sie so besser zielen konnten. Es war wie auf einer Treibjagd." So ähnlich sprachen alle. Manche von unseren Stürmern waren gar nicht zu Schuß gekommen, da der Feind vorher fortgelaufen war.

Endlich gegen 3 Uhr morgens waren die letzten Verwundeten abtransportiert, und wir konnten an Rückkehr denken. Der letzte Wagen fuhr gerade ab, als mehrere Schüsse fielen und einer unserer Krankenträger, der wenige Schritte von mir stand, schrie: „ich bin am Fuß getroffen". Ich zog ihm den Stiefel aus, der ganz voll Blut war, verband ihn rasch und folgte dann drei Leuten in der Richtung, woher die Schüsse gekommen waren. Wir schossen einige Male in die Nacht, sahen aber nichts. Nun zogen wir endlich ab in der Hoffnung auf einige Stunden Ruhe, doch sollte mich die Hauptarbeit noch erwarten. Ich fand das Gehöft, in dem ich am Abend zuerst war, wieder voller Verwundeter und dabei die Bitte vom Oberstabsarzt, die Leute, die sich darin befänden, zu versorgen, da er mit seinen Herren niemand mehr verbinden könne und auch keinen Platz zum Lagern mehr habe. Ich besah mir das Gehöft, in dem sich bis jetzt rat- und machtlos der Feldwebel befand. Es waren zwei Zimmer und zwei Scheunen voller Verwundeter, die zum Teil noch nicht versorgt waren. Ich bestimmte ein Zimmer für die Schwerverwundeten und begann wieder mit Verbandszeug und mit der Morphiumspritze zu arbeiten. Es waren im ganzen etwa 50 Verwundete, darunter 15 Franzosen, die ich in eine Scheune für sich legte, da sie furchtbar stinken. Es sind nicht allein die Turkos und Zuaven, die so stinken, sondern tatsächlich alle. Einen Schmutz tragen diese Leute am Leibe, daß man sie wirklich nicht für Söhne der Kulturträgerin Frankreich, der Grande Nation hält. Das Verarzten war entsetzlich. Auf dem mit Stroh belegten Fußboden lagen die Menschen eng nebeneinander wie die Heringe. Beim Durchkriechen mußte man sich vorsehen, daß man keinen trat. Bei den Franzosen passierte es, daß einer plötzlich laut neben mir aufschrie. Ich sah hin und bemerkte, daß ich mit meinem Fuß gegen sein bereits zerschmettertes Bein getreten war.

Die Beleuchtung bestand in einer Kerze und in einer Stallaterne. Zu dem traurigen Bild ein trauriges Licht. Gegen morgen riß sich das im Garten angebundene Vieh los und versuchte in die Scheunen, in welchen die Verwundeten lagen, hineinzulaufen, Rinder und Schweine. Kaum Menschen können so nach ihrem verlorenen Heim schreien, wie diese Tiere es taten. Bei Tageslicht sah man, daß der ganze Hof voller Leichen war, die jetzt endlich beiseite gebracht wurden.

Gegen 10 Uhr vormittags (24. August) war alles verbunden und sonst versorgt. Die Kühe waren gemolken und Erbssuppe gekocht, damit die Verwundeten etwas zu essen hatten. Dann endlich legte ich mich nach langer Arbeit zur Ruhe hin. Bereits um 1 Uhr nachmittags wurde der Hauptverbandsplatz und damit auch meine Krankenabteilung dem ablösenden Feldlazarett übergeben.

Alles dieses ging vor in einer Häusergruppe, welche den Namen Folle Pensée nach der Karte führt. Die spätere Zusammenstellung ergab, daß in dieser einen Nacht von uns über 200 Verwundete versorgt sind. Dieses war meine erste größere Tätigkeit im Felde und ich kann aus dem Grunde stolz auf diesen Tag sein, weil ich die ganze Arbeit allein und auf eigene Verantwortung ausgeführt habe.

Im Anschluß an den Bericht des Sohnes darf nicht versäumt werden, der segensreichen Tätigkeit der Mutter, Frau Martha Niemeyer geb. Rehorst, zu gedenken. Sie opferte den Hauptteil ihrer Häuslichkeit, um in den Lazaretten von Potsdam die Verwundeten liebevollst zu pflegen und, wie für ihre leibliche Genesung, so auch für ihre geistige Erfrischung zu sorgen. Sie war auch in der Richtung tätig, die dauernd Kriegsunfähigen einem ihren Fähigkeiten entsprechenden Beruf zuzuführen. So entdeckte sie bei einem ihrer Pflegebefohlenen hervorragende geistige Aufnahmefähigkeit und ruhte in der Folge nicht, als bis sie seine Ausbildung als Lehrer erreicht hatte. Auch war sie nicht nur vorübergehend der selbst auferlegten Pflicht eingedenk, sondern von Anfang des Krieges an bis zum unseligen Ende desselben, und wie schon erwähnt, nicht nur kurze Zeiten, sondern weitaus den größten Teil jeden Tages.

Franz Paul Boroffka (XII. 48)

ist in den Stammtafeln noch nicht aufgeführt, sondern als Gatte von Else Niemeyer, der Tochter von Max Niemeyer, dem zweiten Herausgeber unserer Nachrichten (siehe das zweite und dritte Heft) einzufügen. Das Nähere siehe am Schluß dieses Heftes unter „Familiennachrichten".

Am 26. September 1914 wurde ich nach vielen vergeblichen Versuchen beim 1. Garde-Ulanenregiment in Potsdam als Kriegsfreiwilliger eingestellt; am 17. November 1914 Abtransport ins Feld, am 28. November Ankunft beim Garde-Res.-Ulanen-Rgt. in Strykow (Polen), vom 21. Dezember 1914 bis 7. Januar 1915 als reitender Dolmetscher für Russisch beim Divisionsstabe der 3. Garde-Inf.-Div. (Generalleutnant Litzmann). Am 27. Januar zum Unteroffizier befördert; vom 8. Januar bis 17. März 1915 beim Regiment: Kämpfe in Polen (Rawka-Linie), Litauen (Winterschlacht in Masuren, nördlichster Zipfel an der Memel, Verfolgung der Russen bis Simno, Patrouillengefechte daselbst); dann Kämpfe vor Prasznyc. 17. März bis 29. September 1915 als Dolmetscher beim Stabe der 5. Garde-Inf.-Brigade (General Graf v. d. Goltz), Stellungskämpfe vor Prasznyc, Durchbruch bei Jednorozec, Vormarsch über Bozan, Tiszew, Bjelsk, Narew, Lida bis an die Beresina. 30. September 1915 zurück zum Regiment, Bahntransport nach Frankreich (Gegend von Douai), dort einen Monat Ruhe, Vorbereitung zum Schützengraben. 17. November 1915 Abtransport nach Galizien (vor Tarnopol), dortselbst Divisions-Feldpolizeidienst. 3. Februar 1916 zur Ersatzeskadron Potsdam zurück. 1. März 1916 zum Res.-Inf.-Rgt. 64 versetzt. 29. Mai bis 26. August 1916 Offizierskursus in Döberitz. Am 26. August zum Vizefeldwebel befördert. 14. September zum Res.-Inf.-Rgt. 64 nach Flandern, dort Stellungskämpfe bei Ypern (Langemarck). 4. November 1916 bis 9. März 1917 Kämpfe an der Ancre (Gegend bei Bapaume), am 10. November erhielt ich das Eiserne Kreuz 2. Kl. Am 9. März 1917 zur Dolmetscherschule nach Berlin versetzt. Dort Leitung der russischen Übersetzungsstelle. 1. Dezember 1917 bis 24. Mai 1918 Dienst in der Dolmetscherschule (Übersetzungsarbeit) und an der Funker-großstation Königswusterhausen (diplomatischer Funkendienst mit

der Sowjetregierung in Petersburg und Moskau). 1. Juni bis 28. August 1918 Offizierskursus der Nachrichtentruppe in Grodno. 10. September bis 10. November 1918 bei der Gruppenfunkenabteilung 524, Stellungskämpfe in Lothringen (Gegend Dieuze), 10. November bis 12. Dezember 1918 Heimmarsch, 12. Dezember 1918 Demobilmachung in Staßfurt.

Ernst August Niemeyer (XII. 45)

Oberinspektor der Feuerversicherungsgesellschaft Albingia und Generalagent in Danzig, Urenkel von Franz Anton Niemeyer. Siehe Tafel 6 b.

Nach Ausbruch des Krieges trat ich 35 Jahre alt als Kriegs-Freiwilliger bei der Ersatz-Eskadron der 12. Ulanen in Königsberg ein. Anfang 1915 kam ich als Gefreiter zum achtwöchentlichen Offizieraspiranten-Ausbildungskursus in das Lockstetter Lager, darauf als Unteroffizier ins Feld zur 3. Eskadron; am 1. August 1915 wurde ich Vizewachtmeister und Führer des 3. Zuges der 3. Eskadron. In der Folge nahm ich an der Eroberung Polens teil im schneidigen Bewegungskrieg der 1. Kav.-Division, der die 12. Ulanen angehörten. Im Winter 1915 Nordmarsch nach Kurland, 1916 Küstenschutz am Rigaschen Meerbusen. Am 4. Januar 1917 plötzlicher Abmarsch, 6.—31. Januar Schlacht an der Aa, fürchterlichste Kälte des Krieges (siehe den Bericht von Guido Wolff, wie er gleichfalls Mitteilung über die Kälte in der gleichen Gegend macht). Viele Tage und Nächte standen wir bei 35 Grad Kälte ohne Schlaf. Anfang Februar 1917 wurden sämtliche kriegsfreiwillige Unteroffiziere und Vizewachtmeister der 1. Kav.-Div. (darunter auch ich) mit vielen anderen Unteroffizieren dieser Division — im ganzen 427 — zur Infanterie versetzt und zum Abschnitt Kovel befohlen. Ich kam zum Res.-Inf.-Rgt. 232 (107. Inf.-Div.). Acht Wochen Offiziersschule Milniza, im Anschluß daran Stellungskrieg in den Wolhynischen Sümpfen. Zugführer bei der 2. und 1. Komp. Juli 1917 Beförderung zum Offizier. November 1917 plötzlicher Transport der 107. Inf.-Div. nach dem Westen. Ankunft in Rieux bei Cambrai in der Nacht vom 20.—21. November 1917. Am 21. November 1917 erfolgte früh ein erfolgreicher Durchbruch

der Engländer vor Cambrai. Die 107. Inf.-Div. bildete die letzte Rettung. Hinein ging es in die blutige Cambraischlacht ohne Ruh noch Rast, ohne Kenntnis der westlichen Kriegstaktik, in Massen den uns unbekannten Tanks entgegen, ohne Munition und ohne Nachschub derselben, die wenige Artillerie ebenfalls ohne genügende Munition. Und dennoch gelang es völlig, dem englischen Angriff Halt zu gebieten. Die außerordentlichen Leistungen der 107. Inf.-Div. fanden bei Ludendorff besondere Anerkennung. Im Dezember 1917 wurde ich Bataillonsadjutant, dann Ordonnanzoffizier beim Regimentsstab. Vom 11. Januar 1918 an wurde mir die Führung der Inf.-Pion.-Komp. des Regiments übertragen und war als solcher Pionier- und Nachhutoffizier des Regiments. Dann erlebte ich die hochinteressanten, intensiven Vorbereitungen zur Märzoffensive in Stellung bei Gonnelieux. In der Nacht vom 20.—21. März 1918 bezogen wir die Angriffsstellung vor Villers-Guiselain unbemerkt von den Engländern. Am 21. März 1918 früh von 4^{40}—9^{40} das wundervoll-imposante deutsche Trommelfeuer. Auf 80 km Front kam alle 9 m ein Geschütz. Trotz dichten Nebels war die Nacht taghell infolge des dauernden Mündungsfeuers der Geschütze. Die Überraschung des Feindes gelang vollkommen. Pünktlich um 9^{40} früh begann die unaufhaltsame Erstürmung der feindlichen Stellungen. In den folgenden Tagen Eroberung des ganzen trostlosen Bapaume-Trichtergeländes. Am 5. April Übergang über die Ancre-Stellung im Avelny-Walde. In den folgenden Monaten heftige und aufreibende Kämpfe hart nördlich und südlich der Somme. Wir hatten enorme Verluste. Wiederholt lobende Erwähnung der 107. Inf.-Div. durch Ludendorff. Am 23. August 1918 der katastrophalste Tag des ganzen Krieges für mein Regiment und — mich. Wir mußten den Durchbruch der Engländer rechts und links bei Nachbar-Regimentern erleben, Infanterie und Tanks in Massen von hinten schnürten unser Regiment vollständig ab. Meine Kompagnie bezog Stellung in der zweiten Linie, wurde von schwerer Artillerie und Tanks zum größten Teil zusammengeschossen, zum anderen Teil gefangen genommen. Mit Ausnahme des Regimentsstabes fiel das ganze Regiment in englische Gefangenschaft. Infame Behandlung, Beraubung und Ausplünderung

durch Offiziere und Mannschaften der 1. australischen Division. Fabelhaft anstrengende Tage in den Durchgangs-Gefangenenlagern Villers-Brétonneux und Le Havre. Unglaublich kümmerliche Verpflegung. In der Nacht vom 31. August bis 1. September von Le Havre nach Southampton. Die englische Besatzung zeigte sich sehr ängstlich wegen Torpedierung. Mehrere hundert deutsche Offiziere waren in einem niederen Raume des Dampfers eingepfercht. Nachmittags Ankunft im Offiziers-Gefangenenlager Holyport, Holzbaracken. Verpflegung unbeschreiblich ungenügend, schikanöse Behandlung durch die Engländer. Der Winter 1918 bis 1919 war sehr kalt, wir ohne Kohlen. Infolge Unterernährung körperlich ganz heruntergekommen. Die Unmöglichkeit, sich während des ganzen Winters auch nur einmal erwärmen zu können, wirkte direkt verzweiflungsvoll. Im Januar 1919 herrschte im Lager ein epidemieartiger Ausbruch der Grippe. So starben eine Anzahl von Offizieren zufolge Mangels jeglicher sanitärer Maßnahmen. Allgemeine Angst vor dem Lazarett, vor der Unfähigkeit der Ärzte und vor der Roheit der englischen Schwestern!!! Am 10. Februar 1919 wurde ich wegen Disziplinarvergehen gegen den englischen Kommandanten nach Oswestry strafversetzt. Scheußliches Lager, zugige Holzbaracken, durch die es stets durchregnete. Verpflegung: entweder dauernd Kohlsuppe (heißes Wasser mit Kohlblättern) oder „duftendes" Pferdefleisch. Aber etwas Kohlen. Die dauernde Abgeschlossenheit von der Außenwelt durch das dichte, mehrere Meter breite und hohe Stacheldrahtverhau verbunden mit der ewigen Ungewißheit: „wann kommst du nach Hause", wirkte zermürbend auf die Nerven. Mehrere Fälle von Wahnsinn unter den Offizieren. Endlich am 1. November 1919 Abtransport nach Hull. Dort erwartete uns ein kleiner deutscher Dampfer mit schwarz-weiß-roter Flagge! Stürmische Überfahrt, am 3. November nachmittags Landung in Emden. Begrüßung auf deutschem Boden. Am 8. November gesunde Ankunft in meiner Heimatstadt Königsberg bei meiner Mutter.

Die entehrende und zermürbende Behandlung in englischer Kriegsgefangenschaft will ich hier nicht schildern; sie ist allen Kreisen durch Zeitungsberichte anderer Kameraden bekannt. Aber eins möchte ich auf Grund alles dessen, was ich in englischer

Gefangenschaft gesehen, gehört und geduldet habe, betonen und jedem Angehörigen der Familie Niemeyer vorhalten: Schlimmer und gefährlicher als der wütende Rachedurst des nimmersatten Franzosen ist der gemeine, niedrige englische Krämerneid, diese kaltblütige, herz- und erbarmungslose Natur jedes, auch des sog. hochgebildeten Engländers!!! Mit der Muttermilch sollte jedes Kind deutscher Eltern einen heiligen und ewigen Haß in sich aufnehmen gegen jenes Volk jenseits des Kanals, das sich ein englisches „Kulturvolk" nennt.

Karl Stichel (XII. 57)

geboren am 12. Mai 1895, Enkel des jüngsten Kindes von Franz Anton Niemeyer: Friederike Niemeyer, die an den Realgymnasialdirektor Tägert in Siegen verheiratet war. Deren Tochter Mathilde ist vermählt mit Professor Dr. R. Stichel zu Meiderich-Duisburg. Siehe Tafel 6 b: Fr. A. Niemeyer.

„Am 1. April 1914 trat ich bei der Kaiserlichen Marine als Seekadett ein. In Flensburg-Mürwick infanteristisch ausgebildet, war ich vom 12. Mai 1914 an auf dem Schulschiff „Viktoria Luise" tätig. Bei Kriegsausbruch kam ich auf S. M. S. „Kaiser Karl d. Große", auf welchem ich nur etwa 14 Tage blieb. Dann wurde ich auf S. M. S. „Ostfriesland" kommandiert und am 13. Juli 1916 zum Leutnant zur See befördert. Leider mußte ich auf diesem Schiff bis zum 3. März 1918 ausharren. Am 4. März 1918 kam ich zur 1. Sondergruppe der Nordsee-Vorpostenflotille und wurde am 17. März Kommandeur des Sondergruppenbootes „Dithmarschen", am 13. September 1918 Kommandeur von „Osnabrück" und gleichzeitig Führer der 3. Sondergruppe der Nordsee-Vorpostenflotille. An besonders erwähnenswerten Kampfhandlungen habe ich leider nicht teilgenommen, doch kann ich über zu wenig harte Arbeit nicht klagen. Als Auszeichnung erhielt ich nur das E. K. II. Immerhin, ich bin mit Freuden bei der Sache gewesen — bis zum Ausbruch der Revolution. Zu der Zeit hatte ich gerade Urlaub und, da ich es für ehrenrührig hielt, mich der republikanischen Marine, die ganz im Zeichen der Rätediktatur stand, unterzuordnen, kehrte ich

nicht zurück trotz zahlreicher „Befehle" der Marine. Auch spätere Bitten und Werbeschreiben beantwortete ich nicht."

Karl Stichel ist jetzt industriell bei der Firma Klingspor, Offenbach-Main, angestellt.

Guido Wolff (XII. 64)

Enkel von Marianne Wolff-Niemeyer. Siehe Tafel 7 a: Carl Eduard Niemeyer. — Die außerordentlich bedeutungsvollen Aufzeichnungen Guido Wolffs können leider wie manche andere Berichte aus Raummangel und der hohen Druckkosten wegen nur sehr beschränkt wiedergegeben werden.

„Bei Ausbruch des Krieges war ich an Bord S. M. S. „Kaiserin". Am 3. Dezember 1914 erhielt ich plötzlich Befehl, mich sofort nach Leipzig zu begeben zur Ausbildung als Luftschiff-kommandant auf der dort eingerichteten Schule. Bereits Ende Dezember kam ich nach Mannheim, um von der Schütte-Lanz-Werft auf der Rheinau bei Mannheim den S. L. 3, das erste Marineluftschiff dieses neuen Typs mit 30000 cbm Inhalt, damals bei weitem das größte, abzuholen. Dieser Anfang hat für mich entscheidende Bedeutung gehabt. Ich habe während des ganzen Krieges nur Schütte-Lanz-Schiffe gefahren und die Schiffe trotz vieler Anfeindungen, denen das System ausgesetzt war, und die größtenteils einer ungenügenden Kenntnis des Typs entsprangen, sehr gern gefahren. Viel habe ich auch zur Entwicklung der Tragfähigkeit der Schiffe beigetragen. Auf Grund meiner genauen Kenntnisse wage ich zu behaupten, daß ohne Schütte-Lanz Zeppelin nicht in der Lage gewesen wäre, die letzten großen Typen seiner Schiffe frontfähig auszubauen. Den Männern, die auf der Schütte-Lanz-Werft in unermüdlich stiller Arbeit ohne offensichtliche Erfolge und öffentlichen Dank gearbeitet haben, zufrieden damit, zu sehen, daß ihre Arbeit hauptsächlich bei der Konkurrenz sichtbaren Erfolg zeitigten, gebührt meines Erachtens die höchste Anerkennung. Für mich ist die Zusammenarbeit mit diesen Herren jedenfalls lehrreich und, soweit möglich von Erfolg gekrönt gewesen.

Wenn ich jetzt im einzelnen einige Fahrten beschreibe, so tue ich das, um ein Bild von dem schweren Dienst zu geben, von

dem die wenigsten etwas ahnen. S. L. 3 genügte auf Grund der vorliegenden geringen Erfahrungen in seinen ganzen Einrichtungen den sich als nötig herausstellenden Frontforderungen kaum. Die Fahrten waren daher schon technisch ohne feindliche Gegenwirkung schwierig und nervenraubend. Bei einer Aufklärungsfahrt verloren wir draußen bei Horns Riff ein Höhenruder, bald darauf ein Seitenruder. Bei Verlust des Höhenruders stieg das Schiff weit über seine Steighöhe und wurde durch den Gasverlust so schwer, daß nur die Motore das Schiff noch in der Luft hielten. Wir mußten also mit einer schweren Landung rechnen. Stunden der höchsten Nervenanstrengung verliefen. Würden wir die deutsche Küste erreichen, ohne durch weitere Verluste der beiden anderen Ruder steuerlos zu werden? Wie würde sich die Landung gestalten? So waren die dauernd uns beschäftigenden Fragen. Nach stundenlanger Fahrt erreichten wir die Küste. Über dem Luftschiffplatz lagerte eine eiskalte Bodenschicht, auf der das Schiff schwamm; der Fall des Schiffes wurde 2 m über dem Boden aufgefangen, das Schiff blieb unbeschädigt, eine 18stündige Fahrt höchster Nervenanspannung war beendet.

Im Juni 1915 übernahm ich S. L. 3 als Kommandant. Ich erhielt eine neue Besatzung von der Schule in Leipzig, die mir der Wachoffizier zur See Kretschmann brachte. Mit ihm und dem größen Teil der Besatzung habe ich bis zu meinem Ausscheiden aus der Luftwaffe alle Gefahren und Freuden der Luftschiffahrt geteilt.

Kurz nach Weihnachten hatte ich ein Gefecht mit dem englischen U-Boot E. 4 bei Horns Riff. Soweit aus Nachrichten zu erfahren war, ist das Boot nicht zurückgekehrt und damals vernichtet. Wir konnten die Vernichtung nicht feststellen, da wir einen Volltreffer nicht erzielten, nur ein plötzliches Tauchen des bis zuletzt feuernden Bootes konnten wir melden. — Mit dem S. L. 3 geleitete ich auch den Hilfskreuzer „Meteor" bei seiner Ausfahrt. Auf der Rückfahrt wurde er von englischen Kreuzern gestellt und durch die Besatzung gesprengt. Ich hatte schwere Bedenken vor Antritt der Fahrt, da ein starkes Tiefdruckgebiet von Westen herannahte. Angesichts der Wichtigkeit entschloß ich mich dennoch zur Fahrt; sie begann 2 Uhr nachts. Das Wetter wurde

schlechter, je weiter wir nach Nordwesten vordrangen. Der Wind frischte auf, Hagel und Regenböen mit starken elektrischen Entladungen gingen über uns weg. Um 1 Uhr nachmittags mußte ich mich zur Umkehr entschließen. Es regnete ununterbrochen, und trotz einer Fahrhöhe von nur 100 m konnten wir keine Seemeile weit sehen. Die Aufklärung war somit wertlos, der Nutzen stand in keinem Verhältnis zu der Gefahr, in der das Luftschiff sich befand. Man muß bedenken, daß bei der Färbung grau in grau ein feindliches U-Boot erst dann von uns gesichtet wäre, wenn es uns die erste Salve verabfolgt hätte. Die Heimkehr wurde uns durch eine schwere Gewitterböe verlegt, dennoch mußten wir hindurch. Trotz aller Anspannung der Motore kam das Schiff nicht vom Fleck, sondern wurde nur mehrere 100 m auf und nieder geschleudert. Aber die Motore hielten aus, die Böe zog über uns weg, langsam nahm das regenschwere Schiff die Fahrt wieder auf. Die Landung glückte, ein kleines Gewaltmanöver, und das Schiff lag in der Halle. Als wenn das Wetter nur darauf gewartet hätte, brach nun ein Unwetter los und hielt zwei Tage an.

Trotz seiner geringen Steighöhe sind wir mit S. L. 3 auch in England gewesen und haben unsere Bomben geworfen; war das Schiff in vielem nicht frontfähig, so war doch seine Maschinenanlage einwandfrei, und was das bedeutet, weiß jeder Luftschiffer, der Motorenausfälle gehabt hat.

April 1916 übernahm ich die Führung von S. L. 8, dessen Bau ich in Leipzig mit überwacht hatte. Es war das bis dahin weitaus größte Luftschiff, sein Inhalt von 38 000 cbm erfüllte durchaus alle Anforderungen der Front. Es wurde als erstes Luftschiff an die Ostfront gebracht. — Wir fingen damals mit einem Luftschiffhafen und zwei Luftschiffen an. Bei meinem Abgang 1917 hatten wir drei Häfen und sieben Schiffe. Ein Korvettenkapitän war vom 16. Juli 1916 der Leiter dieser gesamten Streitkräfte. An der Organisation habe ich, gestützt durch meine früheren Erfahrungen als Adjutant, regen Anteil gehabt. Der Luftschiffplatz Seddin war zum größten Teil vom Vorwerk Seddin des Gutes Schwuchow enteignet. Ich kam dadurch mit der Familie meiner Frau in Verkehr. Meine Frau war Witwe

des im Januar 1915 gefallenen Leutnant v. d. Dollen und weilte bei ihrer Mutter. Mein Schwiegervater war als Major vom Kriegsanfang bis zum Ende im Felde. Schon bei unserer dritten Begegnung verlobten wir uns und heirateten am 12. November 1916. — Im August war ich mit dem S. L. 8 in der Nordsee in Nordholz und habe von dort Angriffe auf London mitgefahren und den ersten Abschuß eines Luftschiffs über London, das brennend herunterkam, aus unmittelbarer Nähe erlebt. Im Laufe des Jahres April 1916 bis Juni 1917 habe ich mit S. L. 8 an 90 Fahrten gemacht, davon 60 Kriegsfahrten. Besonders hervorzuheben sind zwei Liegezeiten in unserem kurländischen Hafen Wainoden, die zu Angriffen ausgenutzt wurden. Bei dem zweiten Aufenthalt im Januar 1917 hatten wir besonders mit enormer Kälte, stets 20 Grad und mehr unter Null, zu kämpfen. Das Klarmachen der Motore, die nicht anspringen wollten, dauerte sechs Stunden und darüber. Mit heißem Wasser und Sand versuchten wir die nötige Wärme zu erzielen. Für das Personal bedeutete das schon vor der Fahrt eine gewaltige Anstrengung. Als im Mai 1917 nach Seddin noch zwei Luftschiffe kamen, wurde ich ältester Kommandant und war als solcher mitverantwortlich für richtigen Aufstieg der Schiffe und rechtzeitige Warnung bei ungünstigem Wetter. Dazwischen mußte ich selbst fahren und hatte dann niemand, der mir Warnungen zukommen ließ. Dieser letzte Monat bis zur Abgabe meines guten alten S. L. 8 im Juni 1917 war wohl die anstrengendste Zeit, und manche Nacht rasselte das Telefon ununterbrochen am Bett zu Wettermeldungen und Rücksprachen mit dem Kommandanten, der fahren sollte.

Nach Abgabe des S. L. 8 ging es zunächst nach $1^1/_4$ jähriger ununterbrochener Fronttätigkeit — zur Hochzeit hatte ich drei Tage Urlaub, die wir zu einer Reise nach Danzig benutzten — vier Wochen auf Urlaub. Danach nach Rheinau auf die Schütte-Lanz-Werft, um ein neues Schiff von 58 000 cbm, den S. L. 20 zu holen. Meine Frau kam, und wir wohnten zwei Monate in Heidelberg. Mein Dienst ließ mir viel freie Zeit, so daß wir dort eine herrliche Zeit hatten. Ende August ging es wieder an die Front. Eine unvergeßliche Fahrt war die Überführung nach Seddin. In 3000 m Höhe fuhren wir bei vollkommen klarem

Wetter quer durch ganz Deutschland in $7^1/_2$ Stunden von Mannheim nach Stolp. Nach einer Anzahl von Probefahrten nahmen wir teil an der Unternehmung gegen Oesel. Unvergeßlich auch bleibt das Bild der Transportflotte, die wir geleiteten. — Nach einigen Fahrten mit dem S. L. 20 war ich gesundheitlich nicht mehr in der Lage, meinen Dienst als Luftschiffkommandant zu versehen; ich erbat und erhielt meine Ablösung. Der Abschied von meinem Dienst und meiner Besatzung, die alle Jahre Mühsal, Gefahren, aber auch schöne Stunden treu mit mir durchlebt hatte, wurde mir bitter schwer."

Guido Wolff war dann noch bis zum Ende in Wilhelmshaven dienstlich tätig. Er schließt seinen Bericht: „Ein großer Lebensabschnitt war damit beendet. Fünfzehn Jahre Dienst und Arbeit für Kaiser und Vaterland vorüber, mit dem traurigen Erfolg, daß man alles, an dessen Aufbau man mitgearbeitet hatte, in ein Nichts zerfallen sah. Ich trat nun in ganz neuen Verhältnissen einen neuen Beruf an. Diese Verhältnisse sind ungemein schwierig, aber wie Arbeit und Ausdauer mich im alten Beruf vorwärts gebracht haben, so wird es auch im neuen Beruf vorangehen." Guido Wolff ist Besitzer des Rittergutes Gr. Vorbeck i. P. und bewirtschaftet das Gut selbst.

„Das eine Ziel steht mir vor Augen: Auch von dieser Stelle aus meine ganze Kraft dafür einzusetzen, daß die Schmach, die die Revolution und die sogen. jetzt Regierenden über das deutsche Volk gebracht haben, an den Schuldigen gerächt werde."

Ernst Kellermann (XII. 65)

geboren am 17. September 1882, Kapitänleutnant, Gatte von Margret geb. Wolff. Siehe Tafel 7 a: Carl Eduard Niemeyer.

Bei Kriegsausbruch war ich Adjutant der ersten Matrosendivision in Kiel, wo ich zunächst nicht losgelassen wurde. Anfang November 1914 ging ich als Adjutant der für Flandern in der Heimat aufgestellten 1. Marine-Division heraus. Teilnahme an den Winterkämpfen bei Lambertzyde, an der Ysermündung im Dünenabschnitt gegenüber Nieuport, wo die Division ganz als Landtruppe eingesetzt war. Frühjahr 1915 bis Herbst 1916

Adjutant und Admiralstabsoffizier der 1. Marine-Division, deren Aufgabe nur Sicherung und Schutz der ganzen flandrischen Küste war. Häufige Beschießungen durch englische Seestreitkräfte, besonders von Zeebrügge und Ostende. Der Feind wagte jedoch kein Unternehmen großen Stils gegen die täglich stärker werdende Küste, obwohl ihm die schneidigen Ausfälle der flandrischen Torpedoboote und die zahlreichen Versenkungen durch die flandrischen U-Boote ein schmerzender Dorn waren. — Auf eigenen Wunsch wurde ich nach vorübergehender Tätigkeit im Admiralstabe Januar 1916 zur Hochseeflotte als Navigationsoffizier des gerade fertig gewordenen neuen Flottenflaggschiffes „Baden" kommandiert. — Leider hat der Feind uns keine Gelegenheit gegeben, unsere 8—35 cm-Geschütze gegen ihn auszuprobieren. — Die mehrfachen Vorstöße der Flotte trafen ins Leere, obwohl sie dem Engländer die Mühe sparten, die Ratten auszugraben. Er vermied nach der Skagerrak-Schlacht ein erneutes Zusammentreffen mit der gesammelten deutschen Flotte. — Durch ausgezeichneten Spionagedienst erhielt er Kenntnis vom Auslaufen der deutschen Flotte und zog seinen ganzen Bewachungsdienst durch F.-T.-Befehl in die Häfen zurück. — Oktober 1918 wurde ich als Adjutant zum Stabe des Kommandos der Hochseeflotte kommandiert. Der nach Einleitung der Waffenstillstandsverhandlungen zur Entlastung der Westfront geplante Vorstoß der Flotte wurde wenige Stunden vor dem Inseegehen infolge der Massenmeutereien der Besatzungen mehrerer Schiffe aufgegeben. Verblendung und Feigheit waren die Früchte der Saat, die feindliche Agenten und eigene Volksverderber gesät hatten. Als der rote Lappen unsere einst so stolze und über alles geliebte Kriegsflagge verdrängte, da war für mich kein Bleiben mehr. — Als Bauersmann will ich mein Brot verdienen und auf den Tag der Vergeltung warten. Hoffentlich haben wir die schlimmsten Stunden des Niederganges überstanden, und geht es im neuen Jahre wieder langsam aufwärts.

Alfred Reimers (XII. 66)

geboren in Hamburg am 30. Mai 1884, Großkaufmann, Gatte von Gertrud Wolff, der zweiten Schwester von Guido Wolff. Siehe Tafel 7a: Carl Eduard Niemeyer.

„Ich bin am 2. August 1914 nach Danzig einberufen worden als Vizewachtmeister der Reserve (ehemaliger 16. Dragoner) und in die Leutnantstelle der 7. Kolonne der Mun.-Ref.-Abteilung des Fuß-Artl.-Rgts. Nr. 11 eingetreten. In dieser Eigenschaft habe ich die Feldzüge in Ostpreußen, Polen, Galizien und Rußland mitgemacht. Am 1. November 1914 wurde ich zum Leutnant der Reserve-Kavallerie befördert und im September 1915 zum Kommandeur der gleichen Kolonne, die jetzt jedoch die Bezeichnung Fuß-Artl.-Battr.-Kolonne Nr. 107 führte, ernannt. Es folgten der serbische Feldzug, Kämpfe bei Dünaburg, Smorgon, Stochod, Riga. Ferner vom Januar 1917 ab unter der Bezeichnung Mun.-Kol. d. 11. Battr. Fuß-Artl.-Rgts. Nr. 15 Karpathen, Bukowina, im Januar 1918 Flandern in Nordfrankreich. Vom April bis September 1918 war ich geschäftlich nach Hamburg beurlaubt, ging Anfang Oktober 1918 wieder nach Belgien als Führer der Etappen-Mun.-Kol. Nr. 10. Mit dieser marschierte ich dann im November 1918 zurück, Demobilmachung in Magdeburg. Am 28. November 1918 war ich wieder bei Muttern.

Edgar Hennecke (XI. 86)

geboren am 13. April 1865, Lizentiat Dr. phil., Pfarrer zu Betheln, Witwer von Valerie Niemeyer. Siehe Tafel 7b: Carl Eduard Niemeyer.

Ich trat, nachdem mein Versuch zu Beginn des Krieges als Feldprediger anzukommen, fehlgeschlagen war, am 16. November 1914 als Reserveleutnant der Infanterie in den Heeresdienst und zwar in ein Landsturmbataillon, das zur Gefangenenbewachung bestimmt war, in Braunschweig ein, wurde aber im Februar 1915, nach kurzem Aufenthalt in einem Gefangenenlager bei Osnabrück, zur Inspektion der Kriegsgefangenenlager des X. A.-K. in Hannover versetzt, bei der ich bis Januar 1916 verblieb. Diese Tätigkeit eröffnete wichtige Ausblicke in die Etappen-

verhältnisse im Westen und Osten und wurde durch eine Dienstreise nach Belgien im Oktober 1915, die mich bis Lille und Ostende führte, unterbrochen. An letzterem Orte wurde ich Zeuge eines feindlichen Fliegerangriffs. Am 19. Januar 1916 kam ich mit einem (russischen) Kriegsgefangenenarbeiterbataillon, das zum Bau einer Bahn nördlich der Argonnen bestimmt war, in die Etappe nach Frankreich und half Ende Mai in Gr. Möwern-Lothringen ein Gefangenenlager einrichten. Sodann wurde ich Gerichtsoffizier bei den Kommandanturen der Gefangenenlager Hameln (bis Ende August) und Holzminden (bis Ende Mai 1917), von wo ich im April die (200) vornehmen französischen Geiseln verschiedener Städte Nordfrankreichs, welche durch Vergeltungsmaßregel einige Monate interniert gewesen waren, nach Valenciennes zurückbrachte, und kam dann in gleicher Eigenschaft nach Lüneburg, wo ich bis zum traurigen Abschluß Mitte November 1918 verblieb. Es war mir von da aus noch vergönnt, im Mai 1918 die stolze deutsche Flotte aller Einheiten unter Führung meines Sohnes Walter zu besichtigen.

Hans Hennecke (XII. 73)

geboren am 30. März 1897 zu Betheln, stud. phil., ältester Sohn von Edgar Hennecke; siehe dessen Bericht.

Am 1. März 1916 von Berlin, wo ich gerade mein drittes Semester beendet hatte, nach Straßburg eingezogen, wurde ich beim Inf.-Rgt. 136 ausgebildet bis zum 25. Mai, wo wir als Ersatz für schwere Verluste bei Verdun zum Fußart.-Rgt. 13 in Straßburg versetzt wurden. Von dort am 14. August zu einer Fußart.-Ersatzabteilung hinter der Verduner Front gesandt, kamen wir Anfang Oktober nach Valenciennes, wo unsere Abteilung Ersatz an die Somme schicken sollte. Vom 15. Oktober an nahm ich teils als Fernsprecher auf der Beobachtung, teils als Kanonier am Geschütz in einer bayrischen Batterie etwa sechs Wochen an der Sommeschlacht teil (bei Sailly, Lesboeufs, Morval usw.). Ende November Rückkehr nach Valenciennes und nach mehrwöchigem Lazarettaufenthalt Garnisondienst dort bis Mitte Februar 1917. Darauf vierwöchiger Batteriebau und Schanztätigkeit der

ganzen Ersatzabteilung in der „Siegfriedstellung". Ende März Versetzung nach Lens bei Mons in Belgien, von wo die Abteilung Ersatz für die Arras-Frühlingsschlacht 1917 senden sollte. Anfang Mai wurde ich endgültig in das vor Arras kämpfende Fußart.-Batl. 90 versetzt. Dort — vor Gavrelle — Tätigkeit als Hilfsbeobachter. Gerade in der Frühe des 7. Juni, des verlustreichen Haupttages der Wytschaetebogen-Schlacht in Flandern, wurden wir an der Stelle bei Messines eingesetzt. Aus den wochenlangen schweren Artilleriekämpfen dort — in die mein einziger (achttägiger) Fronturlaub fiel — am 21. Juli herausgezogen, kamen wir auf vier Wochen Ruhe in ein belgisches Dorf. Ende August 1917 wurde das Bataillon zum zweitenmal in Flandern, diesmal vor Ypern — zwischen Gheluvelt und Paschendaele — eingesetzt. Nach verlustreichen Wochen täglichen Trommelfeuers, dem wir ohne Verschanzungsmöglichkeit ausgesetzt waren, wurde ich am 20. September, dem ersten Tage der flandrischen Herbstoffensive, vor Becelaere verwundet, kam, nach drei Tagen Feldlazarett, nach Minden ins „Städt. Krankenhaus", von dort nach teils sehr kritischen Monaten mit gut ausgeheilter Oberschenkelwunde und teilweise steif gebliebenem linken Oberarm in ein Lüneburger Lazarett (Anfang März 1918) zu meinem Vater. Von dort Anfang Juni 1918 zum Fußart.-Rgt. 18 nach Cassel entlassen, wurde ich als „arbeitsverwendungsfähig" zur Regierung in Cassel (Rentenabteilung) abkommandiert und verlebte dort die letzten Kriegsmonate. Das E. K. II war mir ins Lazarett nachgesandt worden. Seit Februar 1919 studiere ich — jetzt in Göttingen — weiter Germanistik und Philosophie.

Walter Hennecke (XII. 74)

geboren am 23. Mai 1898 zu Betheln, zweiter Sohn von Edgar Hennecke.

Er entschloß sich als Primaner in Hildesheim, die Marinelaufbahn zu wählen, und trat Anfang Oktober 1915 in die Marineschule zu Flensburg-Mürwik ein. Er hat Mai bis Juni 1916 als Maat am Scheinwerfer S. M. S. „Kaiserin" die Seeschlacht am Skagerrak mitgemacht und September desselben Jahres seine Seeoffiziersprüfung bestanden. Danach kam er zur Torpedo-

waffe, zuerst auf V 163, dann auf S 56, auf dem er Oktober 1917 Oesel erobern half. Den Abschluß November 1918 erlebte er in Wilhelmshaven, verblieb aber im Dienst, zunächst in Kiel. Februar 1919 wurde er zum Ersatz nach Scapa Flow kommandiert, wo er Ende Juni an der Versenkung der Flotte beteiligt war. Er verlor dabei alles, was er hatte, durch Ausplünderung, bis aufs Hemd. Seine wertvolle Laute wurde ihm zerschlagen. In York wurden sie gröblich beschimpft. So gelangte er nach fünf schweren Tagen in das Gefangenenlager bei Wakefield, wo sie von mehreren hundert deutschen Offizieren mit donnerndem Hurra empfangen wurden, aber unter einem scharfen Lagerkommandanten stehen und, wenn sie spazieren geführt werden, vom Pöbel mit Steinen beworfen werden.

Theodor Niemeyer (XI. 89)

geboren am 5. Februar 1857, Dr. iur., o. ö. Professor des internationalen Rechts, Geheimer Justizrat, Kiel. Siehe Tafel 7 b: Carl Eduard Niemeyer.

Für 1914—15 war ich zum Kaiser Wilhelms-Professor an der Columbia-Universität, New York, ernannt. Die Überfahrt sollte am 21. September vor sich gehen. Am 3. August meldete ich mich als Oberleutnant d. L. a. D. bei dem Gouvernement der Ostseestation. An den Präsidenten Butler der Columbia-Universität schrieb ich einen offenen Brief, in welchem ich mitteilte, daß ich nicht nach Amerika kommen könne und dem Vaterlande als Soldat dienen wolle.

Ich wurde in Kiel zunächst als völkerrechtlicher Justitiar der Ostseestation und als Adjutant der Bahnhofskommandantur tätig. Am 24. September 1914 wurde ich zum Bahnhofskommandanten von Kiel ernannt und zum Hauptmann befördert. Als Kommandant befehligte ich den militärischen Eisenbahndienst der Strecken bis Lübeck, Altona, Flensburg, auf welchen im Lauf meiner 23monatigen Tätigkeit Truppen- und Verwundetentransporte von insgesamt etwa 120 000 Mann befördert wurden, außerdem namentlich die Kohlenversorgung der Marine und der Abtransport der U-Boote von Bedeutung waren. Im Anfang war der starke Verteidigungsaufmarsch gegen die dänische Grenze,

sodann die Beförderung des Marinekorps nach Flandern von Wichtigkeit.

Neben dieser militärischen Tätigkeit hatte ich völkerrechtliche Aufgaben zu lösen, teils in Gestalt der Beratung von Reichsbehörden (Marine und Auswärtiges Amt), teils in literarischer Betätigung, teils in Vorträgen verschiedener Art usw.

Im September 1916 fand unter dem Generalgouverneur Freiherrn v. Bissing in Brüssel eine Konferenz der Militärjuristen statt, dessen Schlußvortrag „Entwicklungsmöglichkeiten des Völkerrechts" ich hielt.

Im November 1917 nahm ich in Bern an der Konferenz der „Studienkommission für einen dauerhaften Frieden" teil. Im März 1918 beteiligte ich mich an dem in Brüssel stattfindenden Hochschulkursus für Kriegsteilnehmer, nachdem ich mit Spezialerlaubnis des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg die Front von Ostende bis Laon bereist hatte, um durch Augenschein Tatsachenkenntnis für Handhabung des Landkriegsrechtes zu erwerben. Bei dieser Gelegenheit war ich zehn Tage bei meinem Sohn Günther vor Laon. Ein Ritt mit ihm ins Vorgelände gehört zu meinen unvergeßlichsten Eindrücken der Kriegszeit.

Am 6. Januar 1917 wurde in Berlin auf meine Anregung die „Deutsche Gesellschaft für Völkerrecht" gegründet, welche mich zum Vorsitzenden wählte und im Oktober 1917 in Heidelberg, im September 1918 in Kiel arbeitsreiche Jahresversammlungen abhielt. Die Zentralbehörden des Reiches und der Bundesstaaten, insbesondere das Auswärtige Amt und die Oberste Heeresleitung beteiligten sich.

Im Mai 1916 begründete ich in dem 1914 errichteten „Institut für internationales Recht an der Universität Kiel" ein „Kriegsarchiv des Völkerrechts", welches sich mittels der vom Reich und von Preußen bewilligten bedeutenden Finanzhilfe, unter Beteiligung von zeitweise etwa 80 Mitarbeitern, zu einem so bedeutenden Umfang entwickelt hat, daß es in drei Stockwerken 16 Räume umfaßt. Es besteht aus einer Bücherei von über 10000 Bänden, etwa 400000 Zeitungsausschnitten (in 2300 Kästen systematisch geordnet), einigen Tausend Abhandlungen, Staatsschriften, über 100 Gesetz- und Verordnungsblättern usw.

Meine Vorlesungen habe ich niemals völlig zu unterbrechen brauchen. Außerdem habe ich in verschiedener Weise Vortrags- und Übungsveranstaltungen gepflegt, welche ich als „Völkerrechtliche Kriegsabende", „Probleme des internationalen Rechts" usw. in besonderer Beziehung zu der Kriegszeit und in besonderer Hinsicht auf die Bedürfnisse der Kriegsbeschädigten, namentlich derjenigen, welche im Institut und namentlich am Kriegsarchiv wirkten, zu gestalten bemüht war.

Die gesteigerten Aufgaben meines wissenschaftlichen Wirkens erwiesen sich auf die Dauer als unverträglich mit meiner verantwortungsvollen und anstrengenden militärischen Stellnng, so daß ich meine Entlassung aus dem Militär- und Marinedienst nachsuchen mußte, welche ich am 15. Juli 1916 unter Verleihung des E. K. II erhielt.

Später erhielt ich wegen meiner völkerrechtspolitischen Wirksamkeit das Verdienstkreuz für Kriegshilfe.

Johannes Niemeyer (XII. 78)

geboren am 5. Januar 1889 zu Halle a. S., Diplom-Architekt, zur Zeit in Hellerau, zweiter Sohn von Theodor Niemeyer. Siehe Tafel 7 b: Carl Eduard Niemeyer.

„Im August 1914 führte ich Kieler Schulkinder zur Erntehilfe aufs Land, im September half ich als Aufseher bei der Befestigung von Kiel. Im Dezember trat ich mit einem Boote meines Onkels Otto Schulz ins Kaiserl. Motorbootkorps zu Berlin, kam im Mai 1915 als Bootsoffizier auf die Weichsel, stationiert in Wloclawek, wo ich bis Februar 1916 Dienst tat. Auf Urlaub kam ich mit Flecktyphus in Kitzeberg an, erholte mich, verlobte mich am Ostersonntag, 23. April, mit Hella Simens und heiratete am 11. Juli 1916 (siehe 6. Heft S. 70), wurde k. v. „geschrieben" und am 1. August in Güstrow bei den 24ern als Kanonier eingestellt, kam als solcher Anfang November mit dem Feldart.-Rgt. 405 nach Rußland (vor Riga). August bis Oktober 1917 war ich zum Schikursus nach Warschau abkommandiert. Während der Zeit lag ich mit Ruhr im Lazarett. Im Winter lag ich an der Düna, machte den Vormarsch in Livland mit und blieb in der

Gegend von Smillen bis Juli. Dann wurde ich in die Gegend von Armentières versandt, um den Vormarsch in Frankreich mitzumachen. Im September ging es wieder zurück nach Esthland in die Gegend von Narwa (hier lag ich mit Grippe im Lazarett), und dann begann der Vormarsch auf Petersburg und darüber hinaus. Nach der Revolution folgten noch Kämpfe mit den Bolschewisten. Im Dezember wurde ich Häuptling des Schallmeßtrupps 205 auf dem Heimtransport. Leutnant d. Res. war ich seit dem 1. April 1918. Am 23. Dezember langten wir in Döberitz an, wurden entlassen und am 24. Dezember stand ich nachmittags um 4 Uhr daheim unter dem Weichnachtsbaum."

Zur Kennzeichnung der Zeiten mag erwähnt werden, daß der Diplom-Architekt Johannes Niemeyer mit seiner Familie in Hellerau weilt und dort im Akkordlohn als Tischlerlehrling tätig ist.

Annemarie Niemeyer (XII. 79)

geboren am 13. Dezember 1893, Tochter von Theodor Niemeyer.

Bei Kriegsanfang unterbrach ich mein in Berlin begonnenes musikalisches Studium, indem ich am 5. August in einen Kursus für Helferinnen vom Roten Kreuz eintrat, der an den Universitätskliniken in Kiel abgehalten wurde. Nach Beendigung der Ausbildung wartete ich wochenlang darauf, in der Krankenpflege beschäftigt zu werden, da in Kiel aber großer Überfluß an Helferinnen herrschte, stellte ich mich der Kriegsschreibstube des Roten Kreuzes zur Verfügung. Dort arbeitete ich bis zum Sommer 1915. Dann nahm ich meine musikalischen Studien wieder auf, nachdem ich eine Vertretung an der Ambulanz der chirurgischen Universitätsklinik wegen Krankheit aufgeben mußte. Von April 1917 bis Herbst 1918 habe ich mich dann als wissenschaftliche Assistentin am Seminar für internationales Recht und dem Kriegsarchiv des Völkerrechts, das mein Vater im Frühjahr 1916 gegründet hatte, betätigt. In dem Archiv, das mittlerweile in ein Kriegs- und Friedensarchiv übergegangen ist, wurde völkerrechtliches Material über den Weltkrieg in möglichst großem Umfang gesammelt und nach einem völkerrechtlich umfassenden System geordnet. Besonderer Wert wurde auf

Nachrichten und Schriften aus dem Auslande gelegt. So wurden zeitweise gegen 300 Zeitungen des In- und Auslandes laufend gelesen, ausgeschnitten und in das System eingeordnet, was ein Stab von etwa 80 Mitarbeitern besorgte. Ferner wurde möglichste Vollständigkeit der auf dem Auswärtigen Amt nicht immer auffindbaren Staatsschriften erstrebt und eine Bibliothek der Kriegsliteratur aller Länder angelegt, die ein trauriges Bild des Geisteszustandes der Leute, die sich mit Druckerschwärze befaßten, gibt. Gleichzeitig mit der Sammlung begann die Bearbeitung des Materials. Meine Hauptaufgabe war es, unter Leitung meines Vaters die völkerrechtlichen Urkunden des Weltkrieges aus den verschiedenen Abteilungen des Archives zusammenzustellen und ihre Drucklegung zu bewirken. Sie wurden als Band IV ff. des von meinem Vater herausgegebenen Jahrbuches des Völkerrechts veröffentlicht. Für den ersten Kriegsband brauchte ich etwa ein Jahr Redaktionsarbeit, zumal Schwierigkeiten der Drucklegung, verursacht durch Mangel an Setzerpersonal usw. hinzukamen. — Gleichzeitig wurde eine „völkerrechtliche Chronologie des Weltkrieges" in Angriff genommen, die jetzt mit Hilfe mehrerer Mitarbeiter zum Abschluß gekommen und veröffentlicht ist.

Günther Niemeyer (XII. 82)

geboren am 1. Oktober 1897

Otto Niemeyer (XII. 81)

geboren am 11. Mai 1896. Die jüngsten Söhne von Theodor Niemeyer.

Mein Bruder Otto trat am ersten Mobilmachungstag 4 Uhr morgens als erster Kriegsfreiwilliger bei den Schleswiger Husaren ein, während ich meiner Jugend wegen noch nirgends angenommen werden konnte. Am 13. September war Otto auf Sonntagsurlaub in Kitzeberg; ich reiste mit ihm am Abend nach Schleswig, da er angeblich in den nächsten Tagen ins Feld rücken sollte. Es gelang mir, am 14. September ebenfalls als Kriegsfreiwilliger bei den Husaren eingestellt zu werden. Am 16. Oktober rückte Otto ins Feld; zuerst nach Belgien-Frankreich. Im November wurde die Division nach Polen verladen. In der Gegend von

Sochazew zeichnete Otto sich im Dezember durch eine schneidige Schleichpatrouille bis in die feindlichen Artilleriestellungen aus und wurde als erster Kriegsfreiwilliger seines Regiments zum Eisernen Kreuz eingereicht. Wenige Tage darauf brach er mit einer Kopfverletzung zusammen und kam nach Bromberg ins Lazarett, von wo ihn die Eltern abholten und nach Kiel brachten. Kaisers Geburtstag überreichte sein Vater ihm im Auftrage des Regimentskommandeurs die Rettungsmedaille, die er sich als Schüler bei der Rettung eines Mädchens im Kieler Hafen verdient hatte.

Im Februar kam ich auch endlich an die Front nach Ostpreußen und Nordpolen, kehrte jedoch schon im März wegen Überanstrengung in die Heimat zurück und wurde nach einem Erholungsurlaub in Kitzeberg und einer Lazarettzeit in Altona als zeitig d. u. entlassen. Im November 1915 trat ich als Kriegsfreiwilliger bei dem Luftschiffer-Batl. 1 in Reinickendorf ein und wurde sehr bald auf Veranlassung von Onkel Viktor Niemeyer zur F.-L.-Abt. 21 nach Flandern versetzt. Hier machte ich die Stellungskämpfe bei Dixmuiden, Ypern und Warneton mit. Im März wurde ich zum Gefreiten befördert. Im August forderte mich Onkel Viktor zu Freiballonfahrten nach Düsseldorf an. Am 5. September kamen wir an die Somme. Am 1. Oktober, meinem Geburtstag, war ich mit meinem Vater dienstlich in Brüssel zusammen. 16. Oktober wurde ich zu einem Offiziers- und Beobachterkursus nach Jüterbog kommandiert, unter gleichzeitiger Beförderung zum Unteroffizier.

Im Februar kehrte ich zu meiner alten Abteilung zurück, die jetzt bei Laon an der Aisne lag. April: Doppelschlacht „Aisne-Champagne" mitgemacht. Darauf die Stellungskämpfe am „Chemin des Dames" Juni. E. K. II verliehen. August Vizefeldwebel. Oktober Rückzug in das Aillettetal und Gefecht bei „Chavignon". Am 26. November zum Leutnant d. Res. ernannt. Weihnachtsurlaub; dann verschiedene Kommandos nach Darmstadt zu Freiballonfahrten, nach Verdun, zu einem Artillerie-Meßtrupp usw. Februar: zehntägiger Besuch meines Vaters an der Front. Mai E. K. I wegen Niederkämpfung einer Eisenbahnbatterie, die unsere Wilhelm-Geschütze (Pariser Ferngeschütz)

dauernd beschoß. 27. Mai Offensive über den Chemin des Dames. Einnahme von Soissons. 31. Mai mein Ballon durch feindliche Flieger abgeschossen und ich mit dem Fallschirm abgesprungen und glatt gelandet. Juni längerer Erholungsurlaub, dieser jedoch abgebrochen, als am 17. Juli die Nachricht einer neuen Offensive über die Marne kam, wo meine Abteilung jetzt lag. — Rückzug bis über die Aisne mitgemacht. Dann einige Wochen als Nachrichtenoffizier der Abteilung beim Generalkommando und im September 1918 als „abgekämpft" nach Deutschland versetzt. Während der Revolution lag ich in Düsseldorf an Grippe und Mittelohrentzündung im Lazarett. März 1919 endgültig entlassen.

Victor Niemeyer (XI. 92)

geboren am 8. Dezember 1863 zu Hamm in Westfalen. Justizrat Dr. iur., Rechtsanwalt und Notar zu Essen a. d. Ruhr, Sohn von Hans Niemeyer (X. 44), Enkel von Carl Eduard Niemeyer. Siehe Tafel 7 b.

Am 4. August 1914 stellte ich mich in der meinem Wohnsitz Essen zunächst liegenden Garnison Mülheim a. d. Ruhr bei dem Inf.-Rgt. 159 als Kriegsfreiwilliger. Da ich vor langen Jahren als Vizefeldwebel meine Heeresangehörigkeit aufgegeben hatte, wählte mich — wohl kaum im Einklang mit den gegebenen Normen — das aktive Offizierkorps noch vor seinem Ausmarsch zum Offizier, so daß ich schon Anfang September 1914 mein Patent als Leutnant d. L. erhielt, — damals als 50jähriger wohl der älteste „jüngste Leutnant" der preußischen Armee. — Der Kommandeur des Ersatz-Bataillons vertraute mir alsbald die Führung eines Rekruten-Depots an. Die ersten mir zur Ausbildung anvertrauten vier Hundert Rekruten bestanden nur aus kriegsfreiwilligen Akademikern und Schülern höherer Lehranstalten; ihrer vaterländischen Begeisterung gaben die später folgenden Bergleute und gemischten Berufsstände nichts nach. Die Zeit (neun Monate), in der ich im ganzen 2000 Leute ausgebildet und ins Feld geschickt habe, war die produktivste und segensreichste meines Soldatenlebens. Die mir von meinem Vater überkommene Fähigkeit und Neigung des verstehenden Verkehrs mit den anderen sozialen Volksschichten, angeborene Niemeyersche Lehr-

kunst und alte Freude am militärischen Wesen ließen, wie ich hier ohne Überhebung sagen darf, nicht nur militärisch gute, sondern auch fröhliche, vertrauende, unverärgerte Feldsoldaten aus meiner Schule hervorgehen. Das hebe ich hervor, weil nach meinen späteren Beobachtungen von jungen, lebensunerfahrenen Ausbildungsoffizieren, die glaubten nur dressieren, nicht erziehen zu müssen, zum schweren Schaden des Vaterlandes gesündigt ist.

Es war ein Fehler, daß ich von dieser segensreichen, beglückenden Tätigkeit mich durch den Wunsch, draußen mitzukämpfen, abdrängen ließ. Als alter Friedensluftschiffer wollte ich meine Erfahrungen dem Vaterlande dienstbar machen. Nach kurzer Zeit der Ausbildung in der militärischen Luftschiffahrt in Reinickendorf und Jüterbog wurde ich im Juni 1915 zu der in den Argonnen liegenden Feldluftschiffer-Abteilung 22 versetzt. Die Argonnen waren damals der Brennpunkt der Kämpfe im Westen. Die schweren Kämpfe der V. Armee (Kronprinz) des Jahres 1915 in den Argonnen und in der Champagne, die mit der großen mißglückten französischen Offensive im Oktober 1915 einen vorläufigen Abschluß fanden, habe ich als Beobachtungsoffizier im Fesselballon mitgemacht. Zur Veranschaulichung der Gefechtstätigkeit eines Feldluftschiffers darf ich hier wohl aus der Briefsammlung an meine Frau einen Brief vom 13. Juli 1915 einrücken:

„Unter den gewaltigen Eindrücken dieses Tages und der vergangenen Nacht muß ich Dir, Liebste, trotz aller Todmüdigkeit sofort schreiben. — Gestern Mittag 11 Uhr im Zimmer des Hauptmanns nochmals Kriegsrat, Ausbreitung aller neu eingenommenen Spezialkarten — Mitteilung der neuesten Befehle, Besprechung unserer Spezialaufgaben. Nun kann ich mitteilen, was ich seit Tagen wußte: 13. d. M. früh 4 Uhr Beginn des Angriffs des 16. Armeekorps gegen die fille morte, deren Eroberung das Ziel ist. Zu Eurer Orientierung und meinem Lebensgedächtnis lasse ich hier den nun erledigten Geheim-Divisionsbefehl folgen; die noch viel interessanteren Karten dazu demnächst: „Angriff der Division am 13. Juli 8 Uhr vorm. linker Flügel der 66. Inf.-Brig. Sturm, demnächst Angriff auf Höhe 285 bereit, Bereitstellung bis 11,30 Uhr vorm. beendet;

11,30 Uhr vorm. gleichzeitiger Sturm gegen den ganzen übrigen Teil; — zu erreichendes Ziel: Höhenlinie der fille morte (285); Divisions-Reserve von 8 Uhr vorm. alarmbereit, — die Stellungen bei Montbainville und die Höhe 285 sind nicht zu überschreiten! Feuereröffnung der K. M. B. (schwere, besonders herbeigeschaffte Küstenbatterien, die bei Baulny aufgestellt waren), 4 Uhr vorm. allgemeine Feuereröffnung, 4,30 Uhr Sturmreifmachung bis 8 Uhr vorm. mit besonderem Nachdruck gegenüber dem linken Flügel der 66. Inf.-Brig.; die hier mit Sturmbeginn freiwerdenden Geschütze sind auf die feindlichen Stellungen beiderseits der Römerstraße zu legen. Bis 11,30 Uhr vorm. alle Geschütze Feuer von vorderen Linien rückwärts bis a—d, bis 11,45 auf fille morte verlegt. Mörser haben diese. Feuerverlegung bereits bis 11,15 und 11,45 vorgenommen. — Von mittags ab Batterien bereit zur Abwehr feindlicher Abwehr- und Gegenangriffe, dürfen also in den von uns zu nehmenden Raum nicht mehr hineinschießen. — Mit T-Munition (das ist unsere neueste, jetzt zum erstenmal angewandte Stänkerei) das Courté-Chasses-Tal von südlich 285 nach Westen, soweit es ohne Gefährden der eigenen Truppe möglich ist, die Römerstraße an gezeichneten Wegekreuzen südlich 285, feindliche Artillerie bei maison foretière, wenn möglich bei Buzémont: die Buzémont-Geschütze. Außerdem: a) feindliche Anlagen bei a—b—c—d; b) dauerndes Unterfeuerhalten der über Chalade heranführenden Verbindungen." — Zu dem Angriff standen insgesamt 70000 Geschosse zur Verfügung. Den mir für die Beobachtung im Ballon gegebenen Sonderbefehl füge ich in Urschrift bei.

Gegen 1 Uhr mittags gestern rückte unser Trupp — mit seinen Gespannen und Lastwagen ein langer Zug — ab durch Lennui, Lançon, auf eine hochgelegene Waldlichtung östlich von Lançon, die Du auf der Karte gut finden wirst, wenn Du von dem „n" in Lançon einen halben Centimeter östlich gehst. Dort bekam ich den Auftrag, ein geeignetes Biwaklager zu suchen, während Poensgen den Transport und Apel den Ballon an seine Stelle brachten. In den dichten Waldungen am Wege fand ich einen guten Platz, wo alsbald die Zelte aufgeschlagen, für die Offiziere ein großes Zelt mit ganz bequemen Lagern hergerichtet

war, die Feldküche sich eingerichtet hatte, der Fernsprechapparat in Tätigkeit gesetzt war usw. — Von den im Divisionsbefehl genannten Artillerie-Kommandostellen und dem Armeeoberkommando war schon in den Tagen vorher Fernsprechleitung bis Lançon auf unser Verlangen gelegt; wir selbst verbanden diese Stelle mit unserer am Biwak eingerichteten Sprechzentrale. — Um 5 Uhr nachmittags verlangte der Hauptmann, daß ich mich nach Lançon in ein Notquartier begebe, mich sofort hinlege, um nachts um 2 Uhr frisch zu sein. In dem Hause Nr. 15 in Lançon fand ich eine „Flohkiste" in des Wortes wahrer Bedeutung, in der jede Nacht irgend ein anderer Feldgrauer seine Ruhe vergeblich suchte. Die Besitzerin — die erste wirklich freundliche Landeseinwohnerin, die ich sah — brachte aber sogar einen reinen Kopfüberzug. Halbausgekleidet lag ich, nur wenig schlafend — Schulte nebenan auf dem Strohsack —, bis um 2 Uhr nachts das Töff-Töff des Autos mich lebendig machte und bald darauf tapp tapp die Wache kam und mit grellem Licht in meine Bude leuchtete, in der mit mir noch ein Riedingerscher Ingenieur, den wir telegraphisch zur Korrektur unseres neuen 1000 cbm-Ballons von Augsburg zitiert hatten, lag. — Noch im Stockdunkel war der Ballon gefüllt und im Morgengrauen 3,45 hingen Leutnant Apel und ich im Korbe am Himmel. Der Sturmwind des Vorabends hatte sich gelegt, die Sicht war glänzend, über den gesamten Argonner Wald, links am Horizont die Côte Lorraine. Bald waren wir vollkommen orientiert; die ersten Artilleriegeschütze blitzten hüben und drüben auf. Um 4,30 pünktlich begann der Höllenlärm und nun erlebte ich das gigantischste Schauspiel, das ich je geschaut und das ein Mensch schauen kann. Das war nicht ein Schlachtenbild, wie man es in den Blättern als „moderne Schlacht" geschildert sieht; das war eine Hölle; die ganze Breite des Argonner Waldes in den angegebenen Gefechtsstrichen in turmhohe Rauchwolken gehüllt; die Bomben- und Geschoßaufschläge je nach ihrer Art in den allerverschiedensten (grau und gelb) Farben sich abhebend; dazwischen haarscharf deutlich die beiderseitigen Schützengräben. Die T-Munition überzieht die feindlichen Stellungen mit einem dichten Schwaden und dann, das grausigste — plötzlich das Laufeuer von Brand-Handgranaten sich über ganze Schützengräben

ergießend wie züngelnde Flammen; dazu der Höllenlärm der Kanonen. Grausig gewaltig, daß man den Atem anhalten mochte. Wir konnten in ständigem Telefongespräch mit den verschiedensten Stellen wertvolle Beobachtungsmitteilungen machen. Zwischendurch hatten sich Flieger von beiden Seiten gezeigt, ohne daß wir sie für gefährlich hielten. So war es 9 Uhr geworden — die fünf Stunden verronnen wie eine halbe —, da kam ein Flieger von Osten haarscharf auf uns zu in bedenklichste Nähe mit offensichtlich unfreundlichsten Absichten. Als er in Schußnähe heran war, erforderte die Lage „Einholen des Ballons". Aber ehe dies geschehen konnte, kreiste der Adler unmittelbar über dem Ballon, so daß er durch diesen unseren Blicken entzogen war. Aber wir fühlten den Feind über unseren Häuptern in unbehaglicher Stimmung. Unten sagte man uns, er habe geradezu über uns gehalten. Nach etwa 15 Minuten waren wir an der Erde. Ich war so erfüllt von dem Erlebten, daß ich sagte: „Wir wollen gleich noch einmal hoch, nur für zehn Minuten ausruhen". Aber noch ehe ich den Korb verlassen hatte, ging es: „peng, peng, bums, krätsch". Der Flieger hatte eine Serie von zehn Bomben und Pfeilen in Köchern, die sich über dem Erdboden entladen, hinterlassen, denen nach einigen Minuten eine zweite Serie folgte. Aber keine der Bomben und Pfeile hatten Schaden angerichtet, abgesehen von einem bald gelöschten Waldbrand. Wir selbst krochen in Fliegerdeckung durch den Wald in unser Zelt und dachten später den Aufstieg zu wiederholen, als plötzlich — wider alles Erwarten und gegen die Abrede — Schrapnells über uns platzten und Granaten in unserer unmittelbaren Nähe rechts und links, vor und hinter uns, einschlugen. Die Flieger hatten unsern Standpunkt, der eigentlich außerhalb des Artilleriefeuers liegen soll, erkundet und der Artillerie, die geradezu glänzend schoß, mitgeteilt. Wir waren ihnen offenbar sehr unbequem. Wie die feindliche Artillerie — und welche — in diese Stellungen kam, ist ein Rätsel. Wahrscheinlich auf Schienen laufender Panzerzug. — Nun hieß es: „Abbauen". Ohne daß die halbstündige Kanonade etwas anderes als einen kleinen Waldbrand und viele Einschläge rechts und links von uns hervorgerufen hätte, konnten wir unsere Zelte abbrechen, den Ballon und das ganze Gerät

in das Aisne-Tal hinunter in Sicherheit bringen. Zuvor wurde im Walde oben noch die Goulasch-Kanone in Bewegung gesetzt; die Erbsensuppe, die ich mit einem Manne aus seinem Kump löffelte, schmeckte prachtvoll. Es war ein wundervoll malerisches Bild: die Mannschaften zwischen den Kriegsgeräten und Zelten unter den hohen Eichen zwanglos gelagert bei der hastigen Mahlzeit. Übrigens war mir von großem Werte in diesen Stunden die von Dir eingepackte Flasche Vermouth, die ich bisher gespart und gestern mitgenommen hatte. Für Nachfüllung wäre ich sehr dankbar. Im übrigen stimme ich Dir ganz bei, wenn Du Sendungen, die Geld kosten, vermeidest, ich denke, es werden sich wohl schon Ärmere finden, die gelegentlich an mich denken. Die guten Söllings fragen immer nach meinen Wünschen. — Während des Abtransportes ritt ich nach Lennui — es war inzwischen 3 Uhr nachmittags geworden —, um mich nach dem zur Aufsuchung eines neuen Aufstiegplatzes gefahrenen Hauptmanne umzusehen. Der Ritt wurde mir — ich merkte jetzt erst die Übermüdung — schwer. Unterwegs begegneten mir, in derselben Richtung ins Lazarett nach Lennui fahrend, die ersten Rote Kreuz-Autos mit Verwundeten aus der Schlacht, deren Augenzeuge ich gewesen war. Und noch donnerten unaufhörlich die Kanonen Ich sah, wie totenbleich zwei Aufgebahrte vor dem Lazarett abgeladen wurden; ob sie Genesung finden? Das Kriegsgetriebe geht daran vorüber, wie an den bedeutungslosesten Tagesereignissen. — Ich fand den Hauptmann nicht, ritt halbwegs zurück und erfuhr nun, daß der Ballon vorläufig bei Lançon verankert werden und der Trupp nach Vaux zurückrücken solle. Ich fand zum Glück das Auto, mit dem ich zurückfuhr. In Vaux kam um 6 Uhr schon die Nachricht, während noch die Kanonade donnerte: „2100 Gefangene, darunter 40 Offiziere, 8 schwere Geschütze, Höhe 285 genommen". Also voller glänzender Erfolg, von dem Ihr wohl frühestens im Tagesbericht vom 14. d. Mts. erfahren werdet. Zweifelhaft blieb nur noch, ob es gelingen werde, die Geschütze in die hinteren Linien zurückzubringen oder ob sie unbrauchbar gemacht werden müssen.

So schloß der denkwürdige Tag und mein Brief vom 13. d. Mts., den ich nun am 14. VII. 15 früh fortsetze. — Ich

ging mit den Kameraden nach einer Besprechung der Tagesereignisse beim Hauptmann ins „Kasino" von Vaux, wo natürlich die geschehenen Dinge reichen Gesprächsstoff gaben. Und dorthin — während des Essens — wurde mir Dein langer, herrlicher Brief vom 11. Juli 1915, Liebste, gebracht; er hat also nur zwei Tage zur Reise gebraucht. — Und nun habe ich, zum erstenmal seitdem ich hier bin, wundervoll ausgeschlafen, bis 9 Uhr. Erst heute Mittag soll es, nach einer Beratung eben mit dem Hauptmann, weitergehen. Nach diesem Ruhen fühle ich mich zum ersten Male so ganz wohl und frisch, zumal auch mein Magen ganz wieder in Ordnung ist." — So klingt der ernste Brief fröhlich und zukunftssicher aus.

An dem Ostrand der Argonnen, wo ich später eine Zeitlang (Tuillerie-Ferme bei Romagne) mit einem Ballonzug lag, sah ich aus meiner luftigen Höhe in das damals fast in Friedensruhe daliegende Verdun. Die vor der zu meinen Füßen liegenden, durch die späteren Kämpfe so berühmt gewordenen Höhe — der „Tote Mann" — liegende 6. Bayr. Armee fristete ein kampfloses Dasein, während wenige Kilometer westlich auf Vauquois die Hölle alle ihre Schlünde geöffnet zu haben schien. — Ich habe den Krieg in all dieser Zeit nur in seiner vollkommenen Rauheit und Reinheit kennen gelernt. Die schlimmen Mißstände, die später scheinbar in den Lebensverhältnissen der Offiziere, besonders in ihrem Verhältnis zu den Untergebenen und zur Einwohnerschaft hervorgetreten sein sollen, waren damals jedenfalls auf diesem Kriegsschauplatz unbekannt. Auch die hinter unserem Operationsgebiet liegende Etappe bis Montmédy war im großen und ganzen noch nicht von der Etappenseuche angefressen. Ich habe damals den Kronprinzen oft gesehen und seine Lebensverhältnisse (in Stenay) zu beobachten Gelegenheit gehabt. Damals wurde der Kronprinz von seiner Armee bis auf den letzten Mann verehrt. Meine Tagebücher geben davon lebendiges Zeugnis. Für mich war deshalb damals auch die Tatsache von Wert, daß mir das Eiserne Kreuz durch ein Anschreiben des Kronprinzen an unsere Feldluftschifferabteilung, das mir übergeben wurde, verliehen ist. Ob das alles später, wie es heißt, ganz anders geworden ist, weiß ich nicht. Ich wurde Anfang 1917 als Führer des Luftschifftrupps Nr. 5 nach

Düsseldorf versetzt und trat als solcher dem Betrieb unserer Zeppelin-Luftschiffe näher. Ob unsere Heeresluftschiffe (über die Marineluftschiffe fehlt mir das Urteil) den Kampfwert gehabt haben, der ihnen in unseren Heeresberichten zugelegt wurde, bezweifle ich nach allem, was ich als Truppführer davon in Düsseldorf und später in Warschau gesehen und gehört habe. Der Legende, daß unsere Luftschiffe aus Sentimentalität von der vollen Ausnützung ihrer Kampfeskraft zurückgehalten wären, ist für die Zeit von Januar 1915 ab nachdrücklich zu widersprechen. Was nicht geleistet ist, hängt mit derartigen Zurückhaltungsbefehlen nicht zusammen. Die im Gegensatz zu den militärisch reineren Gefilden der Infanterie unerfreulichen Zustände der Verkehrstruppe, vielfache Vorschiebung des Scheins anstelle der Wahrheit haben in mir manche Enttäuschung und am letzten Ende Mangel an Kriegsfreudigkeit hervorgerufen. Herzerfreuend für mich war die mir in Düsseldorf zugewiesene Sonderaufgabe, die jungen Feldluftschifferoffiziere der Front in der Kunst der Freiballonfahrt auszubilden. Das bedeutete eine Kriegsfortsetzung des Freiballonsports, dem ich mit Leidenschaft seit Jahrzehnten ergeben bin. Mehr als 60 Fahrten im Freiballon habe ich von Düsseldorf aus nach allen Richtungen über ganz Deutschland geführt. Eine dieser Fahrten hat der Herausgeber unserer Familiennachrichten, mein Bruder Kurt, in Luftschiffer-Uniform mitgemacht; wir landeten kaum 200 Meter vor der holländischen Grenze, deren Überfliegen uns die Internierung eingebracht hätte. — Im September 1916 wurde ich als Führer des Luftschifftrupps nach Warschau kommandiert. Berufs- und Familienpflichten riefen mich angesichts des Dauerzustandes, den der Krieg annahm, 1917 doch in die Heimat zurück. Auf meinen Antrag wurde ich als Bezirksoffizier an das Bezirkskommando in Essen versetzt, wo ich — leider — auch als sogenannter „Aufklärungsoffizier" verwandt wurde. Was an unnützlichem Zeug in der sogenannten „Aufklärungsarbeit" zusammengedruckt und geredet ist, gehört m. E. zu den unerfreulichsten Dingen unserer Kriegskunst hinter der Front. Bis zum 8. Dezember 1919 blieb ich im Heeresdienst, — ohne daß ich die Pöbelhand der Revolution an die Achselstücke meiner Uniform hätte legen lassen müssen.

Emil Westhoff (XII. 83)

Dr. iur., Rechtsanwalt in Nürnberg, Gatte von Hildegard Niemeyer, die eine Urenkelin von Carl Eduard Niemeyer ist. Siehe Tafel 7 b.

Am 11. Juni 1915 betrat ich als 38jähriger Landsturmmann den Kasernenhof des 7. bayr. Inf.-Rgts. zu Nürnberg. Nach einer völlig ungenügenden, kaum elfwöchentlichen militärischen Ausbildung kam ich als einer der ersten ins Feld, zum 8. bayr. Landw.-Inf.-Rgt., das in Lothringen unweit Lentrey und dem Parroy-Walde seine Stellung hatte. Unter einem duldsamen und wohlgesinnten Hauptmann und in ruhiger Stellung lebte ich auf und verbrachte zumal im Verkehr mit einer menschenfreundlichen und geselligen französischen Bevölkerung einen erträglichen Winter. Im Februar 1916 kam ich zu weiterer Ausbildung in die Heimat zurück und verbrachte die Folgezeit bis Anfang September 1916 in der durch landschaftlich schöne Umgebung ausgezeichneten Garnison Landau in der Rheinpfalz, kehrte aber ohne weitere Beförderung mit dem gleichen Gefreitenknopf ins Feld zurück, mit dem ich die Front verlassen hatte. Das 2. bayr. Ers.-Rgt., zu dem ich nun kommandiert wurde, hatte damals seine Stellung in den Vogesen, wurde aber bald zwecks Ausbildung mit Nahkampfmitteln im Elsässischen hinter der Front ausgebildet und am 8. Dezember 1916 an der Kampffront vor Verdun eingesetzt. Hier habe ich im viertägigen Trommelfeuer vor den Forts Vaux und Douaumont gelegen, in Schlamm und Dreck das Furchtbarste durchgemacht, was ein Mensch erleben kann, wenngleich ich heil und gesund aus diesem Höllenschlund hervorgegangen bin.

Dank meiner Beherrschnng der französischen Sprache blühte mir vom März 1917 ab bis zum Ende des Krieges ein besseres Los. Ich wurde als Dolmetscher zum Horchdienst abkommandiert, einem eigenen und sehr interessanten Verfahren, den Fernspruch- und erdtelegraphischen Verkehr des Feindes durch sinnreiche Horchapparate aufzufangen. Hier fühlte ich mich, in kleinem abgeschlossenen Kreise und unter weltkundigen aufgeklärten Menschen mehr auf meinem Posten und habe, allerdings immer in der

Feuerlinie weilend, bis zum Ausbruch der Revolution als Unteroffizier mich nützlich zu machen versucht.

Das ist nur der knappe äußere Rahmen meiner Erlebnisse, gern würde ich aus Tagebuch und anderen Aufzeichnungen Schilderungen und Erlebnisse im einzelnen ausmalen, wenn ich nicht durch Raum- und Zeitmangel zur Beschränkung gezwungen wäre.

Rechtsanwalt Dr. Emil Westhoff hat ein groß angelegtes, fünfaktiges Drama geschrieben, in dem er seine Beobachtungen und Erfahrungen während des Weltkrieges zusammenfaßt. Es behandelt vorzüglich den Gegensatz zwischen den Offizieren und Mannschaften, wie er vielfach zutage trat und nach seiner Meinung Ursache des Zusammenbruches wurde.

Hildegard Westhoff-Niemeyer (XII. 83)

Gattin des vorigen Berichterstatters.

Mein Mann ist der Ansicht, daß auch die Heimkrieger in der Familienchronik stehen werden. Nun zähle ich mich allerdings nur zu den unwürdigeren und geringeren, aber der Vollständigkeit halber sei doch auch in Ergänzung des Berichtes meines Mannes von meinen „Kriegserlebnissen" berichtet.

Nachdem mein Mann am 11. Juni 1915 eingezogen worden war, führte ich zunächst seine Kanzlei weiter, bis ich im Juni 1916 zur besseren finanziellen Sicherung der Familie zunächst den Außendienst, später die Leitung der Hinterbliebenenfürsorgestelle Hagen i. Westf. übernahm, deren Wirkungskreis ich im August 1917 auch auf den Landkreis neben dem Stadtkreis Hagen ausdehnte. Ein soziales Berufsmädel wurde mein jüngstes Kind, das nach einem Arbeitstag im Büro am 12. November 1916 als drittes Kind geboren wurde. Im September 1919 kehrte ich wieder zu meinem Manne zurück, da sich dieser im Februar 1919 als Anwalt in Nürnberg niedergelassen hatte.

Über meine Hagener Tätigkeit berichtet, falls näheres interessiert, ein Zeugnis, das ich hier anfüge:

„Frau Hilde Westhoff-Niemeyer wurde am 1. Juni 1916 bei der hier neu eingerichteten Fürsorgestelle für Kriegshinterbliebene

der Stadt Hagen i. Westf. angestellt und anfänglich mit dem pflegerischen Außendienst betraut. Dank ihrer ausgezeichneten Vorbildung auf sozialem Gebiete konnte ihr bereits im März 1917 die Leitung der Stelle selbständig übertragen werden. Seitdem befindet sie sich in dieser leitenden Stellung.

Ich bestätige ihr gern, daß sie das Gebiet der Hinterbliebenenfürsorge vollständig beherrscht. Vermöge ihres organisatorischen Geschicks hat sie die Dienststelle mustergültig ausgestaltet. Mit tiefem sozialen Verständnis hat sie die schwierige Aufgabe erfüllt, den Witwen in allen wirtschaftlichen Fragen beratend und fördernd zur Seite zu stehen und ihnen Führerin in ernsten Lebensfragen zu sein, andererseits aber unberechtigten Ansprüchen entgegenzutreten.

Auf Wunsch des Landrats des Landkreises hat sie auch die Hinterbliebenenfürsorge im Landkreis in Verbindung mit den örtlichen Stellen (Amtmännern und Bürgermeistern) gestaltet. Schriftgewandt und rednerisch begabt, hat sie die in der Fürsorgetätigkeit gemachten Erfahrungen für weitere Kreise zu verwerten gewußt. Der von ihr erstattete Tätigkeitsbericht über die Arbeit der Hinterbliebenenfürsorge während der Kriegsjahre kann als wissenschaftliche Arbeit angesprochen werden.

Sie tritt zurück, weil sie zu ihrem aus dem Heeresdienst ausgeschiedenen Gatten zurückkehrt. Ich sehe sie ungern aus der Tätigkeit scheiden.

Hagen i. Westf., den 30. September 1919.

Der Oberbürgermeister.
gez. Cuno."

Hans Jürgen Vollbrandt (XII. 87)

geboren zu Essen am 27. April 1895, Enkel von Hans Niemeyer (XII. 44), Urenkel von Carl Eduard Niemeyer. Siehe Tafel 7 b.

Hans Jürgen studierte Medizin in Heidelberg, trat am 1. April 1914 als Einj.-Freiwilliger in das Inf.-Rgt. Nr. 113 3. Komp. ein. Am 30. Juli 1914 rückte er mit dem Regiment aus, erlebte die ersten Gefechte im Oberelsaß, focht die Schlacht

bei Mühlhausen am 9. und 10. August mit, darauf wiederholte Gefechte, Verschanzung zu Arzweiler bei Saarburg, Schlacht bei Saarburg am 20. August (Teilschlacht der lothringischen Schlacht). 25. August Straßenkampf in Baccarat. Gefechte bei Menil und St. Barbe; im September wurde er Gefreiter. Anfang September wurde er von seiner Truppe abgeschnitten, vom Feinde eingeschlossen und blieb fünf Tage ohne jede Nahrung, dazu war er täglich starken Unwettern ausgesetzt. (Von diesen ersten Kriegserlebnissen berichtete ausführlicher schon das 6. Heft der Familien-Nachrichten.) Als er sich fast verhungert durchgeschlagen hatte, fand er zunächst Aufnahme im Lazarett Baccarat, dann in Mannheim, darauf zurück in seine Garnison Freiburg; dort leitete er einen Krankenträger- und Sanitätssoldaten-Kursus. Als Sanitätsunteroffizier rückte er mit der Landw.-Sanit.-Komp. 14 im November zum zweiten Male ins Feld, und zwar wiederum ins Oberelsaß. (Er war als zum Waffendienst dauernd untauglich erklärt worden.) Mit Scharlach und Diphtherie infiziert mußte er schon nach sechs Wochen wieder in die Lazarette Mühlhausen und Karlsruhe eingeliefert werden. In der Folge litt er an Gelenkrheumatismus, Mittelohreiterung und an Nierenentzündung. Vom August 1915 bis August 1916 war er als Sanitätsunteroffizier, da er als dauernd garnisondienstfähig erklärt war, bei der Luftschiffer-Ersatzabteilung IV zu Mannheim-Rheinau beschäftigt. August 1916 bis August 1917 in der Reservelazarettschule zu Heidelberg (Feldwebelstellung). August 1917 bis Oktober 1917 im Seuchenlazarett zu Karlsruhe, Station für Ruhr und Genickstarre, Oktober 1917 Dienst im Reservelazarett zu Freiburg, gleichzeitig medizinisches Studium, Dezember 1917 Sanitätsvizefeldwebel, Frühling 1918 zum Physicum nach Heidelberg beurlaubt, 1. August 1918 Beförderung zum Unterarzt, Versetzung zum Rerservelazarett in Ettlingen; inzwischen kriegsverwendungsfähig erklärt, sollte er auf wiederholten Wunsch im Oktober 1918 ins Feld, bekam aber die Grippe, lag bis zum November 1918 im Offizierslazarett Ettlingen. Genesend wurde er in das Reservelazarett Freiburg versetzt und setzte dort gleichzeitig sein Studium fort. Als Ausfluß politischer Betätigung im Winter 1918/19 gelangte er im April 1919 ins Baltikum und

wurde in die Eiserne Division eingestellt. Dort war er im Feldlazarett 130 als Stationsarzt der Inneren und Seuchenabteilung, teilweise auch als Garnison- und Gefängnisarzt in Mitau und Riga (mannigfache Privatpraxis) und Adjutant des Divisionsarztes bis September 1919 tätig. Er erlebte dort die blutigen Kämpfe in und um Riga, die Einnahme von Riga am 22. Juni 1919. Wie schwer diese Kämpfe waren, beweist unter anderem die Tatsache, daß innerhalb von 14 Tagen fünf von sieben H. Jürgen bekannten Ärzten fielen. Auch in die politische Entwicklung des Baltikums dieser Zeit gewann Hans Jürgen Einblicke, wichtig, da darüber in Deutschland genaueres nicht bekannt wurde. Auch ereigneten sich ja all diese Kämpfe angeblich im Zeichen des Friedenszustandes. Wäre Hans Jürgen zurzeit nicht noch krank, so würde er uns einen hervorragenden Bericht erstatten können. Im September 1919 kam H. J. in die Seuchenabteilung mit Fleckfieber infiziert nach Essen. Viele Wochen schwebte er zwischen Leben und Tod und ist zurzeit noch in Behandlung im Städt. Krankenhaus zu Essen. Trotzdem hofft er noch im Laufe des Jahres dank der mannigfachen Erfahrungen, die er in all den Lazaretten während der Kriegszeit machte, nach kurzem energischen Studium das medizinische Staatsexamen zu machen.

An Auszeichnungen erhielt H. J.: Für den Feldzug im Sommer 1914 das Eiserne Kreuz II. Kl., das Baltenkreuz erhielt er im Sommer 1919.

Adolf Widmann (XII. 93)

geboren am 7. April 1880, Kaufmann zu Shanghai-China, Gatte von Clara Voelkel, einer Urenkelin von Hermann Agathon Niemeyer. Siehe Tafel 8.

Als der Krieg ausbrach, war A. Widmann geschäftlich in Hongkong tätig; er wurde mit vielen anderen interniert, nach kurzer Zeit nach Australien überführt und in Trial-Bay in der Nähe von Sidney festgehalten. Er fand gute Verpflegung, auch für allerlei Kurzweil wurde gesorgt. Seine Frau durfte ihm alles schicken, Bücher usw. So verstrich die Zeit. Im Sommer 1919

wurden die Internierten abtransportiert; im August kam Widmann nach Bremen und besuchte seine Schwiegermutter Magdalene Voelkel geb. Niemeyer. Diese fand ihn gesund und wohl aussehend. Am 14. Oktober schiffte er sich wieder ein, ist also auf dem Heimweg nach China. Eine Karte von ihm aus Colombo meldete, daß er am 11. November in Batavia zu sein hoffe und von dort in nicht zu ferner Zeit die Weiterreise antreten könne. Am 5. November waren es fünf Jahre Trennung von seiner Familie, veranlaßt durch den Weltkrieg.

Hermann Niemeyer (XI. 119)

geboren zu Halle a. S. am 16. April 1883, Inhaber des Verlages Max Niemeyer und der Lippertschen Buchhandlung, Sohn von Dr. Max Niemeyer, dem Begründer unseres Familienverbandes. Hermann Niemeyer selbst gehört als Kassenwart dem Familienrat an. Siehe Tafel 8: Hermann Agathon Niemeyer.

Der Herausgeber konnte sich nicht entschließen, von folgendem Bericht irgendwelche Kürzungen vorzunehmen, wodurch sich hoffentlich andere Berichterstatter nicht benachteiligt fühlen werden.

Am 3. August 1914 stellte ich mich beim Feldart.-Rgt. 75 in Halle a. S. als Vizewachtmeister der Landwehr. Ich wurde der Etappen-Mun.-Kol. 10, die in Döllnitz bei Halle zusammentrat, zugewiesen. Hier nahm ich einige Tage später von meiner Frau Abschied. Die Kolonne machte den Vormarsch durch Nordfrankreich hinter der Armee Kluck mit. Nach der ersten Marneschlacht mußten wir über Compiègne in Richtung Soissons zurück. Im Oktober wurde ich zum Leutnant d. L. ernannt. Nach dem anstrengenden Vormarsche lebten wir ein bequemes Etappenleben in der herrlichen Aisne-Gegend. Nie werde ich die schöne erste Weihnachtsfeier im Felde vergessen, die wir mit unseren Mannschaften in der Parkkapelle der Mühle Nogent feierten. Echter froher Soldatengeist und gute Kameradschaft herrschten bei unserer Kolonne.

Anfang März 1915 erhielt ich den für mein Schicksal im Weltkrieg entscheidenden Befehl. In Guise wurde die 54. Inf.-Div. zusammengestellt. Ich hatte mich als Ordonnanzoffizier

beim Stabe der 54. Feldart.-Brigade zu melden. Ein Posten, zu dem ich mich gar nicht eignete, da mir die nötigen militärischen Kenntnisse fehlten. Ich hatte aber Glück, mein Kommandeur wurde der württembergische Oberst Landauer, der anfänglich viel Rücksicht nahm, da er wohl sah, daß ich den guten Willen mitbrachte. Die Division wurde in der Champagne zwischen Souain und Perthes eingesetzt. In lebhaften Abwehrkämpfen schweißte sich die junge Truppe unter ihrem energischen Führer General von Watter bald zu einer vortrefflichen Kampfdivision zusammen. Schon Mitte Juli 1915 wurden wir für voll angesehen, und die Reise ging nach Osten. Die Division wurde der Armee von Gallwitz unterstellt und auf Ostrolenka angesetzt. Wir überschritten südlich der Festung den Narew und nun ging es vorwärts unter täglichen schweren Gefechten und anstrengenden Märschen auf sandigen Wegen, durch den imposanten Bialystoker Wald über den prächtigen Njemen-Strom, wo wir den Russen eine von Natur gebildete und von Menschenwitz verstärkte, festungsartige Stellung entrissen. Noch am Abend der Schlacht stieg ich zum Ufer, um zu baden. Der breite reißende Strom wand sich durch leuchtende Sanddünen, die Sonne ging rot unter und tauchte Fluß und Wald in ihr Gold. Badende Soldaten und Pferde hüben und drüben und nicht weit am Waldrand tote Russen. Rußland in seiner ganzen großen Melancholie. — Bei Bartocze entwickelten sich die letzten schweren Kämpfe mit sibirischen Truppen. Die Division hatte wieder einmal die Aufgabe, die Stellung zu durchbrechen, es gelang, und Panje wurde bis zum Lebioda-Abschnitt zurückgedrängt. Hier wurden wir am 19. September herausgezogen und traten den Rückmarsch über Grodno an. Wir hatten manchen armen Kameraden auf dem Schlachtfelde das schlichte Holzkreuz gesetzt, Mannschaften und Pferde waren abgekämpft und müde und doch, den frischen Bewegungskrieg gaben wir ungern auf. Unter täglich neuen Eindrücken waren die Strapazen leicht getragen. Mit Humor belachten wir die Schmutzquartiere, aus denen die menschlichen Bewohner meist mit den letzten Kosacken abgezogen waren, stets vergaßen sie die Tierchen mitzunehmen. — Im russischen Feldzug lernte ich, was ich militärisch brauchte. Täglich hatte ich die rasche Entschlußfähigkeit und die

knappen Befehle Oberst Landauers bewundern können, der immer voran, seine Artillerie vortrefflich führte und einsetzte.

An der Westfront wurden wir im Aisne-Abschnitt südöstlich Noyon eingesetzt. Es gab die üblichen Stellungskämpfe. Wir lagen im hübschen Blérancourt in freundlichem Quartier. Anfang Februar 1916 kam die Division hinter die Front in Ruhe. Unser Stabsquartier wurde L'Abbaye St. Nicolas im Walde von St. Gobin. Hier verlebten wir in froher Kameradschaft einen herrlichen französischen Frühling. Manche gute Flasche stand noch zur Verfügung und dabei wurde viel an die Heimat gedacht.

Noch ehe die Division gegen Verdun eingesetzt wurde, erhielt Oberst Landauer seine Abkommandierung, um später selbst eine Division zu übernehmen. Der Abschied von ihm wurde mir äußerst schwer, und es ist mir eine Genugtuung, daß sich aus den gemeinsamen Erlebnissen eine aufrichtige Freundschaft mit diesem Manne entwickelt hat.

Die Karre bei Verdun war schon verfahren, als wir Anfang Mai 1916 gegen Höhe 304 auf dem linken Maasufer eingesetzt wurden. Anfänglich artilleristisch überlegen, hatten wir Teilerfolge. Die starken Feldbefestigungen um Verdun konnten jetzt, nachdem das Moment des überraschenden Angriffs bereits ausgeschaltet war, nicht mehr überrannt werden. Höhe 304 war eine Hölle für unsere Infanterie. Von meiner Beobachtungsstelle auf der Höhe von Cuisy aus beobachtete ich das Tag und Nacht anhaltende französische Sperrfeuer, durch welches die Ablösungen und Essenträger hindurchwankten. Hier sah man zum erstenmal die traurigen Bilder der Material-Schlacht. In Granattrichtern saßen die Leute und wärmten über Handgranaten den Kaffee, das einzig Warme, was es oft tagelang gab. Die Toten blieben liegen oder wurden von den Geschossen wieder aus dem Boden gewühlt. Die Franzosen zogen allmählich erhebliche Artillerie zusammen. Aus unserer Beobachtungsstelle wurden wir herausgeschossen, ebenso aus unserem Ruhequartier in Nantillois.

Mitte September rückte die Division im Abschnitt Fleury auf dem rechten Maasufer ein. Fleury lag als weißer Staubfleck vor unserer Linie, das Fort Douaumont war unser rückwärtiger Stützpunkt. Wir krochen mit dem Stab in die Ratten-

höhlen des Caplagers südlich Azannes. Aus dem Angriff auf Verdun war ein schauderhafter Tintenkrieg geworden. Die Truppe seufzte unter unausführbaren Befehlen; freiwillig wollten die hohen Stellen die unmöglichen Positionen nicht aufgeben. Der üble Ausgang des Unternehmens ließ sich ahnen. In den ersten Oktobertagen hatte Franz eine gewaltige Artillerie vor unserem Abschnitt zusammengezogen. Am 23. Oktober setzte das Trommelfeuer auf dem ganzen Abschnitt von Thiaumont bis Fleury ein. Der Douaumont wurde unter konzentrisches Feuer schwersten Kalibers genommen, die Schluchten im Hintergelände lagen unter Gas. Die Kasematten des Forts, schon früher zermürbt durch unsere 42 cm-Geschosse, hielten der französischen Beschießung nicht mehr Stand. Am 23. Oktober nachmittags flog das Pioniердepot im Fort in die Luft, das Fort mußte schleunigst geräumt werden. Alle Verbindungen waren gestört, wir arbeiteten nur noch mit Leuchtpistolen und Lichtsignalen. Eine schauderhaft unsichere Nacht folgte. Am 24. Oktober herrschte dichter Nebel, jede Beobachtung war ausgeschlossen. Wir erwarteten den Angriff, und er kam. Bei der Nachbardivision war der Feind durchgebrochen, und unsere dezimierte Infanterielinie wurde aufgerollt. Unsere Artilleriebeobachter, die am Morgen auf den Douaumont zurückgekehrt waren, wurden gefangen. Reserven standen nicht zur Verfügung. Ein großer Teil unserer Batterien war zerschossen, wir konnten nur noch ein dünnes Sperrfeuer abgeben. So waren wir erleichtert, als der Tag zu Ende ging, ohne daß der Franzose seinen Erfolg weiter ausnutzte, erst am 27. Oktober versuchte der Feind, seinen Angriff weiter vorzutragen. Diesmal vergebens, schon damals war dazu starke vorhergehende Artillerievorbereitung nötig. Die 54. Division war abgekämpft. Wir kamen in einen ruhigen Abschnitt zwischen Maas und Mosel, wo das Ablaufen von Batteriestellungen und Schützengräben friedlicher Spaziergang war.

Mitte Dezember 1916 wurde der Stab Art.-Kommandeur 54 zu besonderer Verwendung der Gruppe Gerok zugeteilt, die in Siebenbürgen gegen Rumänien kämpfte. Obwohl ich mich schwer von vielen Kameraden der 54. Div. trennte, freute ich mich auf das neue Erleben ungemein. Ich durfte unserem Transport am

17. Dezember nach München vorausfahren, ein Telegramm rief meine Frau dorthin, und sie empfing mich auf dem Bahnhof. Wir waren glücklich über das unverhoffte Wiedersehen und verlebten die Tage dementsprechend. Ich telegraphierte am 23. Dezember die Kinder heran, die am Heiligabend früh eintrafen. Kriegsmäßig hatten sie im Koffernetz prachtvoll geschlafen. Wir hatten unser Weihnachtsbäumchen im Hotelzimmer, und es gab Hähnchen und Burgunder. Erst am 26. Dezember abends kam mein Transport durch München, wo mich die Kameraden mit Halloh aufnahmen. Über Wien—Budapest—Kronstadt ging die vergnügte Reise durch die wunderschöne ungarische Ebene. In unserem Bestimmungsort Kézdivársárhely am Fuße des Ojtoz-Passes richteten wir uns sehr behaglich ein. Der Stab der Gruppe Gerok bestand aus lauter schneidigen Offizieren, die etwas konnten. Die Kämpfe um die Paßstraße hatten bereits einen Abschluß gefunden, und es galt für uns, die Artilleriestellungen im Gebirge auszusuchen und einzurichten. Auf den oft tagelangen Fußtouren genossen wir die herrliche Winterlandschaft der Süd-Karpathen. Noch schöner war der siebenbürgische Frühling, den wir nach unserer Versetzung zur Gruppe Litzmann verlebten, die im nördlicher gelegenen Csik-Szereda lag und den Befehl über den Trotus-Abschnitt führte. Mit Vergnügen lernte ich Land und Leute kennen und führte dabei im ganzen ein recht bequemes Leben. Wir pflegten uns, und Offizier und Mann schickten manche Kiste mit ungarischen Schätzen in die Heimat.

Im September 1917 hörte das Schlaraffenleben auf. Ich befand mich auf Urlaub in Halle, als ich telegraphisch über Wien nach Krainburg beordert wurde, wo ich meinen Stab beim Armee-Oberkommando 14 wiedertraf. Wir wurden als Art.-Kommandeur zur 200. Inf.-Div. befohlen, die im Abschnitt Tolmein-St. Lucia den Angriff gegen die Katzelmacher führen sollte. Die Vorbereitungstage waren entsagungsvoll. Von Bischoflack führten zwei Paßstraßen durchs Gebirge an die Isonzofront, die nördliche über Baca-Podbrdo-Kneza nach Tolmein, die südliche über Kirchheim nach St. Lucia. Was sollte auf diesen schmalen, steilen Gebirgsstraßen alles nach vorn rollen? Zuerst die Artillerie in beträchtlicher Stärke, Autokolonnen mit Munition, Pioniermaterial

und zuletzt die Stoßtruppen mehrerer Divisionen. Alles mußte in kürzester Zeit durch die Pässe geschleust werden. Hier leistete deutscher Organisationsgeist Erstaunliches. Es ging nicht immer glatt, manches Auto fuhr fest und hemmte stundenlang den Marsch sämtlicher Kolonnen, mancher Wagen stürzte die Steilhänge hinunter. Unterkünfte gab es kaum. Dazu tagelang strömender Regen. Lebensmittel kamen nur knapp heran, Beleuchtungsmaterial fehlte. Es wurde nur nachts marschiert, und jeder bekam eine österreichische Mütze verpaßt, um dem Feind den Aufmarsch zu verschleiern. Die Schwierigkeiten waren oft drückend, und jeder schimpfte und fluchte. Aber es ging. Am 22. Oktober war die Infanterie fast ohne Verluste in Stellung. Die Artillerie hatte ihr Fernsprechnetz über die Berge gespannt. Wir überblickten von unserem Gefechtsstand aus das herrliche Isonzobecken. Gegenüber der Feind in Felsenfestungen an steil über 1000 m ansteigenden Hängen. Dort lugten die feindlichen Geschütze und Minenwerfer aus den Kavernen.

Am 24. Oktober 2 Uhr vorm. rollte auf der weiten Front unser Feuer aus Tausenden von Rohren los, ein unaufhörliches Donnern hallte an den Bergwänden wider. Bald zog sich Nebel und dichter Rauch über das ganze Isonzotal. Wir waren völlig schweigsam vor Ergriffenheit über die gewaltige Kraftentfaltung. Dann die ersten weißen Leuchtkugeln! Unsere Jäger waren auf halbem Hange angekommen, trotz der verzweifelten Schießerei der italienischen Kavernengeschütze und Minenwerfer. Nun verfolgten wir mit fieberhafter Spannung das Fortschreiten der Schlacht. Ich war Artillerie-Nachrichtenoffizier und tat mein Bestes, die Lage ständig zu klären, so daß die Unterlagen für Befehle zur Stelle waren. Am zweiten Schlachttag war der Italiener aus allen Gebirgsstellungen geworfen, der völlige Sieg war auch hier durch deutsche Waffen errungen, der Abstieg in die venezianische Ebene geöffnet. Auch einige österreichische Truppenteile hatten sich vorzüglich geschlagen. — Das E. K. I, was ich erhielt, ist mir eine besondere Erinnerung an die Schlacht von Tolmein. Unser Vormarsch bis zur Piave ging durchs gelobte Land. Mannschaften und Pferde machten sich „gesund", wie der Fachausdruck lautete. Mit Genugtuung hörte ich, wie die Bewohner

des Landes unsere famosen Kampftruppen anstaunten. An der Piave gab es noch heiße Kampftage, aber wir konnten nicht mehr vorwärts kommen. Deutsche Truppenteile mußten für die bedrängte Westfront abtransportiert werden. Auch unser Stab kam wieder nach Frankreich und landete nach einigem Hin und Her bei der 84. Inf.-Div., die Anfang Februar 1918 auf dem linken Maasufer bei Forges eingesetzt wurde. Es gab kleine Stoßtruppunternehmungen, um die Division, die aus dem Osten kam, für die Westfront reif zu machen. Als Adjutant kam zu unserem Stabe Oberleutnant Hans Marcard, mit dem ich bald in völliger Harmonie zusammenarbeitete. Wir verstanden uns als Soldat und Mensch, und wenn irgend etwas die kommende schwere Zeit erträglicher machte, so war es die alles teilende Freundschaft zwischen Marcard und mir. Mit Spannung verfolgten wir das Riesenunternehmen der deutschen Offensive, die am 21. März einsetzte. Am 13. Mai sollten wir auch noch hineinkommen. Nördlich Noyon wurde die Division eingesetzt, um den Vorstoß zwischen Montdidier und Noyon mitzumachen. Es waren schwere Tage, und oft ging es um Kopf und Kragen. Die Ermüdung der Truppe war schließlich furchtbar. Im Stab arbeiteten wir Nächte hindurch bei dauerndem Fliegerbesuch. Alles umsonst! Der unglückselige Rückzug kam, wir machten ihn aus der Gegend von St. Quentin mit. Unsere Infanterie schlug sich glänzend, und wir unterstützten sie wahrhaftig; nach schweren Tagen der Abwehr sagte unser Divisionskommandeur manchmal zu uns: „Meine Herren, der Tag gehört der Artillerie". Um Politik kümmerten wir uns nicht, sondern ließen uns aus Stellungen und Quartieren schießen mit dem Gedanken, das größte Unheil abzuwenden. Wir wußten, daß der Feind ebenfalls das Rennen nicht mehr lange mitmachen würde, denn seine Verluste waren furchtbar, und seine Angriffe begannen zu erlahmen.

Unglückseliger Waffenstillstand! (ob nötig oder verfrüht, darüber mögen sich andere den Kopf zerbrechen), für die Front war er ein Schlag ins Gesicht. Und als wir im kgl. belgischen Schloß von Ciergnon am Kamin saßen und ein Erlaß kam, der so beiläufig über Hindenburg handelte, las unser urdeutscher Kommandeur Oberst Gerstenberg die Unterschriften wie im Traum:

„Ebert — Haase — Scheidemann"! Wir hatten 14 Tage keine Zeitungen gelesen; ein Ahnen stieg jetzt in uns auf. Armes Vaterland! Bis in die Heimat begleitete uns dann ein soldatischer Galgenhumor, und wir hatten die Genugtuung, daß unsere Mannschaften bis zuletzt ihre Pflicht erfüllten und uns mit Vertrauen begegneten. Beim Marsch über die deutsche Grenze, wo die Fahnen wehten und auf Schildern stand „Willkommen in der Heimat den tapferen Kriegern" und dann beim Anblick des Rheins ergriff uns eine tiefe Wehmut.

Am 18. Dezember 1918 kam ich zu meiner Familie zurück und ging an die Arbeit.

Walter Mampe (XI. 120)

geboren am 6. Januar 1881, Hauptmann der Landwehr-Feldartillerie, Regierungsrat Dr. iur., seit dem 1. Oktober 1919 Leiter des Preußischen Staatssteueramtes zu Cüstrin, Gatte von Dorothea Niemeyer, jüngste Tochter von Max Niemeyer, Halle. Siehe Tafel 8.

„Ich war die ganze Zeit im Westen, habe die unvergeßliche Zeit des Vormarsches und den Marnerückzug mitgemacht, war dann im Stellungskampf vor Reims, bei Loretto, an der Somme und schließlich vor Verdun und wurde im Februar 1917 von meiner Behörde reklamiert."

Aus der Zeit des Vormarsches, Gefecht bei Tintigny-Rossignol, Teil der Schlacht bei Longwy: „Morgens 5 Uhr Alarm. Alles macht sich fertig und lauert gespannt. Um $7\frac{1}{2}$ Uhr Abmarsch auf einem Feldweg an die Straße von Léglise nach Marbéhan. Kaum haben wir diese erreicht, da jagen im wilden Tempo die Autos des Generalkommandos an uns vorbei. Wir halten an der Wegekreuzung Thibéhart-Mellies; rechts hinter bewaldetem Höhenzug in der Nähe Infanteriefeuer, ein Flieger überfliegt uns, unsere Schützen schwärmen aus. Dann wird alles ruhiger, und wir sehen auf der Chaussee Rancimont-Mellies unsere Truppen, Infanterie und Artillerie, vorbeiziehen. Wie mancher hat den Tag nicht überlebt; im forêt de Kulles, wo Turkos und Kolonialtruppen von den Bäumen schossen, nachdem sie unsere Vortruppen durchgelassen, sollte sich bald ein mörderisches Ringen erheben.

Um 11 Uhr kam der Befehl zum Vorrücken durch den Wald nach Marbéhan." — „Um $11^1/_2$ Uhr fiel der erste Kanonenschuß. Die Kolonne machte an der Wegekreuzung Marbéhan-Kulles halt, unsere Abteilung erhöht am Waldausgang, von wo aus man weite Teile des Schlachtfeldes übersehen konnte. Vor uns, 2 bis 3 km ein Dorf, Orsingfaing, auf dessen einem isoliert liegenden Hause die Genfer Flagge wehte; dahinter ein weiteres, Rossignol, das wie das erstere mit dem zunehmenden Artilleriekampf stark beschossen wurde und bald brannte. Nur das Haus mit der Genfer Flagge blieb sichtlich verschont." — „Erst am nächsten Tage sahen wir, daß es unsere Artillerie gewesen war, die die feindlichen Schützen am Wege Orsingfaing-Rossignol seitlich aufgerollt und mörderlich gewirkt hatte." — „Allmählich klang das Infanteriefeuer schwächer und entfernter, und um $3^1/_2$ Uhr kam Hauptmann Hentschel, der vorn beim Stabe gewesen war, mit der Meldung, daß wir fünf feindlichen Divisionen in den Rücken gefallen seien und alles gut stände. Zuversichtliche Stimmung. Gegen 5 Uhr werden einige Wagen nach vorn beordert, da unsere Batterien sich verschossen hätten. Kurz nachdem sie abgerückt sind, kommt der Befehl: „Schleunigst kehrt und zurück". Bei der Kehrtwendung bricht die Deichsel beim ersten Munitionswagen, ich lasse beiseite fahren und durch Unteroffizier Pohl eine Vorratsdeichsel besorgen. Bald große Stockung. Von der ersten Kolonne — wir waren die dritte — kommt es immer dringender: „Schnell vorwärts", sie würden hinten beschossen. Kurz darauf der Ruf: „Straße frei", und zwischen den sich stauenden Kolonnen jagt das Generalkommando in Autos und Reitertrupps in wilder Fahrt hindurch. Leutnant Conrad und Scheffler kamen zurück, ein französisches Bataillon sei durchgebrochen, uns im Rücken; sie seien in und hinter Marbéhan von dicken Schützenlinien, die längs der Straße vorgingen, beschossen und hätten schleunigst kehrt machen müssen." — „Unsere Kolonne wurde bestimmt, einen schmalen Waldweg links abzubiegen und, wenn möglich, im Bogen bis zum Waldausgang zurückzufahren, falls vorn noch Munition gebraucht würde. Hauptmann Hentschel schickte mich vor, den Weg zu erkunden. Es ging einen steilen, ausgefahrenen Waldweg hinunter auf einen chaussierten Weg, der nach dem Waldausgang

zu rechts von einem Nebenfluß des Semois, links von ansteigendem Walde eingefaßt war, und über den sich die Bahn mit fünf Überführungen hinwegschlängelte. Ich ritt bis zum ersten Bahndurchgang, meldete dem Hauptmann, und als die Kolonne herankam, kommandierte der Hauptmann, der die Schützen der ersten Fahrzeuge vorgezogen hatte: „Batterie trab und Bataillon vor", und so gings in den Hohlweg. Er mit gezücktem Revolver vorweg, ich einige Schritte hinter ihm, uns zur Seite die Schützen. Gleich hinter dem Bahndurchgang ein wüstes Geschieße, rote Hosen flitzten durch die Bäume, drei warfen ihre Gewehre weg, liefen auf uns zu und gaben sich gefangen. So rückten wir trabend und schießend vor." — „Vor jedem Bahndurchgang trieb Hauptmann Hentschel die Leute an, die dann schnell auf die andere Seite sprangen und schossen. Mich schickte er auf die Mitte des Weges nochmal zurück, ob auch die ganze Kolonne nachkäme. So kamen wir schließlich glücklich zum Waldausgang. Wären die überraschten Franzosen nicht ausgekniffen, sie hätten uns der Reihe nach niederschießen können. Unsere drei Gefangenen sagten später, sie hätten geglaubt, Artillerie käme und hätten nicht gewußt wohin. — Der Hauptmann schickte mich nun nochmals vor, ob weiter vorne jemand vom Stabe sei, der angäbe, ob und wohin noch Munition zu bringen sei. Im Galopp ritt ich bis Marbéhan, ein verirrtes Schrapnell flog zischend über mir weg, und aus einem entfernten Waldstück fielen zwei Schuß. Vom Stabe war nichts zu sehen, daher kehrt und im Trabe zu unserer Kolonne zurück. Wir bogen den Weg ab nach Rossignol in den forêt de Kulles. Es wurde dunkel, nach einer Weile halt, wieder kehrt und zurück nach Mellies. Ernst sahen wir uns an, die Schlacht schien verloren, die vorne ohne Munition, von uns vielleicht abgeschnitten. In Mellies halt bei der Brauerei auf beiden Straßenseiten und dem Hof in Dunkelheit. Die Pferde mußten getränkt werden, trotz glühender Hitze hatten sie noch nichts bekommen. In der Brauerei gab es Bier, ungezählte Flaschen einfach Bier, welch Labsal. Die Soldaten wollten räubern. Ich duldete es nicht, jeder mußte seinen Groschen entrichten. — Schließlich waren die Sanitätskolonnen, denen wir den Vortritt hatten lassen müssen, durch Mellies hindurch. Wir

schlossen uns an und suchten bei völliger Dunkelheit einen Biwakplatz, den wir auf einer nassen Wiese fanden. Ich hüllte mich auf einer Protze in Mantel und Umhang und fror schauderhaft, an Schlaf kaum zu denken. Am Himmel sah man den Widerschein brennender Dörfer."

„Am andern Morgen erfuhren wir, daß die Schlacht gewonnen sei. Im Gefecht Tintigny-Rossignol machten wir 3400 Gefangene, darunter 40 Offiziere und 2 Generale, 60 Geschütze."

Erich Pernice (XI. 123)

geboren am 19. Dezember 1864, Geheimer Regierungsrat, Universitätsprofessor Dr. arch. zu Greifswald. Siehe Tafel 9: Pernice.

Ich war für den Fall eines Krieges als Adjutant bei der Pferdeaushebungskommission bestimmt worden. Zwar verstehe ich absolut nichts von Pferden, aber ich konnte mich doch mit Löhnungszahlungen und sonst einigermaßen nützlich machen. Auf Wunsch des Bezirkskommandos war ich dann noch einige Tage bei der Mannschaftsmusterung tätig. Hier hatte ich Gelegenheit, alle die Studenten, die ich bis dahin nur auf ihren inneren Zustand geprüft hatte, auch von außen zu betrachten. Das Herz wendet sich mir um, wenn ich daran denke, wie viele von diesen prächtigen blühenden Leben in hassenswürdiger Erde Frankreichs modern.

Da ich nicht die Absicht hatte, nach diesen ersten 14 Tagen untätig zu bleiben, stellte ich mich beim Bezirkskommando Anclam zur Verfügung und erhielt, ich glaube am 14. September 1914, den Befehl, sofort nach Schneidemühl abzureisen. Dort angekommen erfuhr ich, daß ich zum Landsturm-Ersatzbataillon gehöre, das die Aufgabe habe, Gefangene zu bewachen. Obwohl auf dem Platz für das Gefangenenlager noch nichts zur Aufnahme der Gäste vorbereitet war, kamen doch schon nach wenigen Tagen, die höchst primitiven militärischen Übungen gewidmet worden waren, etwa 10 000 Russen in einzelnen Abteilungen an. Da das Wetter noch schön warm war, schadete ihnen das Übernachten im Freien nichts; auch wußten sie sich wie Maulwürfe mit unglaublicher Geschwindigkeit in der Erde zu verkriechen, so daß

das Lager nur mit kleinen niedrigen Erdhügeln bedeckt erschien und scheinbar verlassen war. Erst zur Essenszeit kam Leben in diese Einöde und zwar viel Leben, denn in der Essensfrage verstand der Russe keinen Spaß, und es war für den Wachthabenden eine sehr große Schwierigkeit, hierbei Ordnung zu halten; der Versuch, sich mehrfach eine Portion zu holen, war an der Tagesordnung. Jedoch wurde dieses begreifliche Vorgehen nicht weiter bestraft. Überhaupt wurden die Gefangenen sehr gut behandelt und Gemeinheiten irgendwelcher Art sind gegen sie offenbar zu ihrem größten Erstaunen niemals verübt worden. Wir bedienten uns im Verkehr mit den Gefangenen besonders deutsch sprechender russischer Juden, die sich in Massen hatten fangen lassen und sich nach ihrer Art bei den Deutschen beliebt zu machen suchten; namentlich in der Küche hielten sie sich gern auf und ich vermute, daß diese Arbeitsfreudigkeit nicht ganz uneigennützig war. — Als die Russen im Oktober 1914 vordrangen, legten wir an der Netze auf den Höhen von Usch, die leider jetzt auch in die Hände der Polen gekommen sind, Befestigungen an, die aber dank unserer obersten Heeresleitung nie benutzt zu werden brauchten. Im Laufe des Winters mehrten sich die Gefangenen, und weder die Räume für die Unterbringung, jetzt sorgfältig gebaute und warme Holzbaracken, noch die Mannschaften zur Bewachung waren mehr ausreichend. Ich hatte inzwischen meine praktische Tätigkeit einstellen müssen und war im November zum Adjutanten der Kommandantur befohlen worden, deren Tätigkeit allmählich immer umfassender wurde, je mehr die Zahl der Gefangenen wuchs. Mein Chef war ein ungewöhnlich unerfreulicher Herr, der aber zur allgemeinen Freude der Kameraden nach einigen Monaten aus mir nicht bekannt gewordenen Gründen den Abschied erhielt. Die Tätigkeit im Büro war sehr anstrengend und unter zehn Stunden Arbeit war ich nie fertig. Anfänglich in der Kaserne untergebracht, wurden die Geschäftsräume später in die Stadt verlegt und nahmen nicht weniger als 25 Zimmer ein; die Bewachungsmannschaften wurden nach und nach auf Bataillone gebracht und die Gefangenen betrugen in der Zeit der höchsten Belegung etwa 35000 Menschen, alle unzivilisierten Nationen, Franzosen, Engländer, Belgier waren jetzt vertreten.

Meine Tätigkeit, in die ich mich jetzt mit einer größeren Anzahl sehr angenehmer Kameraden teilte, war sehr mannigfaltig. Als besondere Arbeit hatte ich die Versorgung der Provinz Pommern, zum Teil auch Posen mit Landarbeitern und Handwerkern zur Aushilfe in der Industrie übernommen. Die Listen, die hier über jeden Gefangenen geführt werden mußten, die Transporte eines jeden einzelnen Kommandos an entlegenste Orte, die Kontrolle dieser Kommandos durch Offiziere, Reklamationen wegen fauler und renitenter Arbeiter, die zur Tagesordnung gehörten, Klagen über zu langsame Lieferung, Beschwerden beim Generalkommando und bei der Inspektion der Gefangenenlager und von dort aus gesegnete Grobheiten, waren das tägliche Brot, und ich wäre wohl öfter zusammengebrochen, wenn ich nicht in der Familie des Schneidemühler Stadtrats Philipp Menschen gefunden hätte voll Wärme und feinster Herzensbildung, die mir immer über alles hinweghalfen. Schwere Krankheiten waren inzwischen im Lager ausgebrochen, und eine Zeitlang hatten wir zu gleicher Zeit Cholera und Fleckfieber dort, so daß ich nach dienstlichen Besuchen im Lager wie eine Apotheke zu riechen pflegte. Großartig war die Tätigkeit der deutschen Ärzte, deren einer dem Fleckfieber zum Opfer fiel, und die Entente hätte sich an dieser Aufopferung ein Beispiel nehmen können. Ich kann mir nicht denken, daß irgendwo im Kriege etwa mehr geleistet worden ist. Wir alle waren von früh bis spät tätig für diese fremden Völker, die unsere eigenen Brüder bei sich oft in gemeiner und bestialischer Weise mißhandelt haben. Wenn der Raum reichte, könnte ich Hunderte von Geschichten aus dem Lager erzählen, die oft sehr erheiternd waren. Ungesetzmäßigkeiten sind in der Zeit, als ich da war, kaum vorgekommen. Fluchtversuche kamen natürlich vor, wie überall, aber diese entsprangen wohl mehr dem allgemeinen Drange nach Freiheit und der Sehnsucht nach Hause, als etwa der schlechten Behandlung. Männerchöre, Theatertruppen hatten sich im Lager gebildet, kleine Feste wurden gefeiert, Moscheen, russische und sonstige Kapellen waren eingerichtet worden, in Kantinen konnte man sich noch zu mäßigen Preisen allerlei Schätzenswertes und Eßbares kaufen, kurzum die Lage der Gefangenen war alles andere als düster; viele von

ihnen wurden rund und dick und die allgemeine Angst, daß etwa den Gefangenen ein Haar gekrümmt werden könnte, ließ die Behörde diese oft besser behandeln, als die eigene Mannschaft.

Bei solcher Arbeit war ich froh, als ich im Februar 1916 zur Auslandsstelle des Kriegspresseamtes nach Berlin kommandiert wurde; allerdings kam ich, was die Arbeitsleistung betrifft, vom Regen in die Traufe. Ich wurde der Abteilung Schweiz zugeteilt und hatte die Aufgabe, besonders französische und italienische Schweizer Zeitungen auf militärische, politische, wirtschaftliche Mitteilungen zu prüfen. Ich kann wohl sagen, daß mir diese Tätigkeit sehr gefiel, denn ich lernte so das Land in einer Weise kennen, wie gewiß mancher eingeborene Schweizer nicht; da ich auch einige bedeutende deutsch-schweizerische Zeitungen durchzuackern hatte, gewann ich von der Gesamtstimmung der Schweiz ein sehr anschauliches Bild, das freilich sehr anders aussah, als man es sich nach dem allgemein menschlichen Gefühl zu denken pflegte. Die Gemeinheiten und der Schmutz, mit dem die französische Westschweiz wenigstens in einigen Blättern Deutschland zu bewerfen pflegte, die niedrige Gesinnung, die sich in jeder Zeile aussprach, konnte getrost mit den chauvinistischsten französischen Zeitungen wetteifern. Umgekehrt bemerkte man bei einiger Kenntnis, wie auch bei manchen deutschen Zeitungen allein der Vorteil das Verhalten für und wider bestimmte. Doch kann ich meine Erfahrungen hierüber nicht preisgeben. In dieser Stellung blieb ich wohl $^3/_4$ Jahre; zur Aushilfe las ich auch wohl einmal italienische und solche in neugriechischer Sprache, je nachdem. Englische zu lesen habe ich mich nicht überwinden können. Unser Chef war ein ungewöhnlich liebenswürdiger feinsinniger Mensch, hochgebildet und in jeder Weise für seinen Posten geeignet; auch im Umgang verstand er, den richtigen Ton uns älteren Leuten gegenüber zu treffen.

Nach $^3/_4$ Jahren in dieser Tätigkeit — sie hat meinen Augen sehr weh getan — wurde ich in das Redaktionsbüro versetzt und bekam nun eine Übersicht über — man kann wohl sagen — alle großen Zeitungen der Welt, indem mir und einigen anderen Herren nur die Auszüge von etwa 70 Referenten zur weiteren Bearbeitung vorgelegt wurden. Was an dem betreffenden Tage

einging, mußte erledigt werden. Ich habe zu Anfang dieser Zeit, als ich noch nicht alles übersah, manche Tage von früh 9 Uhr bis nachts um 12 Uhr gearbeitet, ohne anders als von einigem Brot gelebt zu haben; namentlich als mein nächster Mitarbeiter, Inhaber einer weitberühmten Verlagsbuchhandlung, ein ungewöhnlich kluger und schnell arbeitender Offizier, bald nach meinem Eintritt, einige Zeit in wohlverdienten Urlaub ging, war es sehr schlimm. Die Arbeiten setzten auch Sonntags nicht aus, jedoch konnte ich mich später so einrichten, daß ich jede Woche etwa einen halben Tag frei hatte. Die mangelhafte Ernährung in Berlin und die überaus anstrengende Arbeit haben meiner Gesundheit sehr zugesetzt und Ende 1917, nachdem ich fast $3^1/_2$ Jahre ohne mich zu schonen und ohne es auch nur einen Tag im Dienst mir bequem gemacht zu haben, gearbeitet hatte, war ich so weit heruntergekommen, daß ich nicht mehr sicher gehen und stehen konnte. Ich mußte daher meinen Abschied nehmen, den ich auch im Dezember 1917 erhielt. Erst nach langer Zeit war ich wieder soweit hergestellt, daß ich meinen Beruf als Professor ausüben konnte.

Hugo Pernice (XI. 124)

geboren zu Greifswald am 7. April 1867, der vierte Sohn des bekannten Greifswalder Mediziners, Urenkel des Kanzlers A. H. N. Hugo Pernice ist Oberförster zu Suhl in Thüringen. Siehe Tafel 9: Pernice.

Am 17. August 1914 übernahm ich als Oberleutnant der Landwehr-Jäger 2. Aufgebot a. D. die 3. Komp. des Landsturmbataillons Sondershausen, Garnison Sondershausen, welche aus gedienten Soldaten bestand; ich hatte die Kompagnie im Exerzieren, im Gefecht und im Schießen auszubilden. Anfang Oktober wurde das Bataillon nach Erfurt verlegt, meine Kompagnie kam nach Kerspleben bei Erfurt zur weiteren Ausbildung und zur Bewachung von Kriegsgefangenen; am 15. Oktober wurde ich zum Hauptmann befördert. Im November wurde die Kompagnie nach Erfurt verlegt und bezog Quartier in der Nähe der Gefangenen zur Bewachung derselben. Am 14. Februar 1915 wurde ich als Kompagnieführer zum 2. Ersatzbatl. Inf.-Rgt. Großherzog von Sachsen Nr. 94 nach Jena versetzt und übernahm die 1. Komp.

Hier galt es Rekruten für die Front auszubilden und aus der Front verwundet zurückkehrende Soldaten nach ihrer Genesung wieder kriegsverwendungsfähig zu machen, indem ihnen die neuen Methoden, die inzwischen an der Front erprobt waren, beizubringen waren; es war eine außerordentlich anstrengende Tätigkeit, die aber bei dem straffen Geist der jungen Soldaten eine sehr erfreuliche und befriedigende war. Als im Juli 1915 ein Landsturm-Ausbildungsbataillon (X. 28) in Ohrdruf errichtet wurde, erhielt ich dort die 2. Komp. und bildete zweimal die Kompagnie aus, die aus kriegsverwendungsfähigen ungedienten älteren Leuten bestand. Dieses Bataillon wurde im März 1916 aufgelöst. Am 15. März 1916 wurde ich als Kompagnieführer zur 3. Komp. Landsturm-Inf.-Batl. Gotha nach Warschau versetzt. Hier stellte das Bataillon die Wachen in der Stadt (Gouvernement, Kommandantur, Elektrizitätsamt, Wasserwerk, Gaswerk usw.) und die Kompagnien wurden außerdem zu Streifen gegen Banden in der Umgegend von Warschau verwendet und mußten fleißig exerzieren, schießen und Felddienst üben, auch eine Besichtigung durch den Gouverneur fand statt. Mitte Juli 1916 wurde das Bataillon plötzlich innerhalb weniger Stunden marschfertig gemacht, auf der Bahn verladen und kam nach etwa 36stündiger Fahrt in Kowel an, welch wichtiger Ort durch die Brussilowsche Offensive äußerst bedroht war; das Bataillon wurde der IV. Österr. Armee zugeteilt. Hier bezog die Kompagnie Feldwachstellungen an der Bahn nach Kiew und hatte die Aufgabe, die wichtige Linie mit ihren vielen Brücken und Überführungen gegen Überfälle zu schützen. Außer Fliegerangriffen fiel nichts Nennenswertes vor. Im August 1916 erhielt ich das Eiserne Kreuz II. Kl. In Kowel verblieb das Bataillon, bis es im April 1917 nach Turysjk, Kamien, Kurynski und Sokal verlegt wurde; meine Kompagnie kam nach Turysjk und hatte dort — etwa 20 km hinter der Front — Feldbahn, Magazine, Munitiondepots und Pionierparks zu schützen. Im Mai 1918 wurde ich dort Etappen-Ortskommandant und behielt gleichzeitig meine Kompagnie, bis ich mit dieser im Juli 1918 nach Holoby versetzt wurde, wo der Kompagnie die Aufgabe zufiel, die russischen Gefangenen, die beim Bau des Riesenbahnhofs an der ukrainischen Grenze

beschäftigt waren, zu bewachen. Als die österreichischen Truppen aus Galizien herausgeworfen wurden, fiel meiner Kompagnie die Aufgabe zu, die österreichischen Truppen nach Kowel zu eskortieren. — Die Revolution fand in meiner Kompagnie eine Truppe, die mit einigen wenigen Ausnahmen treu zu ihrem Führer hielt und ihre Dienste ohne Widerstreben weiter versah; nur ein Mann der Kompagnie verließ diese und fuhr wie viele andere Truppenteile ohne Erlaubnis in die Heimat. — Leider mußte ich meine Leute verlassen, da ich am 28. November 1918 zum Bataillonskommandeur ernannt wurde und zum Landsturm-Inf.-Batl. Diedenhofen versetzt wurde. Ich kam nach Maloryta südlich Brest-Litowsk, wo das Bataillon die polnische Grenze bewachte und mehrere Male Überfällen durch die Polen ausgesetzt war. Dieses Bataillon war undiszipliniert und aufsässig. Nur mit Mühe gelang es, die Leute davon zurückzuhalten, ihre wichtigen Posten an der Bahnstrecke Kiew-Brest zu verlassen und sich ohne Autorisation nach der Heimat durchzuschlagen; ohne daß vorher ein Mann das Bataillon verlassen, wurde am 22. Dezember 1918 der Marsch nach Brest-Litowsk angetreten. Dort kam das Bataillon am 23. Dezember an; am 26. Dezember kam der Marschbefehl nach Nienburg a. d. Saale, wo das Bataillon nach sechstägiger Bahnfahrt am 1. Januar 1919 anlangte. Hier entließ ich alle Leute außer den Kompagnieführern, den Adjutanten und den erforderlichen Schreibern, Pferde und Wagen wurden verkauft, die Waffen abgegeben usw. Am 8. Januar 1919 kehrte ich zu meiner Familie zurück.

Eugen Poser (XI. 129)

geboren am 31. März 1855, Generalmajor, Gatte von Marta v. Jacobi, einer Enkelin von Joh. Auguste Niemeyer-Pernice. Siehe Tafel 9: Pernice.

Ich nahm als Kommandeur eines Parkkommandos an der Belagerung von Antwerpen in den letzten Tagen teil. Nach dem Fall von Antwerpen war ich in Brüssel, Kowno und Warschau beauftragt, erbeutete Geschütze und Munition für unsere Heereszwecke verwendbar zu machen, sowie Stoffe zur Munitionsbereitung den Heeresbeständen zuzuführen.

Erich Poser (XII. 131)

geboren am 8. Oktober 1884.

Der Sohn des Generals Poser findet leider keine Zeit zum Bericht. Es sei wiederholt, was schon die Stammtafeln brachten: Erich Poser war vor dem Kriege Oberleutnant, kommandiert zur Kriegsakademie, jetzt (im Sommer 1915) Hauptmann, Beobachter bei den Feldfliegern.

Hans v. Jacobi (XI. 131)

Oberstleutnant, Sohn des bekannten Staatsmannes Rudolf v. Jacobi (1886 bis 1888 Staatssekretär des Reichsschatzamtes), dessen Gattin war Luise Pernice (X. 60). Siehe Tafel 9: Pernice.

Das II. Bataillon des Res.-Inf.-Rgts. 24, welches Major v. Jacobi führte, wurde am siebenten Mobilmachungstage, d. i. am 8. August 1914 in Prenzlau verladen und nach 30stündiger Bahnfahrt in Osterrath bei Crefeld ausgeladen. Schon am folgenden Tage begann bei sommerlicher Hitze der Vormarsch auf Aachen, und am 15. August überschritt unter Hurra das Bataillon die belgische Grenze. — Am 24. August überfiel eine starke feindliche Aufklärungsabteilung mit Maschinenautos und einer Batterie eine Kompagnie des Bataillons. Major v. Jacobi eilte mit einer zweiten entschlossen zu Hilfe, schlug den Feind bei Impde nördlich von Antwerpen blutig zurück und brachte bei einem eigenen Verluste von nur vier Toten 40 belgische Gefangene ein. In ähnlicher Weise führte er noch ein paarmal sein Bataillon in die Kämpfe vor Antwerpen. Sie zeigten, welch hervorragend tüchtiger Führer hier an rechter Stelle wirkte. Im dichtesten Kugelregen stand er zwischen seinen Leuten, anfeuernd, beruhigend, gelassen, als übte er auf dem sandigen Exerzierplatz von Neuruppin. Auch bei der Eroberung Antwerpens zeichnete sich das Bataillon aus. — Im letzten Drittel des Oktobers 1914 kämpfte Jacobi an der Yser. Sein Bataillon war das erste, welches den Fluß überschritt, jenseits Boden faßte und den Feind auf Perovse zurückwarf. In zähem Ringen wurde dem Gegner Schritt um Schritt das Gelände entrissen. — 14 Tage später lag Major v. Jacobi

mit den Seinen im Schlamm — und zwar buchstäblich — vor Langemark und Bixschote. Unterstände gab es in der Eile des Angriffskrieges noch nicht; ein kleines Loch im Sumpfboden bei Kokuit war das Stabsquartier.

Anfang Dezember kam Major v. Jacobi mit den Seinen nach Rußland, gerade noch zurecht, um am linken Flügel die Schlacht bei Lodz mitzumachen. Das III. Reservekorps stieß an der Weichsel entlang bis auf die Zone der Festung Nowo Georgiewsk vor. Jacobis Bataillon kam wieder als erstes über die befestigte Linie über den Fluß Bzurra bei Mlodzieszin, mußte aber schließlich, da der rechte Flügel keinen festen Boden fassen konnte, zurückgenommen werden. Erfolgreich schlug das Bataillon alle weiteren gegnerischen Angriffe ab. Als Ende Februar 1915 das Regiment herausgenommen wurde, sollte es zur Ruhe nach Memel transportiert werden. Aber die schweren Verluste des Korps Morgen verlangten Hilfe, und bald war das Regiment in die Kämpfe um Trzaolnitz verwickelt. Kälte, Schnee und Eis machten die Kriegführung unmöglich.

In der Mitte des Monats März übernahm Major v. Jacobi ein anderes Kommando. Glückliche und ruhmreiche Tage hatte das II. Bataillon des Res.-Inf.-Rgts. 24 unter seiner Führung erlebt. Es war mit seinem Befehlsstab wie wenige Truppen verwachsen, es ging blind-vertrauensvoll ins Feuer, bis auf den letzten Mann liebte es seinen leutseligen Major, der nicht nur ein Herz, sondern auch manchen Witz, und was noch besser war, viele Zigarren aus seiner Tasche für den besten und schlechtesten Mann übrig hatte; der den Adel nicht im überhebenden Gebaren, sondern in dem Seelenadel und der Vornehmheit der Gesinnung zeigte. Er stellte die prächtigste Stimmung in seinem Offizierkorps her, Unterschiede zwischen den Berufssoldaten, den Reserveoffizieren und den Ärzten bestanden nicht.

Das Res.-Inf.-Rgt. 61 unter Führung des Oberstleutnant v. Jacobi.

Im Frühjahr 1915 trat der damalige Major v. Jacobi vom III. Res.-Korps in den Verband des I. Res.-Korps über und wurde, nachdem er vorübergehend das Res.-Jäger-Batl. 1 und das Inf.-Rgt. 21 geführt hatte, durch Allerhöchste Kabinettsordre

mit der Führung des Res.-Inf.-Rgts. 61 beauftragt. Das Regiment gehörte dem Verbande der 36. Res.-Division an und hatte mit dieser gerade die schweren Kämpfe um Prasznysz geführt. Starke Verluste hatte das Regiment in diesen Kämpfen erlitten, und der zahlreich eintreffende Ersatz stellte den Kommandeur zunächst vor die Aufgabe, das neuformierte Regiment zu einem kampfkräftigen Ganzen zusammenzuschweißen. In rastloser Arbeit wurde diese Aufgabe von dem Major v. Jacobi in den Monaten März und April 1915, während welcher das Regiment im Stellungskampf bei Jednorosez nördlich Prasznysz lag, durchgeführt, und als das Regiment Anfang Mai 1915 aus seiner verhältnismäßig ruhigen Stellung herausgezogen wurde, da hatte wohl jeder den Eindruck, daß es sich unter der Führung seines Kommandeurs wieder jeder Aufgabe gewachsen fühlte. Anfang Mai wurde das Regiment nach Jurburg in Kurland verladen und nahm im Laufe des Sommers teil an der Eroberung des nördlich des Njemen gelegenen Teiles von Kurland, an den wechselvollen Stellungskämpfen an der Dubissa und an der sich im Sommer 1915 daran anschließenden Offensive gegen Dünaburg. Hierbei zeichnete es sich besonders in der Schlacht von Schaulen und in den schweren Kämpfen vor Dünaburg aus. Nach ununterbrochenen halbjährigen Kämpfen wurde endlich dem Regiment eine wohlverdiente Ruhezeit vergönnt. Es bezog Anfang November 1915 bei Friedrichstadt an der Düna eine ruhige Stellung und verblieb hier bis zum September 1916. Dem Stellungsausbau, der Ausführung kleinerer Unternehmungen und vor allem der Ausbildung wurde diese Zeit gewidmet. Ende September 1916 wurde das Regiment zu neuen Taten aufgerufen. In mehrtägiger Bahnfahrt ging es quer durch Rußland nach Galizien. Hier hatte der Russe die Offensive ergriffen, und die Österreicher konnten dem überlegenen Ansturm nicht standhalten. Anfang Oktober 1916 wurde das Regiment sofort nach Eintreffen im Verbande der 36. Res.-Division hart südlich Brzenany bei Lipica Gorna und Dolna an der Narajowka eingesetzt und brachte im Verein mit anderen deutschen, türkischen und österreichischen Truppen die feindliche Offensive zum Stillstand. Bis April 1917 verblieb dann das Regiment bei Lipica

Dolna. Nach Ablösung durch türkische Truppen wurde es Anfang Mai 1917 nach dem Westen verladen und traf nach fünftägiger Bahnfahrt in der Gegend von Metz ein. Hier erhielt das Regiment zunächst eine dreiwöchentliche Ruhe- und Ausbildungszeit und wurde im Juni 1917 zur Gewöhnung an die westlichen Verhältnisse in ruhiger Stellung in der Gegend des Priesterwaldes bei Thiaucourt eingesetzt. Nachdem es seine erste Probe gut bestanden hatte, wurde das Regiment Anfang Juli 1917 nach Nordfrankreich verladen und an der damaligen Hauptkampffront bei Lens eingesetzt. Hier wehrte es in zäher Gegenwehr vom Juli bis September 1917 alle feindlichen Angriffe ab und zeichnete sich mehrfach durch schneidige Gegenunternehmungen aus. Anfang Oktober 1917 ging das Regiment an die Flandernfront und nahm erfolgreich an der großen Flandernschlacht südlich Paschendaele teil. Im zähen Ringen hielt es die ihm anvertraute Front und blieb bis Januar 1918 in der übernommenen Stellung. Im Februar 1918 wurde dem Regiment endlich eine längere Ruhezeit in St. Nikolaas bei Antwerpen gewährt, die aber zugleich zur Ausbildung und Vorbereitung der Truppe für die kommenden Frühjahrsoffensiven benutzt wurde. Nach gründlicher Durchbildung wurde das Regiment im März 1918 zunächst wieder an der Flandernfront im Houthulster Wald eingesetzt. Anfang April wurde es dann plötzlich in die Gegend von Armentières transportiert und nahm hier vom 10.—18. April erfolgreich an der Kemmeloffensive teil. Nach dreiwöchentlicher Ruhezeit in Roulers wurde das Regiment von Mitte Mai bis Mitte Juni an der neugeschaffenen Kemmelfront von neuem eingesetzt, um dann von Mitte Juni bis Ende September 1918 eine ruhigere Front nördlich Lens zu beziehen. Als in Flandern Ende September die feindliche Offensive von neuem losbrach, wurde das Regiment sofort dorthin geworfen. Hart westlich Roulers gelang es dem tatkräftigen Eingreifen des Regiments unter persönlicher Führung seines Kommandeurs einen neuen Durchbruch des Feindes zu verhindern. Mitte Oktober 1918 wurde der Befehl zum allgemeinen Rückzug hinter die Schelde gegeben. In den schweren Rückzugsgefechten zeigte das Regiment bei Thielt, bei Deinze und bei Gent nochmals seinen altbewährten

Geist und fügte dem Feind schwere Verluste bei, bis nach Überschreiten der Schelde bei Dendermonde der Waffenstillstand den kriegerischen Handlungen ein Ende machte. Unberührt von den Auswüchsen der Revolution trat am 13. November 1918 das Regiment in voller Ordnung den Rückmarsch nach Deutschland an und am 27. November rückte es unter Führung seines altbewährten Kommandeurs und unter den Klängen der Regimentskapelle als geschlossenes Ganzes in dem stolzen Bewußtsein, stets seine Pflicht getan zu haben und an dem Zusammenbruch des Vaterlandes unbeteiligt zu sein, in die alte Kaiserstadt Aachen ein. Auch hier erweckte es noch einmal die Freude und Bewunderung aller derer, die dem alten Geiste getreu stolz und voller Anerkennung auf unser ungeschlagenes Heer schauten. Der Geist des Führers, der das Regiment in den langen Kriegsjahren zu so mancher Ruhmestat geführt hatte, wirkte auch in diesen schweren Tagen fort und hielt Offizier und Mann zusammen bis zum letzten Augenblick.

Oberstleutnant v. Jacobi erhielt während des Krieges folgende Orden und Ehrenzeichen: a) Preußische: 1. am 11. September 1914 das Eiserne Kreuz II. Kl., 2. am 28. Oktober 1914 das Eiserne Kreuz I. Kl., 3. am 9. Februar 1917 das Ritterkreuz des Kgl. Hausordens v. Hohenzollern mit Schwertern, 4. das Bild Sr. Maj. d. Kaisers mit Rahmen und eigenhändiger Unterschrift. — b) Nichtpreußische: 1. Hamburg. Hanseatenkreuz, 2. am 16. April 1915 Mecklenb. Schwer. Verdienstkreuz III. Kl., 3. am 6. März 1917 K. K. Militär-Verdienstkreuz III. Kl. mit Krone dekoriert, 4. am 19. Mai 1917 Türk. Eisernen Halbmond, 5. am 3. November 1918 Verwundetenabzeichen schwarz.

Der jüngere Bruder von Haus v. Jacobi, Geh. Regierungsrat Gottfried v. Jacobi war während der Kriegszeit im Ministerium des Innern mit Arbeiten überhäuft und ist noch im Reichsamt des Innern. Seine Arbeitsüberlastung gestattete leider keinen Bericht für uns.

Alfred Pernice (XI. 137)

Amtsrichter zu Fürstenwalde i. d. M., Sohn des bekannten Pandektisten Alfred Pernice (X. 61), Enkel von Johanne Auguste Niemeyer (IX. 34). Siehe Tafel 9: Pernice.

I. Zog bei Beginn der Mobilmachung als Leutnant d. Res. und Zugführer in der M.-G.-K. des Inf.-Rgts. 58 ins Feld und kämpfte zunächst bis Frühjahr 1915 im Westen.

Schlachten und Gefechte: 22. August 1914 Schlacht bei Longwy. 22. September 1914 Schlacht bei Marville. Ende September 1914 Erstürmung der Côte Lorraine bei Combres und Stellungskämpfe daselbst.

II. Im Frühjahr 1915 mit dem Regiment im Osten bis April 1917. — Schlachten und Gefechte:

1. Schlacht bei Gorlize-Tarnow am 2.—5. Mai 1915.

2. Verfolgungskämpfe zwischen Wisloka und San. — Am 25. Mai bei Redymmo an der linken Schulter verwundet. Am 26. Mai zum Oberleutnant befördert. Seitdem bis 1. Oktober 1916 Führer der M.-G.-K.

3. Kämpfe bei Wieprz und bei Cholm im Juli 1915.

4. Stellungskämpfe bei Baranowitschi bis Februar 1916.

5. Kämpfe am Meretschsee und in Ostgalizien gegen Brussilow.

6. Stellungskämpfe am Dnjester bei Halisz und bei Brzeszany bis Frühjahr 1917.

Seit 1. Oktober 1916 Maschinengewehr-Offizier beim Regimentsstabe.

III. Vom Mai 1917 ab wieder im Westen.

1. Kämpfe um Ypern und am Wytschaete-Bogen.

2. Schlacht bei Hooge.

3. Große (dritte) Flandernschlacht im Herbst 1917.

4. Schlacht bei Cambrai im November 1917 und Stellungskämpfe daselbst.

IV. Am 18. Februar 1918 als Bataillonsführer bei Cambrai schwer verwundet durch Granatsplitter, linke Schulter.

V. Am 15. April 1918 zum Hauptmann d. R. befördert.

Auszeichnungen: 7. September 1914 Eisernes Kreuz II. Kl., 25. Dezember 1916 Eisernes Kreuz I. Kl.

Ludwig Pernice (XI. 122)

geboren zu Greifswald am 17. Mai 1863 als zweiter Sohn des Universitätsprofessors Geh. Medizinalrat Dr. Hugo Pernice zu Greifswald.

Geheimer Sanitätsrat Professor Dr., seit Kriegsbeginn beratender Chirurg im III. A.-K., ord. Arzt im Ref.-Lazarett I Frankfurt a. d. Oder. Von dem Heldentod seines zweiten Sohnes Achim ist zu Anfang des Heftes berichtet. Hier folgen die Berichte seiner Söhne Lars und Ulrich.

Lars Pernice (XII. 110)

geboren zu Frankfurt a. d. Oder am 27. März 1893.

Am 3. August 1914 trat ich in das Ulanenregiment Nr. 10 in Züllichau ein. Am 1. November kam ich zum Regiment an die Ostfront nach Polen, zugehörig der 5. Kav.-Div. In Polen machte ich den Vormarsch auf Warschau mit. Im Januar 1915 kam das Regiment nach Ungarn und machte dort erst die Karpathenschlacht, dann die Abwehrschlacht von Kolomea-Cernowitz mit, während welcher ich am 8. Juli das E. K. II erhielt. Im November 1915 marschierte die 5. Kav.-Div. von der Gegend Cernowitz über Kolomea-Lemberg immer am Feinde bleibend nach Pinsk. Am 11. November in Pinsk Kaiserparade.

Ende 1915 meldete ich mich zur Fliegerei und wurde im Januar 1916 zur Fliegerersatzabteilung (Fea. 3) Gotha kommandiert. Zuerst wurde ich als Flugzeugführer ausgebildet. Infolge starker Nervosität wurde ich im September 1916 als Flugzeugführer abgelöst und konnte mich erst im Februar 1917 wieder fliegerisch betätigen, und zwar wurde ich als Beobachter ausgebildet. März 1917 kam ich auf die Beobachterschule West nach Diest in Belgien und im Juni 1917 zur Fliegerabteilung 5, A.-O.-K. 5, Lille. Dortselbst wurde ich am 16. September über La Bassee von einem englischen Kampfeinsitzer Typ Sopwith Pup abgeschossen. Am 16. September wurde mir das Beobachterabzeichen verliehen. Im Februar 1918 war ich wieder soweit hergestellt, daß ich wieder an die Front gehen konnte. Ich kam zur Fliegerabteilung 29, die dem 19. A.-K. der 18. Armee zugeteilt war. Bei derselben

machte ich die Märzoffensive Richtung Montdidier-Amiens mit. Am 24. März wurde ich durch englische Abwehrgeschütze abgeschossen. Als dort die Offensive im April ins Stocken kam, ging ich zur Armeefliegerabteilung 5 Lb. (alte Abt. 5) nach Tournai, später Lille zurück. Dort machte ich die Offensive nach Armentières mit. Im Juni brannte ich infolge Kurzschlusses der Heizvorrichtung im Flugzeug 40 km hinter der Front und landete brennend im Flughafen.

Im August 1918, als ich meiner Brandwunden wegen zu Hause war, fiel mein Bruder Achim in der Nacht vom 19. zum 20. Juli und holte ich seine Leiche vom Bombengeschwader 3 (Englandgeschwader) aus Gent in die Heimat.

Am 18. September erhielt ich das E. K. I. Im Oktober 1918 war ich wieder felddienstfähig und ging zum Bombengeschwader 3 Staffel 16 nach Gent. Von Gent wurde das Geschwader nach Brüssel verlegt, woselbst uns die Revolution überraschte.

Nach längerem Aufenthalt zu Hause trat ich im Januar 1919 in das Freiwilligendetachement von Oven, Berlin, zuerst als Führer einer Kavallerieabteilung, dann als Führer einer Schwadron ein. Nach Auflösung der Schwadron kam ich zu einer Maschinengewehrkompagnie.

Nach beinah achtmonatigem, nicht sehr angenehmen Aufenthalt bei dieser Truppe trat ich im September zum Ulanenregiment Nr. 10 zurück, welches jetzt noch im Grenzschutz tätig ist.

Ulrich Pernice (XII. 112)

geboren zu Frankfurt a. d. Oder am 4. November 1899.

Am 11. Juli 1916 trat ich als Kriegsfreiwilliger bei dem Ersatzbataillon des Inf.-Rgts. 20 in Wittenberg ein. Nach drei Monaten Ausbildungszeit wurde ich Anfang November als Ersatz zur 6. Inf.-Div. ins Feld geschickt. Vom Inf.-Rgt. 396, dem ich zunächst zugeteilt wurde, kamen einige Mannschaften zum Inf.-Rgt. 24; zu denen gehörte auch ich.

Zum erstenmal rückte ich mit der 1. Komp. des Inf.-Rgts. 24 in Stellung, und zwar in der Gegend von Varennes en Argonne.

In dieser Gegend verbrachte das Bataillon, dessen Führer der schon 1916 für die Erstürmung vom Douaumont mit dem Pour le mérite ausgezeichnete Oberleutnant von Brandis war, den Winter. Anfang Februar 1917 wurde das Regiment verladen und kam in die Gegend von Colmar in Ruhe. Die 1. Komp. lag in Riedweier, woselbst mich meine Eltern besuchten. Am 18. Februar wurde ich wegen Tapferkeit vor dem Feinde zum Gefreiten befördert. Ende des Monats wurde ich vom Regiment als Fahnenjunker in Aussicht genommen und daraufhin zur Ablegung meines Fähnrichexamens in die Heimat geschickt.

Nachdem ich mein Fähnrichexamen bestanden hatte, wurde ich am 4. Juni 1917 beim Ersatzbataillon zum Fahnenjunker-Unteroffizier befördert und kam Anfang Juli wieder ins Feld. Als wir in Mühlhausen eintrafen, war das Regiment bereits nach Rußland abtransportiert worden. Zwei Tage blieben wir noch in Mühlhausen und fuhren dann über Breslau, Krakau, Przemysl und Lemberg in die Gegend von Zloczow, wo wir das Regiment noch zur rechten Zeit trafen, um die deutsche Offensive gegen Tarnopol mitzumachen.

Am 19. Juli früh begann das Trommelfeuer. Kurz vor 7 Uhr traten wir zum Sturme an. Nach mehreren großen und kleinen Gefechten überschritt als erste Formation das I. Bataillon Inf.-Rgt. 24, jetzt unter Führung des Rittmeisters von Westernhagen, den Sereth bei Bereczowika, in der Nähe von Tarnopol. Abends gegen 7½ Uhr versuchten die Russen einen Gegenangriff, der ihnen aber dank der vortrefflichen Wirkung unserer Maschinengewehre mißlang. Dabei erhielt ich meine erste Verwundung; Schrapnellkugel rechter Ellbogen. Trotz der Verletzung konnte ich bei der Truppe bleiben und hatte die Freude, zwei Tage später zu einer Parade vor Seiner Majestät dem Kaiser kommandiert zu werden. Zum ersten Male sah ich da unseren obersten Kriegsherrn in nächster Nähe. Diese Stunden werden stets zu den schönsten meines Lebens gehören. Nach Abschluß der Offensive kamen wir in der Nähe von Krasowka in Stellung. Von dort aus wurde ich wiederum zu einer Parade befohlen. Diesmal besichtigte Kaiser Karl von Österreich die 6. Infanterie-Division.

Am 25. August wurde ich durch allerhöchste Kabinettsorder zum Fähnrich befördert und erhielt am 27. August das Eiserne Kreuz II. Kl. Nach vielen schönen Tagen, die das Regiment in Galizien verlebte, erkrankte ich plötzlich an Typhus.

Ende November wurde ich aus dem Lazarett entlassen und hatte das Glück, am 2. Dezember schon wieder mit einem Liebesgabentransport ins Feld geschickt zu werden. Das Regiment lag vor Laon, wo meinem Regimentskommandeur für die Leistungen des Regiments der Orden Pour le mérite verliehen wurde. Besonders stolz waren wir darauf, da es der dritte Pour le mérite im Regiment war.

Am 27. August wurde ich durch allerhöchste Kabinettsorder zum Offizier befördert. Meine Freude war groß.

Nach einer vierwöchentlichen Ruhe in Maubeuge marschierten wir in die Gegend von Saint Quentin, um zur Frühjahrsoffensive anzutreten.

Am 17. März, an dem Tage, an dem meine Schwester eingesegnet wurde, konnte ich meinen Bruder Lars bei der Flieger-Abteilung 29 in der Nähe von Guise besuchen. Unser beider Freude war groß, uns nach recht langer Trennung im Felde ganz unvermutet wiederzusehen.

Die Märzoffensive kostete dem Regiment viel Blut; wir verloren bis zum 6. April 46 Offiziere. Doch hatten wir die Ehre, mit der Division am weitesten vorgekommen zu sein. Wir lagen zum Schluß bei Moreuil, wo mich am 4. April eine Maschinengewehrkugel auf meine rechte Brust traf, die zwar mein silbernes Zigarettenetui vollkommen zerriß, mir selbst aber nichts schadete.

Am 6. des Monats wurden wir abgelöst und kamen in der Nähe von Bohaine in Ruhe. Daselbst besichtigte uns Seine Kaiserliche Hoheit der Kronprinz. Ein Händedruck, ein durch und durchdringender Blick. Nie werde ich diesen Blick vergessen.

Um die Truppe vor zu großen Verlusten zu bewahren, wurde in dieser Ruhezeit die Gruppentaktik eingedrillt. Das Regiment mußte der Obersten Heeresleitung ein Gefecht dieser Art vorführen. Im Anschluß daran eine Parade des Regiments, bei der ich das Glück hatte, den ganzen Stab photographieren zu können.

Daraufhin ging es in die Maioffensive. Anstrengende Tage, aber Tage guten Erfolges lagen hinter uns, als am 18. Juli die große Offensive der Franzosen einsetzte. Am 14. Juni wurde mir von Seiner Königlichen Hoheit, dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, das Mecklenburgische Militärverdienstkreuz II. Kl. verliehen. — Am 18. Juli erhielt ich einen Granatsplitter in die rechte Schulter, der mich nach einigen Tagen zwang, in die Heimat zu fahren. Als ich zuhause ankam, traf mich ein harter Schlag in dem Tode meines Bruders Achim.

Schon im September konnte ich jedoch schon wieder ins Feld gehen. Zum Regiment stieß ich in der Nähe von Cambrai. Daselbst mußten wir jedoch am 28. September den Rückzug antreten. In dauernden Rückzugsgefechten erreichten wir Valenciennes. Zum letzten Male stand das Regiment am 3. November im Heeresbericht, wo der Hauptmann Haupt und der Hauptmann von Brandis fast allein ein weiteres Vordringen der Engländer nur mit einem Maschinengewehr verhinderten.

Am 6. November verlieh mir Seine Majestät als letztem in der Division das Eiserne Kreuz I. Kl. Gleichzeitig erhielt ich einen sehr schweren Bauchschuß, mit dem ich am 7. November nach Deutschland abtransportiert wurde.

Noch eine große Freude wurde mir durch die Verleihung des Mecklenburgischen Militärverdienstkreuzes I. Kl. zuteil.

Helmut Nöldechen (XII. 126)

geboren am 8. Februar 1891, Enkel von Herbert Pernice, dem bekannten Göttinger Juristen. Siehe Tafel 9: Pernice.

Am 2. August 1914 rückte ich mit dem Jägerbataillon Nr. 3 von Lüben als einj.-freiwilliger Oberjäger aus. Wir nahmen teil an der Eroberung von Lüttich, wurden dann der Heereskavallerie zugeteilt, machten den Vormarsch durch Belgien mit bis zur Schlacht an der Marne, dann Rückzug und Stellungskampf an der Aisne. Januar 1915 Schlacht bei Soissons.

Am 24. Dezember 1914 erhielt ich das Eiserne Kreuz 2. Kl., am 6. Februar 1915 wurde ich zum Offizier ernannt. Vom Felde aus habe ich mich am 14. September 1914 verlobt mit

Elise Schmolinsky, Tochter des Pfarrers Schmolinsky in Vierraden (Kreis Angermünde).

Am 15. Februar 1915 wurde ich zum Leibgrenadierregiment Nr. 8 kommandiert. Bei diesem habe ich den weiteren Feldzug mitgemacht. Zunächst bis Mitte Juni 1915 Stellungskrieg an der Aisne, dann Abtransport nach Arras. Dort wurde ich am 18. Juni 1915 bei Neuville am rechten Fuß leicht verwundet; Feldlazarett Cambrai, Res.-Lazarett Bad Salzschlirf. Von Juli bis Oktober 1915 gehörte ich dem I. Ers.-Bat. Leib-Gren.-Rgt. 8 in Frankfurt an. Anfang November wieder ins Feld zum Leib-Gren.-Rgt. 8. Dies lag damals in der Champagne, westlich Tahure und bei Somme-Puy. Mitte Dezember bis 27. Januar 1916 in Reserve in Liart, dann Abtransport nach Verdun. Dort nahm ich an den Kämpfen im Abschnitt Fort Douaumont vom 22. Februar 1916 bis 9. März teil. Vom 9. März bis 20. April 1916 krank im Lazarett in Montmedy und Offiziers-Genesungsheim Soeuf (bei Briey). 22. April bis 5. Mai wieder an der Front. Am 5. Mai wurde mir im Fort Douaumont durch Granatsplitter der rechte Unterschenkel zerschmettert. Er wurde am 11. Mai im Festungslazarett Diedenhofen amputiert. Mitte Juni ins Res.-Lazarett in Frankfurt a. O. Im September wurde ich aus dem Lazarett entlassen, im November erhielt ich das Eiserne Kreuz I. Kl. Durch A. K. O. vom 29. Januar 1917 ist mir der Abschied mit der gesetzlichen Pension und Erlaubnis zum Tragen der Uniform der Reserveoffiziere des Jäger-Batl. 3 bewilligt. Jetzt bin ich Referendar am Amtsgericht in Schwedt.

Norbert Bindewald (XII. 128)

Dr. iur. magna cum laude, seit dem 1. Juli 1919 als Assessor beim Staatssteueramt I in Magdeburg tätig, also in gleicher Weise dem Staate dienend wie unser Vetter Walter Mampe (siehe dessen Kriegsbericht), ist Enkel von Herbert Pernice, dem bekannten Göttinger Juristen. Siehe Tafel 9: Pernice.

Ich rückte 1914 als Leutnant d. R. und Kompagnieführer der 2. Radfahrerkompagnie des Jäger-Batl. 9 ins Feld; viele Gefechte der 9., 4., 7. Kav.-Div. in Belgien und Nordfrankreich.

Die schlimmsten Tage waren 7. und 8. Oktober bei Liévin, 11. und 12. Oktober bei La Fosse, 13.—16. Oktober bei Croix Barbée. Weihnachten 1914 Oberleutnant d. R. und Führer der 2. Komp. des Feldjäger-Batl. 9 in den Vogesen. 27. Februar bis 1. März 1915 Gefechte bei Badonviller; ich erhielt als erster nach dem Kommandeur das E. K. I für meinen Sturm auf Höhe 542 nordwestlich Celles. Juli bis November 1915 in der Heimat (Herz). 19. November 1915 bis 19. April 1916 in Rußland (Beresina). Oberleutnant und Kompagnieführer im Landwehr-Rgt. 76. Ende April bis Oktober 1916 in der Heimat (Herz und Rheuma). 19. Oktober bis 19. November 1918 Hauptmann d. R. und Kompagnieführer im Rekrutendepot der 200. Inf.-Division beim Divisionsstabe kommandiert, insbesondere während der großen Schlacht in Frankreich.

Paul Wegener (XI. 148)

geboren am 11. Dezember 1874 zu Jerentowik i. Ostpr., der bekannte Schauspieler an den Reinhardt-Bühnen in Berlin, Enkel der jüngsten Tochter des Kanzlers N. Siehe Tafel 10.

Als Unteroffizier des Landsturms meldete ich mich im Oktober 1914 als Freiwilliger beim Res.-Rgt. 202 in Döberitz. Am 12. Oktober fuhren wir nach Flandern, wurden in Alost ausgeladen, marschierten in anstrengenden Märschen über Thourout nach Dixmuiden, kamen an den Feind am 19. Oktober und blieben bis zum 7. Dezember andauernd in vorderster Linie. Am 10. November wurde Dixmuiden gestürmt, ich avancierte zum Vizefeldwebel und Zugführer und bekam das E. K. II. Am 4. Dezember habe ich mit einem Zug von 49 Mann eine sehr schwierige Feldwachstellung jenseits der Yser gehabt, mit nur vier Mann bin ich aus der Stellung herausgekommen. Am 24. Dezember wurde ich Leutnant der Landwehr und bekam das E. K. I. Ende Dezember kamen wir nach Ypern, wo ich bis Februar blieb. Mehrmals auf der berüchtigten Höhe 60. Im Februar bekam ich einen Ohnmachtsanfall und einen kurzen Erholungsurlaub nach Köln, war dann wieder an der Front als Kompagnieführer der 4. Komp. Die Schwächezustände wiederholten sich, infolgedessen

kam ich ins Lazarett nach Ardoye, von da zurück nach Berlin. Nach drei Monaten Kur wurde ich September garnisondienstfähig und kam zum Ers.-Bat. 202 nach Zossen-Wünsdorf. Aus dem widerlichen Milieu dieses Ersatzbataillons befreite mich eine Reklamation Max Reinhardts ans Deutsche Theater.

Alexander Panzer (XII. 140.)

geboren am 31. Dezember 1898, Sohn des Rittergutsbesitzers Georg Panzer zu Köwe († 29. April 1904) und dessen Gattin Else geb. Wegener. Siehe Tafel 10: Wolff-Wegener.

Am 25. September wurde ich zur Flieger-Ersatzabteilung 13 Bromberg eingezogen. Nach achtwöchentlicher Rekrutenausbildung kam ich zur Werftkompagnie und arbeitete dort zuerst als Kohlen- und Schneeschipper, dann nach acht Wochen als Motorenschlosser. Auf einem sechswöchentlichen Kursus in der Werftschule bekam ich einen kleinen Einblick in die Fliegerei. Im März 1918 wurde ich zu den Pionieren nach Stettin versetzt (Pion.-Batl. 2), da ich in Bromberg als Flugschüler wegen Überfüllung nicht angenommen wurde. In Stettin wurde ich bis 1. August 1918 im Pionierdienst ausgebildet, lernte Brückenbau, Sprengen und Minieren. Am 2. August kam ich nach Beaumont (Frankreich) ins Württembergische Feldrekrutendepot 10 (Etappe). Da die Front zurückging, wurde das Depot Mitte September nach Lothringen auf Dörfer in der Gegend von Siergor (Mosel) verlegt. Anfang Oktober kam ich an die Front, wo ich 17 km hinter Metz in ruhiger Stellung Erdarbeiten machte (Res.-Pion.-Batl. 32, 3. Komp.). Ende Oktober kam ich an die Maas als Infanterist in die vorderste Linie. Das Heer war schon im Rückzuge, täglich 10—15 km zurück. Nach dem Waffenstillstand bauten wir eine Brücke für den Rückzug und zogen dann durch Belgien, Luxemburg und das ganze Rheinland bis Hessen-Nassau zu Fuß zurück. Am 1. Januar 1919 wurde ich aus meiner Garnison Harburg entlassen. Mit allen an der Maas kämpfenden Truppen bekam ich das Eiserne Kreuz II. Kl.

Edgar Panzer (XII. 139)

geboren zu Köwe am 24. August 1895, stud. mus., Urenkel der jüngsten Tochter des Kanzlers, des „Nesthäkchens". Siehe Tafel 10.

Mit Ausbruch des Krieges baute ich mein Abiturium, meldete mich dann, wie alle meine Kameraden, als Freiwilliger zum Kriegsdienst. Ich wurde aber wegen allgemeiner Schwächlichkeit zurückgewiesen und begann daher in Halle und Königsberg Jura zu studieren. Erst im Juli 1915, als man es bei den Untersuchungen nicht mehr so genau nahm, gelang es mir beim Ulanenregiment Nr. 8, das seinerzeit wegen des Russeneinfalls von Gumbinnen nach Königsberg verlegt war, anzukommen. Bei diesem Truppenteil wurde ich dann zwei Monate als Kavallerist ausgebildet und kam hierauf mit einem größeren Transport als Führer zu einer Gebirgs-Maschinen-Gewehr-Abteilung ins Feld. Wir sollten für den serbischen Feldzug, der nun gerade begonnen hatte, verwendet werden und wurden zu diesem Zweck nach etwa drei Wochen im südlichen Ungarn für den Gebirgskrieg gedrillt. Den eigentlichen Vormarsch in Serbien habe ich dann nur kurze Zeit, etwa drei Wochen, mitgemacht, da ich infolge der furchtbaren Strapazen bald erkrankte und dem Kriegslazarett Weißkirchen (Südungarn) überwiesen wurde. Einige Tage später wurde ich dann als herz- und lungenkrank mit Lazarettzug nach Deutschland befördert. Hier habe ich noch ein halbes Jahr in verschiedenen Lazaretten (Zeithain, Stauchitz und Reiboldsgrün i. Sa.) gelegen und wurde dann meinem zuständigen Ersatztruppenteil, der Geb.-Masch.-Gew.-Abt. 3, die in Schmiedeberg i. Riesengeb. lag, überwiesen. Von hier aus ließ ich mich wieder zu meinem alten Regiment, den 8. Ulanen, die nun wieder in Gumbinnen lagen, versetzen. Im November 1916 kam ich zum zweiten Male ins Feld, und zwar zum Kavallerie-Schützen-Rgt. 89, das nördlich Dünaburg an der Düna in Stellung lag. Unsere Schwadron lag zwar in Reserve etwas zurück, aber wir gingen Nacht für Nacht bis an die vordersten Stellungen zum Schanzen, wobei wir bisweilen von den Russen stark von Artillerie, besonders mit Schrapnellfeuer beschossen wurden. Nach drei Monaten erkrankte ich infolge der Anstrengungen an einer Herz-

muskelentzündung. Ich kam ins Feldlazarett Abeli (Rußland), später nach Königsberg. Aus diesem entlassen wurde ich garnisondienstfähig dem Pferdelazarett in Insterburg überwiesen; ich tat Bürodienste und wurde endlich zum Gefreiten befördert. Mai 1918 wurde das Lazarett nach Mariampol verlegt und blieb hier bis zum Ende des Krieges. Anfang Dezember 1918 wurde ich in Königsberg entlassen.

Martin Naubereit (XII. 141)

geboren zu Heilsberg i. Ostpr. am 2. August 1894, Urenkel der jüngsten Tochter des Kanzlers. Siehe Tafel 10.

Am 3. August 1914 trat ich als Kriegsfreiwilliger beim Fußartill.-Rgt. 1 in Königsberg ein. Am 28. Oktober kam ich mit 13 anderen Kriegsfreiwilligen als erster Ersatz ins Feld zur 2. Batterie Res.-Fußart.-Rgt. 1, die sich damals im Ringen an der ostpreußisch-russischen Grenze befand. Die Batterie machte den Rückzug zur Angerapplinie im November mit und blieb bis zum Februar 1915 in neuer fester Stellung bei Angerburg. Hier wurde ich im Januar zum Gefreiten befördert. Am 8. Februar 1915 begann die Winterschlacht in Masuren. Nachdem der Feind aus seiner Stellung geworfen war, marschierte die Batterie hinter den kämpfenden Truppen als Hauptreserve bis in die Gegend von Augustowo; dann wurde sie per Bahn nach Prasznysz überführt und machte die heftigen Kämpfe um diesen Ort mit. Am Ende dieser Periode gingen unsere Geschütze an den Feind verloren. In Willenberg wurde die Batterie neu ausgerüstet und dann am Flusse Omulaf, 20 km östlich von Willenberg, in Stellung gebracht. Pfingsten wurde die Batterie der neu aufgestellten Division 103 zugeteilt und kam mit ihr nach Südungarn. Wir verlebten dort acht herrliche Wochen ohne Feind und Schießerei; ich wurde zu dieser Zeit zum Unteroffizier befördert. Im Juli gings mit der Bahn nach Galizien. Es folgte der Vormarsch über Brest-Litowsk zur Jasiolda. Im Oktober war der Vormarsch beendet, und wir wurden zum zweiten Male mit der Bahn nach Südungarn gebracht. Am 11. Oktober 1915 gingen wir über die Donau nach Serbien.

Ich wurde als Unteroffizier Führer einer selbständigen Munitionskolonne von 30 sogenannten landesüblichen Fahrzeugen. Bis Mitte Dezember habe ich mit dieser für drei schwere Batterien Munition gefahren. Dann wurde ich Vizefeldwebel und Offiziersaspirant und bekam den Posten eines Richtunteroffiziers. Am Doiran-See bezog die Batterie feste Stellung. Im Januar 1916 bekam ich meinen ersten Urlaub. Im Februar desselben Jahres wurde ich zum Offizierstellvertreter ernannt und wurde am 3. April zum Leutnant d. Res. befördert. Als Offizierstellvertreter bekam ich das Eiserne Kreuz II. Kl. Im Januar 1917 wurde ich auf meinen Wunsch zur Fliegertruppe versetzt, und zwar zuerst zur Beobachtervorschule in Posen. Drei Wochen später wurde ich nach Warschau zu einem sechswöchentlichen Funkerkursus und dann zum eigentlichen Beobachterkursus in Groß-Auz in Kurland kommandiert. Nach Beendigung des Kursus wurde ich zur Flieger-Abteilung 4 bei Dünaburg versetzt. Dort kam ich am 11. Juni 1917 an. Am 3. August wurde mir das Eiserne Kreuz I. Kl. verliehen und im Oktober das Beobachterabzeichen. Mitte Dezember wurde ich zur Flieger-Abteilung 300 in Palästina versetzt. Am 3. Januar 1918 fuhr ich von Berlin ab und erreichte am 30. meinen Bestimmungsort. Bis zum 15. Juli 1918 bin ich bei der Abteilung fast ohne Unterbrechung geflogen. Dann wurde unsere letzte Maschine zerschlagen. Kurz darauf wurde ich krank. Ende August wurde ich nach meiner Genesung zur Erholung nach Haifa geschickt und geriet dort, wieder schwer krank, in englische Gefangenschaft. Ich war mit 350 anderen deutschen Offizieren in dem sehr guten Lager in Sidi Bishr bei Alexandrien in Ägypten untergebracht. Mit dem letzten Transport kam ich auf Dampfer Pylos von dort fort und langte am heiligen Abend des Jahres 1919 im Elternhause an. — Dem Roten Halbmond bin ich nicht entgangen, ebensowenig einem Armeebefehl El Djemal Paschas, der meine Verdienste um die Armee in Palästina herauszustreichen beliebte.

Kurt Claußen v. Finck (XII. 132)

geboren am 13. August 1884, Kapitänleutnant, der einzig überlebende Sohn von Gertrud Claußen v. Finck-v. Jacobi. Siehe die betreffenden Berichte und Tafel 9: Pernice.

Bei Kriegsausbruch war ich Oberleutnant z. S. und Gerichtsoffizier bei der 1. Matrosendivision in Kiel. Mein Mobilmachungskommando war Wachoffizier auf dem ziemlich alten Kreuzer „Freia", der im Frieden außer Dienst gestellt auf der Kaiserlichen Werft in Danzig lag und im Kriege mit Reservisten besetzt dazu dienen sollte, die Ostsee zu schützen. Ich trat mein Kommando auf der „Freia" am 2. August 1914 in Danzig an und nahm an der Überführung des Schiffes teil, die ziemlich übereilt vor sich ging, da die tollsten Gerüchte über die englische Flotte und ein Abgeschnittenwerden des Schiffes von Kiel im Umlauf waren. In Kiel ereignete sich beim Torpedoexerzieren ein Unglücksfall, der einen erheblichen Teil des Schiffes unter Wasser setzte, so daß eine Reparatur des Schiffes nötig wurde. Der dadurch bedingten Untätigkeit wurde ich jedoch enthoben, da ich am 13. August als Torpedooffizier auf den großen Kreuzer „York" kommandiert wurde, da meine Spezialausbildung in der Torpedowaffe ausgenutzt werden sollte. Nach genügender Ausbildung, die „York" war auch erst mit Kriegsbeginn in Dienst gestellt worden, ging es in die Nordsee zur Hochseeflotte. Hier machte ich am 3. November den Vorstoß der Flotte gegen die englische Küste, gegen Yarmouth, mit, der für die „York" ohne besondere Ereignisse verlief. An dem auf dieses Unternehmen folgenden Tage wollten wir zu einer kleineren Reparatur nach Wilhelmshaven einlaufen. Infolge des an diesem Tage herrschenden Nebels und der dadurch erschwerten Navigation wollte der Kommandant kurz vor unserer in der Jade ausgelegten Minensperre der größeren Sicherheit wegen vor Anker gehen. In dem Augenblick jedoch, als der Anker fallen sollte, lief das Schiff auf eine Mine und einige Sekunden später auf eine zweite. Das Schiff legte sich sofort nach der ersten Mine sehr stark auf die Seite und kenterte in wenigen Minuten. Infolge der geringen Tiefe der Jade ragte der Kiel des auf dem Grunde liegenden Schiffes noch aus dem

Wasser. Der Untergang des Schiffes geschah derartig schnell, daß der größte Teil der Besatzung, der sich in den unteren Räumen aufhielt, sich nicht mehr aus dem Schiff retten konnte. Mir selbst gelang es noch, als ich die erste Explosion hörte, aus meiner Kammer auf das oberste Deck zu kommen, rutschte aber infolge des Kenterns nach wenigen Sekunden, gerade als die Schornsteine ins Wasser tauchten, über Bord ins Wasser. Nachdem es mir gelungen war, mich von Tauenden usw. frei zu machen, schwamm ich vom Wrack fort und hielt mich mit Hilfe einer halben Schwimmweste, die ich gefunden hatte, in der Nähe desselben, da ich nicht wußte, nach welcher Richtung hin auf Rettung zu hoffen war. Auf dem Kiel der „York" hatte sich ein Teil der Besatzung eingefunden, die den noch im Wasser befindlichen halfen, sich aufs Wrack zu retten, denn infolge des Nebels war es für eine Hilfeleistung durch andere Fahrzeuge schwierig, und es konnte damit erst nach einiger Zeit gerechnet werden. Meine Kräfte fingen an zu Ende zu gehen, als es mir nach etwa drei- bis vierstündigem Aufenthalt im Wasser mit Hilfe eines Mannes gelang, mich ebenfalls auf das Wrack zu retten. Von hier wurden wir dann bald von Booten abgeholt.

Hiermit fand mein erstes richtiges Kommando im Kriege einen traurigen Abschluß, und am 23. November 1914 trat ich nach einem kurzen Erholungsurlaub mein neues Kommando als Torpedooffizier auf S. M. S. „Prinz Heinrich", einem älteren großen Kreuzer an. Auf diesem machte ich am 15./16. Dezember die Unternehmung der Flotte gegen Hartlepool mit. Für die beiden Unternehmungen gegen die englische Küste wurde mir am 24. Januar 1915 das Eiserne Kreuz II. Kl. verliehen. Auf dem Nordseekriegsschauplatz habe ich dann auf diesem Schiff nichts Bemerkenswertes mehr erlebt. Im April 1915 wurden wir mit den anderen älteren Kreuzern zusammen auf den Ostseekriegsschauplatz gesandt und erhielten als Hauptstützpunkt Danzig angewiesen. Von hier aus nahmen wir, kurz nach unserem Eintreffen in der Ostsee, an den Operationen zur Einnahme von Libau teil, beschossen am 7. Mai Libau, um die Armee von See aus zu unterstützen. Libau fiel am folgenden Tage. Von Danzig aus fanden dann noch einige Unternehmungen statt, die teilweise in der

Deckung von Minenunternehmungen bestanden. Als dann im Juli des Jahres die Aufräumungsarbeiten im Hafen von Libau genügend weit fortgeschritten waren, wurde Libau unser Hauptliegeplatz. Von hier aus fand dann ebenfalls eine Reihe von Vorstößen statt, von denen eine Unternehmung gegen den Meerbusen von Riga, an der größere Flottenteile teilnahmen, und eine Beschießung der russischen Station Zerel, bei der wir russische Zerstörer zu Gesicht bekamen und beschossen, hervorzuheben sind. Am 22. November 1915 fand mein Kommando auf dem „Prinz Heinrich" sein Ende, da das Schiff aus den aktiven Streitkräften herausgezogen wurde. Während meines Kommandos auf dem „Prinz Heinrich" war ich am 12. März 1915 zum Kapitänleutnant befördert worden.

Mein neues Kommando führte mich wieder nach Libau, wo ich kurze Zeit als Torpedooffizier auf den älteren Linienschiffen „Mecklenburg" und „Elsaß" war, ohne jedoch an kriegerischen Unternehmungen teilzunehmen.

Das sich hier anschließende neue Kommando Torpedooffizier auf S. M. S. „Preußen" brachte mich auf den Hauptkriegsschauplatz in der Nordsee, in die Hochseeflotte. Die „Preußen" gehörte als älteres Linienschiff zum II. Geschwader und hatte ihren Hauptliegeplatz in der Elbe. Der Dienst des Schiffes bestand in der Hauptsache in der Bewachung der Elbemündung, und nur gelegentliche kleinere Vorstöße brachten uns in die Nordsee. Die einzige Abwechslung bestand darin, daß wir einige Male nach der Ostsee gesandt wurden, um im Öresund die Bewachung des Sundes und die Überwachung der Handelsschiffahrt zu übernehmen. Hier lagen wir auch zu unserem größten Schmerze, als in der Nordsee die Schlacht am Skagerack ausgefochten wurde. Im März 1917 wurde die „Preußen" in Kiel außer Dienst gestellt, womit mein Kommando und meine lange Torpedooffiziertätigkeit ein Ende fand.

Ich kam jetzt als Navigationsoffizier auf den kleinen Kreuzer „Stettin", der zu einer Aufklärungsgruppe der Hochseestreitkräfte gehörte. Auf der „Stettin" habe ich Patrouillenfahrten und den Sicherungsdienst in der Nordsee mitgemacht. Als dann die „Stettin" im September 1917 den Ostseeverbänden zugeteilt

wurde, verließ ich die „Stettin“ und kam in gleicher Dienststellung auf einen der neuesten kleinen Kreuzer, die „Karlsruhe“, wo ich bis zum Kriegsende verblieb. Dieses Kommando gestaltete sich für mich einerseits durch meine Stellung als Navigationsoffizier, andererseits durch die ganzen Aufgaben eines modernen kleinen Kreuzers sehr interessant. Gleich der Anfang meines Kommandos brachte die Unternehmung gegen die russischen Inseln Ösel und Dagö, die mich wieder vorübergehend auf meinen alten Kriegsschauplatz in der Ostsee führte. Am 23. September liefen wir von Kiel nach Libau aus, wo der Aufmarsch der Armee und Marine stattfand und wo sich das bunteste Leben der verschiedenartigsten Truppengattungen abspielte. Vorbereitungen, Vorübungen im Landen und Einschiffen von Truppen und ungünstiges Wetter verzögerten die Ausführung der Unternehmung, so daß wir erst am 12. Oktober vor Ösel eintrafen. Die kleinen Kreuzer hatten in der Hauptsache bei der Überführung der Transportdampfer die Aufgabe, jeder eine Gruppe von etwa fünf Transportern von Libau nach der Taggabucht, der für eine Landung geeignetsten Bucht der Insel Ösel, auf ihre dortigen Anker- und Ausladeplätze zu führen. Diese Aufgabe gelang an der Hand der hervorragend getroffenen Vorbereitungen trotz der sonstigen Schwierigkeiten sehr gut, und alle Transporter gelangten unbeschädigt und rechtzeitig an ihr Ziel. Unser Aufenthalt vor Ösel war leider nur sehr kurz, und außer einer Stunde, die ich an Land war, konnte ich das bunte Bild der Ausschiffung der Armee nicht genießen. Nachdem wir eine Anzahl leerer Transportdampfer nach Libau zurückgeleitet hatten, wurden wir wieder in die Nordsee zurückgesandt. Am 7. Dezember wurde mir für die Öselunternehmung das Eiserne Kreuz I. Kl. verliehen. Die letzte Zeit des Krieges blieb die „Karlsruhe“ in der Nordsee, wo unsere Tätigkeit in der Deckung der Minensuchverbände und mehreren Minenunternehmungen bestand.

Friedrich Wilhelm Matthaei (XII. 218)

geboren am 16. Mai 1887. Ein Nachkomme von Joh. Anton Niemeyer, des Halbbruders von Joh. Conrad Philipp Niemeyer. Fr. Matthaei ist Sohn von Anna Niemeyer (XI. 189), die ihrerseits eine Tochter Eduard Niemeyers ist, des rühmlichst bekannten Realschuldirektors zu Dresden, dessen Lebensbild das Heft 4/5 unserer Familien-Nachrichten enthält. Der Vater von Fr. Matthaei, Gymnasialprofessor i. R., lebt in Darmstadt. Siehe Tafel 13.

Das Selbsterleben des Krieges hat tief eingegriffen in Anschauung und Denkungsart des Frontsoldaten. Zu diesen rechne ich mich. Es ist mein höchster Stolz, sechsunddreißig Monate meinem Kaiser und Vaterland in der vordersten Kampffront haben dienen zu können. Wenn es dann anders kam, als wir Soldaten und alle Gutgesinnten hofften, so trifft uns kein Vorwurf. Der Frontsoldat hat im Toben und Rasen des Trommelfeuers, in täglicher Not, Gefahr und Mühsal und auch in dem oft empfundenen Dankgefühl, dem Leben noch einmal wiedergegeben zu sein, einen innerlichen Läuterungsprozeß durchgemacht, aus dem er hart und zähe und schroff, aber doch auch weich und verstehend hervorgegangen ist. Die Wirkung war verschieden; beim einen so, beim andern so. Das Brausen des Weltgerichtes hat der Frontsoldat gehört und in der Weitung des Blickes das Verständnis der Dinge erkannt. Aufrecht und im Bewußtsein der ihm innewohnenden Kraft, die das Erleben des Krieges ihm gab, wird und soll der Frontsoldat zu den ersten gehören, die an dem Wiederaufbau unseres zerschlagenen Vaterlandes mitarbeiten.

Der Zusammenhang der äußeren Ereignisse meiner Kriegsfahrten soll im folgenden gegeben werden.

Ich rückte am 6. August 1914 als Oberleutnant und Ordonnanzoffizier beim Regimentsstabe des Grenadierregiments König Friedrich I. (4. Ostpreuß.) Nr. 5 von Danzig aus. Meine Frau war mit ihrem Vater, dem Literarhistoriker Professor Dr. Reinhold Steig, aus der Sommerfrische im Fichtelgebirge Hals über Kopf hierher gereist und gab mir das Geleit zum Bahnhof. Meinen damals $1^1/_4$ jährigen Jungen Gernot konnte ich nicht mehr sehen, da er der Verkehrsschwierigkeiten wegen während des Aufmarsches in Berlin bleiben mußte. Das Regiment übernahm den Grenzschutz bei Soldau und hatte die Ehre, als

selbständiges Detachement und als erster Truppenteil des XVII. Korps (Mackensen), verstärkt durch Artillerie und Kavallerie die Grenze bei Lewiczyn zu überschreiten und im schneidigen Anlauf eine auf ihrem eigenen Exerzierplatze sich verteidigende Kosakenbrigade zu werfen. Dies war am 12. August. Ich denke mit besonderem Stolze an die Feuertaufe zurück; es war mir auch vergönnt, persönlich in den Gang des Gefechtes in den vordersten Schützenlinien einzugreifen. Gleich darauf rief uns dringlicher Befehl nach Gumbinnen. Mit der Bahn dorthin befördert rannten wir den 20. August auf die verschanzten Stellungen Rennenkampfs. Ein blutiger Tag. Der im Frieden bei der Infanterie unausgesetzt geübte „Drang nach vorwärts" brachte stolze Gefechtsbilder, vermochte aber die zahlenmäßige Überlegenheit und das Höllenfeuer der russischen Gardeartillerie nicht zu bewältigen. Ostpreußen wurde preisgegeben. Auf dem Rückmarsche sah ich alle Schrecken eines feindlichen Einbruchs in eigenes Land und seine Folgen. Bei Tannenberg empfand ich den Triumph des Sieges, als die Kolonnen von Zehntausenden Gefangenen an uns vorbeimarschierten. Nicht lange Rast, dann wurde Rennenkampf im September an den Masurischen Seen endgültig geschlagen. Für die Ordonnanzritte bei Possessern-Lötzen erhielt ich das Eiserne Kreuz II. Kl. Verfolgung bis zur Grenze bei Wirballen. Abtransport nach Polen. Von Czenstochau aus Einmarsch in Polen, nach zwölf Tagen sahen wir Warschaus Türme. Ein harter, nasser, mühseliger Herbstfeldzug; dann Rückmarsch, den uns Österreichs Unzuverlässigkeit gebot. Im November zum zweiten Male nach Nordpolen hinein; über Kutno nach Lodz: Märsche von 50, 60 km. Nächtlicher Überfall bei Siedlec; im Schein der schnell angezündeten Häuser hatten wir bald die erschreckt durcheinander wimmelnden Russen überwältigt: der Sumpfübergang bei Lenczyca war am Morgen offen, der Zweck erreicht. Dann Ende November der erste starke Frost. Viel Blut fließt; der Winterfeldzug in Polen wird furchtbar. An Gelbsucht und schwerem Darmkatarrh erkrankt kam ich nach Hause. Bis März 1915 im Lazarett, dann nach zweimonatigem Kommando in Döberitz beim Reserveoffizier-Ausbildungskursus im Juni Beförderung zum Hauptmann. Im Juli wieder zum Regiment ins

Feld. Als Führer der 1. Komp. frisch-fröhliche, aber anstrengende Offensive bis zur Beresina: Narewübergang, Forst Bialowiesch. Im Oktober erhielt ich für das Gefecht bei Makow nördlich des Narew die hessische Tapferkeitsmedaille. Im gleichen Monat von Grodno aus Abtransport nach Frankreich; dort ruhiger Winter bei Chaulnes (Picardie), viel Stellungsbau. Am 7. März 1916 wurde ich bei einem Patrouillenunternehmen meiner Kompagnie zur Aushebung eines feindlichen Postens durch sieben Handgranatsplitter verwundet. Lazarett in St. Quentin, Oldenburg, Berlin. Zwei Monate beim Ersatzbataillon in Marienwerder (Westpr.). Ende August zum Regiment zurück, gerade noch rechtzeitig, um zweimaligen Einsatz am südlichen Flügel der Sommeschlacht mitzumachen: bei Haller und bei Chaulnes. Vom Oktober ab führte ich abwechselnd die Bataillone des Regiments. Die Verteidigung von Chaulnes ist mir in besonders wertvoller Erinnerung; von ihr hing der Halt eines langen Abschnittes der Stellung zwischen Péronne und Roye ab. Durch Anlage von befestigten Nestern mit Maschinengewehren unter tüchtigen Führern vermochte ich der schwierigen Lage Herr zu werden. Ich erhielt in der Folge das Eiserne Kreuz I. Kl. Der Winter begann ruhig bei Damery. Im Januar 1917 wurde mir die Organisation, Aufstellung und Führung der dem Regiment neu zugeteilten Infanterie-Minenwerferkompagnie aufgetragen. Ich befehligte sie beim Rückzug auf die Siegfriedfront im März und bei Monchy vor Arras im Mai 1917. Von da ab führte ich abwechselnd das erste und Füsilierbataillon des Regiments. Mit ersterem hielt ich Oppy im Artois im Juli und August, mit letzterem stand ich in Flandern vor Poelkapelle am 20. September. Großkampftage! Und doch, trotz des Masseneinsatzes des feindlichen Materials und der Übermacht feindlichen Infanteriesturmes am Abend Sieger und stolz im Gefühl unserer unbedingten soldatischen Überlegenheit. Ich erhielt den hessischen Kriegsorden I. Kl. Den Winter über in und bei St. Quentin in ruhiger Stellung, und Vorbereitung der großen Offensive. Am 2. Januar 1918 wurde ich endgültig mit der Bataillonsführerstelle des I. Batl. Inf.-Rgt. 175, einem Regiment meiner 36. Division, beliehen. Ein langes Sehnen war erfüllt: die Stellung als Führer eines Bataillons war eine der

schönsten des Krieges: viel Arbeit, hohe Verantwortung, gemeinsam Not und Gefahr, Ruhe und Freude mit fast 1000 Männern, Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften; und der höchste Stolz, die edelste Genugtuung, ihr Vertrauen in allen Lagen zu gewinnen, zu rechtfertigen und sie so als einen brauchbaren Teil des Ganzen zum Wohle des Vaterlandes in heißer Schlacht führen zu können. Durch die Zuteilung von Artillerie, Maschinengewehren und Minenwerfern besaß ein Bataillon eine hohe Kampfkraft und stellte besonders im Großkampf einen im Rahmen des Ganzen fast selbständig handelnden Truppenteil dar. Die Verantwortung wuchs, aber auch die freudige Hingabe aller, ihr bestes zu leisten. Mein Bataillon durfte ich durch die drei großen Angriffsschlachten von St. Quentin bis Montdidier im März und April, an der Aisne, Vêsle und Marne im Mai und Juni, und nochmals an der Marne im Juli führen. Am 21. März wurde ich vor St. Quentin zweimal verwundet, blieb aber bei meinem Bataillon. Wie leicht nahm man damals alles, wie stolz zählte man die Verluste des Feindes, die zahllosen Gefangenen, man machte reiche Beute und stieß kampfesfroh in noch vom Kriege unberührte Gegenden hinein: galt es doch die verhaßten Feinde, Engländer und Franzosen, endlich vor sich her zu Paaren zu treiben. Sie liefen wie die Hasen, aber dann kam auch der erste Fall. In Ruhe mußten auch wir feststellen, daß viel Blut geflossen, daß manch einer der Besten wieder geblieben war. Doch wir blieben vertrauensvoll und kampfbereit; bis die Nachrichten aus der Heimat immer trüber, die verseuchten Ersatzleute immer schlechter wurden, bis endlich Staatssekretär v. Kühlmann öffentlich vor aller Welt erklärte, weder die Feinde noch wir könnten militärisch siegen. Da faßte manchen dumpfe Verzweiflung; doch die Besten harrten aus und zeigten ihr Inneres nicht, wenn auch die damals in Wahrheit schon führenden Persönlichkeiten und Strömungen der Heimat uns in immer schnellerer Folge von hinten anfielen und die Zermürbung des Heeres betrieben. — Für den ersten Marneübergang am 30. Mai erhielt ich das Ritterkreuz des Kgl. Hausordens der Hohenzollern. Noch kurz vor der Katastrophe, die mit der mißglückten, noch in der Erinnerung furchtbaren Marneschlacht vom 15. Juli begann, durfte

ich in zwei Paraden vor dem Kronprinzen und dem Kaiser stehen. Seine Majestät gab mir dabei die Hand und ehrte damit die Truppe, das Bataillon, das zu führen ich die Ehre hatte; es war das einzige Mal, daß ich während des Krieges den Kaiser sehen konnte. Gleich nach dem Rückschlag an der Marne wurden wir in die Abwehrschlacht südlich Soissons hineingeworfen. Dort wurde ich am 22. Juli bei Coincy zum vierten Male verwundet. Meine Kriegslaufbahn war zu Ende. In Speier und Danzig bis September im Lazarett kam ich, noch in der Genesung, nicht mehr zum Regiment hinaus.

Die Erinnerung an das Erleben des großen Krieges, an Not und Tod, an Kameradschaft und Mannesmut, an ungeheure Entbehrungen, an körperliche und seelische Drangsal und an die vierjährige Siegeslaufbahn kann uns Frontsoldaten niemand rauben. Stolz und ungebeugt, wenn auch hart tragend, verachten wir die, die unserem glänzenden Heere in den Rücken fielen und es unbesiegt, wie es stets gewesen ist, wehrlos machten.

Wir stehen kurz vor der Ratifizierung des Vertrages von Versailles. Die Räumung Westpreußens und Danzigs ist nahe. In finsterer Verzweiflung werden die deutschen Truppen den erzwungenen Abmarsch ausführen. Auch ich führe mein Bataillon über Karthaus an die neue pommersche Grenze. Danzig soll englische Besatzung bekommen. Meine Frau muß mit den Kindern in Danzig bleiben, da nirgends Wohngelegenheit vorhanden ist und ich selbst in absehbarer Zeit eine feste Unterkunft nicht haben werde.

Welch gerüttelt Maß schwer gebeugten Nationalstolzes liegt in diesen wenigen Worten. Es ist eine harte, furchtbare Zeit. Gerade darum kein Verzagen. Die Härte der Gegenwart wird uns stählen für die Zukunft. Deutschland hat noch eine Zukunft. Das ist mein unerschütterlicher Glaube. An ihn halte ich mich, für ihn arbeite ich mit allen Kräften. Der Erfolg soll, so Gott es will, nicht ausbleiben, wenn auch vielleicht erst in ferner Zukunft.

Danzig, am 5. Januar 1920.

Sonstige Familien-Nachrichten.

Der Umfang dieses Heftes ist so stark, daß wir uns in Anbetracht der außerordentlich hohen Druckkosten für diesmal auf kurze Aufführung der Veränderungen im Familienbestand beschränken müssen; Ausführungen dann im nächsten Heft.

Aus dem Familienkreise sind uns durch den Tod entrissen:

1. Wilhelm Niemeyer (X. 48), Musiklehrer in New York, † dort am 31. März 1919. Er hinterließ eine Tochter Elsbeth Nanny, * am 25. Juni 1868, wohnhaft in New York, unvermählt und einen Sohn Alfred Hermann, Kaufmann, * am 5. September 1879, wohnhaft in Chicago. Näheres im nächsten Heft.

2. Hans Niemeyer (X. 44), Justizrat in Essen, † am 17. Dezember 1916. Ein Gedenkbuch an ihn ist in Vorbereitung und wird seiner Zeit Verwandten und Freunden zugesandt werden.

3. Hermann Niemeyer (X. 53), Kaufmann in Halle, † am 14. September 1917. Nachruf im nächsten Heft.

4. Guido Wolff (XI. 75), Senior des Stammes Wolff, Rentner zuletzt, zuvor Direktor der Hamburg-Amerika-Linie, † in Hamburg am 13. Januar 1920. Ausführlicher Nachruf im nächsten Heft.

5. Hildegard Tuercke (XIII. 18), Tochter von Regierungsrat Tuercke in Wiesbaden, † zu Frankfurt a. d. Oder am 7. Dezember 1919. Näheres im nächsten Heft.

Familienzuwachs erhielten wir durch folgende Geburten (geordnet nach Stämmen):

1. Christa Curtze, * am 12. August 1915 zu Crimmitschau i. Sa. als drittes Kind von Martin C. und dessen Gattin Margarete geb. Neumann (XII. 23).

2. Anton Walter Curtze, * am 10. Dezember 1915 in Berlin als zweites Kind von Walter C., Kaufmann in Berlin, und dessen Gattin Martha geb. Wollnick (XII. 26).

3. Erika Reinhard, * am 1. Mai 1915 zu Stralsund, Tochter des schon im September 1914 gefallenen Hauptmanns Otto Reinhard und dessen Gattin Margot geb. Anders (XIV. 1).

4. Ursula Irene Selinde Wolff, * am 16. November 1917 zu Groß-Vorbeck als Tochter von Guido Wolff, Gutsbesitzer auf Gr. Vorbeck, und dessen Gattin Ursula verw. v. d. Dollen geb. Steifensand (XII. 64). Dem Ehepaar wurde ferner:

5. Guido Wolff, * am 15. Juni 1919 zu Groß-Vorbeck.

6. Jutta Olga Reimers, * am 4. Februar 1916 zu Hamburg als drittes Töchterchen von Großkaufmann Alfred Reimers zu Hamburg und dessen Gattin Gertrud geb. Wolff (XII. 66).

7. Maria Johanna Niemeyer,

8. Luise Hildegard Niemeyer, Zwillingsschwestern, * am 9. Oktober 1917 zu Coquimbo i. Chile dem Landwirt Wolfgang Niemeyer und dessen Gattin Maria Fernandez geb. Reyes. Die zweite Tochter wurde den Eltern am 2. Oktober 1918 wieder genommen.

9. Albert August Hermann Niemeyer, * am 26. Oktober 1918 ebenfalls zu Coquimbo. Das Ehepaar hat jetzt also drei Kinder, zwei Söhne, eine Tochter (XII. 77).

10. Helmut Niemeyer, * am 31. März 1918 am Osterfest zu Kitzeberg-Kiel dem Diplomarchitekten Johannes Niemeyer und seiner Gattin Hella geb. Simons.

11. Heinke Johanna Niemeyer, * am 18. Juni 1919, ebenfalls zu Kitzeberg als zweites Kind dem gleichen Ehepaar (XII. 78).

12. Brigitta Niemeyer, * am 12. April 1917 zu Essen als drittes Kind, erste Tochter der Eheleute Justizrat Dr. Victor Niemeyer und Käte geb. Ley (XI. 92).

13. Friedlinde Niemeyer, * am 27. Februar 1920, Tochter von Oberarzt Dr. Otto Niemeyer (XII. 47) und dessen Gattin Friedlinde geb. Schaitler.

14. Martha Cecilie Anitra Westhoff, * am 2. November 1916 zu Hagen i. Westf. als drittes Kind, erste Tochter der Eheleute Emil Westhoff, Rechtsanwalt in Nürnberg, und Hildegard geb. Niemeyer (XII. 83).

15. Alfred Wolf, * am 13. Januar 1918 zu Breslau, erstes Kind des Buchhändlers Erich Wolf zu Breslau nnd seiner Gattin Marie geb. Niemeyer (XI. 118).

16. Max Walter Niemeyer, * am 23. März 1919 zu Halle als drittes Kind, erster Sohn von dem Verlagsbuchhändler Hermann Niemeyer zu Halle und seiner Gattin Elisabeth geb. Immelen (XI. 119).

17. Anneliese Mampe, * am 25. November 1917 zu Breslau. Die Eltern sind Regierungsrat Dr. iur. Walter Mampe, jetzt zu Cüstrin, und Dorothea geb. Niemeyer (XI. 120). Anneliese fand zwei Brüder vor.

18. Peter Wegener, * am 29. August 1917 zu Berlin, Sohn des großen Schauspielers an den Reinhardtschen Bühnen in Berlin Paul Wegener und seiner Gattin Lyda geb. Salmonowa (XI. 148).

19. Ilse Bliedner, * am 23. Oktober 1916,

20. Friedrich Wilhelm Bliedner, * am 31. August 1918,

21. Anneliese Bliedner, * am 26. Dezember 1919 zu Mariano Procapio in Brasilien. Kinder der Eheleute Pastor Fritz Bliedner in Mariano Procapio und Nora geb. Panzer (XII. 138).

22. Sighilt Gertrud Gustchen Matthaei, * am 22. Januar 1916 zu Danzig,

23. Erlgart Adelheid Johanna Matthaei, * am 12. Juni 1919 zu Danzig, Kinder des Hauptmanns Friedrich Matthaei in Danzig und seiner Gattin Hildegard geb. Steig (XII. 218).

Brigitta Niemeyer, * am 12. April 1917 zu Essen als drittes Kind der Eheleute Justizrat Dr. Victor Niemeyer (siehe dessen Bericht) und Käte geb. Ley. Den beiden älteren Brüdern gefällt das Schwesterchen ausnehmend gut. Einzutragen als XII. 85 b.

Dem Ehepaar Rechtsanwalt Emil Westhoff und Hildegard geb. Niemeyer wurde zu den beiden schon gemeldeten Söhnen noch ein Töchterchen Martha Cecilie Anitra Westhoff am 2. November 1916 in Hagen i. Westf. geboren, während der Vater im Felde war und die Mutter sich sozialer Fürsorge befleißigte. Siehe beider Bericht. Das Mädchen ist als XIII. 69 b einzutragen.

IV. Hermann Agathon Niemeyer. Alfred Wolf, * am 13. Januar 1918 zu Breslau. Die beiden Eltern sind der Buchhändler Erich Wolf und seine Gattin Marie geb. Niemeyer. Einzutragen in der 8. Tafel XII. 100 c. — Für die männliche Nachkommenschaft sorgte das Ehepaar Hermann Niemeyer-Elisabeth geb. Immelen. Ihnen wurde am 23. März 1919 zu Halle als drittes Kind (die beiden älteren „Töchter") ein Sohn geboren, der die Namen Max Walter erhielt: der erste Niemeyer des Stammes Hermann Agathon in der XII. Niemeyerschen Generation. Heil dem wieder grünenden Stamm. — Anneliese Mampe wurde den beiden Brüdern Heinrich und Max als Schwesterchen geschenkt. Sie wurde am 25. November 1917 in Breslau geboren. Die Eltern Regierungsrat Dr. iur. Walter Mampe (siehe dessen Bericht) und Dorothea geb. Niemeyer sind inzwischen nach Cüstrin versetzt und übergesiedelt.

V. Der Stamm Pernice hat in den letzten Jahren keinen Geburtenzuwachs erfahren, wenigstens ist uns nichts gemeldet worden.

VI. Wolff-Wegener. Die männliche Nachkommenschaft Wolff-Wilhelmine Aug. Niemeyer ist ausgestorben. Es lebt aus dieser Familie Wolff nur noch Magdalene Wolff (* am 14. Oktober 1841) in Hamburg im Johannisstift, dem jetzt als Jungfrau Domina ihre Stiefschwester Meta Wolff vorsteht. Auch die Familie v. Müller.

Vermählungen:

1. Landwirt Kurt Riese am 28. Januar 1919 mit Henny geb. Lüder, Tochter des Zahnarztes L. in Hannover. Deren Sohn siehe unter Geburten (XII. 27).

2. Wolfgang Filsinger mit Hilde Warmer, Tochter des Kaufmanns Richard W. aus Blasewitz, Datum des Hochzeitstages bisher nicht gemeldet (XII. 40).

3. Fritz Filsinger am 11. Januar 1919 mit Idel Schreiber aus Penzig b. Görlitz, nicht gemeldet, wessen Tochter die Gattin (XII. 41).

4. Otto Niemeyer, Militäroberarzt zu Potsdam, am 12. April 1919 zu München mit Friedlinde Rosine Schaitler, Tochter

von Ferdinand Sch., Inhaber kunstgewerblicher Werkstätten zu München, und seiner Gattin Johanna geb. Schuhmann aus Karlsruhe. Friedlinde ist im Februar 1894 zu München geboren (XII. 47).

5. Else Niemeyer verband sich am 17. Mai 1919 mit Franz Paul Boroffka aus Petersburg, geboren dort am 23. April 1891 als Sohn des Professors Joseph Boroffka, Pianist, Leiter und Besitzer einer sehr bekannten Musikschule zu Petersburg, jetzt, durch die bolschewistischen Umtriebe vertrieben, in Reval, und dessen Gattin Hennette geb. de Vries. Joseph B. ist Vetter von Agathe Niemeyer-Griebel. Franz Paul Boroffka trat in das Geschäft seiner Gattin ein (XII. 48).

6. Guido Wolff vermählte sich am 12. November 1916 mit Ursula verw. v. d. Dollen geb. Steifensand. Dem Ehepaar sind inzwischen schon zwei Kinder geboren. Siehe unter Geburten (XII. 64).

7. Paul Wegener, der große Schauspieler an den Reinhardtschen Bühnen zu Berlin, vermählte sich am 13. November 1916 mit Lyda Salmonowa aus Prag, Tochter des Arztes S. dort.

8. Seine Tochter Martha aus erster Ehe verband sich im Oktober 1919 mit Dr. phil. Jenisch, Sohn des Rentners Karl J. zu Königsberg i. Pr. Dr. Jenisch ist Privatgelehrter, zur Zeit bei der Presse Königsbergs tätig.

9. Dr. Felix Niemeyer (XI. 84) vermählte sich mit der verwitw. Frau v. Gartzen geb. Caspary zu Düren am 18. Oktober 1919.

Verlobungen:

1. Anneliese Hohl (XII. 97) mit Leutnant Heinz Bork. Der Bräutigam bereitet sich zur Zeit auf der Handelshochschule in Berlin für einen neuen Beruf vor.

2. Otto Niemeyer (XII. 81), Kunstmaler zu Zürich, mit Herta Langwara, einer Österreicherin, Tochter des verstorbenen Dirigenten L.

3. Elisabeth Vollbrandt (XII. 89) mit dem Landwirt Georg Dibbern in Stocksee b. Ascheberg i. Holstein.

4. Erich Poser (XII. 131) mit Ilse Krönig, geboren am 29. März 1890 zu Berlin, Tochter des verstorbenen Universitäts-

professors Dr. med. Georg Krönig und dessen Gattin Lina geb. Baumgärtner, zu Ostern 1919. Die Hochzeit soll im Mai des Jahres gefeiert werden.

Über die Familien, die durch diese Vermählungen bezw. Verlobungen in Beziehung zu unserer Familie treten, näheres im nächsten Heft.

Alle übrigen Nachrichten, insbesondere Änderungen von Berufs- und Lebensverhältnissen, Auszeichnungen werden im nächsten Heft zur Besprechung gelangen.

Familien-Verbandsnachrichten.

1. Soll 1920 ein Familientag stattfinden? 1910 wurde beschlossen, daß ein solcher alle fünf Jahre einberufen werden solle. Das Kriegsjahr 1915 kam nicht in Betracht. Gestatten die Verkehrs- und Teuerungsverhältnisse eine Zusammenkunft in diesem Jahr? Nicht viele werden den Mut der Bejahung finden. Der Familienrat wird deshalb abwarten, ob die nächsten Monate Besserung bringen werden und dann etwa im Anfang des Sommers ein Rundschreiben erlassen, in welchem um die Beantwortung der Frage gebeten wird, auch der Frage, ob Halle als Vorort beibehalten werden soll, oder ob nicht für allgemeine Beteiligung namentlich auch der Jugend Berlin geeigneter ist.

2. Als Verbandsbeitrag wurde bisher alljährlich ein Mindestbetrag von 5 Mk. geleistet. Das hat sich im Laufe der Jahre als unzulänglich erwiesen, insbesondere in der jetzigen teuren Zeit. Der unterzeichnete Familienrat bittet deshalb künftig um einen Jahresbeitrag von mindestens 20 Mk.

Königsberg i. Pr., 11. Jan. 1920. Dr. Herbert Pernice, S.-Präs., Geh. Oberjustizrat.

Essen, 22. Jan. 1920. Justizrat Dr. Victor Niemeyer.

Halle a. S., 5. Februar 1920. Hermann Niemeyer.

Die Stammtafeln

sind zu haben bei der Lippertschen Buchhandlung (Max Niemeyer) in Halle a. S., Brüderstr., zum Preise von 10 Mk.

Die Hefte der Familien-Nachrichten kosten von jetzt an 5 Mk. Den Verbandsmitgliedern wird gegen Nachnahme des Jahresbeitrages je ein Heft gratis zugesandt.

Der Herausgeber der Familien-Nachrichten ist Kurt Niemeyer, Schlachtensee, Eitel-Fritzstr. 21.

Druck von Ehrhardt Karras G. m. b. H. in Halle (Saale).

A: 1478

Familien-Nachrichten

für die

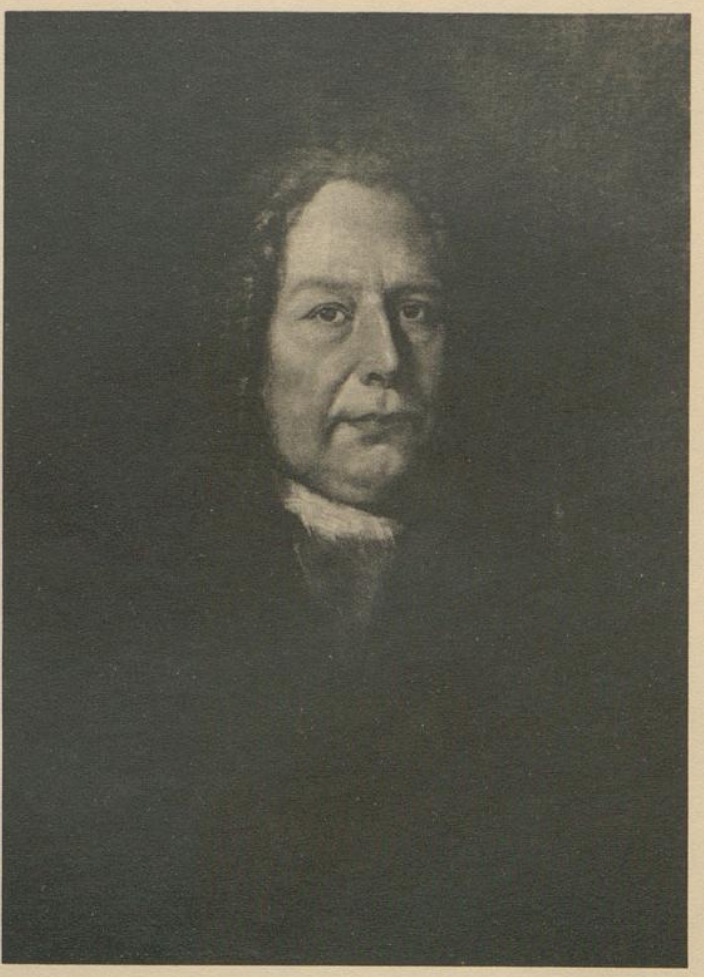
Nachkommen A. H. Franckes

Achtes Stück



Halle (Saale)
Druck von Karras, Kröber & Nietschmann
1926

Francksche Stiftungen
Haupt-
Bibliothek
Halle/Saale
20.212-8
A:1478



Johann Anastasius Freylinghausen
2. Dezember 1670 — 12. Februar 1739.

Vorwort.

Das vorliegende neunte Stück unserer Familiennachrichten nimmt wieder die Hauptaufgabe derselben auf, durch Erzählung der Lebensentwickelung von Stammesgenossen allmählich eine Familiengeschichte heranwachsen zu lassen. — Zwei Männer beschäftigen uns: Der älteste Niemeyer, von dem wir überhaupt etwas Näheres wissen, und dann ein Urenkel von ihm, der berühmte Kliniker Felix v. Niemeyer. Hoffentlich haben viele Leser und Leserinnen der gesamten Verwandtschaft dieselbe Freude daran, die der Herausgeber bei der Zusammenstellung gewann.

Die Bilder Freylinghausens und Johann Anton Niemeyers danken wir der Freundlichkeit von unserem Vetter, Herrn Studienrat Professor Eduard Niemeyer in Zwickau, dem liebenswürdigen Mitarbeiter an unseren Nachrichten. Er ist im Besitze der Originalölbilder. Von Johann Conrad Philipp Niemeyer scheint es keine Bilder zu geben.

Der Herausgeber bittet dem achten Stück besondere Aufmerksamkeit zu schenken trotz der lässigen Maschinenschrift. Er schätzt die dort mitgeteilten eingehenden Familiennachrichten hoch ein, namentlich auch die Nachrufe an die vielen, verschiedenen Männer und Frauen unseres Geschlechts aus den letzten Jahren.

* * *

Johann Conrad Philipp Niemeyer (VII. 3.).

„Es ist ein herrliches Tal, das Wesertal, und die Woche, die ich mit Schlickum drin herumgezogen bin, halt' ich für eine der schönsten des Sommers nicht nur, sondern meines ganzen Lebens. Wie oft, wenn wir auf der Schaumburg und Paschen-

burg standen und die ganze stromdurchflossene Fläche von Hameln bis Rinteln in einer Ausdehnung von acht oder zehn Stunden hell und sonnig unter uns sahen; oder wenn wir mit unsern guten Schaumburger Wirtsleuten abends vor der Tür unter der großen Linde saßen und Volkslieder sangen; oder wenn wir den Langenfelder Wasserfall stürzen ließen, den Hohenstein erkletterten, mit Pferde hütenden Waldbuben über die Weißelfen des Gebirges schwatzten; oder vor der köstlichen Teufelsmühle in der Fähre uns schaukeln ließen, ... habe ich dich zu mir an die Seite gewünscht." Es ist die Urheimat unseres Stammes, die hier Freiligrath im Sommer 1839 einem Freunde so begeistert preist. Schlickum, der Maler, hat im „malerischen und romantischen Westfalen" seine Eindrücke zeichnerisch festgehalten, während der Dichter Freiligrath seinem Freunde Levin Schücking überließ, das Wesertal in seinem malerischen und romantischen Zauber zu feiern.

Wir Niemeyer aber wollen uns nicht mit dem kurzen Blick begnügen, den uns das Hinausschauen aus dem Bahnabteil auf der Fahrt von Hameln nach Löhne gewährt. Wir ergreifen gleich Freiligrath den Wanderstab und verlassen in Münder, von Hannover oder Hameln kommend, den Zug. Das schmucke Städtchen am Fuße des Süntel, jetzt ein vielbesuchter Badeort, war das Pfarrdorf von Johann Neomarius (1549—1646, III. 1.), der in den Nöten des Dreißigjährigen Krieges treu bei seiner Gemeinde aushielt, aber schließlich seine Familie in Sorge und Not zurücklassen mußte. Wir wandern zum Kamme des Süntel hinauf und schauen hinunter in das „sonnige, helle" Wesertal; uns zu Füßen aber liegt zwischen Bäumen versteckt Fischbeck, der Pfarrort von Wichmann Georg Neomarius (1612—1655, IV. 1). Wir versprechen uns beim nächsten Mal hinabzusteigen und im Kirchenbuch zu forschen, jetzt aber steigen wir hinauf auf den Hohenstein, wir halten Umschau auf die Paschen- und Schaumburg, wir durchschweifen herrliche Buchenwaldungen, bewundern die Luhdener Klippen und gelangen über die Bückeburger Berge nach Bückeburg selbst. Die reizvolle Residenz in der Richtung nach Minden kreuzend werden wir nach nicht zu langer Zeit Petzen erreichen, den Geburtsort unseres Johann Conrad Philipp Niemeyer, der uns in diesem Aufsatz beschäftigen soll. Aber zuvor

wollen wir feststellen, daß unsere Sippe im 18. Jahrhundert an vielen Orten des Schaumburgischen Ländchens angesiedelt waren: Bückeburg, Stadthagen, Frille (Pfarrdorf von Johann Hermann Niemeyer 1645—1719 V. 1.), Lindhorst, Lauenhagen, Meerbeck, Sülbeck und Petzen. Auch jetzt noch ist unser Name dort häufiger zu finden.

Johann Conrad Philipp Niemeyer wurde zu Petzen am 25. November 1711 geboren. Sein Vater war bis zu diesem Jahr Pfarrer in Sülbeck, wenige Kilometer von Petzen entfernt. Unsere Stammtafeln erzählen von Franz Niemeyers Werdegange allerlei; daß er in Jena studierte, in Hamburg Prediger war und seit 1708 in Sülbeck, aber von dem Menschen wissen wir wenig. Nach der Inschrift auf dem Grabsteine seiner ersten Lebensgefährtin und seiner im zartesten Alter verschiedenen Kinder, die wir im 4./5. Stück von F. Niemeyer mitteilten, möchte man auf eigenen, ursprünglichen Geist schließen. J. C. Philipp war das zweite Kind der Pastorenfamilie; ein Mädchen hatte Anna Katharina geb. Hecker ihrem Gatten zuvor geschenkt. Dieses wurde die Stammmutter der Familie Hecker unserer Stammtafel 3; sie heiratete nämlich einen Verwandten ihrer Mutter. Auch sonst stand die Familie Hecker dem Hause Franz Niemeyer nahe. Der Vater nennt unter den Gevattern seines neugeborenen Sohnes „seinen lieben treuen Bruder Philipp Dietrich Hecker, Rektor zu Calenberg, den mütterlichen Oheim des Kindes." Umsomehr muß uns daran liegen, den Heckers genauer nachzugehen, als es bisher möglich wurde.

Das Kind war bei der Geburt so schwächlich, daß der Vater den alsbaldigen Tod desselben erwartete und deshalb noch am Geburtstage die Taufe vollzog, ganz seinem einfachen Christenglauben gemäß. J. C. Ph. Niemeyer erzählt in seiner knappen Lebensbeschreibung, daß er in seiner zartesten Kindheit durch wiederholte, anhaltende Krankheiten sehr geschwächt worden und mehrmals dem Tode nahe gewesen sei. So litt das drei- bis vierjährige Kind ein halbes Jahr hindurch so heftige Zahnschmerzen, daß ihm das Gehen erschwert und eine besondere Magd zur Wartung nötig wurde. Aus solchen Kinderjahren entwickelte sich ein vornehmlich sanftes Wesen; es forderte das zarte Söhnchen

die besondere Liebe und Sorge der Mutter. Diese wurde ihm schon aus dem Grunde zuteil, da Anna Catharina von sechs Kindern, die sie ihrem Gatten in achtjähriger Ehe gebar, nach kurzer Zeit drei wieder verlor. Der Verlust der allsorgenden Mutter hat so den fünfjährigen Knaben für sein ganzes religiöses Leben, nach seinem eigenen Zeugnis, wesentlich beeinflußt. Im Sommer 1723 wurde er in die vierte Klasse des Gymnasiums zu Minden aufgenommen, also in seinem zwölften Lebensjahre; seine Vorbildung erhielt er jedenfalls vom Vater. In Minden werden als Lehrer H. Kahn, H. Opitz und Künemann genannt. Den Unterricht von Büttner hebt Niemeyer besonders hervor, zumal er eine Zeitlang dessen Haus- und Tischgast war.

Der geistliche Beruf seiner Väter war auch für J. C. Philipp bestimmend. Zudem kamen noch andere Einflüsse: Petzen gehörte und gehört wohl noch zur Superintendentur Stadthagen. Dort amtierte Dr. Hauber, den unser Niemeyer seinen väterlich gesinnten Gönner nennt. Dieser hat die verwitwete Gräfin Sofie von Schaumburg, geb. Gräfin von Hohenlohe, auf seinen Schützling aufmerksam gemacht, so daß J. C. Philipp mit jährlich 60 Reichstalern Stipendiat der Gräfin auf der Universität Halle wurde. Wer je etwas von der Bedeutung des Pietismus jener Zeit gehört hat, weiß, daß nur Halle für das theologische Studium in Frage kam. Es sei hier kurz darauf hingewiesen, daß der Pietismus erst später in Frömmelei verfiel, in dieser Zeit aber lebendiges, inneres, werktätiges Christentum vertrat. August Hermann Francke, unser Ahnherr mütterlicher Seite, aber hatte Halle zum Mittelpunkte der ganzen großartigen Bewegung gemacht. So zog Johann Conrad Philipp Niemeyer dorthin und kam im dritten Jahr nach dem Tode A. H. Franckes kurz nach Ostern 1730 in Halle an. Nicht viele seiner Mitstudierenden wird der Pietismus Franckes so unmittelbare Herzenssache und Herzensbedürfnis gewesen sein, wie unserem Ahnherrn. Es lag in seinem Wesen begründet; er war der geborene Nachfolger Franckes; seine Hinfälligkeit zwang ihm bescheidenes Wirken auf. Er hörte bei den Führern des Pietismus: bei dem Abte Breithaupt, der gleich Francke wegen angeblicher Irrlehren aus Erfurt verwiesen war, dann bei Heinrich Michaelis, Lange, Gotthilf August Francke, dem einzigen Sohne

A. H. Franckes, bei Rambach, Benedict Michaelis, Zimmermann und Baumgart sowohl Theologie, wie Philologie, bei dem letzten auch Philosophie. 1732 schon war er an den Schulen des Waisenhauses lehrend tätig. Durch Baumgart wurde er im Herbste 1733 veranlaßt, eine Erzieherstelle bei Herrn von Nostiz, Geheimrat am Fürstlich Köthenschen Hofe, anzunehmen. Drei Jahre blieb er dort und kehrte dann noch einmal auf kurze Zeit in die Heimat zurück. Im Dezember 1736 wurde er von seinem Gönner Superintendent Dr. Hauber in Stadthagen zur Erziehung von dessen Kindern gewünscht. Ehe er dann nach Halle zurückkehrte, wurde ihm ein ehrenvoller Antrag. Die schon genannte Gräfin Schaumburg hatte dem Beispiele Franckes folgend eine Waisenanstalt für Mädchen errichtet und wünschte Niemeyer zur Leitung derselben, gleichzeitig aber erfolgte ein wichtigerer Ruf nach Halle. Seine gütige Gönnerin erkannte das sofort und ließ ihn mit ihren Segenswünschen ziehen; so erfolgte 1737 die endgültige Übersiedelung nach Halle.

Im Juni dieses Jahres übernahm er sein neues Amt, und im September schon wurde ihm die Inspektion der Lateinschule übertragen. Damit war Joh. Conr. Philipp der erste jener Reihe von Niemeyer, die nun etwa 120 Jahre lang an den Franckeschen Stiftungen wirkten. Jeder von uns sollte sich die Freude machen, an der Geschichte der Stiftungen zu beobachten, wie außerordentlich lebendigen, ja bestimmenden Anteil unsere Vorfahren in diesen 120 Jahren an der Entwickelung derselben hatten, bis dann einer engherzigen Geistlichkeit, die Preußen in den fünfziger Jahren beherrschte, die freiheitliche Richtung der Niemeyer im Wege stand. Wenn wir das Lebensbild von Hermann Agathon Niemeyer zeichnen, wird davon mehr die Rede sein.

Der einzige Sohn August Hermann Franckes, Gotthilf Aug. war Direktor der Stiftungen, Geistlicher an der Marienkirche, Inspektor der ersten Ephorie des Saalkreises, dazu Universitätsprofessor. Dieser vielseitigen Tätigkeit war der körperlich schwächliche Mann nicht gewachsen; er sah sich nach einer Hilfe an der Marienkirche um. Joh. Conr. Philipp bewarb sich im Wetteifer mit zwei anderen Lehrern der Anstalten darum und wurde nach mancherlei Schwierigkeiten, mehreren Probepredigten, Prüfungen

vor einer Reihe von Behörden im Jahre 1738 Adjunkt Franckes und Diakon (zweiter Geistlicher) an der Marienkirche. Daneben hat er an den Stiftungen noch weiter gewirkt, indem seine verständige Arbeit bei der Ausbildung von Lehrern hervorgehoben wird. 1740 wurde ihm auch die Adjunktur im Archidiakonat übertragen, und endlich ward er Archidiakon d. h. erster Geistlicher daselbst. Damit war sein Lebensziel, was äußere Stellung anlangt, erreicht. Berufungen nach Kopenhagen, Cöthen, Schlesien lehnte er ab, da ihm die Treue gebot, bei dem kränkelnden G. A. Francke auszuhalten.

Wenn wir nun versuchen, seiner amtlichen Tätigkeit nachzugehen und dabei seine Wesensart zu schildern, so folgen wir der kleinen Schrift „Johann Conrad Philipp Niemeyer" von seinem 17 jährigen Sohne Aug. Hermann, indem wir frei gestalten und das Hauptsächliche herausheben.

Seit seinem 27. Lebensjahre war Niemeyer vorzugsweise als Seelsorger in des Wortes schönster Bedeutung tätig. Zunächst war er seiner ganzen Bildung nach berufen, nur „der reinen Lehre beflissener" Geistlicher zu sein. Seine Bibelkenntnis war ungewöhnlich groß; sie machte ihm das Bibelwort geläufig, wie seine Umgangssprache. Trotzdem versäumte er nicht, immer wieder auf die Ursprache zurückzugehen, selbst bei der regelmäßigen Vorbereitung auf seine Predigten. Daß er sich von dem eifernden Zelotismus der vorpietistischen Zeit fernhielt, ist selbstverständlich. Er war von volkstümlicher Beredsamkeit gleich seinem Vorbilde A. H. Francke; unablässig bemühte er sich um größte Anschaulichkeit. Das Gleichnis war ihm vorzugsweises Mittel, um klare religiöse Vorstellungen bei seinen Zuhörern zu schaffen. Durch Wiederholungen in neuen Wendungen und andern Ausdrücken suchte er noch Dunkles in helles Licht zu setzen. Seine seelsorgerische Tätigkeit ging aber weit über das Amt des Predigers hinaus. Er suchte seine einzelnen Gemeindeglieder häufig auf und verstand es mit ausgezeichnetem Herzenstakt, ohne aufdringlich zu werden, zwanglose religiöse Unterhaltungen anzuknüpfen. Kurz, er verhielt sich so, wie auch heute wieder unsere Geistlichen bemüht sind, in inniger Gemeinschaft mit der anvertrauten Gemeinde zu leben. Dann wieder hielt er Studenten Vorträge, um auch sie

für seine seelsorgerische Tätigkeit zu gewinnen. Es war ihm nämlich die Vorbereitung der Konfirmanden besondere Herzenssache, und da Gefahr vorlag, daß bei der großen Zahl „die geistig Armen“ nicht genügend berücksichtigt würden, suchte er eben die Studentenschaft zur Mitwirkung zu gewinnen. Den Kranken war er nicht allein geistlicher Berater, sondern er nahm sich auch ihrer leiblichen Pflege an. Von Natur lag ihm die Krankenpflege nicht, er war vielmehr ein sehr empfindlicher Mensch, behindert durch körperliche Schwäche, die ihm, wie wir wissen, von frühester Jugend anhaftete. So mußte er sich stark überwinden, die Leiden der Kranken zu ertragen, ohne selbst in Schwächezustände zu verfallen. Sein Lebensgrundsatz war demnach: Nächstenliebe im weitgehendsten Sinne unter Hintansetzung des eigenen Wohles.

Von seinen Familienverhältnissen war bisher nicht die Rede. Am 6. Dezember 1741, dem 2. Adventsonntage, verlobte er sich mit Auguste Sophie Freylinghausen, der Enkelin von Aug. Herm. Francke, die Hochzeit wurde am 6. Februar 1742 gefeiert. Es sei hier noch einmal kurz darauf hingewiesen, daß A. H. Franckes einziger Sohn Gotthilf August in zweimaliger Ehe kinderlos blieb. Die einzige Tochter Aug. Herm. Franckes war vermählt mit dem Freunde Aug. Herm. Franckes Johann Anastasius Freylinghausen, ihrem Paten. Dieser Ehe entsprossen ein Sohn und zwei Töchter. Der Sohn blieb unverheiratet, die Töchter heirateten die Halbbrüder J. C. Ph. und Johann Anton Niemeyer. Auguste Sophie starb schon am 8. April 1763. Bedauernswert erzählt uns J. C. Ph. nichts von seiner Gattin, auch ihr Sohn Aug. Herm. hat das versäumt. Auguste Sophie schenkte ihrem Gatten in elfjähriger Ehe fünf Kinder, von denen sie zwei Söhne im zartesten Kindesalter wieder verlor. Aug. Herm. Niemeyer war das jüngste Kind. Im übrigen verweisen wir auf die Stammtafeln.

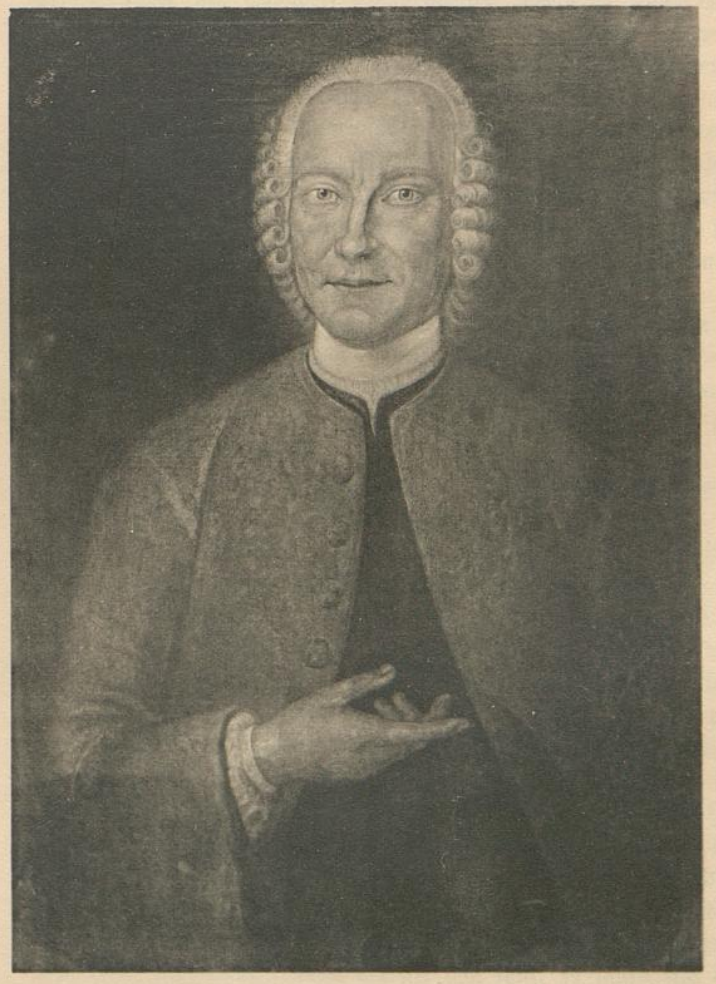
Die Erziehung seiner Kinder vervollständigt die Wesensart Niemeyers: Trotz seiner tiefen Frömmigkeit erkannte er die Gefahr frömmelnder Erziehung, die so leicht das Gegenteil der Absicht zur Folge hat. „Dem Kinde fehlt die Erfahrung, die wahrer Frömmigkeit zugrunde liegt. Sucht der Erzieher diese durch unaufhörliches Predigen zu ersetzen, so ist häufig Gleichgültigkeit, Heuchelei und Verstellung die Folge.“ So ähnlich sprach er sich

seinen Freunden gegenüber aus. Er beschränkte deshalb seine Ermahnungen auf besondere Gelegenheiten, wenn er gewiß war, daß der Eindruck nachhaltig sei. Um so mehr wirkte er durch Beispiel. Der bescheidene, gütige Mann wurde von Jedermann geliebt. Nachsichtig und nachgiebig bis zur äußersten Grenze stand er dennoch fest in der Verteidigung seines christlichen Glaubens, doch war er duldsam gegen Andersgläubige, auch gegen andere Richtungen seiner Kirche. Er blieb in seiner Wissenschaft nicht zurück, sondern verfolgte mit Eifer die neueren Forschungen der Theologie, aber das verhinderte ihn nicht, seinen Standpunkt gelegentlich mit größtem Eifer zu verteidigen.

J. C. Ph. Niemeyer folgte seiner Gattin nach vier Jahren in die Ewigkeit, am 20. April 1767. Er hatte noch das Leid erfahren müssen, seinen ihm sehr nahestehenden Bruder Johann Anton 1765 zu verlieren, während Gotthilf Aug. Francke ihn nur zwei Jahre überlebte.

Wir ehren auch Johann Conrad Philipp Niemeyer, wenn wir im Folgenden von seinem Bruder erzählen:

Johann Anton Niemeyer wurde zu Petzen am 12. Dezember 1723 geboren. Seine Mutter war die zweite Gattin von Franz Niemeyer, Catharina Elisabeth Mechau, über die unsere Stammtafeln S. 43, VI. 2 Näheres mitteilen. Joh. A. Niemeyer war zwölf Jahre jünger als J. C. Ph. Niemeyer. Ob dieser schon 1730 seinen kleinen Bruder mit nach Halle nahm, oder ob erst der Vierzehnjährige 1737 Aufnahme im Waisenhause fand, erfahren wir nicht. Jedenfalls erhielt J. A. seine Ausbildung auf der lateinischen Schule des Waisenhauses, war dann an der deutschen Schule des Waisenhauses tätig und seit 1746 Lehrer am Pädagogium (Universitätsstudium in Halle?) „Dieser Anstalt hat er seitdem seine Kraft mit dem schönsten Erfolge gewidmet; er leitete dieselbe von 1750 ab in Gemeinschaft mit seinem Kollegen Fiddechow, von 1761 an allein. Man urteilte von ihm, es schien sich der Geist Franckes und Freyers, seines berühmtesten Vorgängers in diesem Amte, unter dem das Pädagogium 1705—1747 seine erste Glanzperiode gehabt hatte, in ihm zu erneuern. Seine ungefärbte herzliche Liebe zur Jugend, seine unermüdliche Pflichttreue, seine gebildeten Sitten, die Verehrung, die er bei seinen



Johann Anton Niemeyer
23. Dezember 1723 — 9. Mai 1765.

Mitarbeitern genoß, die Humanität, mit der er den Fremden begegnete, das alles wirkte zusammen, um die ihm anvertraute Anstalt zu neuer Blüte zu bringen." (W. Fries, die Franckeschen Stiftungen in ihrem zweiten Jahrhundert, Halle 1898.) Zu diesem erfahren wir, daß Aug. Herm. Niemeyer das Pädagogium als Zögling unter dem Inspektorate seines Onkels besuchte. Seinem Sohne Franz Anton rühmte er seinen Onkel öfters als einen ganz ausgezeichneten Schulmann und vortrefflichen Menschen. Johann Anton war auch ein „genauer" Freund der Pflegemutter von Aug. Herm. Niemeyer, der Rätin Lysthenius. Wir wissen aus den Stammtafeln, daß er am 24. Juli 1755 die zweite Tochter von Freylinghausen Agnes Henriette ehelichte. Der Tod des Gatten löste die Ehe schon am 9. Mai 1765. Johann Anton erreichte ein Lebensalter von nur 43 Jahren; wir wissen nichts von der Ursache seines frühen Todes.

Felix v. Niemeyer. (1820—1871)

Der Familiengeschichte ist die Lebensentwickelung eines jeden Geschlechtsgenossen wichtig und fesselnd, aber es erfüllt uns mit Stolz, wenn wir einem Manne nachgehen können, dessen Name in allen deutschen Landen nicht nur, sondern weithin durch alle Welt hellen Klang hatte.

Felix v. Niemeyer kam am 31. Dezember 1820 in Magdeburg als das zweite Kind des Ehepaares Dr. Eduard Niemeyer und Charlotte geborene Nitze zur Welt. Die Erinnerungen von Marianne Wolff-Immermann geborene Niemeyer im IV./V. Stück der Familien-Nachrichten haben uns reizvoll das Elternhaus von Felix geschildert. Das Gymnasium des Klosters „Unserer lieben Frauen" zu Magdeburg wurde Felix' Bildungsanstalt. Die berühmte alte Alumnatsschule erreichte damals unter der Leitung ihres Probstes G. S. Rötger ihre Blütezeit. Rötger war ein weithin überragender Schulmann und ein ungemein glänzender Jugendbildner gleich seinem langjährigen Freunde August Hermann Niemeyer. Es ist von hohem Reize, die beiden Anstalten, das Königliche Pädagogium des Hallenser Waisenhauses, Niemeyers Anstalt, und die Klosterschule Rötgers miteinander zu vergleichen. In beiden Schulen das beständige Bestreben Lehrer und Schüler

durch ein Freundschaftsverhältnis zu verbinden, die Schüler in Frohsinn aufwachsen zu lassen, die Eigenart eines Jeden zu wahren und ihren Fleiß durch edlen Wetteifer zu wecken. Unsere Schulreformer finden die meisten ihrer Forderungen in Halle wie in Magdeburg ausgeprobt, in dem sowohl, was sich bewährte, wie in dem, was allmählich als nicht zweckmäßig eingestellt wurde. Beide Männer, Niemeyer wie Rötger, als Lehrer wie Erzieher zu beobachten, ist vorzüglich erbauend.

So geleitet wurden die glücklichsten Anlagen von Felix Niemeyer vortrefflich entwickelt. Es war ihm ja ein so reiches geistiges Erbe anvertraut. Wir werden in seinem Leben eine ganz außerordentliche Lehrgabe, ein nie rastendes wissenschaftliches Streben als Erbteil von seinem Großvater, eine ungemeine Liebenswürdigkeit und gewinnende Lebensart, ein vorzügliches Interesse für den kranken, wie für den gesundenden Menschen als Erbteil von seinem Vater zu beobachten haben. Wir werden auch viele Züge auffinden, die an seinen Urgroßvater Johann Conrad Philipp Niemeyer erinnern.

Seine Eltern mußte Felix früh entbehren: die Mutter verlor er (gleich seinem Urgroßvater) als fünfjähriger Knabe; von dem tragischen Tod des Vaters im Jahre 1837 werden wir ein andermal zu erzählen haben. Jetzt lassen wir aus der Schulzeit von Felix den Dichter Gustav zu Putlitz („Mein Heim" Berlin 1886) berichten: „Ein Mitschüler, Felix Niemeyer, hatte mich, gleich nach meinem Eintritt in die Schule zum grauen Kloster in seinem Elternhause eingeführt, und ich verkehrte dort, als ob ich zu ihnen gehörte, mit dem gleichaltrigen Schulfreund, mit seiner älteren Schwester Marianne und den jüngeren Lotte und Hermine. Marianne war mir eine zweite Schwester geworden. Ihrem Bruder und mir war die früh entwickelte, geistig überlegene Schwester schon während unserer Gymnasialzeit Retterin und Helferin in den halb knabenhaften, wie den ernsteren Erlebnissen unserer Schuljahre." Während zuvor Felix vom Elternhause aus die Klosterschule aufsuchte, wurde er nach dem Hinscheiden seines Vaters Alumne in der Anstalt. In den Schulferien begleitete Felix seinen Freund und Schulkameraden Gustav zu Putlitz nach Retzin, dem Stammgut der Familie Putlitz, wo er „in seiner heiteren genialen Jugendfrische sehr bald ein besonders gern

gesehener Gast war." Auch während der Studentenzeit von Felix wiederholten sich diese schönen Ferienmonate.

Zwei Jahre nach dem Tode des Vaters, Ostern 1839, erreichte Felix das Reife- und Abgangszeugnis des Gymnasiums und ging nach Halle, der Stadt seiner Ahnen, wo ihn seine Großmutter, die Kanzlerin, in ihren schönen Räumen herzlichst empfing, und wo er auch seine Schwestern traf, Marianne als heimliche Verlobte Karl Immermanns. Auf der Universität eiferte er seinem Vater nach im Studium der Medizin. „Von den Professoren der Medizinischen Fakultät war es vor allem der Altmeister Peter Krukenberg, der ihn fesselte. Die ursprüngliche Art dieses ausgezeichneten Klinikers, dessen gewinnende praktische Unterrichtsmethode, die großen Erfolge in der Heranbildung tüchtiger, erfahrener und glücklicher Ärzte, hat offenbar auf ihn einen bestimmenden Einfluß ausgeübt" (Ziemssen). Bald verschaffte ihm sein unbeirrbarer Fleiß eine Assistentenstelle an der Klinik Krukenbergs und legte damit „den Grund zu dem Schatz klinischer Erfahrung, den er sowohl in seiner Praxis als auch später, da er selbst zu lehren hatte, so eifrig zu vermehren und so fruchtbringend zu verwerten wußte." Nach seiner Promotion 1843 ging er nach Prag und von dort nach Wien. Aus seinen Schriften und Äußerungen ist der tiefe und bleibende Eindruck ersichtlich, den vor allem Rokitansky auf ihn machte. Hier fand er die pathologisch-anatomische Ausbildung, die ihm Halle nicht geben konnte, und Rokitanskys Vorlesungen sowohl, wie Sektionskurse nahmen ihn vorzugsweise in Anspruch.

1844 sah Felix wieder in seiner Vaterstadt. Noch stand das Wirken seines Vaters in dankbarer Erinnerung, noch weiß man, wie jener mutig der Cholera widerstand (1831), noch kannte man die Abhandlung, in der er seine Erfahrungen bei der Behandlung der furchtbaren Seuche niederlegte.

Wir erinnern uns auch, wie Marianne das Wirken ihres Vaters schildert. Nun läßt sich sein Sohn, der 24 jährige junge Dr. Felix Niemeyer als praktischer Arzt nieder, und seine, dem Vater kongeniale Frohnatur gewinnt rasch einen großen Kreis von Heilsuchenden; man drängt zu ihm, man erkennt seine rastlose, bis zur Selbstaufopferung gehende Sorge für seine Kranken, seinen dia-

gnostischen Scharfsinn, seine therapeutische Sicherheit. Seine Praxis wuchs in wenigen Jahren so, daß auch seine Riesenarbeitskraft den Anforderungen kaum genügen konnte.

Am 14. Oktober 1846 vermählte er sich mit Charlotte Sophie Therese Reinstein. Wir nehmen die Stammtafeln zur Hand und finden, daß Therese am 20. März 1822 als Tochter des Oberpostkommissarius Reinstein in Halle geboren wurde, also nur zwei Jahre jünger war als ihr Gatte. Von drei Kindern blieb dem Ehepaar nur eines erhalten, Felix, geboren am 21. April 1861. Niemeyers wohnten bei Ferdinand Immermann, dem Vormund der Kinder Carl Eduard Niemeyers erster Ehe, dem jüngeren Bruder des Dichters Immermann. Eine breite Einfahrt des Hauses trennte zu ebener Erde zwei Wohnungen; die eine bewohnte Gustav zu Putlitz, der nach Ablegung seiner juristischen Prüfungen bei der Regierung in Magdeburg tätig war, um sich der diplomatischen Laufbahn zu widmen; gegenüber die jungen Niemeyers; im ersten Stock der Hausherr Ferdinand Immermann. Putlitz berichtet von Therese, daß sie eine hochgebildete Frau war, die ihrem Gatten in glücklichster Ehe bei seinem wissenschaftlichen Streben fördernd und helfend zur Seite stand.

In den vierziger Jahren wurde Magdeburg wiederum von der Cholera heimgesucht, und wiederum wurde ein Sohn der Stadt, ein Niemeyer, Helfer und Retter. In zwei Abhandlungen, 1848 und 1849, sammelte Niemeyer, wie sein Vater, seine Erfahrungen und trat mit ihnen erstmalig literarisch an die Öffentlichkeit.

1853 wurde Niemeyer die Oberleitung der medizinischen Abteilung des städtischen Krankenhauses übertragen. „Hier gestattete ihm das große Beobachtungsmaterial seine Behandlungsweisen aus der Privatpraxis wissenschaftlich strenger zu prüfen". (Es sei eingeschaltet, daß Paul Niemeyer, Felix' Halbbruder, der bahnbrechende Hygieniker, 1854 Assistent von Felix am städtischen Krankenhaus war. 1856 ließ sich dann Paul in Magdeburg als selbständiger Arzt nieder und weilte dort bis 1879, so daß also von 1814—1879 mit kurzer Unterbrechung der Vater und dessen zwei Söhne helfend und heilend in der Stadt wirkten.)

1855 trat die entscheidende Wendung für das Leben Niemeyers ein. Er wurde als Universitätslehrer nach Greifswald berufen,

wie es seinem Drange nach Lehrtätigkeit entsprach. Eine außerordentlich große Aufgabe harrte seiner. Die medizinische Wissenschaft hatte im vergangenen Jahrzehnt außerordentliche Fortschritte gemacht, ohne daß der praktische Kliniker mit seiner ausgedehnten ärztlichen Privattätigkeit ganz hatte folgen können; manche Lücken blieben auszufüllen. Dazu kam, daß Niemeyer ganz unzulängliche Räumlichkeiten in allen Gebäuden vorfand: Mangel an Raum, Mangel an Hilfspersonal, Mangel an Geld zur Beschaffung der nötigsten Gerätschaften für die Krankenpflege und schließlich in notwendiger Folge aller dieser Mängel: Mangel an Kranken in der Klinik. Aber Niemeyers Tatkraft, sein Mut und sein eiserner Fleiß überwand die größten Schwierigkeiten. Früh, um 4 Uhr sah ihn jeder Morgen an der wissenschaftlichen Arbeit, um 8 Uhr begann die Vorlesung, dann in regelmäßiger Folge und stetem Gleichmaß die Klinik und schließlich der Besuch der übrigen Institute. Der Nachmittag blieb wieder ganz der Wissenschaft gewidmet. Der Unterricht in den unfreundlichen Räumen des alten Hauses ging lebhafter und anziehender vor sich als in mancher besteingerichteten Klinik. Unverdrossen wirkte Niemeyer auch in der womöglich noch mangelhafter eingerichteten Irrenheilanstalt, deren Leitung ihm zugleich mit der medizinischen Klinik übertragen worden war. Mit regem Eifer wirkten seine Assistenzärzte, von denen Liebermeister und Ziemssen sich Ende der fünfziger Jahre neben ihm habilitierten. Niemeyers Verhältnis zu ihnen und zu den Unterärzten, welche aus den älteren Medizinern gewonnen wurden, war ein durchaus freundschaftliches: der Eifer für die Sache verband eben alle. Und ebenso war auch sein Verhältnis zu allen seinen Schülern ein herzliches. Gewiß sind allen denen, welche 1855—1860 mit Niemeyer in Greifswald als Studenten verlebten, diese Zeiten in unvergeßlicher Erinnerung, denn für Jeden hatte er ein freundliches und anziehendes Wort und, wo es Not tat, auch eine offene Hand. Ein feiner Menschenkenner, fand er leicht heraus, wie dem Darbenden mit Rat und Tat zu helfen sei.[1]) Dem wenig Begabten sprach er Mut zu, den

[1]) Hugo Wilhelm v. Ziemssen, geb. 13. Dezember 1829 in Greifswald, 1863 Professor in Erlangen, 1874 in München, † 1902. Das mit-

Phlegmatischen brachte er durch Wort und Beispiel in Bewegung, den Indifferenten und Verkommenden riß er gewaltsam aus seiner Lethargie, den Begabten suchte er für bestimmte Aufgaben zu gewinnen — und das alles im Fluge. Ein Wort, im Vorübergehen gesprochen, im Scherz über die Straße zugerufen, genügte oft, den Leichtsinnigen zur Besinnung, den Pflichtvergessenen zum Nachdenken zu bringen.

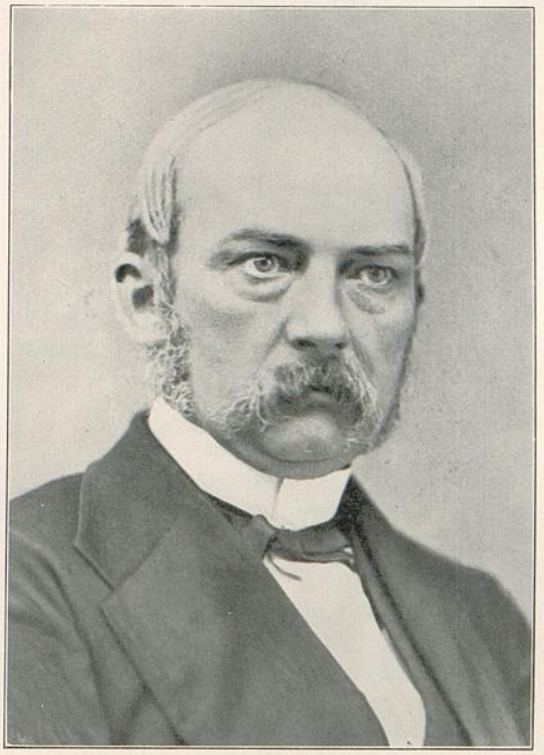
Seine klinischen Vorträge waren äußerst fesselnd und belehrend. Die Gedankenfülle des geistvollen Denkers, die reiche Erfahrung des vielbewanderten Praktikers, die Lebensklugheit des Weltmannes brach überall durch und verband sich mit den prägnanten Schilderungen der anatomischen Veränderungen und dem naturwahren Bilde des Symptomenkomplexes, der klaren Diagnose und dem einfachen und durchsichtigen Heilplane zu einem harmonischen Ganzen, das in dem Gedächtnis des Schülers unvertilgbar haftete. Aufs angenehmste wirkte dabei seine liebenswürdige Persönlichkeit, sein humanes und nachsichtiges Wesen, seine lebhaften Bewegungen, sein freundliches Auge, seine tiefe klangvolle Stimme mit.

Im Jahre 1858 erschien der 1. Band seines Lehrbuches der speziellen Pathologie und Therapie. Der Erfolg des Buches war eminent; denn noch bevor der II. Band vollendet, war vom I. Bande eine Doppelauflage nötig geworden. Im Laufe der nächsten Jahre folgten weitere Auflagen rasch aufeinander.

Im Winter 1859/60 erhielt Niemeyer einen Ruf nach Tübingen und verließ Greifswald im März 1860, um nach einem längeren Aufenthalte in Berlin nach Tübingen überzusiedeln. Der Abschied von Greifswald wurde ihm trotz mancher Widerwärtigkeiten, welche er in den letzten Jahren zu ertragen hatte, doch recht schwer. Er hatte hier fünf der schönsten und arbeitsreichsten Jahre seines Lebens verbracht, den Besuch der Fakultät rasch anwachsen sehen, viele Freunde gewonnen, — mit einem Worte: er hatte Wurzel geschlagen in dem pommerschen Lande, und die zahlreichen Zeichen der Anerkennung, Verehrung und Dankbarkeit, welche ihm von seiten der Universität, der Studierenden und

---

geteilte Lebensbild Felix v. Niemeyer in „Deutsches Archiv für Klinische Medizin" 1871.



Felix v. Niemeyer
zu Magdeburg geboren 1820 am 20. Dezember,
zu Tübingen gestorben 1871 am 14. März

der Einwohner Greifswalds beim Scheiden zuteil wurden, gaben ihm das beruhigende und erhebende Bewußtsein, daß die hier verbrachte Zeit nicht verloren war.

In Tübingen wurde ihm der freundlichste Empfang zuteil. Man brachte ihm volles Vertrauen entgegen und setzte auf ihn die Hoffnung, daß er die Lücke, welche Griesingers Fortgehen hinterlassen hatte, vollständig ausfüllen werde. Dieses Vertrauen hat Niemeyers Tätigkeit in Tübingen durchaus gerechtfertigt. Frisch und freudig trat er sein Amt an. Einige Schüler waren ihm von Greifswald gefolgt. Unter ihnen trug besonders Liebermeister dazu bei, ihm die Eingewöhnung in die neuen Verhältnisse zu erleichtern. Mit dem Publikum zurechtzukommen, hatte es wohl im Anfange einige Schwierigkeiten. Niemeyer war ein ausgesucht Norddeutscher, und den ruhigen und zurückhaltenden Schwaben mochte das Lebhafte, Laute und Rückhaltlose in Niemeyers Wesen nicht sympathisch sein. Diese kleinen Schwierigkeiten traten aber bald mehr und mehr zurück, je klarer seine liebenswürdige Persönlichkeit, seine Humanität, sein Feuereifer für seinen Beruf, für die Universität und ihre Angehörigen zum allgemeinen Bewußtsein kamen.

Niemeyer wurde bald populär im weitesten Sinne des Wortes. Die Ablehnung eines ehrenvollen Rufes nach Halle, welchen er im Sommer 1861 erhielt, hob sein Ansehen ganz allgemein. Daß die Klinik in Halle, der fruchtbringende Wirkungskreis seines Lehrers und Freundes Krukenberg, viel Anziehendes für ihn haben mußte, umsomehr, als der Name dort durch den Kanzler Niemeyer einen besonders guten Klang hatte, daß Halle etwa nur eine Vorstufe zu einem größeren Wirkungskreise sei, und daß er sich durch die Ablehnung des Rufes für alle Zeit die Aussichten auf Rückkehr in sein altes Vaterland abschnitt, das alles wußte man, und darum wurde sein Entschluß zu bleiben, mit um so größerer Freude und Anerkennung begrüßt.

Seine akademische und literarische Tätigkeit war von großem Erfolge gekrönt. Seine Klinik wurde von den Medizinern mit dem größten Interesse besucht, und Niemeyer konnte angesichts des rasch und stetig steigenden Besuches mit Stolz sagen, daß seine Bemühungen um das Gedeihen des medizinischen Unterrichts nicht

unwesentlich zur Blüte und Anziehungskraft der Fakultät beitrugen.

Sein Lehrbuch hatte sich des Beifalls der Ärzte in ungewöhnlich hohem Grade zu erfreuen; die rasche Aufeinanderfolge der Auflagen setzte ihn in den Stand, das Buch dauernd auf der Höhe der Wissenschaft zu erhalten, und die zahlreichen Übersetzungen ins Französische, Russische, Ungarische, Italienische, Holländische und Englische zeigten, daß man auch im Auslande den Wert des Buches zu schätzen wußte. Die Aufgaben, welche Niemeyer sich selbst stellte, nämlich einerseits die Krankheitserscheinungen unter Vermeidung einer schematischen Darstellung zu einem möglichst getreuen und lebendigen Bilde zusammenzufassen, andererseits die pathologische Anatomie, die Physiologie und die physiologische Chemie in ihrer neuesten Gestaltung für ein besseres Verständnis der verschiedenen Krankheitsprozesse zu verwerten — diese Aufgaben hat er glänzend gelöst. Mit geistvoller Kritik hat Niemeyer den gesamten Stoff gesichtet, vieles Unwesentliche hinweglassend, anderes zu größerer Bedeutung erhebend, durch Heranziehung der Errungenschaften der heutigen Physiologie und Pathologie eine Fülle neuer Gesichtspunkte und überraschender Durchblicke eröffnend. Stets gerecht und neidlos die Leistungen anderer würdigend, weiß er seine eigene Auffassung zur vollen Geltung zu bringen, zuweilen freilich sich ins Hypothetische verlierend, aber überall naturwahr, klar und orginell in der Darstellung, human und liebenswürdig in der Auffassung des ärztlichen Berufes, die Sprache meisterhaft beherrschend. Niemeyer war in seltener Weise begabt für die Klarlegung schwieriger Fragen, für die Zusammenfassung zerstreuter Details zu einem übersichtlichen Ganzen, für die Auffindung der inneren Verbindungsfäden zwischen den pathologischen Veränderungen und den Krankheitserscheinungen — seine Richtung ging auf die Gewinnung eines möglichst klaren Einblicks in den Zusammenhang der Erscheinungen zugunsten eines in sich harmonischen Ganzen. Niemeyer war nicht dazu angelegt, sich in Detailarbeiten zu vertiefen und einzelnen Fragen von beschränkter Bedeutung bis zu den äußersten Grenzen nachzugehen. Es fehlte ihm dazu durchaus nicht an der Schärfe und Klarheit der Fragestellung — denn gerade diese hat die Mehrzahl

der Arbeiten seiner Schüler angeregt, und ich (Ziemssen) selbst habe manche Arbeit auf Veranlassung einer Frage von Niemeyer unternommen. Es fehlte ihm lediglich an der nötigen Ruhe und Geduld in der Ausführung. Als Künstler hätte sich Niemeyer gewiß mit subtiler Ruhe und Geduld in der Ausführung nicht befreundet: er würde große Vorwürfe, freie und klare Ausblicke von der Höhe auf die weite Landschaft geliebt, er würde mit kernigen Strichen lebensvolle Bilder mit pikanter Beleuchtung und anmutiger Staffage auf die Leinwand geworfen haben.

Eine ganz hervorragende Förderung hat die Therapie seinen Bestrebungen und seiner Ursprünglichkeit zu verdanken — jede Seite seines Buches legt davon Zeugnis ab. Und angesichts der enormen Verbreitung seines Lehrbuches kann man wohl sagen, daß die Mehrzahl der Ärzte der zivilisierten Welt in ihren therapeutischen Anschauungen durch Niemeyer beherrscht werden. Und daß dieser Einfluß ein außerordentlich günstiger gewesen ist, wird jeder Arzt, der vielleicht erst in vorgerückten Jahren an das Studium des Buches gegangen ist, bestätigen. Der Arzt wird nicht nur zum sorgfältigen Untersuchen angeregt, sondern erhält auch eine so weit als möglich klar begründete, motivierte und durch die große praktische Erfahrung Niemeyers gestützte Therapie an die Hand gegeben, welche Jeden, solange er nicht genügende Erfahrung gesammelt hat, zu der Kranken Vorteil leiten wird.

Es war übrigens kaum anders zu erwarten, als daß ein so glücklicher Arzt, wie es Niemeyer war, auch glückliche Ärzte bilden würde. Wir haben bereits gesehen, daß ihn in Magdeburg das allgemeine Vertrauen fast erdrückte.

Während der 11 Jahre, welche Niemeyer in Tübingen verlebte, war er als beratender Arzt vielleicht die gesuchteste und populärste Persönlichkeit im ganzen Würtemberger Lande. Aber diese Seite seiner Tätigkeit war mühselig und anstrengend, und er klagte oft über den Zeitverlust, den ihm die Beratungen verursachten. Dieselben lieferten ihm aber auf der anderen Seite ein großes Beobachtungsmaterial, welches er wieder für die Wissenschaft und vielfach auch für den Unterricht zu verwerten wußte. Manchen seltenen Fall hat er auf diesem Wege seinen Schülern vorführen können, und manche wichtige Beobachtung, welche sich in seinem

trefflichen Lehrbuche oder in den zahlreichen Arbeiten seiner Schüler niedergelegt findet, ist auf diesem Wege erworben. Der Zeitverlust, den ihm die Reisen kosteten, wußte sein rastloses Arbeitsbedürfnis durch wissenschaftliche Lektüre einigermaßen auszugleichen. Ein Paket Bücher und eine Beleuchtungsvorrichtung begleitete ihn überall hin auf seinen Fahrten. Dieses Lebensbild von der Schüler- und Freundeshand Hugo von Ziemssens meisterhaft entworfen möge durch Beispiele aus anderen Quellen belegt werden:

Als Leibarzt des Königs stand Niemeyer stets ein eigener Wagen der Eisenbahn zur Verfügung; von hier aus schritt er gern während der Fahrt durch die langen würtembergischen Wagen, begleitet von dem einen oder andern seiner Assistenten. Nun war es reizend mit anzusehen, wie der feine Herr mit dem Volke verkehrte. Dort ließ er sich von einem Bauern über den Stand der Ernte berichten; hier sprach er einem alten Mütterlein Trost zu, die weinte, daß ihr Sohn unter die Soldaten mußte, oder er beschenkte ein schüchternes Kind mit Zimmtsternen und Zuckerbrödchen, die er fast immer in der Tasche trug. — „Was fehlt dem Mädchen da?" zum jungen angehenden Arzt gewandt, plötzlich stehen bleibend, indem er auf ein bleiches, trotz der warmen Jahreszeit dick bekleidetes Kind zeigte. „Herr Professor, das kann ich unmöglich sagen, bevor ich es untersucht habe" war die Antwort. „Bronchiektasie" (Erweiterung der Luftröhrenäste) und damit wies er auf die eigentümlich trommelschlägelartig geformten Finger des Kindes. Er nahm es in den Arm und trug es in sein Abteil hinüber, um die kranke Lunge des Kindes von dem Tabakrauche zu erlösen, der durch den Wagen qualmte.

Seine Sorge um das Wohlergehen der unbemittelten unter seinen Schülern äußerte er in gleichem Maße zartfühlend, wie ursprünglich. „Wo wollen Sie sich zur Eröffnung einer goldenen Praxis niederlassen?" „Im Schwarzwald, Herr Professor." „Sind sie toll geworden? Ein Kerl wie Sie gehört in eine Großstadt und nicht in den Schwarzwald." „Ich bleibe auch nur solange im Schwarzwald, bis ich meine Schulden bezahlt habe." „Dazu will ich Ihnen bald behülflich sein. Jetzt gehen Sie mit Gott! Adieu, mein Junge." Damit schob er mich zur Tür hinaus.

Ich war Arzt in einem kleinen Städtchen des Schwarzwaldes. Eines schönen Morgens reite ich gemächlich einem Dörflein zu, wo ich mehrere Kranken zu besuchen hatte. Da schmettern mir lustige Posttöne entgegen. In rasender Eile jagen zwei Extrapostwagen an mir vorüber. Als ich zurückkomme und eben mein Pferd besorge, rennt atemlos der Hausknecht aus der Post auf mich zu und brüllt schon von Weitem: „Herr Dr. kommen Sie schnell! Seine Exzellenz, der Herr Minister von Delbrück ist angekommen und will Sie konsultieren". Auf der Post in ein Zimmer geführt, sehe ich mich einer Gesellschaft von Herren und Damen gegenüber. — „Sehen Sie, mein Junge, wie ich Wort halte!" rief mir eine wohlbekannte Stimme entgegen. Professor von Niemeyer umarmte mich herzlich. Dann stellte er mich dem Minister, der in blühendster Gesundheit neben ihm saß, und einigen hochadligen Damen aus Berlin vor, die mitgekommen waren, seinem Schüler die Praxis begründen zu helfen.

Unter heiteren Scherzen flog ein schöner Tag dahin. Als die Stunde der Trennung schlug, drückte mir der Minister lächelnd die Hand mit den Worten: „Hoffentlich trägt unsere kleine Kriegslist gute Früchte." Und die hat sie getragen; von diesem Tage an war ich der beschäftigtste Arzt weit und breit im ganzen Schwarzwalde.

Endlich ein Beispiel, wie er zu seinen Studenten stand. Isolde Kurz schildert in ihrem wundervollen Buche „Aus meinem Jugendland" höchst ergötzlich das Treiben der Studenten jener Zeit, indem ihre „selig unselige Jugendzeit" just in die Tübinger Zeit Niemeyers (1860—1870) fällt. „Der berühmte Kliniker Niemeyer, einer der wenigen norddeutschen Professoren, der es in Tübingen zu großer Volkstümlichkeit brachte, hatte in der Neujahrsnacht, in welcher der Studentenspuk am wildesten tobte, ein fettes Gänslein am Küchenfenster hängen. Da wurde er in der Nacht herausgeschellt; als sein Kopf am Fenster erschien, rief eine näselnde Stimme hinauf: Prosit Neujahr, Herr Professor, und geben Sie auch acht auf Ihre Gans, daß sie nicht gestohlen wird. Der Angerufene verstand und machte gute Miene. „Prosit, Herr Keppler" rief er herunter, lassen Sie sich die Gans gut schmecken, aber stören Sie lieber die Leute nicht im Schlaf."

An äußeren Anerkennungen fehlte es Niemeyer nicht. Hier sei nur genannt die Verleihung des Würtembergischen Kronenordens, mit welchem der persönliche Adel verbunden war, und die Ernennung zum beratenden Leibarzt (schon oben erwähnt) des Königs von Würtemberg.

Der Krieg 1870/71 führte auch Niemeyer auf den Kriegsschauplatz. Am 30. September 1870 ging er nach Nancy als beratender Arzt des General-Gouvernements Lothringen. Die Belagerung von Metz hat eine epidemische Ausbreitung innerer Krankheiten verursacht. Felix hat seine Beobachtungen über die Ursachen in Briefen, für die Öffentlichkeit bestimmt, niedergelegt. Sie sind auch für den ganz großen Leserkreis fesselnd, aber zu umfangsreich für unser Heft. Am 21. Dezember 1870 kehrte er von seiner Gattin, die einen großen Teil der Anstrengungen des Kriegslebens an seiner Seite teilte, begleitet nach Tübingen zurück. Er schien frischer und wohler aussehend als je, aber das reiche Leben endete auf der Höhe des Erfolges und Ruhmes. Zwar konnte er Anfang Januar 1871 seine Klinik wieder eröffnen, aber nur auf wenige Tage. Zu früheren Beschwerden (Nierenkrebs?) gesellte sich ein schweres Lungenleiden, er mußte sich legen, um sich nicht wieder erheben zu können. Lange Zeit hat er qualvoll zu leiden, jedoch blieben ihm die Geisteskräfte voll erhalten. In der Rückenlage ließen die Schmerzen nach, so daß er dann mit seiner Umgebung in gewohnter Weise plauderte. Während sich der erfahrene Arzt der Hoffnungslosigkeit seines Zustandes bewußt war, klammerte er sich doch an die Hoffnung sein großartiges Lebenswerk auf der so glücklich erreichten Höhe weiterführen zu können, bis dann in den letzten Tagen seine Seele Frieden fand. Seiner Gattin Therese wurden die Kräfte verliehen Tag und Nacht um ihn sein zu können. Zu seiner größten Freude konnte auch sein Sohn Felix, aus dem Felde auf Urlaub, herbeieilen. In den letzten Wochen und Tagen war er fast schmerzlos. Er meinte: „Ich habe über nichts zu klagen," aber der unaufhaltsame Kräfteverfall bereitete auf baldiges Scheiden vor. Am 14. März unterhielt er sich mit Therese noch um elf Uhr nachts, dann schlief er ein, und mit Freude beachtete sie den sanften Schlummer mit gleichmäßigen Atemzügen, aber diese wurden schwächer und schwächer

und um 2 Uhr entschlief er zur Ewigkeit. Im schwersten Leid pries sich Therese im glücklichsten Einvernehmen mit einem solchen Manne eins gewesen zu sein. Die Tage bis zur Beerdigung am 16. März und diese selbst zeitigten eine Trauer und Teilnahme, die durch das ganze Würtemberger Land ging, vom König bis zum einfachsten Manne.

Nachstehendes Wappen wurde den Hinterlassenen vom König von Würtemberg mit der Erhebung in den erblichen Adelsstand verliehen: Im silbernen Schild bricht am linken Rande aus natürlichen Wolken ein geharnischter eingebogener rechter Arm hervor, welcher in bloßer Hand drei naturfarbige Ähren emporhält. — Den Schild bedeckt ein offener gekrönter Helm, aus welchem drei naturfarbige Ähren hervorwachsen. — Helmdecken, außen blau, innen silbern.

Wir erkennen, daß das von uns geführte bürgerliche Familienwappen aufgenommen wurde.

Verluste, Zuwachs und Entwickelung der einzelnen Familien in der Gegenwart.

Einerseits wurden uns ausführliche Nachrichten zuteil, andrerseits blieben sie trotz Mahnens aus. Das Folgende betrifft auch Daten aus früheren Jahren, die im Sommer 1923 (8. St. d. F. N.) noch nicht vorlagen.

1. Stamm Wilhelm Hermann Niemeyer.

Unsere Base Marie Kurtze-Niemeyer (XI. 39) lebt bei ihrem Schwiegersohne Curt Tuercke in Wiesbaden. Sie wird am 31. Dezember 75 Jahre alt, ist geistig und körperlich frisch, genießt häufiger Konzert und Theater des berühmten Badeortes, und die Aufwertung gönnt ihr wieder, ihrer Gewohnheit gemäß, kleine Geschenke an ihre Lieben.

Das Verscheiden von Hildegard Tuercke (1919 am 7. Dezember) mußten wir schon im 7. St. d. F. N. melden mit dem Versprechen, Näheres folgen zu lassen. „Unsere Hilde fand nach unserer Rück-

kehr aus Allenstein (siehe Kriegsbericht 7. St. d. F. N. S. 14) Aufnahme als Haustochter bei dem Herrn Geheimen Regierungs- und Schulrat Schneider in Frankfurt a. M. Sie fühlte sich dort heimisch, klagte aber bald über Übelbefinden. Einige Tage später schrieb sie ‚Nun liege ich schon 3 Tage im Krankenhaus', Typhus war zum Ausbruch gekommen. Nach anfänglich beruhigenden Nachrichten, erhielten wir am 8. Dezember 1919 verspätet zwei Telegramme des Krankenhauses: ‚Zustand Ihrer Tochter sehr ernst', das andere: ‚Tochter Hildegard eben verstorben.' Unser lebensfrohes, stets darauf bedachtes Kind, andern Menschen Liebes zu erweisen, hatte ausgelitten." Sie erreichte ein Alter von nur 21 Jahren.

Elisabeth Tuercke (XIII. 19) ist seit dem 11. Oktober 1921 mit ihrem Onkel, dem jüngsten Bruder ihres Vaters, Kaufmann Werner Tuercke in Keyport (New Jersey U. S. A.) verheiratet.

Georg Curtze (XII. 24) hat ein drittes Kind: Liselotte geboren in Laubegast am 22. Juli 1915.

Johannes Curtze (XII. 25) wohnt jetzt in Blumenthal (Hannover).

Walter Curtze (XII 26) hat jetzt ebenfalls drei Kinder. Das jüngste Joseph wurde zu Berlin am 6. Februar 1920 geboren.

2. Stamm Franz Anton Niemeyer (Nachkommenschaft Sophie Fleischer-Niemeyer).

Unser Vetter, Geheimer Oberregierungsrat Moritz Fleischer (XI. 50) ist mit 83 Jahren von erstaunlich unveränderter geistiger und körperlicher Frische. Im Sommer dieses Jahres suchte er allein, ohne Reisebegleitung sein Tabarz-Thüringen im 32. Jahre wieder auf. Im Anschluß fuhr er nach Bozen-Gries zum mehrwöchigen Aufenthalte, dann ins Lechtal nach Stanzach, endlich zu Verwandtenbesuchen nach München und Stuttgart. In München suchte er das Grab seines Bruders Richard auf. Sein Heim hat er jetzt im Pfarrhause zu Steglitz, Liliencronstraße 15 gefunden.

Sein Enkel Heinz Jürgen Großmann (XIII. 37) studiert mit völliger Hingabe, ohne rechts noch links zu sehen, im vierten Semester die Rechte.

3. Die übrige Nachkommenschaft Franz Anton Niemeyer:

Die Witwe von Felix Niemeyer (XI. 60) Marie geborene Cuno lebt nach wie vor in Königsberg, Ostpreußen. Ihr Sohn schreibt besorgt, daß sie kränkelt. Sie mußte im vergangenen Jahre das Bad Flinsberg, in diesem Jahr Wildbad aufsuchen.

Ihr Sohn Ernst August Niemeyer (XII. 45) hat sich eine ausgezeichnete Stellung erobert: Er ist jetzt Direktor der „Albingia" Versicherungsgesellschaft für Ost-Westpreußen und Danzig.

Die Potsdamer: Dr. Otto Niemeyers (XII. 47) ärztliche Praxis entwickelt sich weiter günstig. Nach zwei Mädeln ist jetzt auch der ersehnte Stammhalter eingetroffen: Hans Otto Max Ferdinand Niemeyer ist geboren am 23. März 1925.

Ottos Schwester Hilde (XII. 49) ist ihrer Ausbildung nach Jugendleiterin augenblicklich Leiterin eines Städtischen Kinderheims in Cöpenick.

Seine jüngste Schwester Charlotte (XII. 55) ist verlobt mit dem ausgezeichnet begabten Pianisten Erwin Boroffka, Bruder von Franz Boroffka (XII. 48). Erwin denkt daran, in diesem Winter erstmalig öffentlich zu konzertieren.

Edith Niemeyer (XII. 52) Tochter Hugos wurde in vielen Kritiken als hervorragend begabte und stimmlich vortrefflich ausgebildete Altistin gefeiert Sie konzertierte u. a. in Hamburg, Camen (Westfalen), Hamm. Sie wurde im Anschluß hieran nach Münster und Dortmund engagiert.

Ihr Bruder Egon (XII. 51), praktischer Arzt Dr. med. Oberleutnant a. D. ist Assistenzarzt in St. Georgenkrankenhaus in Hamburg.

Vetter Dr. Magnus Niemeyer (XII. 51) hat sich als Schiffsarzt auf einer Seereise nach Mexiko gut erholt und hat so mit frischen Kräften seine Praxis wieder aufgenommen. Seine Tochter Eva (XII. 54) ist mit Oberleutnant a. D. Recke verheiratet. Das Ehepaar ist glücklich im Besitze eines gesunden, kräftigen Mädchens: Eva Dörte Recke, geboren am 20. Juni 1925. Ganz besonders stolz mit Reckes sind auch Evas Pflegetanten Luise und Dörte (XI. 69 und 70). Reckes wohnen in Kiel; er ist kaufmännisch tätig. Magnus' vierzehnjähriges Töchterchen Charlotte (XII. 55) ist gut musikalisch, was sich in ihrem Geigenspiel offenbart.

4. Stamm Karl Eduard Niemeyer.

Familie Geffcken Immermann: Hosemanns (XIII. 49) sind nach Kiel versetzt. Der Hausherr wurde im Frühjahr dieses Jahres zum Kontreadmiral befördert.

Johanna Geffckens (XIII. 50) Verheiratung mit Theophil Otto Fischer-Lamberg geboren am 3. Januar 1886 in Mitau wurde schon gemeldet. Ihr Söhnchen Hans Hermann Otto, geboren am 19. Juni 1924 in Halle, mußten sie wieder weggeben, es starb ihnen am 4. Juli des gleichen Jahres. Geblieben ist ihnen aber das ältere Kind, ein Mädchen, Charlotte Julie Hanna, geboren in Rostock am 11. Juli 1923.

Elisabeth Geffcken (XIII. 51) ist lernende Schwester im städtischen Krankenhaus Erfurt.

Heinrich Geffcken (XIII. 53) ist Dr. phil. und hat sich mit Fräulein Tochtermann aus Hannover verlobt.

Familie Wolff: Magdalene Wolff (X. 71) eigentlich nicht zum Stamm Karl Eduard Niemeyer gehörig, müssen wie hier anführen, weil sie sich sonst zu vereinsamt fühlt. Sie ist die Seniorin unseres ganzen Geschlechtes und am 14. Oktober dieses Jahres 84 Jahre alt geworden. Wir wünschen ihr als Konventualin des Johanniskloster noch viel fröhliche Stunden, Tage, Monate und Jahre. — Frau Helene Wolff (XI. 75) lebt mit ihrer Tochter Erika (XII 67), die Schwester in Hamburg ist.

Felix Wolff (XI. 78), Hofrat Dr. med., ist seit 1918 als Volkshygieniker in Hamburg tätig. Hier haben wir endlich wieder einen Geschlechtsgenossen, der sich mit Familiengeschichten beschäftigt. Zwei Bücher von ihm müssen von der ganzen Verwandtschaft studiert werden: 1. Auf dem Berliner Bahnhof, das Leben einer Hamburger Familie um 1860 (Verlag Westermann, Braunschweig-Hamburg) 2. Marianne Wolff-Immermann, Leben und Briefe, Ernte Verlag Hamburg).

Krolls (Felix' Schwiegersohn Dr. med., XII. 70) wohnen jetzt in Untergöltzsch im sächsischen Vogtland. Er ist dort Arzt.

Kellermanns (Korvettenkapitän a. D. Ernst K., XII. 65) wohnen in Bergedorf. Er ist jetzt Kaufmann.

Guido Wolffs-Vorbeck (Name seit 1920, mit ministerieller Erlaubnis; XII. 64) Kapitänleutnant a. D., leben jetzt in Hamburg,

auch er ist wie sein Schwager Kaufmann. Zu ihren vier Kindern ist ihnen am 6. Dezember 1923 Claus Rupprecht geboren.

Familie Edgar Hennecke (XI. 86): Edgar Hennecke ist endlich seiner wissenschaftlichen Bedeutung gemäß geehrt worden. Am 13. Oktober des Jahres wurde ihm von der theologischen Fakultät der Universität Göttingen die Würde eines Doktors der Theologie ehrenhalber verliehen. Die „Neutestamentlichen Apokryphen" in Verbindung mit Fachgelehrten in zweiter völlig umgearbeiteter und vermehrter Auflage 1924 von ihm herausgegeben, fanden überall größte Beachtung und Bewunderung. Er war im Sommer Mitglied der deutschen Delegation auf der Kirchenversammlung in Stockholm.

Sein Sohn Hans (XII. 73) ist zur Zeit Privatgelehrter in Berlin.

Walter (XII. 74), Oberleutnant zur See, hat sich mit Angela Patz, Tochter des Kaufmanns Patz in Schlachtensee, verlobt. Er ist zur Zeit nach Kiel kommandiert, und nach dort hofft das junge Paar auch bald zu heiraten.

Otfried (XII. 75) ist in die Firma Gebrüder Herzheim (Papierfabrik) in Düren eingetreten. Daneben ist er eifrig lernender Geiger geblieben.

Hilde (XII. 76) studiert als Sängerin sowohl wie als Klavierspielerin an der Staatlichen akademischen Hochschule für Musik.

Familie Theodor Niemeyer (XI. 89).

Wolfgang (XII. 77) weilt nun seit 14 Jahren in Coquimbo-Chile, ohne mit seiner Familie das Vaterhaus aufsuchen zu können. Er hat fünf Kinder, die beiden jüngsten sind: Hans Walter Rafael geboren den 27. Januar 1921, Ilse geboren den 4. Februar 1923.

Johannes Niemeyer (XII. 78) hat seine Stellung an der Kunstgewerbeschule in Halle aufgegeben und sich selbständig als Architekt niedergelassen. Am 14. November bezieht er mit Hella und den vier Kindern ein Haus, das er sich in Kröllwitz bei Halle erbaut hat.

Das jüngste Kind, Volker Till, ist am 30. April 1924 geboren.

Annemarie (XII. 79) hofft im Frühjahr 1926 den „Dr. rer. pol." zu erringen.

Otto Niemeyer (XII. 81) findet mit seinen Bildern in Ascona am Lago maggiore, aber auch sonst in kunstverständigen Kreisen viel Beifall, wie es auch gelegentlich an geschäftlichem Erfolg nicht fehlt.

Günter (XII. 82) heiratete am 18. März 1923 Toni, die Tochter des Kapitän zur See Felix Schultz, Kommandant der „Scharnhorst" (mit Graf Spee). Toni ist am 28. März 1905 geboren. Die Tochter Johanna wurde dem Paar am 9. Juni 1924 geboren.

Aus Essen: Victors Sohn Hans Gerd Niemeyer (XII. 84) hat am 11. März 1925 das Abiturientenexamen bestanden; die mündliche Prüfung wurde ihm erlassen. Bei der Abschiedsfeier sprach er über „Der Kampf um den Rhein" furchtlos und freimütig trotz französischer Besatzung. Nach einer Erholungsreise studiert er im ersten Semester die Rechte zu Cambridge.

Hildegards Sohn Hans Jürgen Vollbrandt (XII. 87) ist seit dem 1. Mai 1925 als Stadtarzt in Duisburg-Meiderich angestellt. Vom 1. Januar an wird er ärztlicher Leiter der großen Ausstellung für Gesundheitspflege, soziale Fürsorge und Leibesübungen in Düsseldorf 1926. Diese fesselnde Stellung mußte er aufgeben und der Berufung der Stadt Duisburg-Meiderich Folge leisten, da er nach Beendigung der Ausstellung Düsseldorf Herbst 1926 mit Stellenlosigkeit zu rechnen hatte; in Duisburg ist er pensionsberechtigt. Seit dem 16. Februar 1924 ist er mit seiner Base zweiten Grades Änncheu Weiß verheiratet.

Marianne Vollbrandt (XII. 88) ist Hauslehrerin in Dahlem-Berlin, Pücklerstraße 26.

Georg Dibbern und Elisabeth geborene Vollbrandt (XII. 89) erfreuen sich dreier Töchter, die jüngste „Sunke Tai" wurde am 23. August 1925 geboren.

Aus München: Der einzige Sohn von Adelbert Niemeyer und Wilhelmine geborene Spemann, Paul (XII. 86) ist als Bildhauer Schüler der Staatlichen Kunstgewerbeschule zu München. Im Herbst 1924 machte er Kunststudien in Florenz, in diesem Herbst bereiste er zu gleichem Zweck Norddeutschland.

Hans Schönherr und Marga geborene Niemeyer (XII. 95 a) wurden am 9. Februar 1925 durch ein Bübchen beglückt. Es hat die Namen Hans Gert Kurt Adelbert Leopold erhalten. Böse Monate bereitete dem Kinde das tropische Klima Shanghais; jetzt ist aber alles wieder in Ordnung.

5. Stamm Hermann Agathon Niemeyer.

Magdalene Voelkel-Niemeyer ist am 31. Oktober 1925 nach kurzem schweren Leiden aus dem Leben geschieden. Sie war das älteste Kind der Familie August Niemeyer (X. 45) und wurde geboren zu Roczano am 9. Dezember 1856, hat mithin ein Alter von 69 Jahren erreicht, überlebte aber ihre Mutter Annemarie geborene Hilgendorf nur um vier Jahre: Magdalene vermählte sich am 3. April 1888 mit Stefan Voelkel, dem Sohn des Kreisphysikus Voelkel in Kulm a. d. W.. Die beiden Gatten haben durch einige zwanzig Jahre in Shanghai ein glückliches Familienleben geführt; vier Kinder wurden ihnen geschenkt, von denen ihnen das Söhnchen Rudolf schon nach acht Monaten wieder genommen wurde. Im Jahre 1909 kehrten sie wieder mit ihren Töchtern Elisabeth und Ilse nach Deutschland zurück, während die älteste Clara, verheiratet mit dem Kaufmann Adolf Widmann (XII. 93) dort blieb.

Während Magdalenens Mann sich nur schwer wieder im alten Vaterlande zurecht fand, auch schon 1915 starb, gelang es Magdalene, tapfer das Leben einer sorglichen deutschen Hausfrau wieder aufzunehmen. Sie erzählte dann wohl, wie sie in Shanghai so ganz abhängig von den Kulis war, wann sie gezwungen wurde, die Führung des Haushaltes ganz den chinesischen Dienstboten zu überlassen. Hier nahm sie alles wieder selbst in die Hand; sie war eine ganz prächtige, liebe, freundliche deutsche Hausfrau, in hohem Grade gastfrei, von großer Herzensgüte, von klarem Verstande. Im letzten Lebensjahre hatte sie die Herzensfreude, ihre Kinder und Kindeskinder Widmanns um sich zu sehen. Ende Juli dieses Jahres erkrankte sie, und bald nahm man mit größter Sorge starken Kräfteverfall wahr, man erkannte das Leiden als Magenkrebs.

Widmanns (XII. 93) wurde am 1. Dezember 1922 ein fünftes Kind „Clara Emmy“ geboren.

Magdalenens Tochter Elisabeth (XII. 94) hat der Laufbahn als Opernsängerin entsagt und August 1923 Herrn Kaufmann Max Kühnen geheiratet. Am 18. Mai 1924 wurde ihnen das Töchterchen Friederike Magdalene geboren. Die kleine Enkelin war der Großmutter Freude und Labsal bis in ihre letzten Tage.

Bliedners (XII. 138) wohnen in Wittenberg. Pfarrer Fritz Bliedner ist Geistlicher und Geschäftsführer am dortigen Diakonissenhaus.

Magdalenens Tochter Ilse (XII. 96) ist jetzt „Obermeisterin" im Diakonissen-Mutterhaus zu Leipzig-Lindenau.

Familie Max Niemeyer (X. 52)

Die älteste Tochter von Hohls in Bremerhaven (XI. 114) Anneliese Hohl (XII. 97) ist seit dem 8. Mai 1921 mit Dr. rer. pol. Heinrich Bork verheiratet. Dieser ist am 4. Januar 1895 zu Berlin geboren und zur Zeit Assistent von Professor Schmalenbach, Privatwissenschaftler an der Universität Köln, dessen Archiv er nebenbei verwaltet. Von der Universität mit einem Lehrauftrag betraut wird er sich demnächst habilitieren. Borks haben zwei Söhne: Karl Heinrich, geboren den 10. September 1922 und Rudolf, geboren den 4. Dezember 1924. „Beide sind körperlich und geistig Prachtkerle. Wie sollte es auch anders sein, da sie neben anderem auch Niemeyersches Blut in sich haben, einen Saft, den ihre Mutter immer als etwas Besonderes zu rühmen pflegt." Die Praxis vom Vetter Hohl ist so zufriedenstellend, daß er seine Klinik durch Mansardenausbau zu erweitern gedenkt.

Die zweite Tochter, Hildegard, arbeitet als des Vaters Stütze im Ärztebüro, Rudolf ist Primaner und will durchaus auch Medizin studieren.

Hermann Niemeyers (XI. 119) haben jetzt vier Kinder: Marianne Hermine, das jüngste, ist geboren am 9. April 1923.

Mampes (XI. 120) hatten drei Kinder, das jüngste Anna Luise ist ihnen aber am 10. April 1925 siebenjährig wieder genommen worden.

Stamm Pernice, Bericht von Vetter Ludwig Pernice in Frankfurt a. d. Oder. Der augenblickliche Senior unsrer Familie, Herbert Pernice, wohnt in Stettin und ist als Vicepräsident des

Oberlandesgerichts von Königsberg i. Pr., wo er Senatspräsident beim Oberlandesgericht war, dorthin versetzt; er wohnt dort in der deutschen Straße 20 mit seiner Frau Elisabeth, geborene Niemeyer und seiner ältesten Tochter Else, welche seit 1923 an der Steffenschen Mädchenschule angestellt ist, während die jüngere Schwester Luise, nachdem sie das Abiturientenexamen und das pädagogische Lehrerinnenexamen gemacht hatte, als Erzieherin in Petersdorf bei Briesen i. Mark, in der Nähe von Frankfurt a. d. Oder, weilt. Von seinen Söhnen ist der älteste Hugo, Landwirt von Beruf; er studierte 1922—1923 in Königsberg i. Pr. und machte dort das Vorexamen; dann ging er 1923 nach Halle und promovierte 1924 bei der philosophischen Fakultät in Königsberg. Gleich danach wurde er am 1. April 1924 wissenschaftlicher Hilfsarbeiter bei der Ackerbau- und Saatzuchtabteilung der Landwirtschaftskammer für die Provinz Ostpreußen in Königsberg, machte dann 1924 das Landwirtschaftliche Staatsexamen und ist seit 1. Juli 1925 bei der Ostpreußischen Landwirtschaftskammer fest angestellt.

Sein Bruder Herbert hat 1924 sein Abiturientenexamen bestanden und studiert seitdem Medizin während Rudolf, der die Reifeprüfung im Herbst 1925 bestand, dem juristischen Studium sich widmet. Beide studieren in Greifswald und gehören der Burschenschaft Germania an.

Der zweite Sohn des Greifswalder Professors Hugo Pernice ist Ludwig Pernice, der nach wie vor als Chefarzt des Lutherstiftes in Frankfurt a. d. Oder arbeitet und Praxis treibt. Aus seiner Ehe mit Clotilde von Lindequist entstammen zwei noch lebende Söhne und eine Tochter. Zur Hochzeit der letzteren, Ursula Pernice mit Josef Baron von Lieven versammelte sich fast die ganze Perniceſche Familie in Frankfurt und feierte am 24. Juni 1924 eine harmonische, fröhliche Hochzeit. Die jungen Eheleute wohnen auch in Frankfurt a. d. Oder, wo Lieven Leiter des Kraftverkehrs Marken ist. Der ältere Sohn Lars ist zur Zeit Bankbeamter in Düren-Rheinland, nachdem er 1921 seinen Abschied von seinem Regiment erhalten hatte. Er wandte sich sofort dem Bankfach als Lehrling zu und arbeitete in diesem Beruf in Frankfurt, Berlin und jetzt in Düren. Im Jahre 1922 verlobte er sich mit Käthe Maria

Endrejat aus Tilsit, geboren daselbst am 30. November 1893; er wohnt und arbeitet nach seiner Verheiratung zur Zeit bei der Deutschen Bank in Düren. Der jüngere Sohn Ulrich Pernice schied infolge Invalidität durch Bauchschuß aus seinem Regiment (Inf.-Reg. 24) aus. Ein Versuch, im Jahre 1920 beim Freikorps von Oven in Berlin seiner Pflicht als nationaler Offizier nachzukommen, scheiterte an den Folgen der Verletzung und der Invalidität. Er wurde Kaufmann in Koblenz, wo er mit seinem Freunde ein Antiquitätengeschäft hatte. Da dieses Geschäft wegen der verzweifelten Verhältnisse im besetzten Gebiet nicht mehr florierte, ist er jetzt Landwirt und Geflügelzüchter in Lindenhafen bei Briesen i. d. Mark geworden.

Der dritte Sohn Erich Pernice, verheiratet mit Ilse Pernice, Tochter des weiland Alfred Pernice, Professors in Berlin, lebt in Greifswald als Ordinarius für Archäologie. Im letzten Jahre machte er im Auftrage der Regierung eine wissenschaftliche Reise nach Italien, wohin ihn seine älteste Tochter Magdalene begleitete; diese studierte, nachdem sie auf der dem Reifensteiner Verbande angehörenden Frauenschule Luisenhof zu Bärwalde 1921 das Maidenexamen bestanden hatte, in Greifswald, München und wieder in Greifswald Germanistik und vergleichende Sprachwissenschaften. Im Juli 1925 bestand sie das Doktorexamen in deutscher Literaturgeschichte und hat sich nun, nach der italienischen Reise, zum Oberlehrerexamen gemeldet, das sie 1926 zu bestehen hofft, um sich dann dem Lehrerberuf zu widmen.

Agnes Pernice, zweite Tochter von Erich, ging, nachdem sie auch die Frauenschule Luisenhof bei Bärwalde besucht hatte, Herbst 1922 in das Elisabethdiakonissenhaus nach Berlin, welches sie Ostern 1923 mit der Universitätsklinik in Greifswald vertauschte, um dort Lehrschwester zu werden. In der Folge bestand sie dort das staatliche Krankenpflegeexamen und beabsichtigt nunmehr sich entweder als Krankenpflegerin oder sozial zu betätigen.

Der Sohn Erich bestand 1925 das Abiturientenexamen in Greifswald und studiert nun, nachdem er ein Semester in Greifswald immatrikuliert war, in Berlin Physik und Mathematik, um sich dann dem eigentlichen Studium der Meteorologie in Österreich zu widmen.

Das jüngste Kind Sybille verließ 1925 mit dem Zeugnis der Reife das Lyzeum zu Greifswald und besucht seitdem die Fortbildungsschule in Greifswald.

Der Forstmeister Hugo Pernice wurde 1920 als Oberförster nach Marburg a. L. versetzt und lebt daselbst auf der entzückenden Oberförsterei am Schloßberg mit seiner Frau Alice geborene Laub und 6 Kindern, denn das älteste, Lore, ist nachdem sie 1923 das Lyzeum mit dem Abgangszeugnis verlassen hatte und danach in Kassel ein Jahr an einem Haushaltungskursus teilgenommen hatte, seit dem Frühjahr als Hauspraktikantin in Stettin bei Herbert Pernice tätig.

Die zweite Käthe hat 1923 das Lyzeum mit dem Abgangszeugnis verlassen, ging dann nach einem halbjährigen Besuch einer Fachschule in Marburg auf die Kunstgewerbeschule nach Kassel. Hier erhielt sie bereits Preise bei Wettbewerben für Plakatentwürfe und blieb ein Jahr dort. Seitdem ist sie in der Lehre bei einer Schneiderin und hat bereits die Gesellenprüfung bestanden. Die andern Kinder sind noch auf der Schule, Wolfgang in Oberprima, will Oberförster werden, Irmgard geb. den 10. X. 1909 in der 1. Lyzeumklasse, Erika geb. 12. II. 1912 war längere Zeit in Dänemark und besucht das Lyzeum, Margret geb. 28. V. 1914 und Eberhard geb. 28 III. 1920 sind die letzten hoffnungsreichen Kinder dieser glücklichen Familie.

Die unverheiratete Elisabeth Pernice, Else genannt, eine Schwester der 4 genannten Familienväter, lebt in Greifswald und erhält sich im eigenen Hause teils durch Vermieten der einst von ihr selbst bewohnten Wohnung, teils durch Webearbeit. Ein Besuch bei ihr läßt alte schöne Zeiten wieder erstehen und gibt Freude und Erinnern in reichem Maße.

Alfred Pernice, jüngster Sohn von Alfred Pernice, weiland Professor in Berlin, ist Amtsrichter mit dem Titel Amtsgerichtsrat in Fürstenwalde a. d. Spree. Er verheiratete sich 1924 mit Hildegard Uttikal aus Fürstenwalde; seine unverheiratete Schwester Magdalene ist Malerin in Freest bei Wolgast; ihre Bilder sind gern gesehen und viel gekauft.; sie ist aus der Schule von Dora Hitz und vorher Carl Hummel, einem Schüler von Preller, hervorgegangen, doch sagt ihr die moderne Richtung des ersteren mehr zu.

Familie Ballowitz, Münster in Westfalen (XI. 126): Agnes Ballowitz (XII. 122) ist verheiratet mit Dr. Carl Correns, Geologe, Privatdozent in Berlin. Ein Kind, Dietrich, ist dem Paar 1924 geboren. Charlotte Ballowitz (XII. 124) studiert Philologie in Münster, Curt Ballowitz Medizin ebendort. Gerhard ist Primaner.

Von den 4 Geschwistern von Jacobi ist Marta ihrem Gatten Eugen Poser (XI. 129) am 24. Juli 1923 genommen worden. — Ihr Sohn Erich, Major a. D., ist seit dem 29. April 1922 mit Gertrud Peters verheiratet. Ein Junge, Klaus, ist ihnen am 28. Januar 1923 geboren. — Gottfried von Jacobi war zuletzt Präsident des Reichspensionsamtes und ist seit Auflösung desselben pensioniert. Seine Tochter Anneliese heiratete Juni 1924 Hans Kameke, Hauptmann bei der Schupo. Sie wohnen Grunewald-Berlin Orberstraße 18. — Seine zweite Tochter Gerda heiratete im November 1923 Cord von Einem. Das Ehepaar lebt in Halle a. d. S. Er ist in der Firma von Otto Kühne angestellt. Am 31. Dezember 1924 wurde ihnen ein Töchterchen, Silva, geboren. Die dritte Tochter Lore ist verlobt mit Wichard Schwarzlose, einzigem Sohn des Gutsbesitzers Schwarzlose in Schlesien.

Stamm Wolff-Wegener, Nachkommenschaft von Anna Wolff-Wegener (X. 68).

Else Panzer-Wegener (XI. 145) hat ihren jüngeren Sohn Alexander im Anfange des Sommers 1924 verloren. Edgar, der ältere Sohn, der sich bisher dem Musikstudium widmete, ist tapfer in die Bresche gesprungen. Er hat mit ganzem Herzen die Verwaltung von Adelig Kötwe, den Jahrhunderte langen Besitz der Panzer übernommen, mußte freilich einstweilen die Landwirtschaft zunächst einem Beamten überlassen. Seine Mutter ersehnt sich eine Schwiegertochter.

Naubereits (XI. 147) sind nach Fischhausen, einer kleinen Stadt zwischen der See und Königsberg übersiedelt und fühlen sich dort glücklich. Ihre Kinder: Martin (XII. 141) studierte in Charlottenburg und weilt jetzt in Braunschweig, um dort in Ruhe arbeiten zu können. Christine (XII. 144), äußerst begabte Bildhauerin, wohnt bei ihrem Onkel Paul Wegener. Sie stellte auf der

großen Ausstellung in Berlin aus und erhielt von der Akademie 100 Mark zu einer Studienreise nach München. Gerhart (XII. 145) hat eine gute Inspektorenstelle.

Die Familie Walter Schulz (Margarete geborene Niemeyer, (XII. 225) in Zwickau wurde durch zwei Kinder bereichert: Walter Roland geboren am 13. September 1919 und Caritas Helene geboren am 18 Oktober 1921. Ostern 1925 ist die Familie nach Plötz bei Löbejün (Bez. Halle Saale) übergesiedelt, wo W. Sch. die Stelle eines kaufmännischen Leiters des dortigen Steinkohlenwerkes bekleidet.

Major a. D. Fritz Matthaei vom Stamm Johann Anton Niemeyer (XII. 218) ist verantwortlicher Schriftleiter für innere Politik am „Hannöverschen Kurier". Er hat sich damit eine tüchtige und zukunftsreiche Stellung erobert. Seine Schwester Annie Matthaei (XII. 217) ist Beamtin der Hessischen Landesbibliothek in Darmstadt.

Voranzeige.

Im Oktober 1926 findet in Halle der seit 10 Jahren fällige

Familientag

statt. Mit den Einladungen im Laufe des Sommers 1926 wird das Programm mitgeteilt werden.

Im Auftrage des Familienrates

Kurt Niemeyer,
Herausgeber der Familien-Nachrichten
Berlin (Schlachtensee) Eitel-Fritzstr. 21, den 15. Nov. 1925.

A: 1478

Familien-Nachrichten

für das

Geschlecht Niemeyer (Halle)

Neue Folge der Familien-Nachrichten für die Nachkommen A. H. Franckes

---

Neuntes Stück



Halle (Saale)
Druck von Karras, Kröber & Nietschmann
1927

Die Numerierung des letzten Heftes als „8. Heft“ bleibt bestehen (nicht 9. Heft, wie in der Vorrede gesagt).

Der Herausgeber

Franckesche Stiftungen
Haupt-Bibliothek
Halle/Saale
20.212-9
A: 1478

Die Tagung des Familienverbandes

am 23./24. Oktober 1926 zu Halle.

Mit einigem Zagen gingen wir an die Einlösung unseres Versprechens, die Geschlechtsgenossen zu einer Tagung einzuladen. Wir waren uns bewußt, daß der wirtschaftliche Notstand große Schwierigkeiten bereiten werde. Dennoch hielten wir an der Meinung fest, daß die Tagung nicht wieder zu verschieben sei, da ja ähnliche Verhältnisse sich von Jahr zu Jahr einstellen könnten. Dieses Beharren wurde glänzend gerechtfertigt. Einer außerordentlich zahlreichen Versammlung von Geschlechtsgenossen aller Stämme wurde bewußt, daß nicht nur ein äußerliches Band uns zusammenhält, sondern eine innere Notwendigkeit uns zwingt, treu zusammenzuhalten und das Andenken an die Ahnen in Herz und Gemüt zu bewahren.

Schon die äußere Form der Einladung heimelte an, wie uns vor dem Fest von mancher Seite versichert wurde: Ein Familienfest sollte es sein. Um die Mittagszeit des 23. gab es in der „Stadt Hamburg" manch fröhlich herzlichen Wiedersehnsgruß, der sich dann bei Hermann Niemeyer mitten in seiner Verlagstätigkeit wiederholte; ja selbst in den Straßen begegnete man sich schon. Die Stimmung war da. Zum 23. abends von 8 Uhr an lautete die Einladung von Hermann Niemeyer zur Bewillkommnung in seiner Wohnung, Brüderstr. 6: Ein froh bewegtes Treiben entwickelte sich in den schönen, weiten Räumen unseres Vetters. Von den Wänden grüßten uns die schönen Ahnenbilder, die so zahlreich keine Niemeyer-Familie besitzt und zusammengebracht hat. Wir befinden uns in schönster alter Familienkultur. Der größte Raum blieb vorläufig geschlossen, um dann die Gaben der Hausfrau Ely darzubieten. Wenn das

auch überaus geschätzt und genossen wurde, so wurde die Labung doch erschwert durch einen Aufbau aus dem Familienarchiv des Hausherrn, der das Herz eines jeden Geschlechtsgenossen weit öffnete, die Augen aufleuchten ließ. Und nicht nur die Nachkommen Aug. Herm. Franckes freuten sich der vielen Andenken an die Ahnen, insbesondere auch der Bibliophile durch die überaus feine Einkleidung, durch die unerhörte Akkuratesse. So wurden denn andere Sammler von Familienurkunden bald bekehrt und belehrt, daß Familienschätze hier wie dort aufzubewahren seien. — Dann bildeten sich Gruppen der näheren Verwandten in froher Wiedersehnsfreude, man löste sich wieder, ließ sich an diesem und jenem Tische nieder, um Aussprache und Übersicht zu gewinnen. Das wurde vorzüglich erleichtert durch eine vortreffliche Stammtafel von Vetter Otto Fischer-Lamberg, die an die Wand geheftet die Anwesenden in ihren Verwandtschaftsbeziehungen nachwies. Der anfängliche Wirrwarr gestaltete sich zur Harmonie, das Fremde wurde vertraut; kurz man fühlte sich in der Familie, nicht in steifer Versammlung. Erst in später Nachtstunde trennte man sich, schon jetzt überzeugt, daß die Tagung schönste Früchte tragen werde.

Um 10 Uhr früh erschienen am Sonntag dem 24. fast alle im großen Versammlungssaal der Franckeschen Stiftungen, begrüßt von Herrn Geheimrat Dr. Aug. Nebe, dem zeitigen Direktor der Stiftungen, dessen Zugehörigkeit zum Geschlechte Niemeyer-Halle unsere Stammtafeln 12a und 12b nachweisen. Unser Herr Vetter trug uns in gleich geist- wie gemüt- und humorvoller Form Erhebendes und Erbauendes aus der Entstehung der Stiftungen vor; von dem genial-organisatorischen Wirken unseres Ahnen; wie die Bibelsprüche an der Hauptwand des Versammlungssaales unmittelbar auf die Erstehung der Hauptgebäude hinweisen; wie scheinbar Luftschlösser auftauchten, aber vor dem praktischen Sinn Franckes, der stets mit beiden Beinen fest auf dem Boden der Wirklichkeit stand, bald aufwuchsen, in kurzer Zeit dastanden, wie das Hauptgebäude an der Stelle des Gasthofes zum güldnen Adler, zum Erstaunen des Professors Stryke, der, den Bau für unmöglich haltend, versprach „so werde ich die Fenster bezahlen". Jetzt galt es das Versprechen für mehr als 100 Fenster einzulösen.

Dann stiegen wir hinauf auf den Turm und sahen die berühmten Stiftungen zu unseren Füßen liegen, auch jetzt noch eine Stadt mit Garten, Feld und Parkanlagen, trotzdem vielfach Gelände verkauft werden mußten, obwohl die Häusermassen der Großstadt Halle herandrängen. Dann hinunter zu den köstlichen naturwissenschaftlichen, völkerkundlichen, technischen Sammlungen, zum großen Teil noch von Francke herrührend, durchaus einzig in ihrer Art. Wir wurden gewahr, wie real Francke dachte; wie er seine Zöglinge für das Leben bildete; wie die Arbeitsschule schon in seiner Organisation durchgeführt wurde. Das großartigste Stück der Sammlung wohl, das den weiten Dachraum ausfüllende Planetarium, erscheint wie ein Wunder weltumfassenden Geistes. Dann die vielen ethnographischen Gegenstände, die Waffen, Modelle, wie sie aus Missionen Francke überwiesen wurden. — Dann gings hinunter in den Speisesaal, dessen moderne Ausmalung nach der Angabe unseres Johannes Niemeyer erfolgte.

Endlich nahmen wir vor dem bekannten Francke-Denkmal von Rauch Aufstellung, um die Tagung der Geschlechtsgenossen auch bildlich im Gedächtnis festzuhalten. Else Boroffka-Niemeyer und ihr Gatte Franz (aus Potsdam) mühten sich überaus dankenswert um die nicht leichte Aufnahme der an fünfzig Personen zählenden Schar.

Dann versammelten wir uns in dem behaglich durchwärmten Seniorensaal des Pädagogiums zur Beratung über Leben und Gedeihen unseres Familienverbandes, deren Ergebnisse am Schlusse dieses Berichtes folgen.

Am Nachmittag folgten wir der Einladung der Hallenser Familien zum Festmahl im Hotel „Stadt Hamburg". Am Kopfende der Tafel grüßte der Kanzler seine Nachkommen aus einem fesselnden Bilde im Besitze der Montagsgesellschaft, die schon zur Zeit des Kanzlers in der „Stadt Hamburg" tagte. Die Tischordnung hatten unsere Gastgeber so vorgenommen, daß die älteren Generationen den Mitteltisch einnahmen, die jüngeren und die Jugend an den Längstischen folgten. Bald erhob sich als erster Redner Victor Niemeyer und dankte den Hallenser Familien für die glänzende Festgestaltung und großartige Gastfreundschaft. Sein Sohn Hans Gerd feierte den Herausgeber der Stammtafeln von

1915 und der Familien-Nachrichten. Er hob dann hervor, wie unter den Ahnen eine so überaus große Zahl ausgezeichneter Männer die Jugend verpflichte, dem nachzuleben, und versicherte überzeugend, daß sie ihre Pflicht erfüllen werde. Geheimrat Nebe ehrte die Damen, Walter Geffcken sprach aus aller Herzen, indem er die Seniora Meta Wolff mit ihrem überaus lebhaften Familiensinn und ihrer großartigen Geisteslebendigkeit rühmte. Kurt Niemeyer verlas einen bedeutsamen Brief, der von einem äußerst gelungenen Geschenk von Hans Niemeyer-Essen an Bismarck zu dessen Geburtstag Kunde gab. Zahlreiche Telegramme von Geschlechtsgenossen, die bedauerten in der Ferne zu weilen, verlas Vetter Otto Fischer-Lamberg, der sich für die Festvorbereitung so große Verdienste erwarb.

Um 5 Uhr nachmittags lautete die Einladung von Nebes zum Kaffee in die Direktorialwohnung des Pädagogiums. — Auch hier wieder in anheimelnden Familienräumen ein behagliches Beieinandersitzen, auch hier Erinnerung an die Ahnen — der Stamm Nebe im Zusammenhang mit der Kanzlerfamilie. Es wurde festgestellt, daß gastfreie Bewirtung Geschlechtstradition sei: Schiller war, während er 1803 in Lauchstädt zu den Vorstellungen der Weimarer Theatergesellschaft unter Leitung von Goethe weilte, von Niemeyers nach Halle geladen. Im „kleinen Salon" der Kanzlerwohnung saß er mit der Familie behaglich beisammen. Schiller rühmte in einem Briefe an seine Frau unter anderem, daß sie ihm „tüchtig aufgeschüsselt hätten". Charlotte Heine trug uns mit wohlgeschulter Stimme äußerst musikalisch „Der Page" und „Ich wandre nicht" von Schumann vor, völlig aus dem Gedächtnis, indem sie sich selbst begleitete.

Um 8 Uhr abends endlich versammelten Vetter Ernst Gutzeit und seine Gattin Hedwig, unsere Base, (XI, 146) in ihren schönen weiten Räumen. Auch sie „schüsselten" uns tüchtig auf. Wieder fesselten uns an der Wand all die Ahnenbilder. Eine satirische Burleske, von Frau Hedwig verfaßt, ergötzte uns durch Vorführung eines Marionettentheaters im Türrahmen. Das Philister-Bürgertum, der hemmungslose Individualismus, dem Pflicht ein völlig überwundener Begriff ist, das mechanisch technische Hauswesen

wurden höchst belustigend persifliert. — Damit nahm das schöne Familienfest ein Ende. Nochmals den Familien Halles Dank für die prächtige Gestaltung.

Die Beratung im Seniorensaal des Pädagogiums.

Victor Niemeyer-Essen beginnt die Beratung, indem er Halle als Franckestadt und als die der Kanzlerfamilie bezeichnet. Der Geist Aug. Hermann Niemeyers lebte in seinen Söhnen, seinen Enkeln und Urenkeln fort und fort und sei noch lebendig in der fünften Generation.

Der Plan von 1910, alle fünf Jahre eine Familientagung stattfinden zu lassen, ging unter in der Not der Jahre. Einige Treue und Unentwegte des Stammes hielten die Verbindung aufrecht. Der Redner gedenkt im besonderen Max Niemeyers (Halle), Max Niemeyers (Potsdam) und Kurt Niemeyers. Ohne sie, besonders auch Hermann Niemeyers, wäre diese Tagung nicht möglich gewesen.

Hierauf gedachte Victor Niemeyer der seit 1910 Verstorbenen. (Der Gesang des Stadt-Singechors ertönt vor den Fenstern, der Redner hält inne, die Fenster werden geöffnet und die Versammlung lauscht dem Ave verum Mozarts). Darauf erhebt sich die Versammlung und hört stehend die Namen der Familienmitglieder, die den Tod für das Vaterland erlitten.

Hierauf nimmt Kurt Niemeyer das Wort: Er erinnert zunächst daran, wie die Familien-Nachrichten von Vergangenem und Gegenwärtigem erzählten; wie das Vergangene der Geschlechtskunde, das Gegenwärtige dem Zusammenhange der Familie diente. Bedeutung und Zweck des Verbandes gehe daraus klar hervor. „Die Erfolge aber hängen wesentlich vom guten Willen jedes einzelnen Geschlechtsgenossen ab. Jeder Einzelne muß von Familiensinn beseelt, von Familienbewußtsein durchdrungen sein. Wir müssen uns alle der Familienzucht unterwerfen: Unser Wahlspruch sei „In Treue fest“ neben dem „Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt“. —

„Wir sind uns über den Umfang unseres Verbandes nicht klar. Es heißt: Stammtafeln des Niemeyerschen Geschlechtes“,

die Familien-Nachrichten bezeichnen sich als solche „für die Nachkommen A. H. Franckes". Kurt Niemeyer gibt in kurzem genealogischem Rückblick einen Umriß des Geschlechtes und schlägt darauf die Bezeichnung: „Verband des Niemeyerschen Geschlechts, umfassend die Nachkommen Aug. Hermann Franckes" vor, und dementsprechend Änderung des Titels der Familien-Nachrichten wie der Stammtafeln. Vetter Otto Fischer-Lamberg erhebt den Einwand, daß eine Beschränkung des Namens das allgemein-wissenschaftliche Werk hindern, stören würde, und bittet die Stammtafeln in größtem Umfange weiterzuführen. Vetter Hermann Niemeyer hält aus bibliographischen, wie bibliothekarischen Gründen eine Änderung des Namens für bedenklich. Endlich findet der Vorschlag Victor Niemeyers allgemeine Billigung: „Verband des Geschlechtes Niemeyer-Halle" und für die Familien-Nachrichten die Bezeichnung als solche „für den Verband des Geschlechtes Niemeyer-Halle (Neue Folge der Familien-Nachrichten für die Nachkommen Aug. Herm. Franckes)." — Johannes Niemeyer ist für eine ebenso gründliche Durchforschung der weiblichen und mütterlichen, wie der männlichen Linien. (Kurt Niemeyer heftete an die Wand Ahnentafeln der Brüder Theodor, Kurt, Berthold und Victor Niemeyer.) Diese Arbeiten bleiben jedem Geschlechtsgenossen vorbehalten. Otto Fischer-Lamberg schlägt vor, eine Geschlechtskartei anzulegen, in dem Büro des Verlages Max Niemeyer untergebracht, und in dieser das gesamte genealogische Material zu sammeln, da die Zentraltätigkeit für einen Privatmann zu groß sei. Dieser Kartei seien unter anderem alljährlich von jedem Familienvater ausführliche Nachrichten über Verluste, Zuwachs und Entwicklung in den einzelnen Familien mitzuteilen, die dann dem Herausgeber der Familien-Nachrichten weitergegeben werden. Das findet allseitige Billigung. Vetter Hermann Niemeyer schlägt vor, Otto Fischer-Lamberg mit der Zeichnung eines künstlerischen Stammbaums zu beauftragen. Das findet eine sehr günstige Aufnahme.

Hierauf weist Kurt Niemeyer auf die wirtschaftlichen Schwierigkeiten hin, mit denen die Herausgabe der Familien-Nachrichten zu kämpfen hat. Er hält aber auch, über eine Sicherstellung der Familien-Nachrichten hinaus, die Gründung einer Verbandskasse für nötig. Dazu schlägt er einen Jahresbeitrag von 12 M. vor

und außerdem (dem Beispiele anderer Familienverbände folgend) außerordentliche Zuwendungen aus Anlaß von frohen Familienereignissen, wie Geburten, Hochzeiten, bestandenen Prüfungen usw. Auch sollte des Verbandes testamentarisch gedacht werden. Nach längerer Erörterung dieser Vorschläge wurde ein

jährlicher Mindestbeitrag von 6 M. beschlossen, der mit der Versendung der Familien-Nachrichten durch Nachnahme erhoben wird. In besonderen Fällen kann der Familienrat auf Antrag diesen Beitrag ermäßigen. — Als Verbandsmitglieder gelten alle Geschlechtsgenossen.

Darauf erinnert Kurt Niemeyer an die Pflichten und Aufgaben eines jeden Verbandsmitgliedes: Vor allem sei unbedingt erforderlich die Aufzeichnung der Lebensentwicklung eines Familienmitgliedes, schon in frühester Jugend seitens der Eltern begonnen, fortgesetzt durch den heranwachsenden Menschen, sowohl der reife Mann, wie die Frau arbeiten daran weiter, schließlich übernehmen die Kinder die Aufgaben, den Lebensabschluß der treuen Eltern zu schildern. — Ohne solch unausgesetzt bibliographische Tätigkeit ist, namentlich in Hinsicht auf Erbkunde, jede Familienforschung lahm gelegt. — Ferner bittet Kurt Niemeyer um Übersendung von Familienbildern als außerordentlich wertvolle Unterstützung solcher Lebensaufzeichnungen, mit eigenhändigen Widmungen und Lebensdaten versehen. — Zur vorläufigen Anbahnung dieser Forderung werden Personalbogen verteilt, die sorgfältig ausgefüllt, der Kartei zu überweisen sind. — Kurt Niemeyer beantragt, daß der Verband als Korporation der „Zentralstelle für Deutsche Personen- und Familienkunde e. V. zu Leipzig" beitrete. Das wird beschlossen.

An der Bestimmung von 1910, die Verbandsmitglieder alle fünf Jahre zu einer Tagung einzuladen, wurde festgehalten. Die nächste Tagung aber findet schon 1930 statt.

Hierauf wurde beschlossen, die Zahl der Mitglieder des Familienrates zu erhöhen. Es wurden gewählt (nach dem Lebensalter geordnet):

Eduard Niemeyer,	Zwickau	* 1851	Juli 4	(XI. 187)
Kurt Niemeyer,	Schlachtensee	* 1859	Sept. 16	(XI. 90)
Herbert Pernice,	Stettin	* 1861	Mai 17	(XI. 121)
Victor Niemeyer,	Essen	* 1863	Dez. 8	(XI. 92)
Johannes Heine,	Gardelegen	* 1864	Sept. 28	(XI. 202)
Hermann Niemeyer,	Halle	* 1883	April 16	(XI. 119)
Annie Matthaei,	Darmstadt	* 1883	Okt. 4	(XII. 217).

Mit dem Wunsche, daß alles das, was vorgetragen und einhellig beschlossen wurde, auch zur Wirklichkeit werde, schloß Victor Niemeyer die Beratung.

Am Familientag am 23. u. 24. Oktober 1926 nahmen teil:

	XI 47	Marie Niemeyer	
	XI 76	Meta Wolff	
	XI 90	Kurt Niemeyer	
zu	XI 90	Agathe Niemeyer	
	XI 92	Victor Niemeyer	
	XI 103	Antoinette Niemeyer	
	XI 107	Katharina Nasemann	
	XI 116	Margarete Niemeyer	
	XI 119	Hermann Niemeyer	
zu	XI 119	Elisabeth Niemeyer	
	XI 120	Dorothea Mampe	
zu	XI 120	Walter Mampe	
	XI 132	Gottfried v. Jacobi	
	XI 145	Else Panzer	
	XI 146	Hedwig Gutzeit	
zu	XI 146	Ernst Gutzeit	
	XI 169	August Nebe	
zu	XI 169	Franziska Nebe	
	XI 189	Anna Matthaei	
	XI 202	Johannes Heine	
	XI 204	Helene Heine	
	XI 207	Elly Schwaderlapp	
	XI 208	Wanda Heine	
	XI 209	Elisabeth Degèle	
	XII 47	Otto Niemeyer	
zu	XII 47	Friedlinde Niemeyer	
	XII 48	Else Boroffka	
zu	XII 48	Franz Boroffka	
	XII 51	Egon Niemeyer	
	XII 63	Walter Gesfcken	
	XII 78	Johannes Niemeyer	
zu	XII 78	Hella Niemeyer	
	XII 84	Hans Gerd Niemeyer	
	XII 96	Ilse Boelkel	
	XII 136	Gerda v. Einem	
zu	XII 136	Cord v. Einem	
	XII 138	Nora Bliedner	
zu	XII 138	Fritz Bliedner	
	XII 141	Martin Naubereit	
	XII 144	Christiane Naubereit	
	XII 179	Maria Nebe	
	XII 180	Ludwig Nebe	
	XII 182	Martin Nebe	
	XII 183	Elisabeth Nebe	
	XII 215	Margarete Schulz	
zu	XII 215	Walter Schulz	
	XII 217	Annie Matthaei	
	XII 221	Edith Niemeyer	
	XII 238	Charlotte Heine	
	XIII 50	Hanna Fischer-Lamberg	
zu	XIII 50	Otto Fischer-Lamberg	
	XIII 60	Karl Gesfcken	
	XIII 61	Elisabeth Gesfcken	
zu	XIII 61	Kurt Maurer	


NVS SI NON DATVR VLTRA EST ALIQVID PRODIRE TE
DAVID GLOXIN.
Doctor. Reipubl. Lubecensis Syndicus,
ejusdemq. ut Et. Civitatum Hanseaticarum ad
tractatus Pacis Legatus ...643.

Dr. David Gloxin (1597—1671).[1]

Von Annie Matthäi (Darmstadt).

„David Gloxin! Wer ist das?", wird mancher beim Lesen dieses Namens hier denken. — Fern liegen jene Zeiten, in welchen sein Leben verfloß, und wichtiger wird es manchem scheinen, sich in unseren Familienheften mit Zeitgenossen oder solchen, die es noch vor kurzem waren, zu beschäftigen.

Dr. David Gloxin, der hervorragende Syndikus und Bürgermeister der freien Reichsstadt Lübeck, ein bedeutender Diplomat seiner Zeit, war der Großvater mütterlicherseits unseres August Hermann Francke. Ihm wollte ich hier ein kleines Denkmal der Dankbarkeit und des Stolzes setzen; denn stolz können wir Nachkommen auf diesen hervorragenden Ahnen sein.

Von den meisten Vorfahren August Hermann Franckes wissen wir außer den knappen Lebensdaten wenig; jedoch zwei heben sich aus dem Dunkel der fernen Vergangenheit hervor: die gute, prächtige Frauengestalt Elsabe Francke, geb. Wessel, die Großmutter Aug. Herm. Franckes, die uns durch die lebensvolle Schilderung Adolf Sellschopps lieb und vertraut geworden ist, — und Dr. David Gloxin.

Das folgende Lebensbild beruht im wesentlichen auf der ausführlichen Leichenpredigt des Magisters Adam Tribbechovius, die auch das nötige Material gegeben hat für die Arbeiten von L. Heller „Der lübeckische Bürgermeister David Gloxin" in „Neue

---

[1]) Das Bild Gloxins, das diesem Lebensabriß voransteht, ist eine Verkleinerung des Kupferstiches, den das folgende Werk enthält: Celeberrimi ad pacificandum christiani nominis orbem legati, Monasterium et Osnaburgas ex omni pene gentium nationumque genere missi, ad vivum Anselmi van Hulle Penicillo expressi. Antwerpiae 1648.

Lübeckische Blätter 1837" und für diejenige Mantels, der den Artikel über Gloxin in der „Allg. deutschen Biographie", 9. Band, 1879 verfaßt hat. Außerdem habe ich benutzt: J. H. v. Seelen, Commentatio historica de Davide Gloxino, Lubecae 1748; G. Kramer, „Beiträge zur Geschichte Aug. Herm. Franckes", Halle 1861, und A. Sellschopp, „Neue Quellen zur Geschichte Aug. Herm. Franckes", Halle 1913. K. Kiefer, „Der Lindauer Zweig der Familie Haider", 1907, und die beiden Leichenpredigten von Christian Chemnitzius über David und Benjamin Gloxin, Jena 1658.[1])

David Gloxin, der am 16. März 1597 zu Burg auf der Insel Fehmarn geboren wurde, stammte von achtbaren Eltern. Sein Vater David, Bürgermeister von Burg, 1568 als Superintendentensohn in Arnswald in der Neumark geboren, „hat während 54 Jahre treulich dem Stadt- und Kirchenregimente von Burg vorgestanden", wie heute noch die Inschrift auf seinem reich mit Säulen, Wappen und Bildwerk ausgestattetem Epitaphium in der Kirche zu Burg kündet. Er starb am 11. Sept. 1646 zu Burg, 78 Jahre alt.

Seine Mutter Margarethe von Hövenstein, die aus der altadeligen, aus Holland vor Alba geflüchteten Familie von Hövenstein stammte, verlor er schon früh, im Jahre 1609. Es ist wohl ihr Wappen: drei aufrechte Löwen, das am Epitaph ihres Mannes angebracht ist, neben dem Gloxin'schen Wappen, dem Pelikan, der seine Jungen tränkt.

Um seinen Söhnen David und Balthasar eine gediegene humanistische Bildung zu verschaffen, schickte der Bürgermeister sie im Jahre 1613 auf das damals berühmte Gymnasium zu Joachimstal und zwei Jahre später auf das Pädagogium zu Stettin. Dort faßte David den Plan, Theologie zu studieren und bereitete sich schon ernstlich darauf vor. Er tat sich in einer öffentlichen Disputation durch eine selbstverfaßte Schrift hervor über das Thema „De justificatione hominis coram Deo" (über die Rechtfertigung des Menschen vor Gott).

[1]) Die Leichenpredigt für Friedrich Gloxin † 1654 von Christian Chemnitzius, die auf der Provinzial-Bibliothek in Hannover vorhanden ist, war mir leider nicht zugänglich.

1617 konnte David zur Universität Wittenberg übersiedeln, aber nicht, wie er beabsichtigt hatte, um Theologie zu studieren, sondern er fügte sich dem Willen seines Vaters und widmete sich der Jurisprudenz. Jedoch einseitig hier diesem Studium obzuliegen, war nicht unseres Gloxins Sache; er fand auch Zeit, theologische und philosophische Vorlesungen des damals sehr geschätzten Dr. Jakob Martin zu besuchen, und zog daraus Gewinn für sein ganzes Leben.

Im Jahre 1619 vertauschte Gloxin Wittenberg mit der Universität Rostock, wo er sein Studium beschloß. 1622 nahm er eine Hofmeisterstelle bei zwei Junkern von Pogwisch für nahezu drei Jahre an, was für ihn vorteilhaft war, da ihm auch gestattet wurde, zu gleicher Zeit auf dem nahegelegenen Sternberger Landgericht zu arbeiten. 1624 promovierte er bei der juristischen Fakultät zu Rostock über „De Praeferentiis et Protopraxia Creditorum" (Über Prioritäten und Vorrecht der Gläubiger) und widmete sich nun der advokatischen Praxis in Rostock.

Am 8. Februar 1625 gründete Gloxin seinen Hausstand, indem er sich mit Anna Schabbel, Tochter des Bürgermeisters von Wismar Jakob Schabbel (1579—1649) vermählte. Doch ein behagliches, häusliches Glück und ein ruhiges Schaffen im Beruf war ihm nicht beschieden; schon nach dem ersten Ehejahre und kurz nach der Geburt seines ersten Kindes Anna Sophia trat die Familie von Pogwisch mit einem ihn verlockenden Antrag an ihn heran: er möge seine beiden einstigen Zöglinge auf einer großen Reise durch fremde Länder begleiten. Sicherlich ist es Gloxin nicht leicht geworden, in jenen unruhvollen Zeiten, die in das erste Jahrzehnt des furchtbaren Krieges fielen, nun Frau und Kind und den eben gegründeten Beruf zu verlassen. Aber da die Familie von Pogwisch mit ihren Bitten nicht nachließ, und Gloxin wohl selbst den Vorteilen einer solchen Weltreise für seine weitere Entwicklung nicht widerstehen konnte, so sagte er zu. Diese Reise führte ihn durch Deutschland und Holland, England und Frankreich, ja bis nach Spanien hinein. Auf der Heimfahrt besuchten die Reisenden Straßburg und das Reichskammergericht zu Speyer. Diese Studienreise hat Gloxin großen Nutzen für sein ganzes ferneres Leben gebracht; nicht nur sein

Wissen wurde dadurch außerordentlich bereichert, sie hat auch geholfen, ihn zu dem weltgewandten, erfahrenen Mann zu machen, als welcher er sich später in allen seinen Amtsgeschäften, auch den schwierigsten, bewährt hat.

Bis 1632 sehen wir Gloxin in Rostock seiner Rechtspraxis nachgehen. Am 16. März 1632 machte ihn Herzog Friedrich zu Schleswig-Holstein zu seinem Rat in Lübeck. „Dieses Amt hat Gloxin zehn Jahre hindurch unter manchen schwierigen Geschäften und sehr wichtigen Legationen zum höchsten Beifall seines Gebieters versehen", wie Gloxins Biograph L. Heller schreibt.

1642 war das Jahr, welches Gloxin seiner eigentlichen Lebensarbeit zuführte. Vom Rate der Stadt Lübeck wurde ihm das Syndikat der Stadt angetragen, und er nahm es an. Obwohl nun Herzog Friedrich Gloxin trotzdem gern weiter in seinen Diensten behalten hätte, so bat dieser doch um seine Befreiung vom herzoglichen Amte, da er fürchtete, dann keinem von beiden Ämtern ganz gerecht zu werden. So hat von diesem Jahre an Gloxin seine ganze Tatkraft und all sein reiches Wissen dem Dienste der freien Reichsstadt Lübeck, die seine zweite Heimat wurde, bis zu seinem Tode gewidmet.

Von der Vielseitigkeit seines neuen Amtes können wir uns wohl schwer ein Bild machen; er war einfach der diplomatische Vertreter Lübecks, der, wie Heller treffend seine Tätigkeit schildert: „bei fast keiner bedeutenden Gesandtschaft fehlen durfte; fast nichts wurde beschlossen, wozu er nicht, meistens schriftlich sein Gutachten abgegeben hatte. Auch bei den zwischen dem Rate und der Bürgerschaft vorkommenden Streitigkeiten war er meist der Vermittler."

Monate, ja sogar Jahre lang hielten ihn anstrengende Reisen als Gesandter der Heimat fern, und wir müssen nur staunen, mit welcher Leistungsfähigkeit er bis zuletzt diese körperlichen und geistigen Anstrengungen bewältigt hat. Seine Reisen will ich nur kurz erwähnen: die erste Reise als lübeckischer Syndikus führte ihn von März bis Juni 1642 in Zollangelegenheiten an den dänischen Hof. Seine zweite Reise im August 1643 galt der Wiederherstellung der Handelsverträge mit Schweden.

Dann begannen die Vorbereitungen zu den westfälischen Friedensverhandlungen, die dem verhängnisvollen Kriege endlich ein Ende bereiten sollten. Die Vertreter der drei Hansastädte kamen zu einer gemeinschaftlichen Tagung im Februar 1644 zu Lübeck zusammen, auf welcher Gloxin einstimmig zum Gesandten gewählt wurde. Im Juli 1645 finden wir ihn in Osnabrück, wo er sich dann als energischer, fester und mutiger Mann erwies und nicht nur aufs beste Lübeck, sondern auch Sachsen-Lauenburg, die Städte Goslar und Nordhausen und die Rechte des Herzogs von Württemberg auf Mömpelgard zur Zufriedenheit vertrat. Im Oktober 1648 wurde der Westfälische Frieden auch von unserem Gloxin mitunterzeichnet, und noch heute ist dort im Konferenzsaal zu Osnabrück unter den Bildnissen aller Gesandten auch das von Gloxin zu sehen.

Im Mai 1649 konnte Gloxin endlich die Heimreise antreten; aber schon im Juli desselben Jahres nimmt er am Kreistag in Braunschweig teil, und im folgenden Monat begibt er sich zu den Friedensexekutionsverhandlungen nach Nürnberg. Im Oktober und November 1652 finden wir ihn auf dem Kreistag zu Lüneburg, und gleich danach brach er zum Reichstag nach Regensburg auf. Auf diesem Reichstag galt es für ihn vorerst, sich für seine Stadt den Entschädigungsforderungen des Kaisers entgegenzustellen. Außerdem wurde Gloxin durch eine Privatsache seiner Stadt länger als die übrigen Gesandten dort festgehalten. Und obgleich ihm 1654 der lübische Senator Pöpping zur Hilfe nachgeschickt wurde, gelang es ihnen beiden nicht, die Angelegenheit dort zu Ende zu bringen. So mußten die beiden lübischen Gesandten dem Reichshofrat von Regensburg nach Wien folgen, wo der Prozeß am 17. August 1654 endlich zu Ende geführt ward. Dazwischen hat Gloxin eine für ihn ganz besonders schwere Reise noch ausführen müssen; er eilte von Regensburg zum Begräbnis seines ältesten, hoffnungsvollen Sohnes Friedrich, der am 19. Juli 1654 in Jena erstochen worden war, und der am 13. August in der Kollegienkirche zu Jena unter großer Beteiligung beigesetzt wurde.[1])

---

[1]) Diese beiden Reisen von Regensburg nach Jena und nach Wien kann man schwer in Einklang bringen. Heller schreibt zwar, daß Gloxin

Gloxins Tüchtigkeit, die er auf dem langjährigen Westfälischen Friedenskongreß und nun wieder auf dem Reichstag zu Regensburg bewiesen hatte, fand allgemeine Anerkennung und veranlaßte den Kaiser Ferdinand III. am 20. April 1654, ihn zu seinem Kaiserlichen Rat zu ernennen und seinen ältesten Sohn Friedrich, der als stud. jur. zu Jena weilte, zum Kaiserlichen Hof- und Pfalzgrafen. Diese Ernennung geschah, wie es in diesem Diplom für David Gloxin heißt: „vorzüglich wegen seiner Treue, Fleiß und Redlichkeit mit denen er fünf bis sechs Jahre lang den Friedensverhandlungen zu Osnabrück und Münster abgewartet und beygewohnet und was zur Wiederbringung des Universal-Friedens zum öffentlichen Wohle dienlich gewesen, daß seinige nach Vermögen allemahl Getreulich und nach altteutscher Aufrichtigkeit beygetragen habe."

Kaum von Wien zurückgekehrt, erwartete Gloxin zu Hause neue Arbeit. Schon im November 1654 finden wir ihn in Stade, wo mit seiner Hilfe Streitigkeiten zwischen Bremen und Schweden beigelegt wurden. Im April 1656 war er in lübeckischen Angelegenheiten in Ratzeburg tätig. 1657 half Gloxin im Auftrage der Hansastädte mehrere Monate hindurch der Stadt Magdeburg bei Vergleichs-Traktaten in Helmstädt. Im Juli 1659 schickte die Stadt Lübeck Gloxin mit zwei Senatoren nach Kronenburg zum König von Schweden, um mit diesem wegen der für Lübeck sehr lästigen Truppendurchzüge während des schwedisch-dänischen Krieges zu verhandeln.

Bis zum Jahre 1662 hatte Gloxin alle die gewaltigen Anstrengungen, die diese mühseligen Reisen in jener Zeit verursachten, gut bewältigt. Nun stellten sich auch bei ihm, der 30 Jahre hindurch ohne alle Krankheit verbracht hatte, körperliche Beschwerden ein, die ihn veranlaßten, sich einer Brunnenkur in Bad Schwalbach zu unterziehen. Diese hatte eine so günstige Wirkung, daß er noch im Oktober desselben Jahres zum Reichstag nach Regensburg fahren konnte.

---

und Pöpping dem Reichshofrat nach Wien gefolgt seien, wo der Prozeß am 17. 8. beendet ward. Ob nun Gloxin, der am 13. 8. in Jena an der Beisetzungsfeier seines Sohnes teilnahm, wirklich vier Tage später bei der Beendigung des Prozesses in Wien gewesen ist?

Doch bald riefen Gloxin innere Angelegenheiten seiner Stadt von Regensburg zurück. Ein Kampf um neue Steuern, die der Rat der verschuldeten Stadt jetzt auferlegen wollte, war zwischen Rat und Bürgerschaft entbrannt. Die Bürgerschaft, die dem Rate mißtraute, verlangte nun Teilnahme an der städtischen Finanzverwaltung durch eigene Vertreter. — Mitten in diesen städtischen Streitigkeiten sah sich Gloxin genötigt, eine Reise nach Dänemark von Mai bis September 1663 zu unternehmen. — Da in Lübeck keine Einigkeit zu erzielen war, beschlossen Rat und Bürgerschaft ihre Sache vor den Reichstag zu bringen, wozu nun wieder Gloxin zum Abgesandten gewählt wurde. Der Ratspartei, die lieber einen der Ihrigen als Vertreter ihrer Sache hier gesehen hätte (denn sie wußten, daß Gloxin mehr auf Seiten der Bürgerschaft stand), gelang es, die Wahl Gloxins rückgängig zu machen und schließlich die Wahl eines Patriziers durchzusetzen.

Ende 1663 bis Anfang 1664 weilte Gloxin als Vertreter Lübecks auf dem Kreistag zu Braunschweig. Am 2. Mai 1664 siegte der lübeckische Rat durch kaiserliches Mandat in diesem Streite, jedoch die Bürgerschaft wollte sich nicht beruhigen. Es wurde weiter verhandelt und Gloxin, „der", wie Heller schreibt, „das volle Vertrauen der Bürgerschaft besaß, tat sich durch große Umsicht und Kraft bei diesen Verhandlungen hervor". 1665 wurde der Streit teilweise beigelegt, indem eine gemeinsam zu verwaltende Kasse zugestanden wurde.

Im gleichen Jahre legte Gloxin sein Amt als Hanseatischer Syndikus nieder, um seine Arbeit etwas zu vermindern. Aber dem ersehnten Ende seiner Tätigkeit war er trotz diesem ferner denn je, denn statt Ausruhen von seiner Arbeit, wurde ihm am Lebensabend noch eine schwere, verantwortungsvolle Bürde auf die Schultern gelegt: Am 25. Juli 1666 im Alter von 69 Jahren, wurde er einmütig zum Bürgermeister von Lübeck gewählt. Die Bürgerschaft hatte vorher eine besondere Eingabe an den Rat gehen lassen, er möge einen ihr genehmen Mann ernennen, was vom Rat zwar ziemlich ungnädig aufgenommen wurde, schließlich aber doch die Wahl Gloxins beeinflußt hat.

Eine Angelegenheit, die Gloxins politische Feinde sehr zu seinen Ungunsten aufgebauscht haben, war die Sache mit dem lübischen Syndikusgehalt, der Gloxin nicht gekündigt werden konnte, und auf den er, trotzdem er nun Bürgermeister war, noch Anspruch erhob. Da die Stadt ihm den Syndikusgehalt nicht weiter zubilligen wollte, gab er nach. Jedoch hat die Stadt dann wohl eingesehen, daß sie diesem verdienstvollen Mann mehr schuldig war als ein paar 1000 Taler und hat ihm noch zwei Jahre seinen Syndikusgehalt weiter gezahlt.

Auf dem im Juli 1668 in Lübeck tagenden Hansatag hat Gloxin wohl zum letzten Male mit alter Energie und Geschicklichkeit den Vorsitz geführt.

Da die Streitigkeiten zwischen Rat und Bürgerschaft immer erbitterter wurden, langte im Oktober 1668 die vom Kaiser bestellte Kurfürstlich-Brandenburgische und Herzoglich-Braunschweigische Kommission in Lübeck an, um den Kampf zu einem Ende zu bringen. Gloxin gab sich bei diesen Besprechungen mit dem Rate und den Vertretern der Bürgerschaft die größte Mühe, nun endlich eine Einigung zustande zu bringen. Es ist nur billig, wenn man ihm einen hervorragenden Anteil zuspricht an dem am 9. Jan. 1669 zustande gekommenen Rezeß, der die Billigung der beiden Teile fand, und der das Grundgesetz der lübischen Verfassung bis 1848 bildete. In diesem Rezeß, sagt Heller, wurde der Grund zur bürgerlichen Freiheit Lübecks gelegt. „Nimmer wäre aber dieser Sieg sobald gelungen", schreibt mit Recht der Historiker F. H. Grautoff, „hätte sich nicht zwischen die erbitterten Parteien ein edelmüthiger, kühner Mann gestellt, der mit eben so vieler Kraft sich gegen die überspannten Forderungen der Bürger aufwarf, als er mit Weisheit und Ruhe den Rat zur Mäßigung aufforderte, — es war dies David Gloxin, damals Bürgermeister und für ewig der Segen unsrer Stadt". „Eben so wahr", setzt indes auch Grautoff hinzu, „daß Gloxin im Leben nur Undank und Verleumdung für sein der Stadt heilsames Werk geerntet hat".

Die Bürgerschaft war mit dem Rezeß sehr zufrieden, weniger die Patrizier und Landbegüterten, von denen sich einige sogar nicht scheuten, mit den gehässigsten Verunglimpfungen gegen Gloxin vorzugehen. Gloxin veröffentlichte zwei Gegenschriften, in denen

er diese Anschuldigungen zurückwies, und er hatte die Genugtuung, daß sie bei allen rechtlich Denkenden volle Billigung fanden.

Doch diese schweren Kämpfe und ehrenrührigen Nachreden zehrten an dem bis dahin so kraftvollen Manne und raubten ihm seinen Lebensmut. Er sehnte sich nun nach dem Ende, und dies wurde ihm nach kurzer Krankheit zuteil. Am 26. Februar 1671 schloß er seine Augen für immer.

Unter großer Beteiligung der Bevölkerung wurde er am 2. März im Dom zur letzten Ruhe beigesetzt. Die Leichenpredigt hielt Magister Adam Tribbechovius nach dem Text Simeonis, Luc. II, Vers 28 „Herr, nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren, wie Du gesagt hast".

An der Nordseite im Dome am vierten südlichen Langschiffpfeiler befindet sich noch sein Epitaph, das sein ovales, auf Holz gemaltes Brustbild, eine Inschrifttafel und sein Wappen zeigt.

Ein zeitgenössisches Gedicht, das Gloxin in überschwenglicher Weise lobt, ist von Caspar Sagittarius in „Dasselsche Ehren-Kron" 1688 veröffentlicht, es lautet:

Du grosser Gloxin du, du Mann von hohen Sinnen
Und treflichem Verstand, dein tapferes Beginnen
Ist längst der Welt bekandt. In Teutschland nicht allein
Muß dein berühmter Nahm sehr hoch gepriesen seyn.
In Frankreich, Engelland, in Welschland man dich kennet
In Schweden, Dennemarck, man dich die Krone nennet
Des gantzen Hanse-Bunds. Wie manch gekröntes Haupt,
Wie mancher Fürsten-Held hat deinem Rath geglaubt?
Du hast bei Kaisern selbst ein solches Lob erhalten
Durch deine Treflichkeit, das nimmer wird veralten.
So lang ein Kaiser lebt, so lange Lübeck steht,
Dein trefliches Verdienst mit nichten untergeht.

Von Gloxins Eltern wissen wir nur wenig. Sein Vater David war viermal verheiratet. Aus seiner vierten Ehe mit Elisabeth Röder aus Lübeck stammte der Sohn Benjamin, der bei dem Tode seines Vaters erst 10 Jahre alt war und seinen so viel älteren Stiefbruder, unsern Dr. David Gloxin, wie einen zweiten Vater verehrte. Dieser junge Stiefbruder Benjamin Gloxin (geb. 8. Januar 1636 zu Burg auf Fehmarn) wurde mit David Gloxin (geb. 19. April 1637 zu Lübeck) teilweise zusammen erzogen.

Gemeinsam studierten sie Jurisprudenz zu Jena, und beide wurden binnen einer Woche im April 1658 in der Blüte ihrer Jahre dahingerafft. Nebeneinander ruhen sie in der Kollegienkirche zu Jena, wo schon der junge Friedrich Gloxin vier Jahre zuvor beigesetzt worden war. Benjamin Gloxin starb am 16. April 1658.

David Gloxins Ehefrau Anna, geb. Schabbel ist uns leider weder im Bilde noch sind uns sonst Züge aus ihrem Leben überliefert worden. Sie hatten zusammen neun Kinder, vier Söhne und fünf Töchter; davon starben ein Sohn Christoph Jakob und zwei Töchter, beide Anna Sophia genannt, in jungen Jahren.

Ihr ältester Sohn Friedrich, geb. 8. Mai 1632 und ihr zweiter Sohn David, geb. 19. April 1637 wurden beide ihnen als hoffnungsvolle junge Studenten in Jena entrissen. Friedrich, der aufs sorgfältigste unterrichtet und von seinem Vater schon mehrfach auf dessen Reisen zu seiner Weiterbildung mitgenommen worden war, war die ganze Hoffnung seiner Eltern. Wie hart traf sie daher der Verlust gerade dieses Sohnes. In der Nacht vom 17. Juli 1654 wurde Friedrich als gänzlich Unbeteiligter von betrunkenen Studenten als Schiedsrichter herangerufen und dabei von ihnen tödlich verwundet. Er starb zwei Tage später. Der Vater eilte von Regensburg nach Jena, fand aber seinen Sohn nicht mehr unter den Lebenden und konnte ihn nur noch im Tode durch ein großes Leichenbegängnis ehren, bei welchem selbst Fürsten im Gefolge waren. Den Schmerz um den Verlust gerade dieses vielversprechenden, wohlgeratenen Sohnes, der Gloxin wohl am nächsten gestanden, hat er niemals verwinden können; er blieb ihm „eine ohnheilsame Wunde, die biß ans Ende in seinem Hertzen verblieben und nicht geheilet noch hat vergessen werden mögen“ wie Tribbechovius sagt.

David, sorgfältig von Privatlehrern erzogen, zum Teil mit seinem jungen „Onkel“ Benjamin zusammen, folgte diesem im April 1656 nach Jena, wo sie nur zwei Jahre zusammen dem juristischen Studium oblagen. Eine kurze schwere Krankheit entriß ihn den Seinigen am 9. April, wenige Tage bevor er sein 21. Lebensjahr vollendet hätte.

Nur der jüngste Sohn Anton Hinrich, geb. 1645, überlebte den Vater. 1661 studierte Anton Hinrich Jura zu Rostock,

1664 zu Gießen, 1670 zu Straßburg und am 27. Juni 1670 promovierte er an der Universität Altdorf über „Materiam Appellationum ab interlocutoriis". Er wurde wie sein Vater Bürgermeister von Lübeck, starb aber dort schon 1690, erst 45 Jahre alt. Der Name seiner Frau ist mir nicht bekannt, ebensowenig ob von seinen sieben Kindern noch Nachkommen leben.

Die drei Töchter wurden mit angesehenen Männern vermählt.

1. Margarethe Elisabeth, geb. 1629, heiratete im Jahre 1647 den Fürstlich-Württembergischen Rat und Syndikus der Stadt Lindau, Dr. Valentin von Haider. Dieser, dem angesehensten, 1641 geadelten Patriziergeschlechte Lindaus entstammend, war das bedeutendste Mitglied dieser Familie und, wie sein Biograph Kieffer schreibt, „ihn und seinen Vater hat man die beiden großen Haider genannt". Dr. Valentin v. Haider war nicht nur ein ganz hervorragender Jurist, der weit über die Grenzen seiner Heimat sich des angesehensten Rufes erfreute, sondern er war auch ein energischer, warmer Verteidiger des Protestantismus, der sich auf dem Westfälischen Friedenskongreß ganz besonders hervortat. In Lindau, wo er 1664 starb, ist in der Stefanskirche noch sein prachtvolles Grabmal zu sehen, das seine Frau ihm errichten ließ. Margarethe Elisabeth überlebte ihren Mann nur um wenige Jahre; sie starb 1671 zu Augsburg. Zwei Reproduktionen der trefflichen Ölbilder Dr. Valentin v. Haiders und seiner Gattin sind in dem Kieffer'schen Werk enthalten. Ein energischer, kluger und fester Mann sieht uns aus seinem Bild entgegen: In der linken Ecke des Bildes befindet sich das Haidersche Wappen, der Mohr; und Margarethe Elisabeth zeigt sich uns als sympathische, vornehme und reichgeschmückte junge Frau; in der rechten Ecke des Bildes das Gloxin'sche Wappen, der Pelikan, der seine Jungen nährt.

Die zweite Tochter Gloxins, Anna, unsere direkte Ahnmutter, steht uns von seinen Töchtern am nächsten. Sie ist am 25. Juli 1635 zu Lübeck geboren und starb im Juni 1709 zu Gotha. Am 15. Juni 1651 heiratete sie den Syndikus Dr. jur. Johannes Francke, der 1666 als Herzogl.-Sächs. Hof- und Justizrat nach Gotha zog und dort den Seinen viel zu früh am 30. April 1670 durch den Tod entrissen wurde.

Von der dritten Tochter Catharina Elisabeth ist uns am wenigsten bekannt. Sie verheiratete sich 1660 mit dem Junker Georg v. Dassel, von dem man nur mitteilen kann, daß er der Sohn des „weyland wolverdienten Ratsverwandten Herrn Albrecht v. Dassel zu Lübeck" gewesen ist.

Ein reiches Leben ging mit David Gloxin am 26. Februar 1671 zu Ende. Trauliches Familienglück hat er in seinem tatenfrohen, rastlosen und von häufigen, großen Reisen unterbrochenen Leben wohl wenig kennen gelernt. Eine feste Gesundheit und ein widerstandsfähiger Körper unterstützten ihn aufs beste. In seinem 70. Jahre, wo andere von ihrer Lebensarbeit ausruhen, mußte er noch das schwere Amt eines Bürgermeisters der freien Reichsstadt Lübeck übernehmen, das ihn gerade noch in die schwierigsten Kämpfe verwickelte. Diejenigen, die seine politischen Fähigkeiten richtig zu würdigen verstanden, nannten ihn bei seinem Tode voll Lob „Reipublicae Atlantem", d. h. den Atlas, der das lübische Staatswesen bisher getragen hatte.

Und bis zuletzt blieb er, wie ihn einst die anderen Abgeordneten auf dem Westfälischen Kongreß genannt hatten „vir ferrea manu", d. i. ein Mann von eisenfester Hand.

Die Familie Dr. David Gloxins.

David Gloxin,
Kaiserl. Rat, Syndikus und Bürgermeister von Lübeck.
* Burg auf Fehmarn 1597. 3. 16.,
† Lübeck 1671. 2. 26.,
∞ Wismar 1625. 2. 8. Anna Schabbel († Lübeck).

- **Anna Sophia Gloxin,** * Rostock 1625, † Lübeck 1637.
- **Margarethe Elisabeth Gloxin,** * Lübeck 1629. 8. 29., † Augsburg 1671. 6. 25., ∞ 1647 Dr. iur. Valentin von Haider, Württemberg. Hofrat, Syndikus der Stadt Lindau (* Lindau 1605. 3. 25., † Lindau 1664. 11. 28.). — 8 Nachkommen.
- **Friedrich Gloxin,** * 1632. 5. 8., † Jena 1654. 7. 17. als stud. iur.
- **Anna Gloxin,** * Lübeck 1635. 7. 25., † Gotha 1709. 6. ∞ 1651. 6. 15. Dr. iur. Johannes Francke, Syndikus, später Herzogl.-Sächs. Hof- und Justizrat (* Lübeck 1625. 1. 27., † Gotha 1670. 4. 30.). — **August Hermann Francke,** * Lübeck 1663. 3. 22. † Halle 1727. 6. 8.
- **Anna Sophia Gloxin,** † als Kind.
- **David Gloxin,** * Lübeck 1637. 4. 19., † Jena 1658. 4. 9. als stud. iur.
- **Catharina Elisabeth Gloxin,** ∞ 1660 Junker Georg von Dassel in Lübeck. — 7 Nachkommen.
- **Anton Hinrich Gloxin,** Dr. iur. Bürgermeister v. Lübeck, * 1645, † 1690. — 7 Nachkommen.
- **Christoph Jakob Gloxin,** † als Kind.

Über die Herkunft der Luise Niemeyer geb. Mitgau (1789—1822).

Familiengeschichtliche Aufzeichnungen von Dr. phil. J. H. Mitgau, Heidelberg.

Franz Anton Niemeyer, des Kanzlers zweiter Sohn, war in erster Ehe (1815—1822) verheiratet mit Luise Mitgau, der Tochter des Braunschweigischen Pfarrers Ernst Georg Mitgau und der Henriette Lafontaine, „des weiland Herrn Ludolfs Lafontaine gewesenen Hochfürstl. Hoffmahlers nachgelassener ehelichter Tochter" aus der Residenzstadt Braunschweig. In seinen familiengeschichtlichen Aufzeichnungen (von 1822—1838) hat er der heißgeliebten, frühverstorbenen Mutter seiner ersten sechs Kinder ein bleibendes Denkmal gesetzt. Ein biographischer Abschnitt daraus ist an dieser Stelle früher bereits veröffentlicht worden.[1]) Sie starb 1822, 33 Jahre alt. Jakobs und Gruber gedenken ihrer in den Gedächtnisreden auf August Hermann Niemeyer[2]) mit den bewegten Worten: „Durch eine hitzige Krankheit raffte der Tod nach dem furchtbarsten Kampfe mit der blühenden Kraft und Lebenslust die liebenswürdige Gattin in die Gruft. Sie prangte in der Fülle der Jugend, sie war ein Bild der Gesundheit, heiter und lebensfroh strahlte sie unter ihres Gleichen hervor wie eine Blumenkönigin, und ein ewiger Frühling schien ihr lächeln zu müssen."

Als achtjähriges Kind hatte sie der Bruder ihrer Mutter, der Feldprediger und der damals gelesenste und beliebteste Romanschriftsteller Deutschlands, August Lafontaine[3]) aus dem väterlichen

[1]) S. Nachrichten zweites Stück (1912), S. 12 ff.

[2]) Zur Erinnerung an dessen Leben und Wirken. Halle 1831, S. 370.

[3]) Von dem hier auch schon mehrfach die Rede war. S. Nachrichten zweites Stück, S. 26.

Pfarrhause zu Herrhausen (am Westrande des Harzes) mit sich genommen, als er aus dem französischen Feldzuge nach Halle heimkehrte. Wie er sie an Kindes Statt erzogen hat und wie sie hier in der ländlichen Abgeschiedenheit seines Hauses mit dem schönen vielgerühmten Garten, im innigen Umgang und Verkehr mit Blumen, Musik, der Schriftstellerei und den zahlreichen Gästen ihres Pflegevaters aufwuchs und schließlich sich ihrem Jugendgespielen anverlobte, dem freiwilligen Jäger von 1814: Franz Anton Niemeyer, das ist alles ausführlich in den genannten Familienpapieren beschrieben worden und gewiß auch schöner, als es ein Dritter wiedergeben könnte.

Hierzu sei noch eine Erinnerung mitgeteilt, die sich in meiner Familie bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Ihr jüngerer Bruder Ludwig Mitgau, später Justizamtmann in Gandersheim, kam auf die Lateinschule des Waisenhauses zu Halle. Auf der Reise dorthin erreichte er noch spät abends das Landgut seines Oheims Lafontaine. Seine Schwester öffnete ihm, schon im Nachtkleid und mit einer Kerze in der Hand. Da soll sie so schön ausgesehen haben, daß er dies liebliche Bild noch als Hochbetagter vor Augen hatte. — So erzählte mir die verstorbene Schwester meines Vaters von ihrem Großvater.

Im Besitze von Geheimrat Fleischer-Steglitz, einem Enkel der Luise, befindet sich ihr Porträt von der Hand der Caroline Bardua:[1]) ein frisches, rundliches Gesicht mit großen braunen, träumenden Augen, die biedere Herzlichkeit kundtun; im Hintergrunde eine romantische Berglandschaft, das Ganze in jenem Ausdruck, wie er den Bildnissen der menschlich so unmittelbaren

[1]) Vgl. dazu auch „Jugendleben der Malerin Caroline Bardua". Hrsg. von Schwarz, Breslau 1874, S. 142 f. Hier berichtet sie wenig schmeichelhaft in ihren Tagebuchaufzeichnungen: „... Der zweite Sohn des Kanzlers, Anton, war Professor der Rechte an der Hallischen Universität und nicht längst mit einer Pflegetochter Lafontaines, einer bildschönen Frau, verheiratet. Ein Meisterstück der Erziehung hatten die alten Lafontaines freilich nicht an ihr gemacht. Doch hing die junge Frau, die überaus gutmüthig war, mit großer Zärtlichkeit an ihren Pflegeeltern. Allwöchentlich an einem bestimmten Tage sah man die Anton Niemeyersche Familie nebst Kinderwagen hinaus nach der Lafontainerie ziehen ..."

aufgeschlossenen, doch uns Heutige etwas sentimental anmutenden Biedermeierzeit zu eigen ist. — Außerdem entdeckte ich zu meiner Freude noch ein kleines sauber gemaltes Miniaturporträt ihres Pflegevaters Lafontaine, etwa aus seinen dreißiger Jahren: ein kluges ziemlich volles Gesicht, beherrscht von großen lebhaften braunen Augen und reichem Haar, im Profil dargestellt; er ist elegant gekleidet in einen leuchtend blauen Rock. Durchaus nicht wie ihn spätere Bilder und Berichte beschreiben als ein wohlbeleibtes, joviales Männlein. (Siehe nebenstehende Abbildungen.)

Eine auffallende Ähnlichkeit haben beide Bilder mit einem Miniaturbildchen, dessen Kopie ich persönlich besitze: Luisens Mutter, Henriette Mitgau, als junge Pfarrersfrau darstellend, etwa aus dem Ende der achtziger Jahre; dieselben frischen Gesichtsfarben und großen braunen Augen. (Das Bild hat angeblich ihr Bruder Carl Lafontaine, der Porträtmaler, wie Vater und Großvater war, gemalt.)

Luise Niemeyer war das erste Kind aus ihrer 1788 geschlossenen Ehe. Ernst Georg Mitgau war als eben ordinierter Pfarrer angestellt worden in den Gemeinden Herrhausen, Engelade und Dannhausen, drei kleinen Dörfern am Westabhange des Harzes, in deren Nähe bereits sein Großvater zu Anfang des Jahrhunderts Geistlicher gewesen war. Henriette war bereits 31 Jahre alt, sechs Jahre älter als Ernst Georg. Wie mag diese Verbindung zustande gekommen sein? Ihr ein Jahr jüngerer Bruder August Heinrich, der Zeit seines Lebens mit ihr in enger Freundschaft blieb und ihr in der Auguste seines „Landpredigers" ein bleibendes Denkmal setzte,[1]) besuchte seinerzeit das Anna-Sophianeum-Gymnasium zu Schöningen, der Heimatstadt seines späteren Schwagers Mitgau, der ebenfalls seit 1777 Schüler des Gymnasiums war. Hier oder später, als beide im nahen Helmstedt Theologie studierten, werden sie sich kennen gelernt haben, wenn auch ein Altersunter-

[1]) Der Biograph Lafontaines, Gruber, schreibt in seinem „August Lafontaines Leben und Wirken" (Halle 1833), sie sei ein Mädchen gewesen „von vielem Geist und seltenen Talenten, las gern über Gegenstände der praktischen Philosophie mit großem Ernst und Verstande", und berichtet mancherlei Einzelheiten über die enge Freundschaft zwischen den beiden Geschwistern.



August Heinr. Julius Lafontaine
* Braunschweig 1758 Okt. 5
† Halle 1831 April 29.
(Miniaturporträt im Besitze von Geh. Rat Fleischer-Steglitz.)



Luise Auguste Dorothee Hortensie Niemeyer geb. Mitgau
* Herrhausen 1789 Juni 19
† Halle 1822 Dez. 13.
(Ölbild von Carolina Bardua im Besitze von Geh. Rat Fleischer-Steglitz.)

schied von fünf Jahren zwischen ihnen lag.[1]) Dadurch mag auch die Beziehung zwischen Henriette Lafontaine und Ernst Georg Mitgau entstanden sein. Zur Zeit ihrer Heirat waren beide Eltern der Henriette[2]) bereits gestorben, der Vater 1774, die Mutter 1785.

Luise wurde 1789, im Jahre des Ausbruchs der französischen Revolution, geboren. Die Folgen dieser Ereignisse und die der anschließenden Napoleonzeit sollten dann ihr ganzes Leben unmittelbar begleiten. Es war schon davon die Rede, daß ihr Pate, der Feldprediger Lafontaine, die wenig erfreuliche Kampagne nach Frankreich 1792 mitmachte. Er hat hier während seines Aufenthaltes am Rhein viele Vertriebene des französischen Adels kennen gelernt, die dann später in seinen Romanen eine große Rolle spielen. — Luisens andere Pate,[3]) Luise Mitgau, die Schwester ihres Vaters, war die Frau des späteren Justizrates Karl Friedrich Pini, der unter Jérôme Königl.-Westfäl. Unterpräfekt zu Einbeck war. Von seinem Schwiegersohne, dem braunschweigischen Landtagsabgeordneten August Zoeller aus Bevern sind noch Tagebuchaufzeichnungen vorhanden,[4]) die ein Bild von den drückenden französischen und deutschen (vor allem braunschweigischen) Einquartierungen während der Kriegsjahre 1813/14 geben. Selbst die kleine Landstadt Seesen, in der der Vater Luisens seit 1800 Pfarrer war, litt unter den wochenlangen französischen Einquartierungen. Die Stadtdeputierten stellten später ihrem „sehr menschenfreundlichen" allgemein beliebten Stadtgeistlichen ein rühmliches Zeugnis aus: „Ein großes Verdienst erwarb er sich während der französischen Militairstraße,

---

[1]) So findet sich z. B. unmittelbar hintereinander je eine Stammbucheintragung E. G. Mitgaus und A. Lafontaines aus Helmstedt vom Jahre 1783. Ernst Georg: „Die geheimnisvolle Miene ist nicht klug. Ein kluger Mann muß es immer mehr sein, als er es zu sein scheint". (Stammbuch Schroeter, jetzt im Besitze von Otto Hartmann, Eschershausen-Braunschweig).

[2]) Sie selbst starb nach vieljährigem körperlichen Leiden 1819 im Pfarrhause zu Seesen.

[3]) Ihre weiteren Paten waren die Frau Gräfin Marschall und die Frau Rektorin Meyer aus Hildesheim, Sophia Dorette geb. Lafontaine, eine Stiefschwester der Mutter.

[4]) Jetzt im Besitze seines Urenkels Kapitänleutnants a. D. Gerhard Hoefer, Rittergut Krumbke (Altmark).

von welcher unsere Stadt hart bedrängt wurde. Für seine vielfach geleisteten Dienste verehrte man ihm das Stadtbürgerrecht, eine Auszeichnung, welche vor ihm kein Geistlicher erhalten hatte."

Wie Luise selbst dann in den Jahren 1806 und 1813, beide Male bei der Beschießung der Stadt Halle durch die Franzosen, viel Mut und Entschlossenheit zeigte, das hat Anton Niemeyer in seinen Familienpapieren aufgezeichnet. Es ist bereits an dieser Stelle veröffentlicht worden. Noch bekannter sind ja Schicksal und Wirken des Kanzlers Aug. H. Niemeyer, ihres Schwiegervaters, vor allem in der schweren Zeit der Franzosenherrschaft. Auf seiner ausführlich beschriebenen „Deportationsreise" nach Frankreich 1807 hatte er auch unterwegs in Seesen den ihm „befreundeten Prediger des Ortes, Herrn Mitgau", besucht. Über Franz Antons Erlebnisse als Freiwilliger[1]) in den Befreiungskriegen findet sich Ausführliches in den bereits mehrfach genannten Aufzeichnungen von ihm selbst. Sein Schwager Ludwig Mitgau zog September 1814 als Freiwilliger und Fähnrich in den Feldzug, wurde dann aber schon Anfang des nächsten Jahres von der Braunschw. Justizbehörde reklamiert. — So griff damals die Franzosenzeit in den ganzen Verwandtschaftskreis einer Familie ein, ähnlich umfassend wie im jüngsten Kriege. Luise Niemeyer hat die schweren Jahre der Not aus unmittelbarer Nähe erlebt und starb dann unerwartet plötzlich 1822, wir würden heute sagen: in der Nachkriegszeit, die allerdings vor 100 Jahren sehr viel friedlichere, ja kleinbürgerlich-behagliche Züge trug, die Biedermeierzeit. —

Außer dem schon genannten Bruder[2]) Ludwig hatte Luise noch eine jüngere Schwester Karoline, die mit dem Pfarrer an der St. Michaelis-Kirche zu Braunschweig Wilhelm Pagendarm (1792—1865) verheiratet war. Er ist bekannt als „einer der ersten des neuerwachsenden Glaubenslebens in unserem Lande"

[1]) Im 1. Preuß. Garderegiment.

[2]) Ein zweiter Bruder starb schon als kleines Kind. Bemerkenswert ist die Abfassung der noch vorhandenen Todesanzeige, die geradezu einen Hauch des klassischen Zeitgeistes verspüren läßt: „... Groß und lebhaft ist unser Schmerz bei diesem unerwarteten Todesfall, beruhigend und trostvoll aber auch das Andenken an die Teilnahme unserer nahen und entfernten Freunde ..."

(er war Herrenhuter), „eifriger Förderer der Werke der äußeren und inneren Mission“ (Beste).[1] Mit beiden Schwägern blieb Franz Anton Niemeyer auch noch nach dem Tode Luisens in freundschaftlicher Beziehung, wie er auch später seinen Schwiegervater in Seesen wiederholt noch besuchte.

Die väterlichen Vorfahren der Luise Mitgau lassen sich weit zurückverfolgen. Das Geschlecht der Mitgau saß seit dem 16. Jahrhundert als Verwaltungsbeamte und Geistliche nachweisbar im Harzgebiet, wo es z. T. auch noch heute, nur auf wenigen Augen beruhend, wie schon damals, ansässig ist. Der Name selbst findet sich bis ins 13. Jahrhundert hinein in Urkunden Oberschlesiens und der Lausitz. — Über die mütterliche Herkunft, über das Geschlecht der Lafontaine, ist sehr viel weniger bekannt, obgleich Großvater und Urgroßvater der Luise bekannte und geschätzte Maler ihrer Zeit waren. Darüber hinaus wissen weder Nachschlagewerke noch der Biograph August Lafontaines, Gruber, weiteres mitzuteilen, noch Franz Anton Niemeyer selbst, der seinen familiengeschichtlichen Aufzeichnungen einen ausführlichen Anhang „Geschlecht der Lafontaine“ beigefügt hat und darin alles verwertete, was damals in der Familie Lafontaine selbst noch bekannt war. Er weiß nur, daß die Lafontaines französisch-reformierter Herkunft waren, „welche, nach einer freilich ganz unverbürgten Familientradition Marquis La Fontaine de Villefranche geheißen und ihre Güter bey Lyon gehabt haben sollen. Durch Aufhebung des Edikts von Nantes im Jahre 1685 ward die Familie genötigt, Frankreich zu verlassen.“ Gruber berichtet von August Lafontaine, daß er „übrigens sein Geschlechtsregister wenig über das väterliche Haus hinauszuführen wußte und auch nicht besorgt darum war. Man glaubte wol öfters, ihm eine Ehre zu erzeigen, wenn man ihn fragte, ob er nicht von dem berühmten Jean Lafontaine abstamme; darauf erwiderte er, der Name Fontaine sey in Frankreich so gemein, wie in Teutschland Müller, Schmidt und Meyer; solle er aber etwa von dem alten Haus abstammen, was er nicht wisse, so könne es auf jeden Fall nur durch eine

[1] Vgl. dazu auch den biographischen Abriß über ihn im Braunschw. Sonntagsblatt vom 30. Nov. 1902.

nicht eben legitime Seitenlinie seyn“ [1]). Soviel ist gewiß, daß der Name Lafontaine von mehreren französischen Künstlern des 18. und auch 19. Jahrhunderts geführt wird, deren verwandtschaftlicher Zusammenhang mit der nach Deutschland ausgewanderten Künstlerfamilie sich bisher nicht hat nachweisen lassen. —

Ausführlicheres habe ich kürzlich [2]) über „Die Porträtisten-Familie Lafontaine“ veröffentlicht, so daß ich mich an dieser Stelle darauf beziehen kann. Ich möchte hier nur zur Charakteristik des Hofmalers Ludolf Lafontaine, des Großvaters der Luise, Vaters der Henriette Mitgau eine Begebenheit seines Lebens erzählen, die den Vorzug hat, daß sie nicht nur an mehreren Stellen (so bei Gruber s. o. und Görges-Spehr, Vaterländische Geschichten, 2. Aufl., Braunschweig 1881) bezeugt wird, sondern in jenem Ausruf: „Aber Lafontaine, Er hat ja kein Hemd an“ sogar in der gegenwärtigen Familie Mitgau noch fortlebt und von anderer Seite der Verwandtschaft mir jetzt mündlicher Tradition

---

[1]) Gruber schreibt weiter: „Nur einmal nahm er dieses vermeintliche Kompliment an, als er einem alten General, der füglich seyn Großvater sein konnte, mit den Worten: Der berühmte Schriftsteller Lafontaine! vorgestellt wurde und dieser ihm sagte: Ach, ich kenne Sie recht gut! Sie haben mir in meiner Jugend viel Noth gemacht, als ich Ihre Fabeln auswendig lernen mußte“.

[2]) Vgl. „Braunschweigisches Magazin“, Jg. 1926, Nr. 5. — Als Ergänzung möchte ich hier noch auf ein weiteres erhaltenes Werk Ludolf Lafontaines hinweisen: Ein Ölbildnis im ehemaligen kgl. Schlosse zu Berlin. — Unter den zahlreichen Bildnissen, die von Carls I. von Braunschweig Gattin Philippine Charlotte, einer Schwester Friedrichs des Großen, vorhanden sind, ist auch ein Brustbild von der Hand Lafontaines. Es scheint vom braunschweigischen Hofe für die Eltern zur Erinnerung an die scheidende Prinzessin gestiftet worden zu sein, wie die rückseitige Inschrift vermuten läßt: „Ihro Königl. Hoheit die Frau Herzogin p. p. als Höchstdieselbe mit des Herzogs C. A. R. L. Durchlaucht vermählt worden. Ein Original de Lafontaine“. — Mit anderen Porträts der Herzogin von Pesne, mit dem hervorragend schönen Bilde Anton Graffs im Schlosse zu Braunschweig (einer seiner besten Arbeiten), und mit den vielen Bildnissen der von der Philippine Charlotte oft beschäftigten Malerin Rosine de Gask kann sich Lafontaines Arbeit freilich an künstlerischer Qualität nicht messen. Sie zeichnet sich aber aus durch starken Realismus (Augen, Nase!) und gilt — entgegen den vielen geschmeichelten Bildern — für ähnlich (vgl. dazu Abbildung und Abhandlung von J. P. Meier im Hohenzollern-Jahrbuch 1909, S. 197 f.).

nach fast genau übereinstimmend berichtet wird. Hier ist sie: „Lafontaine war ein heiterer, lebensfroher Mann, dem aber auch fremder Schmerz tief zu Herzen ging. Notleidenden wußte er nicht schnell genug zu helfen, unbekümmert darum, ob nicht für ihn selbst bald eine Verlegenheit daraus entstehen könnte. Einstmals auf einem Spaziergange begegnete ihm ein Greis, dessen Anblick ihn so bewegte, daß er demselben unaufgefordert eine Gabe reichte. „Ach Herr", sagte der Alte, „wenn ich um eine große Wohltat bitten dürfte!" — „Und die wäre?" — „Ein Hemd!", dabei zeigte er seine Brust: ein Anblick, der Erbarmen einflößte. — „Komm Alter, folge mir!" Lafontaine geht rasch auf ein Gebüsch los und als der Bettler ihn eingeholt hat, reicht er diesem ein Hemde hin. Er hatte das seinige ausgezogen, sich zugeknöpft und verfolgte nun seinen Weg. Bei seiner Rückkunft teilte ihm seine Frau mit, daß die Prinzessinnen schon dreimal nach ihm geschickt hätten und er so kommen solle wie er wäre, da es große Eile habe. Obgleich ihn die Gattin gern besser kostümiert hätte, ging Lafontaine sofort hin, er wußte, daß man bei Hofe auf seinen Anzug wenig Acht haben würde, zumal eine Redoute bevorstand, zu welcher er den Prinzessinnen griechische Kostüme zeichnen sollte. Die eine Prinzessin war noch ungeduldiger wie die andere, wodurch er in solche Aufregung versetzt wurde, daß ihm der Schweiß von der Stirne rann. Um sich Abkühlung zu verschaffen, öffnete er den Rock ein wenig; mit einem Aufschrei sprangen die Prinzessinnen zurück und riefen: „Aber Lafontaine, Er hat ja kein Hemde an!" und das in demselben Augenblicke, in welchem die Herzogin (Schwester Friedrichs des Großen) in das Zimmer trat. Der bedenkliche Blick, den diese auf den Hofmaler warf, brachte ihn zu dem Entschluß, sein Erlebnis mit dem Bettler zu erzählen. Die Herzogin lächelte, bei den Prinzessinnen war das alte Vertrauen wiederhergestellt. Aber als er zu Hause den Vorfall seiner Frau erzählte, fühlte diese sich im hohen Grade unglücklich darüber und es half ihm wenig, daß er sich auf die Auferstehung berief, wobei es noch weit wunderlicher zugehen würde. Erst nach einigen Tagen wurde sie beruhigt, als von der Herzogin ein Paket ankam, bei dessen Eröffnung sie zu ihrem großen Erstaunen ein Dutzend der feinsten Oberhemden fand."

Ahnentafel der Luise Niemeyer, geb. Mitgau (1789—1822).

1. **Luise Mitgau,** * Herrhausen 1789, † Greifswald 1822, ∞ Halle 1815 Franz Anton Niemeyer, Professor der Rechte (1790—1864).	Ernst Georg **Mitgau,** Pfarrer zu Herrhausen, später zu Seesen. * Schöningen 1763, † Seesen 1838.	Joh. Georg Ludwig **Mitgau,** Fürstl.-Braunschw.-Lüneburg. Landeskommissar u. 1. Bürgermeister zu Schöningen. * Volkersheim 1725, † Schöningen 1768.	Joh. Rötger **Mitgau,** Pastor zu Volkersheim, ev. Prior des Klosters Marienthal b. Helmstedt, * Quedlinburg 1691, † Marienthal 1759.
			Sophia Katharina **Voigt,** Tochter des Hofgoldschmiedes u. Ratsverwandten Joh. Mich. Voigt zu Wolfenbüttel. * Wolfenbüttel 1701, † ?, ∞ Wolfenbüttel 1719.
2. Ludwig **Mitgau,** Hzgl.-Braunschw. Amtsrichter zu Gandersheim. * Herrhausen 1791, † Gandersheim 1874, ∞ Schachtenbeck 1824 Sophie Dammeyer, Tochter des Amtmanns D. (1804—1846).		Maria Elisabeth Juliane **Stisser.** * Schöningen 1743, † Schöningen 1785, ∞ Schöningen 1761.	Berthold Vincent **Stisser,** 1. Bürgermeister und Fürstl.-Braunschw.-Lüneburg. Sekretarius zu Schöningen. * Helmstedt 1694, † Schöningen 1757. (3. Ehe.)
			Christiane Frieder. **Polten,** * ? 1717, † Schöningen 1743 im Wochenbett, ∞ Schöningen 1738.
	Henriette S. J. **Lafontaine.** * Braunschweig 1757, † Seesen 1819, ∞ Braunschweig 1788.	Ludolf Ernst Andreas **Lafontaine,** Herzogl.-Braunschweigisch-Lüneburgisch. Hofmaler (Karls I.) zu Braunschweig. * Celle 1704, † Braunschweig 1774. (4. Ehe.)	Georg Wilhelm **Lafontaine,** Kgl. Großbritt. und Kurfürstl. Hannoversch. Hofmaler. * ? um 1680, † Hannover 1745.
			Anna Elisabeth **Brabandt,** Tochter des Stempelschneiders und Goldschmiedes Ernst B. aus Celle. * Celle 1675, † Hannover (?), ∞ Celle 1700.
3. Caroline **Mitgau,** * Herrhausen 1793, † Braunschweig 1868, ∞ Seesen 1815 Wilhelm Pagendarm, Pastor zu Braunschweig (1792 bis 1865).		Sophia Elisab. **Thorbrügge,** * Braunschweig 1724, † Braunschweig 1785, ∞ Braunschweig 1754. (Hofjungfer a. reg. Hofe.)	Wilh. Hch. **Thorbrügge,** Clavigerus und Juris Practicus am Stift St. Blasii zu Braunschweig, auch Amtmann a. d. Schaumburg (?), * ?, † Braunschweig 1739.
			Sophia Catharina **Schroeter** (verwitw. Sander), * Braunschweig (?), † Braunschweig ?, ∞ Braunschweig 1723.

Zu Theodor Niemeyers 70. Geburtstag.

Theodor Niemeyer 70 Jahre! Wie reimt sich das auf seine eben begonnene und in ihren Anfängen schon gedruckte Arbeit am „Systematischen Handbuch des Abrüstungsproblems“? Wie sich das reimt? Wie „Leben“ auf „Streben“! Sein ganzes Leben war ein Streben nach den höchsten Zielen der Wissenschaft, getragen von dem tief-ernsten Verantwortungsgefühl, das ihn beseelte von seiner ersten wissenschaftlichen Arbeit, dem „Depositum irregulare“, an bis zur „Fragestellung des Abrüstungsproblems“. Darin liegt Theodor Niemeyers Wesensart, ihr verdankt er die Führerstellung in der Wissenschaft des Völkerrechts und Internationalen Privatrechts. Es ist hier nicht der Ort, sein Werk im einzelnen zu beleuchten, nur den Dank möchte ich Theodor Niemeyer aussprechen für alles, was er uns gab. Und ich halte mich für berechtigt, diesem Danke Ausdruck zu geben, war ich doch vor fast 40 Jahren als junger Student in Halle sein Schüler und habe seitdem seinen wissenschaftlichen Lebensweg verfolgt, bis auf den heutigen Tag. Es war ein steiniger und steiler Weg, aber er führte ihn zu den lichten Höhen der Erkenntnis. Möge es ihm vergönnt sein, noch lange auf diesen Höhen mit ungeminderter Schaffenskraft zu wandern, ihm selbst zur innersten Befriedigung, der Wissenschaft zur Förderung, seinen Schülern zum leuchtenden Beispiel!

Berlin, den 5. Februar 1927.

Professor Dr. jur. Ludwig Beer.

Verluste, Zuwachs und Entwickelung der einzelnen Familien in der Gegenwart.

Laut Beschluß der Familientagung vom 23./24. Oktober 1926 umfaßt unser Verband des Geschlechtes Niemeyer-Halle sämtliche Nachkommen von Johann Hermann Niemeyer (V. 1) in männlicher wie weiblicher Folge gemäß den Stammtafeln von 1915. So haben wir im folgenden nachzuholen, was in den vorangegangenen Nachrichten versäumt wurde, namentlich Berichte über die Stämme Nebe und Rein, ferner über das Geschlecht Heine. — Auch hier sei nachdrücklichst darum gebeten, daß jeder Familienvater unaufgefordert regelmäßig mitteile, was die Überschrift in sich begreift.

Vom Stamm Wilhelm Hermann Niemeyer ist nichts zu berichten.

Stamm Franz Anton Niemeyer:

Erwin Boroffka, der Verlobte von Charlotte Niemeyer (XII. 50) ist Direktor und Besitzer eines Konservatoriums im Süden Berlins, das alle Gewähr für künstlerischen, wirtschaftlichen Gewinn verspricht.

Stamm Carl Eduard Niemeyer:

Otto und Hanna Fischer-Lamberg (XIII. 50) wurde in Halle 1926 Dezember 14. eine zweite Tochter Renate Lilli Erica geboren.

Von der Familie Walter Geffcken (XII. 63) in München wird mitgeteilt: Karl Geffcken (XIII. 60), Attaché am Auswärtigen Amt, Dr. jur., in Berlin ist verlobt mit Elfriede Anna Ladwig. * Velbert (Rhld.) 1902 Februar 23., Tochter des † Fabrikbesitzers Franz Ferdinand Ladwig und dessen Gattin Anna Ladwig.

Lisbet Geffcken (XIII. 61) ist verlobt mit Dr. Kurt Maurer. * Heidelberg 1900 Januar 13., z. Zt. Assistent am chemischen

Institut der Universität Jena, Sohn des Geheimrats Professor Dr. Friedrich Maurer (Anatom) und seiner Frau Maria, geb. Fremerey.

Walter Geffcken (XIII. 62) studiert Chemie in München.

Familie Paul Niemeyer (X. 43): Nach kurzem, schweren Leiden entschlief sanft Hedwig (Jadja) Niemeyer (XI. 83) im 66. Lebensjahre zu Düren 1926 März 24. Eine hochbegabt musikalische Natur erfreute die nächste Familie, wie viele, viele Freunde und einen großen Bekanntenkreis durch ihre schönen Gaben, die sie verschwenderisch und ohne Zögern darbot. Eine vortreffliche Klavierspielerin, geübt besonders im Kammermusikspiele, wie als Begleiterin. Wer in der Familie hat nicht ihre außerordentliche Herzensgüte, ihre Geradheit, ihren offenen Sinn, der keine Falschheit kannte, erfahren! Besonders nahe stand sie der Familie ihres Onkels Hans in Essen, in dessen musikalischem Hause sie im reichsten Maße Anregung fand. Wir bewahren ihr Andenken bis ans Ende unserer Erdentage, aber darüber hinaus wird auch unsere Jugend von ihr erzählen.

Walter Hennecke (XII. 74) und Angela Patz feierten 1926 März 2. im großen Verwandten- und Freundeskreise Hochzeit. 1926 Dezember 7. wurde ihnen ein Sohn geboren, welcher den Namen Rolf erhielt.

Otfried Hennecke (XII. 75) ist Prokurist geworden.

Hildegard Hennecke setzt ihre Musikstudien in Köln fort.

Theodor Niemeyer (XI. 89) vollendete 1927 Februar 5. sein 70. Lebensjahr, nachdem seine Gattin Johanna geb. Schulz ihm in der Erreichung des gleichen biblischen Alters schon 1926 Juni 21. vorangegangen war.

Beide erfuhren schweres Leid durch den Verlust ihres jüngsten Kindes: Günter (XII. 82) fand 1926 September 10. den Seemannstod vor dem Strande von Kitzeberg. Bei stürmischer See wagte er eine Probefahrt mit neuem Segelboot; dieses schlug um, schwimmend versuchte er das Ufer zu erreichen — da machte vermutlich ein Herzschlag seinem jungen Leben ein Ende.

Hans Gerd Niemeyer (XII. 84) war September-Oktober Berichterstatter über die Völkerbundstagung in Genf für Rhein.-Westf. Zeitungen. Er war somit auch Zeuge der Aufnahme in

den Völkerbund. Jetzt studiert er im 3. Semester die Rechte zu München.

Otto Niemeyer (XII. 81) setzt seine künstlerischen Studien in Berlin fort und wohnt Königin-Augustaufer 51 im Atelierhaus.

Hans Jürgen Vollbrandt (XII. 87) bestand im Oktober zu Berlin die ärztliche Vorprüfung. Seine Schwester Marianne (XII. 88) ist jetzt an einer Volksschule in Duisburg-Meiderich tätig.

Ruth Krawehl (XII. 91) heiratete 1926 Dezember 11. Dr. V. Wahl, Sohn des † Sanitätsrates Dr. V. Wahl in Essen.

Stamm Hermann Agathon Niemeyer.

1923 Sept. 18. schied die ältere Tochter Otto Nasemanns (X. 46) Charlotte (gen. Lotte) im 67. Lebensjahre von ihrer Schwester und Lebensfreundin Käte. Beide Schwestern hatten ihre Mutter Wilhelmine, das zweite Kind Hermann Agathons, schon im frühesten Kindesalter, sechs- und zweijährig, verloren. So wuchsen sie unter dem Einfluß des so geistig bedeutenden Vaters heran und erhielten eine über das Maß der Mädchenschule wesentlich hinausgehende Bildung. Doch auch ihn mußten sie allzufrüh entbehren. Er starb 1895.

Die Naturen beider Schwestern waren durchaus verschieden: Lotte, schwerblütig, mußte den Dingen auf den Grund gehen, das Leben wurde ihr schwer gemacht. Dazu war die Ärmste früh augenleidend; das verschlimmerte sich mehr und mehr, schließlich führte es gar zur Erblindung. Käte hat die fröhliche Beweglichkeit ihres Vaters geerbt. So ergänzten sich beide und waren einander treueste Freundinnen. Im Frühjahr 1923 erkrankte Lotte an Erkältung, diese führte zu einem Lungenleiden und endlich wurde sie durch Herzschlag erlöst. —

Am Familientag überzeugten wir uns, daß unsere liebe Base Käte den Lebenskampf mutig allein weiterführt. Der Segen des Vaters wird sie noch lange Zeit in körperlicher wie geistiger Frische erhalten.

Widmanns (XII. 93) Shanghai wurden 1926 Juli 6. durch die glückliche Geburt eines gesunden Jungen erfreut, der 1926 Oktober 10. auf die Namen Adolf Heinrich getauft wurde.

Stamm Pernice.

1926 August 21. verlor Karoline (gen. Lili) Nöldechen geb. Pernice (XI. 127) ihren Gatten Martin, Forstmeister a. D. zu Schwedt a. d. O. infolge eines Unfalls. Martin August Nöldechen war ein echt deutscher, aufrechter Forstmann, mit ganzer Seele seinem Forste verschrieben. Den Abschied von seinem geliebten Walde hat er nicht verwunden, wie auch der Niedergang des Vaterlandes ihn ständig schmerzte. Er wurde in Wanzleben, wo sein Vater, der spätere Konsistorialpräsident Nöldechen, Landgerichtsdirektor war, 1848 März 4. geboren. Martin besuchte das Domgymnasium zu Magdeburg, weiter das Gymnasium zu Gütersloh und bestand das Abiturium in Ilfeld a. Harz. Hier überkam ihn die Liebe zu Wald und Flur. Im Sommer 1870 machte er den Feldzug als Fähnrich mit, wurde am 30. August bei Beaumont durch Brustschuß schwer verwundet; zudem befiel ihn Typhus. Nur in der Garnison konnte er als Offizier weiter dienen. Er studierte Forstwissenschaft in Eberswalde, fand dann als Forstbeamter hier und dort Verwendung. Als Feldjägerleutnant war er im Kurierdienst in Konstantinopel, 1880—1892 Oberförster in Pentzig a. d. O. Nachdem er seine erste Gattin sehr bald durch den Tod verloren hatte, vermählte er sich zum zweiten Male 1886 Januar 2. mit Lili Pernice, der älteren Tochter von Herbert Pernice (XI. 59). Weiter war Nöldechen Oberförster in Kleinwasserburg am Spreewald, 1896 in Heinersdorf b. Schwedt, nun als Forstmeister, 1901 in Schwedt selbst. 1919 beglückwünschten ihn Familie und Behörde zum 50jährigen Amtsjubiläum, der Jubilar in voller geistiger wie körperlicher Kraft. Sein Ende wurde durch einen Sturz vom Rade herbeigeführt, wohl infolge eines Schwindelanfalles.

Erich Posers (XII. 131) sind nach Lübeck übersiedelt. Er ist dort in einem Ziegeleiunternehmen tätig.

Hans Kamekes (XII. 135) (Grunewald-Berlin, Orberstr. 18) wurde 1926 Juli 20 ein Knabe geboren. Er erhielt die Namen Hans Jürgen, Karl-Otto, Gottfried.

Kord v. Einems (XII. 136) (Halle, Wörtherstr. 23) wurde 1926 Juli 11. ein Knabe geboren, der Kord-Dieter, Georg, Gottfried genannt worden ist.

Wichard Schwarzlose und Lore, geb. v. Jacobi (XII. 137) heirateten 1926 Mai 15. Sie wohnen in Trebitsch bei Polsnitz, Kreis Glogau.

Die Geschlechter Rein und Nebe besitzen eigene Stammtafeln, so daß hier die „Sippe Niemeyer" in ihren Forschungen außerordentlich unterstützt wird, wie umgekehrt die Rein-Nebe in ihrer Familienkunde Ergänzung finden durch unsere Stammtafeln (Tafeln 11, 12a und 12b).

Aus der Familie Rein teilen wir nachträglich mit:

Heinrich Kohl (XII. 164), Regierungsbaumeister Dr., Oberleutnant der Res. im Inf.-Regt. 101., starb den Heldentod als Kompagnieführer 1914 September 26. bei Moronvilliers, nahe bei Reims. (Siehe Stammtafel Rein, S. 11.)

August Kohl (XII. 166), Leutnant der Res. im 2. Gardek., starb den Heldentod 1914 August 29. in Le Sourd bei St. Quentin. (Siehe Stammtafel Rein S. 11.)

Wilhelm Rein (XII. 169), gefallen bei Vilney im Priesterwald 1915 April 9. (Siehe Stammtafel Rein, S. 12).

Hans Rein (XII. 158), starb den Heldentod bei Maizeray 1915 April 11. (Siehe Stammtafel Rein, S. 13).

Siegfried Rein (XII. 159) wurde 1915 März 30. im Osten am Oberschenkel schwer verwundet und ins Feldlazarett Suwalki gebracht. Sein Zustand verschlimmerte sich; eine Lungenentzündung führte 1915 April 28. seinen Tod herbei. (Siehe Stammtafel Rein, S. 15).

Weitere ausführliche Nachrichten zum Stamm Rein behalten wir uns für ein folgendes Heft vor.

Stamm Nebe.

Familie August Nebe (XI. 169): Der Hausherr ist seit Ostern 1921 Direktor der Franckeschen Stiftungen. Zwei Söhne verloren August Nebe und seine Gattin Franziska im Weltkrieg: Johann August Ferdinand (XII. 177) im Fossenwald bei Douaumont (Verdun) gefallen 1916 März 3. und Johannes Hermann Richard (XII. 178) bei Bowriers 1917 April 8. gefallen.

Maria Nebe (XII. 179) ist seit 1927 Januar 1. als Fürsorgeschwester in Hamburg tätig.

Elisabeth Nebe (XII. 183) ist mit dem Kandidat des Predigtamtes Otto Müller aus Dotzheim bei Wiesbaden, z. Zt. auf dem Predigerseminar in Herborn, verlobt.

Ludwig Nebe (XII. 180) hat nach Vollendung der kaufmännischen Ausbildung nochmals das Studium der Rechte, in Halle, aufgenommen.

Gustav Nebe (XII. 181), Landwirt, ist Versuchsringleiter in Polen (Posensches Gebiet).

Martin Nebe (XII. 182), Dr. phil., ist seit 1926 Oktober 1. in den kaufmännischen Beruf übergegangen und jetzt bei dem Zucker-Konzern in Halle angestellt.

Weitere ausführliche Nachrichten zum Stamm Nebe behalten wir uns für ein folgendes Heft vor.

Stamm Johann Anton Niemeyer.

Johannes Heine (XI. 202), Pastor in Gardelegen verlor am Typhus seine Tochter Irmgard, 19jährig, 1917 Oktober 24. und seine Gattin Margarete, geb. Goßrau, 1917 November 2. Ihm blieb seine Charlotte (XII. 238), die eine treffliche Sängerin und Gesangslehrerin ist. Seinen Haushalt führt seine Schwester Helene (XI. 204).

Sein Neffe Kurt Henning (XII. 243), Sohn von Martha, geb. Heine (XI. 203), starb am Magenkrebs 1926 Juni 28.

August Heine (XI. 203) hat mit der Ungunst der Zeit schwer zu kämpfen. Sein Sohn Johannes (XII. 239), geboren zu Bernburg 1899 November 2., Kaufmann, hat sich 1926 März 21. mit Erna Müller, Tochter des Kalkulators Karl Müller in Tegel, * Henningsdorf-Tegel 1902 Juli 25. verheiratet.

Seine Tochter Helene (XII. 240) ist seit 1920 April 20. mit dem Kaufmann Fritz Woltersdorf, * Hamburg 1895 August 2. verheiratet. Dem Paar wurde eine Tochter Ursula 1921 Juni 25. zu Berlin geboren.

Sein Sohn Erich Heine (XII. 241) starb zu Berlin am 1. Pfingstfeiertage 1919 Juni 6.

Der Vetter aus Amerika.

Am 9. Februar erlebten wir eine freudige Überraschung. Es klingelt und meine Margarete meldet mir: „Ein Vetter aus Amerika"! Das konnte nur ein Sohn von Wilhelm Niemeyer (X. 48) sein, der als Musiklehrer nach New York ging, und von dessen Familie wir seitdem nichts Näheres mehr gehört hatten. Wirklich, Alfred Niemeyer, mein direkter Vetter, stand vor mir und nach herzlicher Begrüßung teilte er von seinem Leben mit. Als 14jähriger ist er in die kaufmännische Lehre gekommen und war dann lange Zeit als Reisender tätig. Vor sieben Jahren gründete er mit Hilfe guter Freunde die „Medo Photo Supply Corporation" in New York, deren Präsident er seitdem ist. Das Geschäft hat er zu schöner Blüte gebracht und bewohnt heute ein eigenes Haus in New Jersey. Er ist mit Lotte Merten, einer Deutsch-Amerikanerin und Jugendfreundin glücklich verheiratet und hat eine 22jährige Tochter Grace.

Wie stark der Familiensinn auch in dieser Familie fortlebt trat bald zutage. Geschäfte führten Vetter Alfred zum erstenmal nach Europa und nach Berlin. Dort hat der Zug nach der Stadt seiner Väter ihm keine Ruhe gelassen und er mußte auf ein paar Stunden nach Halle kommen. Lebhaft interessierte er sich für alle Familienerinnerungen und mit innerer Bewegtheit sah er die alte Moritzburg, wo sein Vater als fröhlicher Student im Karzer gesessen und Fische in der Saale geangelt hat. Dann das Haus der Großmutter am Franckeplatz und die Stiftungen, wo unsere Väter geboren und erzogen wurden, machten mit ihrem schlichten und großartigen Ernst auf Alfred großen Eindruck.

Wir haben uns herzlich über diesen Besuch gefreut und ich habe nicht versäumt, Vetter Alfred anzuraten zum nächsten Familientag mit seiner Familie wieder in der alten Heimat zu erscheinen und auch seine ältere Schwester Elsbeth, die ihn mit Tränen in den Augen zum Schiff begleitet hatte, mitzubringen.

Halle, Februar 1927.

Hermann Niemeyer.

A: 1478

Familien-Nachrichten

für das

Geschlecht Niemeyer (Halle)

Neue Folge der Familien-Nachrichten für die Nachkommen A. H. Franckes

---

Zehntes Stück



Halle (Saale) 1928

Franckesche Stiftungen
Haupt-
Bibliothek
Halle/Saale
20.212 -10
AI 1478

Das Hallesche Waisenhaus.

Von D. Dr. August Nebe.

Das Jahr 1927 hat durch Gedächtnisfeiern die Gestalten von zwei großen Menschen- und Kinderfreunden besonders lebendig vor unserm geistigen Auge erstehen lassen, die Gestalten Heinrich Pestalozzis, der vor hundert Jahren lebensmatt und lebenssatt starb, und August Hermann Franckes, der 1727 von seinem Werke schied. Beide beanspruchen Gegenwartswert. Aber Pestalozzi fühlte sich seinerzeit mit seinen edlen Absichten unverstanden und „aus einem fremden Weltteil verschlagen"; alle seine Gründungen haben ihn nicht überdauert, die Nachwelt kann sich nur an seinen geistigen Anregungen stärken und erfreuen, Francke dagegen war es beschieden, daß er mit hochfliegenden, weitumspannenden Ideen einen scharfen Blick für die Wirklichkeit verband und ein erstaunliches Geschick sie zu meistern; wenn Menschen von ihm schwiegen, würden die Steine von ihm reden: Die alten, langgestreckten Gebäude seiner Stiftungen in Halle a. d. S., in denen bei seinem Tode 2207 Schüler unterrichtet und etwa 400 Zöglinge erzogen wurden, darunter 100 Waisenknaben und 34 Waisenmädchen, und in denen noch jetzt sein Werk fortgesetzt wird.

Der ganze Umkreis der Franckeschen Stiftungen heißt noch in der Gegenwart im Volksmund das Waisenhaus, und die erwerbenden Anstalten, die der Stifter mit klugem Vorbedacht angegliedert hatte, und die sich auch in der schweren Notzeit der jüngsten Vergangenheit als wertvolle Grundlagen des ganzen Werkes bewährt haben, nennen sich ausdrücklich seit alters Buchhandlung, Buchdruckerei und Apotheke des Waisenhauses. Das hat seinen guten Grund; denn das Waisenhaus gehörte zu den ersten Gründungen A. H. Franckes, seinen Zwecken vor allem diente das erste große Gebäude, das in den Jahren 1698 bis 1700 zum

Staunen seiner Zeitgenossen dicht vor den Toren Halles entstand, und zeitlebens blieb ihm das Waisenhaus das Herz- und Kernstück seines Werkes, in dem der fromme Mann die Fußstapfen des lebendigen Gottes sah.

Als der 29jährige Pfarrer und Magister 1692 in Glaucha, einer unmittelbar vor den Mauern Halles gelegenen Vorstadt, einzog, hatte er Schweres hinter sich und sah er schwere Aufgaben vor sich. Aus Leipzig hatte man den jungen Dozenten, der Speners „fromme Wünsche" so kraftvoll und erfolgreich in die Tat umzusetzen und seine Studenten von den toten Formen und starren Formeln eines verknöcherten Kirchentums zu wahrem, lebendigem Bibelchristentum und werktätiger Liebe zu führen versuchte, von der Universität verdrängt. Aus Erfurt, wo er als Pfarrer an der alten Augustinerkirche und als Universitätslehrer anderthalb Jahr eine ungemeine Anziehungskraft ausgeübt hatte, war er bei dem Landesherrn als übler Ketzer und gefährlicher Aufrührer und Schädling verdächtigt, mit Schimpf und Schande verwiesen worden. — Und nun legte man ihm ein verantwortungsvolles Doppelamt auf seine Schultern; denn neben dem Pfarramt an der arg verwahrlosten Vorstadtgemeinde sollte er eine Professur an der eben erst im Entstehen begriffenen Universität für Griechisch und orientalische Sprachen übernehmen. Aber gerade dieses Doppelamt entband alle in ihm schlummernden reichen Anlagen und Kräfte und machte ihn für Jahrzehnte zum eigentlichen Bannerträger des Pietismus. Ihm, dem gefeierten Universitätslehrer und dem geliebten Studentenvater, und Christian Thomasius, dem bahnbrechenden Juristen, verdankte die junge Hochschule vor allem ihr rasches Aufblühen; und in seinem pfarramtlichen Wirken und Schaffen stellte er dem heranwachsenden Theologengeschlecht ein großes Muster hin, das Nacheiferung weckte und dem Urteil höhere Gesetze gab. Ja dadurch, daß er zeitweise mehr als hundert Studenten zu Mitarbeitern an seinem großen Liebeswerk im Unterricht und in der Erziehung heranzog und vielen mit milder Hand in ihren Nöten half, schuf er sich eine Schar treuer Anhänger, die später Träger seiner Gedanken in Kirche und Schule in allen Ländern Deutschlands wurden und über dessen Grenzen hinaus.

Nicht eitler Ehrgeiz und planlose Projektenmacherei haben A. H. Francke zur Begründung des Waisenhauses geführt, sondern der klare Blick und das heiße Herz für die besonderen Nöte der Zeit. Noch zeigten sich überall, vor allem in der Verelendung der Volksmassen und in der Verwahrlosung der heranwachsenden Jugend, die unheilvollen Folgen des großen Krieges. Sie traten ihm besonders vor Augen, als er nach Gründung des eigenen Hausstandes 1694 bei der üblichen Almosenaustellung im Pfarrhaus an jedem Donnerstag die Kinder im Beisein der Alten zu katechisieren begann. Hier war rasche Hilfe heilige Pflicht; als er einmal in seiner Armenbüchse sieben Gulden fand, war daher sein Entschluß fertig, und er sprach das bekannte folgenreiche Wort: „Das ist ein ehrlich Kapital; davon muß man etwas Rechtes stiften; ich will eine Armenschule anfangen." Und so geschah es; ein Student begann um Ostern 1695 in einem Raum des Pfarrhauses die Ärmsten der Armen zu unterrichten. Aber diese unscheinbare Keimzelle weckte regstes Leben: noch in demselben Jahr muß er auf Drängen der Eltern eine Bürgerschule einrichten, und kann er mit einer Gabe von 500 Talern seine Waisenanstalt beginnen, die den am meisten Verwahrlosten und Gefährdeten eine sichere Zufluchtsstätte und eine treffliche Lebensschule wurde. Rasch schließt sich ein Jahresring um den andern: Das Pädogogium für Knaben der höheren Stände und des Adels, die Lateinschule mit einer großen Pensionsanstalt für die Söhne des Mittelstandes, das Gynäceum (höhere Mädchenschule), der Studentenfreitisch, der bei Franckes Tode 255 zugute kam, das Witwenhaus, die erwerbenden Anstalten.

Ein kleiner Schulstaat war so in wenig Jahren entstanden fast ohne des Stifters eignes Zutun, sondern nach einer gewissen Eigengesetzlichkeit. In zerstreut liegenden, angemieteten und angekauften Häusern waren die einzelnen Anstalten untergebracht; das war ein offenbarer Notstand. Aber der große Gedanke des in der Liebe tätigen Glaubens hatte inzwischen nah und fern treue, opferwillige Anhänger gefunden und Franckes schöpferisches Organisationtalent weithin staunende Bewunderung geweckt. So konnte er mit einem Kapitel von 19000 Talern, das man gesammelt hatte, 1698 den Grundstein zu dem ersten, großen,

eigenen Bau legen, an den sich dann in den nächsten Jahrzehnten weitere Häuser schlossen, die bald den ganzen inneren Hof von 250 Metern umrahmten. Das Vorkaufsrecht, das der Landesherr ihm zugestanden hatte, brachte bald die anliegenden Gärten und Weinberge in seine Hand und gab seinen Stiftungen Luft und Licht sowie die beste Möglichkeit weiterer Entwicklung und Ausdehnung. Auf diesem Gelände fand auch die auf seine Anregung gegründete erste Bibelanstalt Unterkunft, die schließlich Bibeln zu dem erstaunlich billigen Preise von 6 guten Groschen lieferte und nach hundert Jahren für die größte Bibelanstalt der Welt, die britische und ausländische Bibelanstalt, das Vorbild bot.

Wie er so einer der Väter der inneren Mission ward, so sieht auch die äußere Mission der evangelischen Kirche in ihm ihren Vater.

Zweimal haben die Stiftungen Franckes schwere Notzeiten erlebt und an dem Rand des Abgrundes gestanden. Das war in den Tagen Napoleons, als ihr damaliger Leiter, August Hermann Niemeyer, nach der Schlacht bei Jena und Auerstädt als Geisel nach Frankreich entführt wurde und alles wankte, und in der jüngsten Vergangenheit, wo die Inflation einen Kapitalbesitz von rund 10 Millionen Goldmark vernichtete und nur die Erträge des kleinen Grundbesitzes und der erwerbenden Anstalten zur Erhaltung der fünf großen Schulen der Stiftungen und des Waisenhauses mit seinen mehr als hundert Zöglingen übrig blieben. Damals wurde das scheinbare Unglück ein Glück für Halle und die Stiftungen, denn Niemeyer, der seine literarischen Beziehungen ausnutzte, erlangte bald die Freiheit, ja auch Empfehlungen an Jérôme in Kassel und dessen Minister und rettete dank seiner diplomatischen Gewandtheit die gefährdete Universität Halle und das Werk seines Ahnherren. Die rauhe Gegenwart zwang zu einer Einschränkung der Stiftungen, die in ihren Schulen zeitweise 3000 Schüler und Schülerinnen gehabt hatten, und sämtliche Parallelklassen wurden abgebaut. Aber noch bestehen fünf Schulen auf dem Gelände der Stiftungen: eine Mittelschule, eine Oberrealschule und ein Gymnasium für Knaben und eine Mittelschule und ein Oberlyzeum für Mädchen, und die drei Erziehungsanstalten Franckes, das Waisenhaus, die Pensionsanstalt und das Päd-

agogium, sind im wesentlichen ungeschmälert geblieben. In die freigewordenen Schulräume sind die Sprachheilklassen der Stadt und eine Hilfsschule eingezogen, so daß, wie einst bei Franckes Tode, auch jetzt noch etwa 2000 Schüler und Schülerinnen, meist in neuen, schönen Schulgebäuden unterrichtet werden. In den drei Turnhallen, auf den prächtigen Spiel- und Sportplätzen und in den großen Gärten ist gute und reiche Gelegenheit geboten, auch die Körper zu stählen. Wie eine stille Insel liegt die kleine Schulstadt mitten in der unruhigen Großstadt mit ihrer Hast und Unrast.

Nach solchen Erfahrungen ist die Hoffnung berechtigt, daß auch aus den Erschütterungen der jüngsten Vergangenheit Segen ersprießen wird. Das kleiner gewordene Arbeitsfeld ermöglicht eine intensivere Unterrichts- und Erziehungsarbeit. Und bei der stimmungsvollen Francke-Gedächtnisfeier im Juni dieses Jahres ist der Wille des Staates das Werk Franckes auch in Zukunft nicht sinken zu lassen und ihm seine Eigenart zu erhalten, ebenso klar zum Ausdruck gekommen, wie die dankbare, treue, tatkräftige und opferbereite Anhänglichkeit der alten Schüler und Zöglinge der Stiftungen.

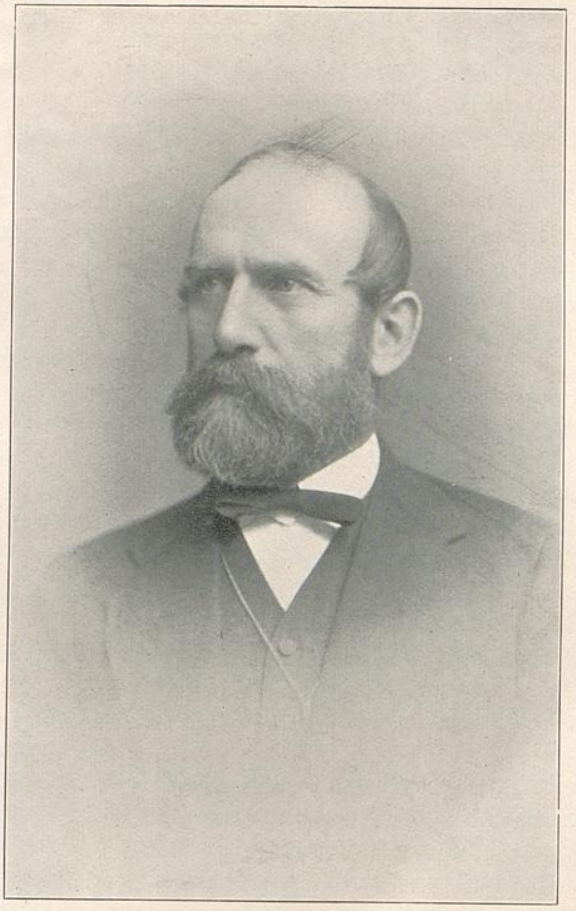
Konrad August Wilhelm Niemeyer.

Zu seinem 100. Geburtstage.

Wir wissen aus den Stammtafeln unseres Geschlechtes, die Franz Anton Niemeyer erstmalig aufstellte und herausgab, ferner aus den von ihm gesammelten Familienpapieren, die mit Unrecht diesen bescheidenen Namen führen, da sie vielmehr eine regelrechte Familiengeschichte darstellen und uns in unsern Heften so oft von dem Leben und Wesen unserer Ahnen erzählten — wir wissen, was wir diesem zweiten Sohn des Kanzlers zu danken haben.

Wenn wir im folgenden seinem Sohn Konrad zu seinem 100. Geburtstage nachgehen und sein Lebensbild uns vergegenwärtigen, so danken wir in dem Sohne auch dem Vater für seinen treuen Familiensinn.

Franz Anton Niemeyer war im Frühjahr 1823 als außerordentlicher Professor der Jurisprudenz nach Greifswald berufen und gleichzeitig zum Assessor und Dirigenten des Königlichen Konsistoriums ernannt worden. Von seiner ersten Gattin Luise geb. v. Mitgar haben die Hefte II und IX erzählt. Unsere Stammtafeln weisen nach, daß von ihren vier lebenden Kindern damals Sofie 7 Jahr alt, Hermann 6, Clara 5 und Augustin erst 1 Jahr alt war. Den mutterlosen Haushalt führte zunächst Franzens Schwester Auguste, dann Caroline. Im Sommer 1824 lernte der Witwer Gabriele v. Haselberg, die Tochter des Oberappellationsgerichtsrates v. H. kennen und lieben und verheiratete sich mit ihr am 18. März 1825. Aus dieser Ehe wurden ihm am 11. Dezember 1825 Franziska, am **14. Mai 1828** unser **Konrad** und am 4. Oktober 1833 Friederike geboren. Nun lassen wir die Aufzeichnungen erzählen, die Konrad N. so wundervoll seinen Kindern hinterlassen hat.



Konrad August Wilhelm Niemeyer
* Greifswald 14. Mai 1828
† Kiel 15. März 1903.

„Ich habe eine sehr glückliche Kindheit gehabt. Meine ersten Erinnerungen knüpfen sich an das, dem unseren ganz nahe gelegene, großelterliche Haus, wohin wir Kinder täglich auf mehrere Vormittagsstunden geschickt wurden. Unsere Großmutter war eine sehr schöne, fein- und hochgebildete Frau, handhabte das Spinnrad und die Harfe mit gleicher Geschicklichkeit, spielte mit meinem Vater Schach und behütete uns mit liebevoller Geduld. Sie starb im Herbst 1833. Während ich an sie doch nur eine dunkle Erinnerung habe, steht mir mein Großvater völlig deutlich vor Augen. Ein kleiner, zierlich gebauter Mann, mit kurz geschnittenem Haar, stets sehr sorgfältig gekleidet in silbergrauem Frack und sauber gebranntem Jabot. Auch nach dem Tode der Großmutter waren wir wöchentlich zweimal abends seine Gäste, wie wir denn auch den Weihnachtsabend regelmäßig bei ihm verbrachten. Ich sehe ihn noch vor mir, wenn er, den silbernen Wachsstock in der Hand eintrat und mit einem freundlichen: wenn es den Herrschaften jetzt gefällig ist, uns einlud in seine Zimmer hinüber zu kommen, wo die Bescherung aufgebaut war. — Am 1. Oktober 1838 feierte er sein 50jähriges Dienstjubiläum als Präsident des Gerichtes und beantwortete eine lateinische Anrede seines ersten Rats, die dieser ablas, sofort in fließendem Latein. Vier Wochen darauf starb er, 75 Jahr alt."

Wir müssen es uns versagen, Konrad Niemeyer in der Schilderung der weiteren v. Haselbergischen[1]) Verwandtschaft zu folgen, so fesselnd sie ist und so sehr sie auch an dem Leben in seinem Elternhaus und an seiner, wie an der Geschwister Entwickelung teilnahm.

„Das elterliche Haus, eine Amtswohnung, dem Turme der Hauptkirche gegenüber, an der windigsten Stelle der windigen Stadt gelegen, mit niedrigen Zimmern, kleinen Türen und Fenstern, einfach eingerichtet, aber geräumig, mit großen Böden, Hof, Stall und kleinem Garten, in welchem mehrere alte Birnbäume und zwei Walnußbäume standen, die mein Vater in seinen Rektoratsjahren gepflanzt und an deren Früchten er seine besondere Freude hatte, kurz ein Haus, groß genug, vier Kindern Raum für ihre

[1]) Siehe die Genealogie der v. Haselberg in „Familienpapiere" gesammelt von Franz Anton Niemeyer S. 175 ff.

Spiele und Gäste, an denen es nicht fehlte, Aufnahme zu gewähren. — Der Vater war durch mannigfache Geschäfte in Anspruch genommen. Auf seine Vorlesungen über römisches Recht bereitete er sich mit großer Sorgfalt vor, hielt sich, wenngleich selbst nicht produktiv, in der Wissenschaft auf dem Laufenden, fesselte seine Zuhörer durch klaren und lebendigen Vortrag und gab ihnen, wie ich das von mehr als einem mit dankbarer Anerkennnng habe rühmen hören, ein praktisch brauchbares Heft. Sodann bestand damals noch das Institut der Aktenversendung. Für die kleineren Staaten und freien Städte dienten die Juristenfakultäten an deutschen Universitäten als Gerichte höherer Instanz. In diesen Spruchkollegien führte mein Vater viele Jahre den Vorsitz. Er hatte an dieser praktischen Tätigkeit große Freude und betrieb sie mit Einsicht und Geschick. Zweimal, in den Jahren 1830 und 1837 führte er das Rektorat der Universität. Der Großgrundbesitz der Universität veranlaßte ihm Geschäfte mannigfachster Art. Dazu kam die Direktion des Konsistoriums.

Da er sich nun, abgesehen von seinen weltlichen Geschäften, für alle bedeutenden Erscheinungen der Literatur lebhaft interessierte, Bücher wie beispielsweise Humboldts Kosmos, Steins Leben von Pretz, Macaulays englische Geschichte, Schömanns griechische Altertümer, nie bloß durchblätterte, sondern von Anfang bis zu Ende durchlas, dabei auch Tacitus und Livius, Shakespeare und Molière bis in sein hohes Alter immer wieder vornahm, so brachte er den bei weitem größten Teil des Tages in seinem Studierzimmer an seinem Schreibtische zu, mochte nicht unnötigerweise gestört werden und erschien nur zu den regelmäßigen Mahlzeiten, morgens zum Kaffee, mittags und abends im Kreise der Familie, dann immer heiter und mitteilsam. Abends nach Tisch ließ er sich in früheren Jahren von seinen Kindern vorlesen. Die Führung des Hauswesens aber und das Detail der Erziehung überließ er mit unbedingtem Vertrauen seiner Frau. Wir Kinder wußten recht wohl, daß, wenn wir ihm eine Bitte vortrugen, er sie fast immer gewährte, aber wir hatten zuviel Respekt, oder, wie meine älteste Schwester sich in späteren Jahren einmal, als wir von unserer Kindheit plauderten, treffend ausdrückte, wir waren zu anständig, um von seiner Güte Gebrauch zu machen.

Meine Mutter war in gewissenhafter Pflichttreue, unermüdlichem Fleiß, peinlicher Ordnungsliebe und Sparsamkeit die echte Tochter ihres Vaters, auch darin ihm ähnlich, daß sie lebhaft empfand und durchaus wahrheitsliebend und freimütig ihren Empfindungen rückhaltlos und oft in derben Ausdrücken Luft machte: „Wen ich lieb haben soll, den muß ich auch schelten dürfen", sagte sie wohl von sich. Dies erfuhren nicht nur ihre Kinder ohne Unterschied, sondern alle, die ihr nahe traten. Konnte sie auch rücksichtslose Offenheit verletzen, so vertrug sie andererseits auch Widerspruch und vergaß, was sie in der Erregung gesagt und was sie gehört, so vollständig, daß sie nicht selten höchlichst erstaunt war, wenn das, was bei ihr spurlos vorübergegangen war, bei anderen einen dauernden Eindruck hinterlassen hatte. Wir wurden durch sie an Gehorsam, Pünktlichkeit und Ordnung gewöhnt, vergalten als Kinder ihre unermüdliche Sorge mit zärtlicher Liebe und lernten heranwachsend mehr und mehr ihre großen und vielen trefflichen Eigenschaften würdigen. Ich glaube, diese Schilderung von dem Wesen meiner Mutter ist zutreffend. Dennoch würde sie unvollständig sein, wenn ich nicht hinzufügte, daß in dieser pflichttreuen Gattin und Mutter, in dieser tätigen und bis ins Kleinste sorgsamen Hausfrau zugleich eine echte Künstlernatur steckte. Ein ihr von der Natur verliehenes bedeutendes musikalisches Talent hatte sie unter der Leitung tüchtiger Lehrer mit großem Fleiße ausgebildet und war bereits als junges Mädchen in Konzerten als Klavierspielerin mit vielem Beifall aufgetreten. Weit bedeutender noch war sie als Sängerin. Sie besaß eine glockenreine, sehr schöne und kräftige Altstimme und vermöge einer sorgfältigen Stimmbildung und unverbrüchlichen Treffsicherheit erfreute und beglückte sie nicht nur ihre Familie und Freundeskreise, sondern trat auch als Konzertsängerin besonders in Oratorien auf. Die Altpartien der Händelschen Oratorien hatte sie mit besonderer Vorliebe studiert, und ihr Vortrag derselben war von hinreißender Wirkung. Von meinen Geschwistern sind die beiden ältesten mit meinen Erinnerungen aus der Kinderzeit nur in geringem Grade verbunden. Die[1]) älteste Schwester, Sophie, verließ

[1]) Siehe Fam. N. III. Stück S. 30ff. und folgenden Aufsatz.

bereits im Jahre 1832, als ich vier Jahre alt war, sechzehnjährig das elterliche Haus, um auf längere Zeit zu unserer Großmutter nach Halle zu gehen und kehrte erst im Sommer 1836 als Braut zu uns zurück. Im März 1839 heiratete sie und folgte ihrem Manne Dr. Moritz Fleischer (bis dahin Lehrer am Königlichen Pädagogium in Halle) nach Cleve. Erst als ich im Herbste 1844 die Universität Bonn bezog, habe ich sie wiedergesehen.[1]) — Mein Bruder Hermann wurde Landwirt. Ich lernte ihn erst kennen, als er nach überstandener Lehrzeit nach Greifswald zurückkehrte, um als Einjähriger bei dem daselbst stehenden Jägerbataillon seiner Militärpflicht zu genügen. Während dieses Jahres hing ich an ihm mit der bewundernden Verehrung, die Knaben erwachsenen Brüdern zu zollen pflegen. Desto mehr habe ich an und von meiner Schwester Clara gehabt. Selten möchte man soviel Herzensgüte mit so viel Verstand und Witz, soviel Phantasie mit so viel praktischer Tüchtigkeit, so viel aufopfernde Selbsttätigkeit mit soviel Schalkheit und sprudelnder Lebenslust vereinigt finden. Sie war der Liebling ihres Vaters, der mit ihr Englisch trieb und dabei an ihren schönen geistigen Gaben seine herzliche Freude hatte. Ihr übergab die Mutter, wenn sie verreisen wollte, mit vollem Vertrauen die Führung des Hausstandes, sicher, daß alles genau nach ihren Gewohnheiten und Wünschen besorgt wurde. Sie war die Vertraute all ihrer Geschwister und wußte mit ihnen reizend und erfinderisch zu spielen. Den Abwesenden schrieb sie ausführliche Briefe voller Humor und erhielt sie dadurch in stetiger geistiger Verbindung mit der Heimat; kurz sie war die Sonne des Hauses, allen unentbehrlich und daher von allem am meisten geliebt. — Neben diesem reich begabten Mädchen trat die um 4 Jahre jüngere Schwester Auguste, die nicht so glücklich veranlagt war, naturgemäß in den Schatten. Die Schwestern liebten sich jedoch innig, und treu war die ältere bemüht, der jüngeren in jeder Art zu raten und zu helfen. — Ganz anders geartet war meine ältere rechte Schwester Franziska, eine selbständige, kräftige Natur, nicht mit besonderen Talenten für irgendeine Kunst, aber mit klarem Verständnis und energischem Fleiß begabt.

[1]) Siehe Fam. N. II. Stück S. 16—26.

Alles, was ihr Herz begehrte und sie geistig förderte, ergriff sie mit Ernst, Gewalt und Treue, und was ihr das Leben an Jugendfreuden bot, genoß sie dankbar und in vollen Zügen, ohne sich zu verlieren. — Hatte ich unter den vier älteren Schwestern, die alle an mir erzogen und nach Art fröhlicher Mädchen ihren Witz in mancherlei Neckereien an mir übten, so war ich für die um 5 Jahre jüngere Friederike bald der natürliche Beschützer. Sie war ein viel kränkelndes Kind, das steter Pflege bedurfte, die ihr denn auch von Eltern und Geschwistern zuteil wurde und unter der sie zu einem zwar zarten und hilfsbedürftigen, doch blühenden und wohlgebildeten Mädchen heranwuchs. Sie hatte von uns allen am meisten musikalisches Talent, und meine Mutter ließ es sich angelegen sein, ihre hübsche Altstimme auszubilden."

Auch das Schulleben wurde Konrad Niemeyer, dank seiner außerordentlichen Begabung, eine Lust. Schwester Klara lehrte ihn Lesen und etwas Geographie. Die Elementarlehrer Gustav Neumann und Tägert „junge in ihrem Berufe ausgezeichnete Männer" waren „ohne Zweifel die besten Lehrer", die er gehabt hat. Der Unterricht in Sexta—Quarta des Gymnasiums zu Greifswald ließ vielerlei zu wünschen übrig, aber solches Ungemach überwand der frische Junge leicht. Ein rechtes Lernen begann in Tertia: Dr. Thoms verstand es in dieser Klasse wie in Sekunda seine Schüler in lateinischer Grammatik und im Verständnis des Cäsars „zu einer sehr ersprießlichen Sicherheit zu bringen". Dr. Scheete, „ein forscher und schneidiger Herr" wußte seine Schüler bei der Ehre zu fassen und legte im Griechischen einen festen Grund. „Ich begriff leicht und hielt infolge eines sehr guten und früh geübten Gedächtnisses, was ich einmal begriffen und gelernt, unverbrüchlich fest." — — — „Was in der Schule verlangt wurde, war sicherlich nicht zuviel und wurde leicht zu leisten. So blieb zu privater Beschäftigung Zeit übrig und nicht unbenutzt. Ich habe im 2. Jahr in Sekunda die erste Dekade des Livius mit keinem anderen Hilfsmittel als dem kleinen Schillerschen Lexikon in einem dicken Band auf eigene Hand durchgelesen und später als Primaner die dritte Dekade in einem halben Jahr und auf diese Weise eine Menge Latein gelernt. Überhaupt las ich von Kindheit an sehr viel, und hier muß ich meines

Vaters dankbar gedenken. Er war ein Feind von Kinderbüchern, aber Sachen wie Beckers Erzählungen aus der alten Welt und desselben Weltgeschichte in ihrer ersten Gestalt; dann Nettelbecks Selbstbiographie; ferner Don Quixote in unverkürzter Soltauscher Übersetzung — ich war sicher nicht älter als 11 Jahre, als er ihn mir zu Weihnachten schenkte; Tassos befreites Jerusalem; Schiller und bald auch Lessing habe ich viel und immer wieder gelesen. Auch mit nichtdeutscher Literatur im Original mich bekannt zu machen, ließ mein Vater sich angelegen sein. Um meine Schularbeiten bekümmerte er sich nicht, aber gelesen hat er mit mir während meiner ganzen Schulzeit jeden Sonntag und in den Ferien täglich eine Stunde, immer vom Blatt mit nicht mehr Erklärung als eben zum Verständnis nötig war. Zuerst, als ich noch in Quarta saß, Caesars bellum Gallicum vollständig, dann mehrere Stücke von Terenz; dann Friedrichs des Großen Memoiren zur Geschichte des Hauses Brandenburg, Marmontels Memoiren, Stücke von Molière und Racine, dann mal wieder die Oden und ars poetica des Horaz. Englisch: den Vicar of Wakefield, Yorik Sentimental Yourney, Humphrey Klinker, Sheridans Lästerschule, zuletzt Shakespeares Caesar, Othello und Macbeth. Im Englischen, welches ich allein durch seinen Unterricht gelernt habe, las er mir in der ersten Zeit Satz für Satz vor und ließ mich die kleinen Worte, Präpositionen, Konjunktionen usw. aufschreiben und lernen. Weiter hatte ich für diese Stunden nichts zu tun, und eine Grammatik habe ich nie in der Hand gehabt.

Es war gut, daß der Unterricht auf der Schule auf diese Weise ergänzt und vervollständigt wurde, denn die Häupter der Schule in Sekunda und namentlich in Prima waren ihrer Aufgabe nur in sehr mäßigem Grade gewachsen. Am meisten hat uns unzweifelhaft Professor Paldamus gefördert." — Wie dieser den lateinischen und deutschen Unterricht in der Prima erteilte, ist zwar ergötzlich zu lesen, müssen wir aber eben aus Raummangel unterschlagen. — Die Schule sowohl wie die Privatstudien ließen dem Knaben reichlich Zeit sich im Freien herumzutummeln. „Im Sommer bot uns die mitten in der Stadt gelegene wüste Stätte (jetzt Anlagen) die herrlichste Gelegenheit zu Ball- und Laufspielen."

Die nähere und weitere Umgebung der Stadt wurde eifrigst durchforscht. Zwei Lehrer des Gymnasiums unterstützten die frische Knaben- und Jünglingsschar auf diesen Wanderungen: „Der Rechenlehrer Hahn, ein Kinderfreund und vorzüglicher Erzähler, wohlbewandert in alter und neuerer Geschichte, und der Botaniker Dr. Reinhardt, der auf regelmäßigen Streifereien durch Wälder und Moore zu selbständiger, sorgfältiger Anschauung erzog und die Schüler mit Erfolg zur Anlegung von Herbarien anzuregen wußte. Sehr bald wurden auch mehrtägige Ausflüge nach Rügen unternommen." Wir haben es also keineswegs mit einem Stubenhocker zu tun, sondern mit einem überaus geselligen, frohgemuten Knaben und Jünglinge, der frühzeitig Lebensfreundschaften zu schließen vermochte. Auf der Prima gesellten sich zu den bisherigen Klassengenossen zwei Kameraden von auswärts: „Der Stralsunder Hermann Schmidt und der Mecklenburger Theodor Ackermann. Dieser war einige Jahre älter als ich und mir, da er früh von zu Hause gekommen war, an Lebenserfahrung überlegen. Ich konnte einen solchen gereifteren Freund sehr wohl gebrauchen; er brauchte einen Vertrauten und so schlossen wir bald innige Freundschaft, die auch bis auf den heutigen Tag (1891) ausgehalten. — Zu meiner großen Freude erfüllte mein Vater meinen Wunsch, im ersten Semester nicht in Greifswald zu studieren; daß ich dann nach Halle, meines Vaters Heimatstadt, ging, schien selbstverständlich. Noch lebte daselbst meine Großmutter (die Kanzlerin) die sich bereit erklärte, mir Kost und Wohnung in ihrem Hause zu gewähren. So bezog ich denn Michaelis 1846 die dortige Universität, um meiner Neigung folgend Philologie zu studieren. Meine Großmutter, damals 77 Jahre alt, hatte sich ein warmes Herz und ein offenes Auge für die Interessen, Neigungen und Bestrebungen wie ihrer Kinder, so ihrer zahlreichen Enkel, die sie gerne um sich versammelte, bewahrt und war für die ausgebreitete Familie der vereinigende Mittelpunkt. Ein halbes Jahr habe ich das Glück gehabt, mit dieser bedeutenden, erfahrenen und dabei so bescheidenen Frau zusammenzuleben und mich ihrer liebevollen Fürsorge zu erfreuen, die doch nie darauf ausging, vielmehr ängstlich vermied, mich in meiner Freiheit zu beschränken. Dann erhielt ich, während ich bei meinem Vetter Felix, der in Magdeburg praktischer Arzt war, zum Besuch

mich aufhielt, die telegraphische Nachricht, daß ein Schlagfluß ihrem Leben ein Ende gemacht habe. Wir fuhren mit dem nächsten Zuge nach Halle, trafen auf dem Bahnhof Cöthen mit meinem Vater zusammen und bestatteten sie zur Seite ihres Mannes, den sie 19 Jahre überlebt hatte."

Im folgenden gibt Konrad Niemeyer eine außerordentlich fesselnde, ausführliche Darstellung des damaligen Studentenlebens in Halle mit Seitenblicken auch auf die benachbarten Universitäten. Er selbst war ein recht flotter Korpsstudent, der das freie akademische Leben in vollen Zügen und „glücklichem Leichtsinn" genoß. In seinem Korps Guestphalia nahm er bald eine geachtete, ja führende Stellung ein, die sich auf die gesamte Studentenschaft auswirkte. Im Jahre 1848 entschieden sich die Korps unter seiner Führung für eine gemäßigte Richtung. Sein philologisches Studium war vorbereitender Natur. Er beklagt es, daß es dem Philologen so schwer gemacht würde, von vornherein planvoll zu studieren. „Ich arbeitete mich gewissenhaft durch Bernhardis Geschichte der griechischen Poesie hindurch, obwohl ich außer dem Homer von griechischer Poesie kaum etwas kannte. Bernhardis Vorlesungen, namentlich eine über griechische Grammatik, waren recht langweilig. Seinem Seminar fehlte jeder frische, fröhliche Zug. Weit mehr fesselten mich die Vorlesungen des Philosophen Erdmann, bei dem ich im ersten Semester Logik und Metaphysik und das berühmte, von hunderten besuchte Kolleg über akademisches Studium, im dritten Geschichte und Philosophie hörte." — Im Frühling 1848 kehrte Konrad Niemeyer wieder in seine Heimatstadt zurück und verbrachte dort die folgenden drei Semester. Auch dort war er eifriger Korpsstudent und zwar in der „Borussia und bemühte sich einen anständigen Ton unter der Studentenschaft aufrecht zu erhalten und extreme Beschlüsse zu verhindern". Wir übergehen seine lebhafte Darstellung der demokratischen Bewegung unter der Studentenschaft, seine Beteiligung als Delegierter der Greifswalder Studenten an der „allgemeinen Studentenversammlung in Eisenach", wo er wiederum bemüht war, beruhigend zu wirken. Sehr hübsch ist auch seine Erzählung von der Gesellschaft Greifswalds, in der Offiziere in gleicher Weise wie Studenten gern gesehene Tänzer waren.

Sein Lehrer dort war Schömann[1]), den er wundervoll ausführlichst charakterisiert, von dem wir einen kleinen Teil auswählen:

„Seine Gelehrsamkeit, sein scharfes und besonnenes Urteil, sein unermüdlicher Fleiß, sein ganz ausschließlich der Wissenschaft und ihrer Lehre gewidmetes Leben erwarben ihm allgemeine Bewunderung und Verehrung. Er lebte und webte im Altertum. Die lateinische Sprache beherrschte er nicht allein und gebrauchte sie schriftlich und mündlich mit absoluter Sicherheit, sie war ihm auch ein durchaus bequemes und ausreichendes Mittel, um seine schlichten, klaren antiken Gedanken auszudrücken." Auf Befürworten von Schömann ging Konrad Niemeyer das vierte Jahr nach Bonn, um Ritschl zu hören. „Ich reiste früh genug ab, um, bevor ich die Universität bezog, Schwester Sophie in Cleve zu besuchen und fand sie als Mutter von sechs gesunden Kindern wieder, meinen Schwager Fleischer nicht bloß bei seinen Kollegen, sondern in der ganzen Stadt beliebt und geachtet, beide trotz knapper Mittel zufrieden und glücklich, kurz ein höchst erfreuliches Wiedersehen nach elfjähriger Trennung." Über Ritschl und die Arbeit bei ihm und mit ihm hören wir von Konrad Niemeyer: „Er lehrt in seinen Plautusvorlesungen die Handgriffe der Textkritik, indem er sie vormachte und vor den Augen seiner Zuhörer die Eisen schmiedete, die er im Feuer hatte. Sie sahen ihn an der Arbeit, und eine Lust war es zu sehen mit welcher Sicherheit und Freude er sein Handwerkszeug handhabte, wie die Funken stoben, Funken des Geistes, die nicht bloß blendeten, sondern auch zündeten. Seine ganze Macht aber und seine hauptsächlichste Wirksamkeit entwickelte Ritschl im Seminar. Durch die erste Arbeit, die man abgab, wurde man außerordentliches Mitglied, und der Zudrang war sehr groß. Die ordentlichen Mitglieder, deren Zahl auf 10 oder 12 beschränkt war, wurden von den beiden Dirigenten ernannt und waren verpflichtet in jedem Semester zwei Arbeiten abzugeben. Diese Arbeiten waren durchweg kritisch exegetischer Art, nicht lang, nie bis zwei Bogen, aber sie mußten etwas neues, eigenes enthalten. Sie wurden in zwei Exemplaren abgeliefert, von denen eines der Professor, das andere ein Seminarist

[1]) Georg Friedrich Schömann 1793—1879.

erhielt, um es im Seminar nach Inhalt und Form zu referieren. Von ihm wurde verlangt, daß er sich über die Sache orientiert und schlüssig gemacht hatte und nun die Streitfrage referierend klar legte und entweder seine Zustimmung oder seine abweichende Meinung begründete. Schonung wurde bei diesen Rezensionen nicht geübt, und jedesmal gab es eine lebhafte Disputation, an der sich stets mehrere beteiligten. Ritschl griff in dieselbe ein, entweder um ein Abschweifen von der Sache zu verhindern, die scheidenden Momente hervorzuheben und das Resultat zu ziehen oder, um seine eigene Meinung zu sagen und gegen etwaige Einwürfe, die ihm, wenn sie nur mit Verstand und Geschick gemacht wurden, immer willkommen waren, zu verteidigen. Auf die Rezension von Arbeiten wurden zwei von den vier wöchentlichen Stunden verwendet, in den anderen beiden wurde interpretiert. Von dem Interpreten wurde erwartet, daß er keine kritische oder exegetische, keine sprachliche oder sachliche Schwierigkeit übergehe, vielmehr in jeder Hinsicht orientiert sich seine Meinung gebildet habe. Auf gut gesattelte Opponenten mußte er immer gefaßt sein. Gesprochen wurde in allen Stunden durchaus lateinisch, und der Gebrauch eines schriftlichen Konzeptes war schlechthin verpönt. So nahm denn jeder, wer als Referent oder Interpret das Katheder zu besteigen hatte und sozusagen die Kosten für die Stunde tragen sollte, alles zusammen, was er an Kenntnissen und Urteil, an Scharfsinn und Ausdrucksfähigkeit irgend aufzubringen vermochte, und ließ sich keine Mühe verdrießen, um den Angriffen der Kommilitonen gewachsen zu sein und den Anforderungen des Meisters zu genügen, der seinerseits mit scharfer aber niemals hochmütiger Kritik, mit lebhafter Anerkennung für tüchtige Leistungen und gesundes Urteil, nicht selten mit schlagendem Witz und stets mit Lust diese Übungen leitete.

Während ich mich so wissenschaftlich in hohem Grade befriedigt und gefördert fühlte, war das letzte Studienjahr auch sonst sehr genußreich. Weihnachten, Ostern und im Herbste, bevor ich in die Heimat zurückkehrte, besuchte ich meine Schwester in Cleve und verlebte bei ihr sehr vergnügte Wochen. Pfingsten machte ich eine hübsche Rheinreise, traf in Heidelberg mit meinem Freunde Ackermann zusammen, begleitete ihn auch ein paar Tage nach

Würzburg, wo er studierte, fuhr per Dampfschiff den Main hinunter nach Frankfurt und kehrte sehr befriedigt nach Bonn zurück. Im Sommer, wo ich mit meinem Vetter, dem Mediziner Pernice (X. 58) auf einer Stube wohnte, verging kaum ein Sonntag, den wir nicht zu einem Ausflug benutzt hätten. Frühmorgens brachen wir zu Fuß auf, verbrachten den Tag im Siebengebirge und kehrten abends mit dem letzten Schiff von Königswinter oder Rolandseck zurück. Auch besuchte ich mit Pernice zusammen wiederholt unseren gemeinsamen Onkel [1]) von Müller auf Burg Metternich bei Brühl und verlebten dort angenehme Tage.

Am 6. Februar 1851 bestand Konrad Niemeyer in Greifswald glücklich das examen rigorosum und wurde auf Grund seiner Dissertation „De equitibus Romanis" zum Doktor promoviert. Am 15. April bestand er die Prüfung pro facultate und erhielt ein Zeugnis der unbedingten Fakultas. „So war die schöne Universitätszeit in erfreulicher Weise abgeschlossen."

Eine mehrmonatliche Reise (April—Oktober 1851) durch Italien, ermöglicht durch die Freigebigkeit der sehr wohlhabenden Tante Schwald, die Konrad Niemeyer eingehend beschreibt, krönte die so erfolgreiche und befriedigende Studienzeit. Dann begann die praktische Lehrtätigkeit und zwar am Königlichen Pädagogium zu Halle, der Anstalt, die schon so viele Pädagogen aus dem Geschlechte Niemeyer, Halle erlebt hatte, die auch jetzt, leider nur noch auf kurze Zeit, unter der Leitung von Herrmann Agathon Niemeyer stand: „Er war bereits krank, als ich nach Halle kam, wurde sehr bald bettlägerig und starb am 6. Dezember. Noch vor ihm starb am 23. November der oben (Konrad Niemeyer erlebte mit ihm schönste Studientage in Florenz) erwähnte hoffnungsvollste seiner Söhne (Anton X. 47), kurz nach seiner Rückkehr aus Italien an einem rapide verlaufenden Nervenfieber. Ich habe an seinem Sterbebette gesessen mit seiner Mutter, die von 8 tägigen unausgesetzten Wachen an seinem Bette erschöpft bei dem letzten Atemzuge mir jammernd in die Arme sank. — — — Meiner Lehrzeit in Halle erinnere ich mich gern und mit Freuden und rechne die dort verlebten Jahre zu den glücklichsten meines Lebens. Ich

[1]) Siehe Fam. N. 4.—5. Stück S. 13 ff.

gewann während derselben die wohltuende Überzeugung, daß ich mich in der Wahl des Lebensberufes nicht geirrt hatte. Das Unterrichten gelang mir und machte mir Freude, und meine Schüler waren mir gehorsam und anhänglich. Mit meinen Kollegen stand ich im besten Vernehmen. — — — Mit meinem Vetter Franz Niemeyer (X. 96) verband mich (gleich den übrigen jüngeren Kollegen) täglicher Verkehr und treue Freundschaft. — Durch ihn wurde ich in das Haus seines Vaters, des damaligen Seniors der Familie, eingeführt, der in Radewell, eine gute Stunde von Halle, Pastor war.

Manchen fröhlichen Abend habe ich mit Nasemann, welcher der Familie meines verstorbenen Onkels eine feste und treue Stütze war, verlebt. Während der Herbstferien 1852 besuchte ich meinen Oheim Wolff in Hamburg.

Die vier folgenden Jahre war Konrad Niemeyer Lehrer des Gymnasiums seiner Heimatstadt. Dort erfüllte er eine weit schwierigere Aufgabe. „Die pommerschen Jungen sind, mit den lebhaften und redseligen Sachsen verglichen, schwerfällig und schweigsam; sie fassen langsam, halten aber, was sie gefaßt haben, zäh fest und können, wie man zu sagen pflegt, einen Puff vertragen, wenn sie gerecht behandelt werden und merken, daß man es gut mit ihnen meint.“ Konrad Niemeyer, der überhaupt ein warmfühlendes Herz und einfühlenden Sinn für seine Schüler besaß, der es verstand mit den Schülern zu leben, wurde also auch mit den Pommern fertig, zumal er ja unter ihnen groß geworden war. — In Halle verkehrte er außer mit den Verwandten ausschließlich mit seinen Kollegen; in Greifswald sagten ihm diese nicht zu, dagegen pflegte er die verwandtschaftlichen Beziehungen und fand einen Kreis von alten Bekannten verschiedenster Berufe, der fast wie eine geschlossene Gesellschaft zusammenhielt. Sorgfältige Einteilung einer reichen Tagesarbeit ermöglichten ihm die Abende in heiterer Gesellschaft zu verbringen, wenn er nicht im Hause der Eltern weilte. In den Sommerferien unternahm er große Reisen: 1855 in die Alpen, 1856 mit der Mutter in den Harz, 1857 wieder in die Alpen. „Solche Reisen waren damals billiger als jetzt und für 100—120 Mark ohne irgendwelche peinliche Einschränkung zu machen.“

Die Unmöglichkeit, am Gymnasium zu Greifswald weiter zu kommen, da Vakanzen stets mit Kräften von auswärts besetzt wurden, veranlaßten Konrad Niemeyer sich anderweitig umzusehen. So kam ihm im Sommer 1857 eine Aufforderung des Direktors Sommerbrodt vom städtischen Gymnasium zu Anclam entgegen, sich um eine dortige Vakanz zu bewerben. Er zögerte nicht, derselben Folge zu leisten, und nach erfolgter Wahl im Herbste 1857 übersiedelte er dorthin Ostern 1853. Dank der Geschicklichkeit des Direktors war die Anstalt durchweg mit vortrefflichen Lehrkräften versehen, aber die pedantische äußere Zucht behagte Konrad Niemeyer nicht. Insbesondere nahm er Anstoß an dem Zwange des Kirchenbesuches durch die Schule. Im übrigen gestalteten sich die Aufrückungsmöglichkeiten sehr günstig: Schon nach drei Jahren war er von der achten Stelle zu der des Prorektors aufgerückt. Auch gelang es ihm einen zusagenden geselligen Kreis zu bilden. „Kreisrichter Schönfeld kannte ich von der Universität her. Nun traf ich ihn wieder mit einer liebenswürdigen Frau jung verheiratet. Von beiden wurde ich auf das freudigste aufgenommen und ging in diesem gastlichen Hause bald ein und aus, lernte auch bei Gelegenheit der Geburt und Taufe von Schönfelds erstem Sohn seine Schwiegermutter, die Majorin v. Schwerin, eine durch praktischen Verstand, Lebenserfahrung, Herzensgüte und glückliches Temperament gleich ausgezeichnete Frau, und deren Tochter Clara kennen, zunächst ohne zu ahnen, daß sie das Glück meines Lebens werden sollte. — Erst im Juni 1861 sah ich sie wieder und die lebhafte Freude, die ich über ihre Rückkunft empfand, zeigte mir den Weg aus dem Junggesellenstande, den ich längst herzlich satt hatte, zu dem Glücke einer eigenen Häuslichkeit zu gelangen. Nachdem wir am 21. September das 50jährige Doktorjubiläum meines Vaters gefeiert hatten, begingen wir unsere Hochzeit am 4. Oktober 1861."

Kurz nach der Hochzeit übernahm Konrad Niemeyer das Direktorat des Gymnasiums zu Stargard. „Die amtlichen Verhältnisse in Stargard waren wenig erfreulich, aber wenn ich sagen wollte, ich hätte mich dort unglücklich gefühlt, müßte ich lügen. Das Unterrichten machte mir Freude, mich zu ärgern oder innerlich zu bosen, Groll oder Unmut in mich hineinzufressen, war

nicht meine Sache. Kam mir etwas in die Quer, so versagte mir nicht leicht weder das Wort noch die Feder, und ich besaß Humor genug, das Lächerliche zu sehen, was daran zu haften pflegt", so resumiert am Schlusse der Erzählung seiner Erlebnisse in Stargard Niemeyer. Wie er dort auf Prima den lateinischen Unterricht erteilte, entwickelt er in einem längeren Aufsatz, der den Lehrer in erster Reihe zwar, aber auch jeden Laien, namentlich in Erinnerung der eigenen Primanerzeit fesseln muß, heut aber leider keinen Platz findet. Wie er sein Kollegium für sich gewinnt, wie er jeder einzelnen Lehrkraft gerecht wird, wie er vor allem bemüht ist, Ausgleich zwischen den vielfach in Minderheit sich befindenden Herren zu schaffen, entwickelt er unübertrefflich klar. Auch in den Krieg der Bürger mit ihrem Bürgermeister wird er hineingezogen. Eine Fehde mit dem Herrn focht er siegreich durch, erhielt aber schließlich nicht den gehörigen Rückhalt bei der Behörde.

Nach mancherlei Verhandlungen wurde Konrad Niemeyer am 17. Januar 1865 vom Magistrat der Stadt Brandenburg einstimmig zum Direktor des dortigen städtischen Gymnasiums gewählt. Hier fand er eine Anstalt von nur sechs Klassen mit neun akademisch gebildeten Lehrern, einem Gesangs- und einem Turnlehrer vor. Das wurde ein behagliches Arbeiten, indem einige Widerwärtigkeiten bald überwunden waren. „Auch die geselligen Verhältnisse waren durchaus angenehm. Abgesehen von den Offizieren des in Brandenburg liegenden Kürassierregimentes, die sich für sich hielten und ihren Umgang mit dem Landadel fanden, hatten städtische Beamte, Juristen, Ärzte, Geistliche, Lehrer und auch die Offiziere der 35er Fühlung miteinander, suchten und fanden, soweit sie sich überhaupt an der Geselligkeit beteiligten, miteinander Verkehr und Anregung. Namentlich bildete das gastliche Haus des Stadtrates Hausmann, mit dem wir uns bald befreundeten, einen geselligen Mittelpunkt. —."

„Kurz vor den Sommerferien 1868 suchte mich Geheimrat Wiese, aus dem Ministerium Berlin, persönlich auf und richtete an mich die Frage, ob ich als Direktor nach Kiel gehen wolle, indem er mir die Verhältnisse dort, die Vorzüge der Universitätsstadt, die schöne Lage der Stadt usw. vor Augen stellte. Ich war auf der Philologenversammlung in Halle von maßgebenden

Persönlichkeiten gefragt worden, ob ich das Direktorat des neugegründeten städtischen Gymnasiums in Halle zu übernehmen geneigt sei. Ich hatte abgelehnt, weil es mir widerstand, den Franckeschen Stiftungen, dem Hause meiner Väter, Konkurrenz zu machen. Nasemann war dann gewählt. Jetzt tat mir das fast leid. Wäre nicht Nasemann, der im Kampfe für Schleswig-Holstein ein Bein verloren hatte, weit geeigneter für Kiel gewesen als ich, würde er nicht die Wege weit geebneter, die Menschen weit entgegenkommender gefunden haben, als ich es erwarten durfte? — Meine Frau wünschte dringend in Brandenburg zu bleiben. Was mich schließlich nach langem Schwanken bestimmte, war die Vorhaltung Wieses: „Erobert haben wir nun die Herzogtümer, jetzt gilt es sie innerlich zu gewinnen. Man hat zu Ihnen das Vertrauen, daß Sie in einer wichtigen Stellung dazu helfen können; wollen Sie sich dieser Aufgabe versagen?" So sagte ich mit schwerem Herzen ja. „Aber noch eins", fügte ich hinzu, „bitte ich zu bedenken. Wenn Sie in Kiel einen kirchlich gesinnten Mann gebrauchen, müssen Sie mich nicht hinschicken, denn das bin ich nicht!" Wiese dankte mir für meine Offenheit. „Es wäre mir lieber", sagte er, „wenn es anders wäre, aber entscheidend dürfe das nicht sein." In den Osterferien 1864 übersiedelte die Familie schweren Herzens nach Kiel. Im Gegensatze zu dem freundlichen, warmherzigen Entgegenkommen, das Niemeyer überall in Brandenburg erlebt hatte, begegnete ihm hier eisige Zurückhaltung und Ablehnung der Holsteiner. Dazu kam Krankheit der Kinder in übler Amtswohnung. Amtlich war Niemeyer bald Herr seiner Lage. Auch hier teilt er uns eine Fülle von Erfahrungen und Erlebnisse der mannigfaltigsten Art mit, Erfahrungen, die auch für die Entwicklung der Gymnasien im allgemeinen von entschiedener Bedeutung sind. Diesen lebhaften Schilderungen seines Amtslebens läßt hier Niemeyer seinem früheren Aufsatze über den Lateinunterricht in der Prima einen solchen über den deutschen Unterricht folgen, auch hier wieder so geistreich fesselnd, daß man wünscht noch heutigen Tages zu den Füßen eines solchen Lehrmeisters zu sitzen.

Um zum Schluß noch einmal Konrad Niemeyers Wesen zusammenzufassen, geben wir wieder, was er dem Andenken seines

Direktors während seiner Lehrzeit am Pädagogium zu Halle, seines Onkels Hermann Agathon Niemeyer schreibt:

„Hermann Agathon Niemeyer war durch seine gründlichen Kenntnisse, seinen graden Verstand, seinen edlen Charakter und durch seine große Herzensgüte in hohem Grade zur Leitung der Franckeschen Stiftungen befähigt. Wenn einer, so dirigierte er durch das Beispiel von Pflichttreue, welche er täglich seinen Kollegen gab, immer bereit in die Bresche zu treten und z. B. bei Vertretungen stets den Löwenanteil für sich nehmend, jeden billigen und möglichen Wunsch zu erfüllen geneigt und jede Individualität, soweit es irgend anging, gewähren lassend. Für die Bedürfnisse und Neigung der Jugend hatte er Verständnis und ein Herz für ihre Wünsche und Anliegen und hielt sie mit nie versagender Sicherheit und nie versagendem Respekte in guter Zucht. Selbst frei von Hochmut, Eitelkeit und Neid, ließ er sich durch dergleichen kleinliche Regungen, wenn sie ihm bei anderen in den Weg traten, wenig anfechten, sondern ging in stolzer Heiterkeit seines Weges und vertrug mit glücklichem Humor manches, was kleinere und schwächere Naturen ärgert und verstimmt." Diese schöne Würdigung, in Liebe und wärmster Verehrung dem Onkel gewidmet, zeichnet auch Konrad Niemeyer überaus treffend.

In das rechte Licht aber setzen und in seiner ganzen Größe und Bedeutung erkennen wir erst Konrad Niemeyer, wenn wir hören, wie ihn seine Zeitgenossen schätzten und vor allem, wie er in den Herzen seiner Schüler noch heute lebt. Pastor Man sprach an seinem Sarge:

„Viel war ihm gegeben, und er war sich dessen dankbar bewußt. Schon der Lebenskreis, aus dem er stammte, gab ihm ein reiches Erbe idealen und zugleich praktischen Sinnes; dazu der helle Verstand, das tiefe Gemüt, das fröhliche Herz. Alles das hatte er sich angeeignet und ihm das Gepräge einer durchaus originalen Persönlichkeit gegeben: Nichts schablonenhaftes war an ihm, alles, auch das Ererbte, trug den Stempel seines Geistes. So wurzelte, was er tat und sprach, tief in seiner Eigenart. Seine Handlungen waren der Ausdruck seines Wesens, seine Worte diejenigen seiner Überzeugung. Er hatte seinem Wesen eine ganz bestimmte Richtung gegeben: einen höheren Willen auszurichten an der Stelle, an die

er berufen war und zwar ohne Rücksicht auf Gewinn oder Schaden, Lob oder Tadel nach der Richtschnur eines an Gottes Gebot geschärften und geläuterten Gewissens.

Was die Geistesrichtung seiner Zeit Schönes und Wahres hervorbrachte, war entweder sein Eigentum oder doch Gegenstand seiner Freude. Dagegen war sein edler Sinn allem Unreinen abgewandt. Dieser Sinn wurzelte ja ganz besonders in dem Besten und Schönsten, was das klassische Altertum hervorgebracht. Sprache, Literatur und Geschichte der alten Griechen und Römer waren ihm bis zuletzt eine unerschöpfliche Quelle geistigen Lebens und reiner Freude, zu der er mit immer neuer, auch im Alter jugendlicher Begeisterung zurückkehrte. . . . Als ein fröhlicher Geber stand er seinen Schülern und Kollegen gegenüber, nicht als einer, der nach vorgeschriebenen Regeln hauptsächlich oder nur Kenntnisse und Leistungen forderte, sondern der verständnisvoll den Schüler in seiner Art zu nehmen wußte, den guten Willen würdigte, auch den Schwachen stützte, und wenn es sein mußte, schützte. Dazu half ihm das fröhliche, ich darf wohl sagen kindliche Herz, das er sich bewahrt hatte, und das sich im Verkehr mit der Jugend immer wieder verjüngte. . . .

Es war eine schwere Prüfung, als allmählich der Körper dem lebhaften Geiste den Dienst versagte und der Entschlafene zu einer Zeit dem Amte entsagen mußte, in der er nach seiner Neigung und geistigen Kraft noch länger hätte wirken und aus dem Schatze seines Geistesleben hätte geben können. Gott hatte es anders beschlossen, und ohne Murren und Zögern hat er sich dem höheren Willen gefügt. Handeln und Leiden waren ihm keine getrennten Teile des Lebens, sondern das Leiden war ihm nur eine andere Seite und Art der Pflichterfüllung. Die ihn in dieser Zeit gesehen haben, werden bezeugen, wie erfrischend, ja erhebend es war, daß er in ungetrübter Heiterkeit und vollkommener Ergebung sich in seine Lage fand, die ihn, den sonst mitten im Leben Stehenden, seinem Volke, seinem Beruf angehörenden Mann zu immer völligerem Zurücktreten in den engen Kreis der Freunde und Familie führte."

Professor Dr. Adolf Müller, Oberlehrer an der Kieler Gelehrtenschule, der für den Verlag der Jahresberichte über die Fortschritte der klassischen Altertumswissenschaft nach Niemeyers

Tode den Nekrolog schrieb, obgleich er ihn erst kennengelernt hatte und ihm als Freund nahe getreten war, als dieser sein Amt bereits niedergelegt hatte, entwickelt in seiner ausführlichen Biographie Niemeyers Wesensart wie folgt:

„Mit Konrad Niemeyer ist der letzte große Schulmann[1]) aus dem Pädagogengeschlecht des Kanzlers Niemeyer ins Grab gesunken. Wer das Glück hatte, dem Verewigten näher zu treten, wird den Eindruck, den die Persönlichkeit dieses bedeutenden Mannes erweckte, unauslöschlich bewahren. Eine stattliche, männliche Erscheinung, ein edles Antlitz, dessen Züge milden Ernst mit tiefer Güte vereinten, ein klares graues Augenpaar, über dessen buschigen Brauen sich eine Stirn mit starken Protuberanzen wölbte, — so steht das äußere Bild des greisen Mannes in seinen letzten Lebensjahren vor dem Verfasser dieses Nachrufs.

Der ausgeprägte Grundzug seines Wesens war tiefe Wahrhaftigkeit und vollendete Objektivität. Diese Eigenschaften in Verbindung mit lauterer Herzensgüte und vornehmer Gesinnung, welche das Gemeine in jeglicher Form weit von sich wies, geben seinem arbeitsreichen Leben die charakteristische Farbe, auf ihnen beruht wesentlich der Segen, welcher sein Lebenswerk begleitet und adelt; sie machen ihn zu einer Art vorbildlicher Persönlichkeit."

Von Konrad Niemeyers erster Wirksamkeit an der Kieler Gelehrtenschule (diese Bezeichnung führte das dortige Gymnasium) und dem Eindrucke seiner Persönlichkeit schreibt einer seiner besten Schüler, Berthold Litzmann in seinem Briefe: „Im alten Deutschland, Erinnerung eines Sechzigjährigen" S. 99 ff.:

„Nach einem abermaligen Interregnum erschien 1869 der damals Anfang der Vierzig stehende Konrad Niemeyer, den das Vertrauen des preußischen Kultusministers vor die schwere Aufgabe stellte, als Fremder eine lange verwahrloste Anstalt mit wesentlich autochthonen und zum Teil ein wenig angekalkten Lehrkräften mit energischer aber nicht rauher Hand zu organisieren und auf der ganzen Linie ‚moralische Eroberungen' zu machen. Aber, wenn einer, war er der rechte Mann dafür, auch was gerade in diesem Fall nicht unwesentlich war, in der äußeren Erscheinung.

[1]) Professor Müller übersah Max Niemeyer, Potsdam † 1913 Mai 19. Siehe Familien Nachrichten 3. Stück.

Fremdartig anmutend auch in diesem Kreise durch die mehr an einen Offizier als an einen Schulmeister gemahnende, straff aufrechte Haltung seines wohlgebauten, sehnigen Körpers, auf breiten Schultern ein bedeutender, hochgerichteter Kopf, aus dem zwei graue leuchtende Augen gebieterisch in die Welt strahlten, Königsaugen, vor deren durchbohrendem Blick kleine und große Malefikanten schuldbewußt zusammenschrumpften, und die doch, wenn sie über die Klasse wanderten und in unsern Mienen lasen, eine solche menschliche Güte ausstrahlen konnten, daß man Schulstaub und Schulängste völlig vergaß. Wahrhaftig und klug zugleich und dadurch ein aus so heterogenen und in vieler Hinsicht widerstrebenden Elementen zusammengesetztes Lehrerkollegium sicher und leicht lenkend und mit dem Geist gemeinsamer Arbeitsfreudigkeit erfüllend. Ein Sieg', der ihm sicher erleichtert wurde ebenso sehr dadurch, daß er, obwohl nur ‚Pommer', doch auch ‚einer von der Waterkant' war, — das gab ihm bei den eingeborenen Lehrkräften einen Stein im Brett, — wie daß er an Geist und Wissen auch den Anspruchsvollsten mindestens ebenbürtig, an Urteil und nie versagendem pädagogischen Scharfblick überlegen war.

Was er seinen Schülern in der Prima und Sekunda in den deutschen und lateinischen Stunden an Fülle und Eindringlichkeit der Anregung, nie ins Kleinste sich verlierend, nie trocken, immer aus dem Vollen schöpfend, gab, machte vor allem den Primanern die Stunden bei ihm zum Fest, trotzdem er nichts durchgehen ließ und Flüchtigkeit und Gedankenlosigkeit unerbittlich rügte und strafte. Wie er uns in Goethe einführte, ist mir unvergeßliches Vorbild geblieben in der Durchdringung des Ästhetischen mit dem menschlich Psychologischen. Daß ich den in unseren Tagen so viel geschmähten Horaz lieben lernte und noch liebe, danke ich ihm, so sehr ich vielleicht heute durch dies Bekenntnis in der Achtung sinke. Das Schönste und Befreiendste waren aber doch die deutschen, vor allem die Aufsatzstunden. Wie aufhellend waren seine Korrekturen, wie fein, wie gerecht, und wie bei aller gelegentlichen Schärfe gütig und verständnisvoll waren seine Urteile."

Und zu diesem Zeugnis ein anderes aus dem Munde eines gleich berufenen Beurteilers. Herr Justizrat Bokelmann in Kiel schreibt über seinen alten Direktor folgendes:

„Direktor Niemeyer steht mir aus den Tagen seiner männlichen Vollkraft mit seinem edel geschnittenen Gesicht, den leuchtenden Augen, dem humorvollen und lebensfrischen Lächeln auf den Lippen, dem fast stets leicht zurückgeworfenem Kopfe, der stattlichen, aufrechten Körperhaltung in charakteristischer Erinnerung als Typus des „gentleman“ — wir haben ja leider nur den englischen Ausdruck — des „gentleman“ auf dem Katheder. Und die Quelle seines sehr großen Einflusses auf die ihm unterstellte reifere Jugend glaube ich zum Teil darin suchen zu dürfen, daß er durch und durch „gentleman“ war und die gleiche Qualität bei seinen Primanern voraussetzte. Er zog sie mit zu sich herauf. Weil er niemals ein Mißtrauen äußerte, würde die öffentliche Meinung der Prima jede Unehrlichkeit ihm gegenüber als nicht anständig gebrandmarkt haben, und es ist mir nicht erinnerlich, daß ihm gegenüber von irgendeiner Seite eine Täuschung versucht wäre. Daneben mag allerdings, uns sehr unbewußt, die Empfindung mitgewirkt haben, daß den hellen Augen des Direktors etwas Ungehöriges nicht leicht entging. Der starke und veredelnde pädagogische Einfluß Niemeyers, der aus seiner vornehmen Persönlichkeit floß, wurde naturgemäß gesteigert durch das große Interesse, das sein Unterricht erweckte. Auch dieses Interesse beruhte wesentlich auf derselben Grundlage. Er hatte Nachempfindung für das, was die Jugend packte. Ihm war der Begriff des Sprachunterrichts nicht gleichbedeutend mit Dressur auf unregelmäßige Formen und verzwickte Konstruktionen. Sein Unterricht beschränkte sich niemals auf die Form, sondern knüpfte stets an den Stoff an. Das allgemein Menschliche der alten Schriftsteller, das dem Schüler in der Not des Übersetzens so leicht entgeht, zog er hervor. Stilistische Feinheiten und Pointen hob er heraus und suchte den Schüler zum Verständnis der charakteristischen Eigenschaften des Schriftstellers aus seiner Zeit und seiner Individualität heraus zu erziehen. — Glanzleistungen waren seine Unterweisung beim Studium des Tacitus und die deutschen Literaturstunden. Die pointierte Darstellungsart des Tacitus gab ihm reiche Gelegenheit durch Fragen aller Art zu eigenem Nachdenken über den Grund und Zweck der gewählten stilistischen Form anzuregen, und in Anknüpfung daran über die inneren Vorgänge im Erzähler und

seine Stellungnahme zu der ihn umgebenden Welt von den Schülern Äußerungen hervorzurufen. In ähnlicher Weise verfuhr er in der Vorführung der deutschen Literatur; hier aber wechselte sein eigener, infolge ungewöhnlicher Beherrschung der Sprache als ein Kunstgenuß wirkender Vortrag, mit dem er auch die trockenen Gesellen zu vorübergehender Begeisterung fortzureißen verstand, sich ab mit klug gestellten Fragen, die zur Mitarbeit der Schüler, zu eigenem Denken nötigten. Die Anworten zeigten häufig, wie dringend das Bedürfnis nach solcher Nötigung war, und wurden dann mit olympischem Humor aufgenommen. Soll ich kurz zusammenfassen, was seinen Unterricht so belebend und darum so wirksam machte, so war es folgendes: Er war keine Lehrmaschine, und seine Schüler keine Lernmaschinen. Er tötete nicht den Stoff zugunsten der Form. Seine Schüler sollten getrost nach Hause tragen, was sie schwarz auf weiß besaßen, sie sollten erwerben, um zu besitzen. Über seinem Unterricht lag nicht die Kühle des bloßen Fachgelehrten, sondern der warme Lebenshauch einer klaren, hochbegabten, vornehmen Persönlichkeit: der ganze Mensch erteilte den Unterricht. Ich habe schon oben die ganz ungewöhnliche Redegabe erwähnt, die Niemeyer auszeichnete und die von dem Gesamtbilde des Mannes nicht weggedacht werden kann. Völlig frei von phrasenhafter Wohlrednerei, aber des kürzesten treffendsten Ausdrucks stets sicher, verstand er jeden Gedanken, auch in seinen feinsten Abtönungen, auf den Hörer zu übertragen. Diese Redegabe war sein tägliches, für die Wirksamkeit seines Unterrichts unentbehrliches und unersetzliches Handwerkszeug, wurde aber bei gegebener Gelegenheit zu wirklicher Kunstleistung gesteigert. So waren die Abschiedsworte, mit denen er die Abiturienten zu entlassen pflegte, kleine Meisterwerke in der Kunst der Gelegenheitsrede nach Inhalt, Form und Vortrag. Zu diesen Entlassungsakten drängten sich auch Unbeteiligte."

Sein jetziger Nachfolger im Amt, auch ein früherer Schüler, fügt in dem Nachruf, den er für die Mitteilungen des Verbandes ehemaliger Abiturienten der Kieler Gelehrtenschule geschrieben, diesen Worten noch hinzu:

„Niemeyer besaß eben in seltener Art die köstliche Gnadengabe, die das innerste Wesen des Erziehers ausmacht, sich freudig

aus reichem Wissensschatz und tiefster Herzensbildung seinen Schülern mitzuteilen, sich ganz ihnen zu geben. So sagt er selbst einmal in seinen Erinnerungen: ‚Überhaupt schreibe ich den Erfolg meines Unterrichts wesentlich dem zu, daß meine Schüler mir immer die Freude anmerkten, die ich selbst an dem hatte, was ich sie lehrte, die Lust, mit der ich ihnen den Becher vortrank, den ich ihnen kredenzte.' Das ewig Menschliche, das nirgends so rein aufleuchtet wie in den Schöpfungen der Antike, erlebten wir nicht nur an seiner Persönlichkeit selbst, sondern mit ihr und durch sie an jeder Gattung des antiken Stoffes, die er frei von aller aufdringlichen, beengenden oder gar pedantischen philologischen Gelehrsamkeit in seinen unvergänglichen Lebenswerten uns zu deuten wußte."

Niemeyer konnte nach seiner Ostern 1890 erfolgten Pensionierung trotz körperlicher Beschwerden doch einem goldenen Lebensabend entgegensehen. Noch 13 Jahre der Muße sind ihm beschieden gewesen. Die Tätigkeit, welche seine Lebensaufgabe gebildet hatte und ihm ein Lebensbedürfnis geworden war, hatte ein Ende, und das erfüllte ihn mit Schmerz; als Ersatz blieb ihm die Beschäftigung mit der Wissenschaft, der er sich mit noch hellen Sinnen und ungeschwächter geistiger Kraft hingeben konnte.

Am 15. März 1903 ist er friedlich hinübergeschlummert, umgeben von seinen Lieben. Unter sein Bild, das im Konferenzzimmer des Kieler Gymnasiums hängt, hat er einst ein Wort des Aristoteles geschrieben, das er liebte: *Ἀδύνατον καλῶς πράττειν τοῖς μὴ τὰ καλὰ πράττουσιν.*

Und nun noch die Schlußworte seiner Aufzeichnungen:

„Nach einer glücklichen Kindheit und einer fröhlichen Jugend habe ich meine männlichen Jahre wirkend, leidend, genießend, durch Freundschaft und Liebe beglückt, in gelingender Tätigkeit und in einer glücklichen und gesegneten Ehe verlebt und hoffe dereinst einer von denen zu sein, die wie Horaz sagt, selber gesunden werden, qui se vixisse beatum dicat et exacto contentus tempore vita cedat, uti conviva satur. Sollten meine Kinder mir einen Grabstein setzen wollen, so mögen sie getrost als Inschrift darauf das Horazische (carmin. III. 29. 43) Wort setzen: Vixi.

Kiel, den 26. November 1891.

Verlust, Zuwachs und Entwickelung in den einzelnen Familien der Gegenwart.

In Kürze angesichts des starken Umfanges dieses Heftes:

Stamm Hermann Wilhelm: Dem Ehepaar Kaufmann Werner Tuercke und Elisabeth geb. Tuercke (XIII. 19) in Keyport (New Jersey U. S. A.) wurde am 12. September 1927 eine Tochter geboren, welche die Namen Anita Rosemarie erhalten hat. Joachim Tuercke (XIII. 20) ist seit dem 1. April 1926 Assistent an der Technischen Hochschule in Darmstadt.

Stamm Franz Anton: Am 19. Mai 1927 verschied Dr. Moritz Fleischer (XI. 40), Wirklicher Geheimer Ober-Regierungsrat Professor Dr. h. c. der Landwirtschaft, Kurator der Moorversuchsstation zu Bremen im 85. Lebensjahr. Den vorliegenden Nachruf, der sein an Taten und Erfolgen überaus reiches Leben schildert, müssen wir leider für das nächste Jahr zurückstellen. — Am 9. April 1927 vermählten sich Erwin Boroffka und Charlotte Niemeyer (XII. 50). — Edith Niemeyer (XII. 52) errang auf zweimaliger Konzertreise nach Spanien, Juni 1927 in Pamplona, November in Pamplona und Madrid als Altistin in Beethovens missa solemnis und 9. Sinfonie starke Erfolge. — Friedrich Tägert (XII. 72), Oberstudienrat Professor Dr. am Realgymnasium in Osnabrück, tritt voraussichtlich Ostern 1928 in den Ruhestand. Seine Gattin Margarete geb. Harrighausen verlor er schon am 2. Mai 1925. Sein Sohn Ludwig (XII, 56) macht Ostern sein Abiturientenexamen und wird dann Technik studieren.

Stamm Carl Eduard (76. Tafel). Dr. Felix Niemeyer erfreut sich des Ruhestandes mit seiner Gattin Else in Wiesbaden, Capellenstr. 58. Otfried (XII. 75) befindet sich seit Oktober 1927 in neuer aussichtsreicher Stellung der Sackfabrik Fränkel in Hildesheim; Hildegard Hennecke (XII. 76) hat im Juni 1927

am Konservatorium in Köln das Examen als Klavier- und Gesanglehrerin bestanden. Zur Zeit ist sie Assistentin von Frau Professor Marie Philippi und hatte in letzter Zeit mehrfach Erfolge als Konzertsängerin; Theodor Niemeyer (XI. 89) hat sein dreibändiges Werk „Systematisches Handbuch des Abrüstungsproblems" vollendet. — Seine Tochter Annemarie (XII. 79) hat sich am 14. März 1927 bei der Universität Kiel den Dr. sc. pol. erworben. Sie ist in Frankfurt a. M. als wissenschaftliche Hilfsarbeiterin tätig. — Ihr Bruder Otto (XII. 81) hat sich am 2. November 1927 mit Dr. Anneliese Schmidt (geboren in Berlin 1900 (XII. 31), Tochter des Verlagsbuchhändlers Schmidt aus Bremen, vermählt. — Elisabeth Dibbern (XII. 89) stellte in Essen mit größtem Erfolg eine Reihe von Scherenschnitten (Holzschnittmanier) aus.

Stamm Hermann Agathon: Die Heirat ihrer Tochter Grace Wilhelmine mit Henry V. Vordis am 5. Oktober 1927 melden Alfred Hermann Niemeyer und seine Gattin Lotte geb. Merten aus New York.

Stamm Pernice: Herbert Pernice (XI. 121) ist am 1. Oktober 1926 in den Ruhestand getreten. Sein ältester Sohn Hugo (XII. 107), Dr. phil. diplom. Landwirt, hat sich am 5. November 1926 mit Elisabeth Fischer, Tochter des Oberstudienrats i. R. Professor Dr. Fischer in Königsberg, vermählt. Das Ehepaar wohnt in Königsberg, Zeppelinstr. 9. — Ludwig Pernice (XI. 122) hat seine Klinik in Frankfurt a. d. O. verkauft. Auch das Lutherstift dort gibt er auf und bezieht als Ruhesitz am 1. April 1928 mit seiner Gattin den kleinen Wirtschaftshof Lindenhafen bei Briesen (Mark). — Erich Pernice (XI. 123) ist zu Forschungsreisen dauernd in Italien (Pompeji und Sizilien) und hat allerlei herausgegeben. — Seine Magdalene (XII. 114) ist jetzt zur Vollendung ihres zweiten Probejahrs in Stettin (Augusta-Viktoriaschule) und macht im Herbst den Assessor. — Seine Tochter Agnes (XII. 115), die Krankenschwester war, geht, nachdem sie als solche eine Reise nach Südamerika gemacht hatte, wieder zur Schule und will, wenn's geht, in einem Jahr das Abiturium machen, um (vielleicht Astronomie) zu studieren. — Sein Sohn Erich (XII. 116) studiert in diesem Jahre in Graz und wird wohl in $1^1/_2$ Jahren den Dr. machen. — Sibille (XII. 117) soll von Ostern ab die

Hochschule für Musik in Weimar besuchen; sie ist Geigerin. — Hugo Pernice (XI. 124) meldet von seinen Kindern: Lore (XII. 118) ist Hauspraktikantin im Kinderheim der Stadt Kassel in Fürstenhagen bei Hessisch-Lichtenau; Käte (XII. 119) arbeitet als kunstgewerbliche Gehilfin im Geschäft Kuhnen, Berlin, Tiergartenstr.; Wolfgang (XII. 120) studiert Medizin in Marburg; die übrigen Kinder Irmgard, Margret und Eberhard besuchen noch die Schule. — Joachim Nöldechen (XII. 127), Dr. phil. diplom. Landwirt, vermählte sich am 7. März 1924 mit Edith Dieterle, Tochter des Rittergutsbesitzers Dieterle in Schwedt a. d. O. Deren Sohn Martin Bruno N. wurde geboren am 18. Juli 1925. Der Vater ist seit April 1927 Saatzuchtleiter der Zuckerfabrikationsgesellschaft zu Delitzsch. — Am 18. Februar 1927 verschied zu Kassel an Lungenentzündung Marie Bindewald-Pernice (XI. 128). — Wichard Schwarzlose und Lore geb. von Jacobi (XII. 137) wurde am 2. September 1927 ein Knabe, genannt nach seinem Vater, „Wichard" geboren.

Stamm Johann Anton: Am 24. September 1927 schied von ihrer Tochter Edith (XII. 121) in Solingen nach siebenwöchentlichem schweren Krankenlager Luise Niemeyer-Crone (XI. 191). Mutter und Tochter führten durch lange Jahre ein schönes Zusammenleben.

Nachtrag: Als jüngster Sprößling des Geschlechts ist schnell noch Hartmut Baroffka zu melden, geboren den 18. Februar 1928 in Potsdam, dem Ehepaar Erwin Baroffka und Charlotte geb. Niemeyer (XII. 50).

A:1478

Druck von Karras, Kröber & Nietschmann, Halle (Saale)

Familien-Nachrichten

für das

Geschlecht Niemeyer (Halle)

Neue Folge der Familien-Nachrichten für die Nachkommen A. H. Franckes

---

Elftes Stück



Halle (Saale) 1929

Francksche Stiftungen
Haupt-
Bibliothek
Halle/Saale
20.212 - M
A: 1478

Zum 100. Todestage von August Hermann Niemeyer.

7. August 1928.

Des 100. Todestages des Mannes, der im Brennpunkte aller Geschichte des Geschlechtes Niemeyer (Halle) steht, ist durch „August Hermann Niemeyer. Sein Leben und Wirken" von Karl Menne, Max Niemeyer Verlag, Halle 1928, in schönster Weise gedacht worden. Zu der überaus reichen Literatur über das Leben des Kanzlers stand Karl Menne der handschriftliche Nachlaß unseres Ahnen zur Verfügung, so daß uns nunmehr sein Leben und Wirken außerordentlich lebendig vor dem geistigem Auge steht.

Unser Ahn hat uns in den Familienpapieren von Franz Anton Niemeyer eine Autobiographie hinterlassen, deren Schlußworte uns zu seinem 100. Todestage erbauen mögen:

„So ist mein Leben bisher zwischen Freude und Schmerz hingeflossen. Unter solchem Wechsel — wie könnt' ich es anders erwarten und fordern — wird es — wann Gott es will — enden. Des Guten war viel mehr, als des Bösen, und man hat mich oft zu den ausgezeichnet Glücklichen gezählt. Auch bin ich es von vielen Seiten gewesen. Doch kennen Wenige auch die sehr schmerzlichen Erfahrungen, die ich auf dem langen Lebenswege gemacht habe. Mein höchstes Glück habe ich stets in meinem Hause und in meinen Kindern gefunden. Erhalte mir Gott, was er mir noch gelassen hat und lasse es Allen wohl gehen. Möge ihnen auch in trüben Tagen der Glaube an eine unendliche Weisheit und Güte bleiben, die alle unsere Schicksale regiert. Ich will zu wirken suchen, so lange ich Kräfte habe. Wenn mich diese verlassen, dann gebe mir der Vater meines Lebens ein ruhiges Ende".

Den 2. Februar 1823.

Moritz Fleischer.

Geboren Kleve 2. Januar 1843, gestorben Berlin-Steglitz 19. Mai 1927.

Hermann Anton Moritz Fleischer wurde am 2. Januar 1843 in Kleve, dicht an der holländischen Grenze, geboren. Sein Vater, Dr. Moritz Fleischer, war zur Zeit seiner Geburt Lehrer am dortigen Gymnasium. Seine Mutter, Sophie Wilhelmine Henriette war eine Tochter des Universitätsprofessors Dr. iur. Franz Anton Niemeyer in Greifswald. Die Jahre seiner Kindheit bis zur Konfirmation verlebte Fleischer in Kleve. Unverlöschlich hafteten die Klever Kindheitserinnerungen bis ins hohe Alter in seiner Seele. Gern erzählte er seinen Kindern, später seinen Enkelkindern, von den Spielen und Wanderungen mit den Geschwistern und Kameraden in der freundlichen Umgebung von Kleve, wie der Vater auf Spaziergängen den Kindern die Sagen des klassischen Altertums erzählte, wie er ihnen zu Hause die homerischen Gedichte und die Dramen Schillers vorlas. Viel Freundliches wußte er auch von der stillen liebevollen Art der Mutter zu sagen, an der er mit innigster Liebe hing.

1857 wurde der Vater als Oberlehrer an das Friedrichsgymnasium in Berlin berufen. Stille Winkel waren es, in denen der junge Fleischer die ersten Eindrücke von dem neuen Berliner Leben empfing. Zuerst wohnten die Eltern im sogenannten Kessel in der Kesselstraße, dem Kasernenhof der Garde-Füsilier-Kaserne gegenüber, später in der Ecke des nicht weit davon entfernten Luisenplatzes. Neue fröhliche Jugendbeziehungen ergaben sich, ganz besonders mit den Pensionären, die die Eltern zur Vermehrung des Einkommens bei der großen Kinderschar hielten. In Berlin wurde Moritz Schüler seines Vaters. Nicht genug konnte er das Lehrgeschick des Vaters rühmen. Ihm verdankt er



Moritz Fleischer
* Kleve 2. Januar 1843
† Steglitz 19. Mai 1927.

die Freude am Homer und an den griechischen Tragikern, die ihm bis in die Jahre seines Alters geblieben ist. Es gibt nur wenige Lehrer von Gottes Gnaden, pflegte er gelegentlich zu sagen, aber mein Vater war einer davon. Im Herbst 1861 bestand er unter Entbindung vom Mündlichen die Reifeprüfung.

Fleischer wandte sich dem Studium des Bergfachs zu. In Eisleben lernte er ein Jahr lang den praktischen Betrieb des Bergbaus kennen. Beschwerlich und ungewohnt genug war die neue Arbeit, aber unverdrossen wurde sie geleistet. Im Verkehr mit den älteren Bergleuten zeigte sich damals schon bei Fleischer die Fähigkeit, sich durch seine Freundlichkeit das Vertrauen einfacher Menschen zu gewinnen. Die schwere Arbeit des Eislebener Jahres wurde durch Verkehr mit den Hettstedter Verwandten und allerlei gesellige Vergnügungen verschönt.

Aber die Aussichten im Bergfach waren damals gering. So entschloß sich Fleischer umzusatteln und Chemie zu studieren. Da die Eltern in Berlin wohnten, besuchte er zuerst die Berliner Universität. Später ging er nach Greifswald. Dort hat er auch sein Studium beendet. Unter seinen Lehrern bewahrte er zeitlebens Prof. Limpricht dankbare Verehrung. In seinem Laboratorium hat er lange zusammen mit Max Maercker, dem späteren Leiter der agrikulturchemischen Versuchsstation in Halle gearbeitet.

Nach Vollendung seiner Studien wurde Fleischer Assistent an der landwirtschaftlichen Versuchsstation Möckern und Hohenheim bei Stuttgart. Hier lernte er seine spätere Gattin Marie geb. Backé kennen. Seine Arbeit in Hohenheim unterbrach der Ausbruch des Krieges mit Frankreich 1870/71. Als Kriegsfreiwilliger hat er den Feldzug mitgemacht. Nach der Rückkehr aus dem Felde wurde er Assistent des hervorragenden Agrikulturchemikers Henneberg in Weende bei Göttingen. Nachdem er hier im Jahre 1872 geheiratet hatte, übernahm er 1875 die Leitung der agrikulturchemischen Versuchsstation in Bonn.

Das Jahr 1877 brachte die entscheidende Wendung für die wissenschaftliche Lebensarbeit Fleischers. In diesem Jahre begründete die im Jahre 1876 von dem Preußischen Landwirtschafts-Ministerium ins Leben gerufene Zentral-Moor-Kommission die Moorversuchsstation in Bremen. Fleischer wurde zum Leiter der

Station berufen. Es war eine zunächst wenig Vertrauen erweckende Aufgabe, die ihm durch diese Berufung übertragen wurde. Wohl fehlte es nicht an Erfahrungen auf dem Gebiet der Moorbearbeitung. Daß das Moor eine durchaus nicht wertlose Bodenart sei, daß auf ihm bei rechter Bearbeitung allerlei Gutes wachsen könne, wußte man durch die Jahrhunderte alten Kulturen der Holländer. Die segensreiche Arbeit Hermann Rimpaus hatte diese Erfahrung auch für Versuche auf deutschem Moorboden bestätigt. Aber Mißerfolge und Enttäuschungen bei Versuchen, die andere anstellten, kamen immer wieder vor. Es fehlte eben die sichere Technik der Moorkultur, die bei richtiger Anwendung vollen Erfolg bei der Bearbeitung der Moore versprach. Und diese Technik fehlte, weil die Arbeit der Moorkultur bis dahin noch nicht wissenschaftlich durchforscht und auf die Ergebnisse dieser Forschung sicher begründet worden war. Auch ein Anderes dürfen wir nicht übersehen, wenn es uns um eine verständnisvolle und gerechte Würdigung der Lebensarbeit Fleischers zu tun ist. Die Moorerfahrungen, die man bis zu seiner Übernahme der Leitung der Moorversuchsstation in Bremen hatte, bezogen sich in der Hauptsache auf Niederungsmoore. Dagegen galt die Kultur der Hochmoore als eine außerordentlich schwierige und ziemlich aussichtslose Sache. Jedenfalls war es die allgemeine Meinung der Sachverständigen auf diesem Gebiete, daß, wenn die Kultur der Hochmoore sich irgendwie lohnend erweisen, wenn es gelingen sollte, aus ihrer Bearbeitung neue fruchtbare Bodenfläche zu gewinnen, sie in ganz anderer Weise angefaßt werden müsse. Welche Wege aber zur Erreichung dieses Zieles einzuschlagen seien, das wußte im Jahre 1877 niemand. Das wußte aber auch, wie er selbst in seiner Dankrede aus Anlaß der Feier seines 70. Geburtstages launig bemerkte, der Mann nicht, der damals mit der Ordre: Nun übe deine schwarze Kunst, in das Moor hinein gesetzt wurde. Das wußte auch Fleischer nicht. Die Moorarbeit lag ihm so fern wie nur möglich. Er hatte bis dahin, mit Bewußtsein wenigstens, überhaupt noch kein Moor gesehen. Aber der Mangel an Wissen und Erfahrung wurde in glücklicher Weise durch die fröhliche Unbefangenheit der Jugend ersetzt. Mit der Zuversicht: es wird schon gehen, ging Fleischer

an seine neue Arbeit heran. Eine Zeit rastloser unermüdlicher Tätigkeit begann. Oft wünschte er in diesen Jahren, daß der Tag nicht 24, sondern 48 Stunden hätte. Der schwarze Boden erwies sich dankbar für die an ihn gewandte wissenschaftliche Arbeit. Selbstverständlich ging die Arbeit nicht immer in gleichmäßig erfolgreichem Fortschritt weiter. Mißgriffe und Irrtümer blieben nicht aus. Aber auch Irrtümer können Wegweiser werden und sind es auch in diesem Falle geworden.

Mancherlei kam der Arbeit Fleischers bei dem Aufbau der wissenschaftlichen Moorkultur zu Hilfe. Zunächst der Ort seiner Tätigkeit. Bremen war für die Arbeit am Moor denkbar günstig gelegen. Der Verkehr mit der kleinbäuerlichen Moorbevölkerung des Nordwestens war unmittelbar gegeben und damit die Fühlung mit ihr, die für das Gelingen der Fleischerschen Untersuchungen unbedingt nötig war. Was im Laboratorium und auf den Versuchsanlagen der Station sich als Resultat wissenschaftlicher Beobachtung und Prüfung ergab, mußte von den Moorbauern praktisch angewendet und ausgeprobt werden. So leicht war der Verkehr mit diesen Leuten nicht. Sie waren nach Fleischers Erfahrung ein zähes, kräftiges, etwas langsames, aber helläugiges Geschlecht. Ihr Vertrauen zu den Männern der Wissenschaft war so gering wie möglich. Wenn ihre Felder von wissenschaftlichen Kommissionen besucht wurden, hörte Fleischer manchmal die Frage hinter sich: wat will de Kierl? Aber es gelang Fleischer bald, dieses Mißtrauen seiner Klienten zu überwinden. Durch seine sonnige Liebenswürdigkeit, seine gleichbleibende Freundlichkeit gewann er sich das Vertrauen der Männer und Frauen im Moor. Und er wieder schätzte an ihnen die zähe, zuverlässige, bodenständige Art.

Eine weitere Hilfe für den Fortgang und den Erfolg seiner wissenschaftlichen Lebensarbeit war für Fleischer eine Reihe einflußreicher Freunde. Unter ihnen ist neben seinem alten Mitarbeiter, Dr. Saalfeld, zunächst Freiherr von Wangenheim auf Klein-Spiegel zu nennen. Er hatte die Moorflächen auf seinem Gute nach dem Muster der Rimpauschen Bearbeitung ertragsfähig zu machen gesucht. Aber diese Versuche mißlangen. Das veranlaßte Wangenheim, sich an den „Moordoktor in Bremen“

zu wenden. Von ihm lernte er aus seinem Moorland fruchtbare Kulturen zu schaffen. Damit war für beide Männer der Grund zu einer 50jährigen gemeinsamen Arbeit und Freundschaft gelegt. Der Tod seines alten Freundes Wangenheim, nicht lange vor seinem eigenen Heimgang, ist für Fleischer ein herber Verlust gewesen. Unter allen seinen Freunden aber stand ihm doch immer an erster Stelle der Ministerialdirektor im Landwirtschaftsministerium Exzellenz Thiel. Zu ihm hat er immer in Verehrung, Dankbarkeit und Liebe aufgesehen. Auf Thiels Veranlassung war ihm 1877 die Leitung der Moorversuchsstation in Bremen übertragen worden. Er war der erste Dezernent für die Angelegenheiten der Station. Er hatte für die Arbeit der neugegründeten Station auch das Programm entworfen. Und es war, wie Fleischer selber später geurteilt hat, ein Programm, nach dem sich wirklich arbeiten ließ, ein Vorzug, der durchaus nicht immer allen Arbeitsprogrammen eigen zu sein pflegt. Thiel hat bis zuletzt der Arbeit der Moorkultur seine warme Teilnahme bewahrt. Wo es galt, ihre Bestrebungen zu fördern, ihr neue Wege zu öffnen, Hindernisse und Widerstände zu beseitigen, da war er immer zur Stelle.

Das Vertrauen, das man Fleischer entgegenbrachte, als ihm die Leitung der Moorversuchsstation übertragen wurde, hat er in einer Weise und mit einem Erfolge gerechtfertigt, die weit über das hinausgingen, was man damals erwartete und erwarten konnte. Durch seine 15jährige Tätigkeit an der Versuchsstation hat er die Technik der Moorkultur sicher begründet, sie auf eine feste wissenschaftliche Grundlage gestellt, eine Grundlage, auf der jüngere Kräfte nach ihm weiter gebaut haben und weiter bauen werden.

Durch ihn und seinen Schüler und Nachfolger, Geheimrat Tacke, ist die Moorversuchsstation in Bremen zur Musteranstalt für die gesamte Moorforschung geworden. Durch die Ergebnisse ihrer Arbeit hat die Moorkultur auch in außerdeutschen Ländern, in Holland, Schweden, Finnland, Österreich die nachhaltigsten Anregungen bekommen. Fleischers Arbeit ist es zu danken, wenn die größere Zahl der preußischen Niederungsmoore jetzt üppiges Grünland ist, wenn man mit immer größerem Erfolg dabei ist, die Hochmoore, die früher fast ausschließlich für Schafweide und

Brandkultur benutzt wurden, zu Weideflächen zu machen, die an Ertragsfähigkeit und Güte den Marschweiden kaum nachstehen. Fleischer hat den Weg gewiesen, unserer Volksernährung neue Provinzen im Lande zu erobern. Wie wichtig diese friedliche Eroberung für unser Volk ist, braucht man keinem Einsichtigen erst zu sagen. Wäre vor dem Kriege für die Erweiternng unserer Ödlandskultur mehr geschehen, unser Volk in die Lage zu setzen, sich auf eigenem Grund und Boden zu ernähren, so hätten wir in den Jahren des Weltkrieges unter der Hungerblockade unserer Feinde nicht so große Not leiden müssen. Aber fast noch wichtiger als früher ist für unser Volk jetzt die Aufgabe der Volksernährung auf eigener Scholle. Der Erfüllung dieser Aufgabe hat Fleischer durch seine Arbeit die Wege geebnet. Noch haben wir in Deutschland und Preußen Moore genug die nur darauf warten, für die Ernährung unseres Volkes nutzbar gemacht zu werden.

Es war nur eine wohlverdiente Anerkennung seiner wissenschaftlichen Leistungen, wenn Fleischer 1891 als Dozent für Chemie an die Landwirtschaftliche Hochschule in Berlin berufen wurde. Den Professortitel hatte er schon vorher bekommen. Ein Nervenzusammenbruch, wohl die Folge seiner angespannten Arbeit in Bremen, hinderte ihn zunächst, mit den Vorlesungen zu beginnen. Ein dreimonatlicher Aufenthalt in Gries bei Bozen stellte seine körperliche wie geistige Leistungsfähigkeit vollständig wieder her. Seit jenem ersten Aufenthalt in Gries hat er diesem Ort, dem benachbarten Bozen, überhaupt den Bergen und Menschen Südtirols seine warmherzige Anhänglichkeit und Liebe bewahrt. Noch manches Mal hat er dort durch kürzeren oder längeren Aufenthalt Stärkung und Erholung gefunden.

Anfangs 1892 begann er seine Vorlesungen an der Landwirtschaftlichen Hochschule zu Berlin. Bis zu seinem vollendeten 80. Lebensjahre hat er sie gehalten. Seine Befürchtung, daß ihm für die Vorlesungen die rednerische Fähigkeit fehlte, erwies sich bald als durchaus unbegründet. Es war wohl ein Erbe vom Vater her, daß er für den wissenschaftlichen Unterrichtsvortrag eine besondere Begabung hatte. Durch die lebendige Art seines Vortrages wußte er seine Zuhörer zu fesseln. Man merkte es seinem Vortrage an, daß er mit ganzer Seele dabei war, daß er

seinen Zuhörern das beste aus dem Schatz seiner wissenschaftlichen Erkenntnis und praktischen Erfahrung zu geben bemüht war. Zur Lebendigkeit seines Vortrags trug wesentlich bei, daß er nicht vorlas, sondern an der Hand eines bis in einzelste in Stichworten ausgearbeiteten Leitfadens frei sprach. Unermüdlich hat er an diesen Leitfäden bis in sein hohes Alter weiter gearbeitet, stetig bemüht, sie nur ja auf der Höhe der wissenschaftlichen Forschung zu halten. Seine Vorlesungen waren ihm ans Herz gewachsen. Es war ihm immer ein Schmerz, auch in den Tagen seines Alters, wenn er eine Vorlesung ausfallen lassen mußte. Während der Jahre des Weltkrieges war die Zahl der Studierenden an den landwirtschaftlichen Hochschulen sehr gering. Die jungen Männer, die sie besuchten, waren als Leute des Landes zumeist gesund und kräftig. Sie standen in den Jahren des Krieges draußen im Felde. Nur wenige waren in der Heimat. Da hatte Fleischer in manchem Semester nur 3, 4 Zuhörer. Unter diesen gelegentlich auch eine studierende Dame. Aber das hat ihn nicht gehindert, sich mit derselben Treue für seine Vorlesungen vorzubereiten und sie mit derselben Hingabe zu halten. Da war es ihm dann eine große Freude, daß nach Beendigung des Krieges große Scharen von Studierenden auch der Berliner Landwirtschaftlichen Hochschule zuströmten und auch die Zahl seiner Zuhörer gerade in den letzten Jahren seiner Vorlesungen so groß wurde, wie sie früher nie gewesen war.

Nicht unerwähnt bleiben soll Fleischers schriftstellerische Tätigkeit. Er schrieb: Mitteilungen über die Arbeiten der Moorversuchsstation, die Tätigkeit der Zentral-Moor-Kommission, die Torfstreu, ihre Herstellung und Verwendung. Unermüdlich, bis in das letzte Jahr seines Lebens, arbeitete er an seiner Bodenkultur auf chemisch-physikalischer Grundlage. Sie ist in mehreren Auflagen erschienen. Von 1881—91 redigierte er Biedermanns Zentralblatt für Agrikulturchemie. Große Freude machte ihm das letzte Erzeugnis seiner wissenschaftlichen Schriftstellerei: sein Wiesenbuch, das in den Kreisen der praktischen Landwirte überall eine große Verbreitung fand.

Durch seine Tätigkeit als Lehrer an der Landwirtschaftlichen Hochschule übte Fleischer einen weitreichenden Einfluß auf das

heranwachsende Geschlecht unserer Landwirte. Hunderte, die als Schüler zu seinen Füßen gesessen, haben das, was sie von ihm gehört und bei ihm gelernt haben, dann praktisch verwertet als Angestellte oder auf der eigenen heimischen Scholle. Gerade auf diese praktische Verwendbarkeit seiner wissenschaftlichen Forschungsarbeit legte Fleischer den größten Wert. Das hat ja seine wissenschaftliche Arbeit so erfolgreich gemacht, daß er immer in der Fühlung mit der Erfahrung der Landwirtschaft blieb.

Neue Verpflichtung dazu, aber auch eine große Erweiterung seines Erfahrungsbereiches bedeutete es für ihn, als er 1898 als vortragender Rat ins Preußische Landwirtschaftsministerium berufen wurde. Gleichzeitig wurde er zum Mitglied der Zentral-Moor-Kommission und zum Kurator der Moorversuchsstation in Bremen ernannt. Als Dezernat wurde ihm im Ministerium das Landwirtschaftliche Unterrichtswesen und die Moorkultur zugewiesen. Seine Vorlesungstätigkeit an der Landwirtschaftlichen Hochschule behielt er weiter. An der Aktenarbeit, die seine neue Stellung mit sich brachte, hatte er wenig Freude. Fleischer war kein Aktenmensch. Er war auf der einen Seite Gelehrter und Forscher und auf der anderen Seite Mann der praktischen Arbeit. Dagegen machte ihm eins an der Arbeit in seiner neuen Stellung viel Freude. Das waren die Dienstreisen zur Besichtigung der Moore, die ihm unterstellt waren. Oft genug führten ihn seine Dienstreisen auch über die preußischen und deutschen Grenzen hinaus nach Holland und Schweden. Bis in sein hohes Alter, auch als er aus seiner Stellung im Ministerium geschieden war, hat er es sich nicht nehmen lassen, an diesen Dienstreisen teilzunehmen. In seinem 84. Lebensjahre, im Sommer 1926 hat er seine letzte Dienstreise gemacht. Sie galt dem Besuch der bayerischen Moore in der weiteren Umgebung von München. Unter Ernennung zum Wirklichen Geheimen Oberregierungsrat trat er im Jahre 1911 in den Ruhestand. Seine Lehrtätigkeit, sein Amt als Kurator der Moorversuchsstation, als Mitglied der Zentral-Moor-Kommission und der Marschkultur-Kommission behielt er auch weiter bei.

Am 1. März 1902 starb Fleischers treue Lebensgefährtin nach einer 30jährigen überaus glücklichen Ehe. Ein sonniges,

von allen guten Geistern edler Lebenshaltung erfülltes Familienleben vereinte Eltern und Kinder, in Bremen in dem eigenen Haus auf der Donandtstraße, in Berlin später in der schön gelegenen Wohnung am Helgoländer Ufer dem Bellevuepark gegenüber. Beide Gatten waren gesellige Leute. Gern öffneten sie ihr Haus lieben Freunden und Bekannten. Sie verstanden die feine Kunst, es ihren Gästen behaglich zu machen, die Gattin mit ihrer warmen süddeutschen Herzlichkeit, der Gatte mit seiner ritterlichen, freundlichen, geistvollen Art. Von den Kindern waren nur drei am Leben geblieben, Hertha, Helene, Vera. Die älteste Tochter heiratete noch vor dem Tode, die beiden anderen erst nach dem Tode der Mutter. Der Tod der Gattin war für Fleischer ein überaus schmerzlicher Verlust. Er hat ihn nie ganz verwunden. Seitdem zog er sich von aller Geselligkeit mehr und mehr zurück. Als dann auch seine Tochter Helene heiratete, wurde er ganz einsam. Eine Wirtschafterin betreute seinen Haushalt. Eine Freude war es ihm, daß er den Zusammenhang mit seiner Tochter Helene auch nach deren Heirat dauernd unterhalten konnte. Sie hatte den Pfarrer Otto Großmann, damals Divisionspfarrer der 1. Garde-Division, geheiratet. In ihrer Häuslichkeit setzte sich die Tradition des Fleischerschen Hauses fort. Mit inniger Teilnahme begleitete er die Entwicklung seiner beiden Enkelkinder Heinzjürgen und Marielene. Unvergeßlich sind ihnen die Weihnachtsferien mit dem Großvater. Als sein Schwiegersohn in das Pfarramt in Steglitz berufen, seine Häuslichkeit dorthin verlegte, siedelte auch Fleischer nach Steglitz über. In seiner freundlich gelegenen Wohnung am Teltowkanal in der Siemensstraße hat er 13 Jahre in seiner von emsiger Tätigkeit ausgefüllten Muße verlebt. Nichtstun war ihm unmöglich. Fast den ganzen Tag saß er am Schreibtisch. Die Vorbereitung seiner Vorlesungen, schriftstellerische Arbeiten und anderes nahmen ihn völlig in Anspruch. Er ließ sich dabei nicht gern stören. Auch nicht von dem Besuch seiner Tochter oder anderer lieber Menschen. Seine Arbeit unterbrach er nur durch längere oder kürzere regelmäßige Spaziergänge. Im Sommer ging er jedes Jahr nach seinem geliebten Tabarz im Thüringer Walde am Fuß des Inselbergs. So lange es ihm seine Rüstigkeit erlaubte, schloß

sich daran ein Herbstaufenthalt in Gries. Aber auch in diesen Wochen der Ausspannung arbeitete er regelmäßig. Eine große Zahl von Büchern begleitete ihn stets auf seinen Reisen.

Der unglückliche Ausgang des Weltkriegs hat Fleischer schwer getroffen. Mit heißer Liebe hing er an seinem Vaterland und am deutschen Kaisertum. Der Untergang der Kaiserherrlichkeit, deren Aufrichtung er seinerzeit selbst vor Paris miterlebt hatte, erschien ihm wie wohl allen national Gesinnten, die seiner Generation angehörten und mit der Entwicklung des deutschen Kaisertums in ihr Mannesalter hineingewachsen waren, als etwas völlig Unbegreifliches. Dazu der Umsturz. Dieser Umsturz, an dem im Gegensatz zu dem Heldentum des Krieges alles so unheldenhaft, so erbärmlich und schwächlich war. In die neue Zeit, die nun kam, konnte sich Fleischer nicht finden. Er wollte es auch nicht. Er war so ganz verwurzelt in der alten Ordnung der Dinge, monarchisch bis in sein innerstes Empfinden. Da konnte ihm das neue Wesen nur Abscheu und Widerwillen erregen.

Die letzten drei Jahre seines Lebens war er in dem Hause seiner Tochter Helene. Umgeben von seinen Büchern, von den vielen Erinnerungen seines Lebens in Bildern und anderen Dingen gingen ihm die Tage dahin. Noch war er immer tätig. Allmählich ließ die geistige Spannkraft etwas nach. Die Spaziergänge wurden kürzer. Sie wurden manchmal eine Quelle der Sorge für seine Kinder. Lehnte er doch jede, ihm von der Tochter oft so herzlich und dringend angebotene Begleitung ab. „Er brauchte keine Kinderwärterin." Zu seinen Erinnerungen gehörten auch Hunderte von Briefen. Keinen Brief, keine Karte warf er fort. Alles wurde sorgfältig gesammelt und aufgehoben. Kam ihm dann ein solches Bündel von Briefen zufällig in die Hand, kam er ins Lesen. Längst vergangene Zeiten wurden wieder lebendig. Angeregt durch das Lesen solcher Briefe kam er dann auch wohl ins Erzählen. Es war erstaunlich, wie gut er in längst vergangenen Zeiten noch Bescheid wußte, wie er, der stets einen starken regen Familiensinn gehabt hat, über alle möglichen verwandtschaftlichen Beziehungen innerhalb der weitverzweigten Familie Auskunft geben konnte.

Welcher Anerkennung, Verehrung, Freundschaft und Liebe sich Fleischer als besten Ertrags seines Lebens erfreute, das trat an zwei Tagen seines Alters ganz besonders in die Erscheinung, bei der Feier seines 70. und dann wieder seines 80. Geburtstages. Ministerium, Hochschule, Provinzialbehörden, wissenschaftliche und landwirtschaftliche Verbände und Vereine sandten ihre Delegierten und Grüße, um den Jubilar zu feiern. Man feierte den verdienstvollen Beamten, den hervorragenden Forscher, den erfolgreichen Förderer der landwirtschaftlichen Arbeit, aber man feierte vor allem den Menschen, den Mann mit seiner edlen, vornehmen gütigen Gesinnung.

14 Tage vor seinem Tode kam er von seinem gewohnten Spaziergang heim. Eine leichte Verdunkelung seines Bewußtseins, wie er sie schon öfter gehabt hatte, stellte sich ein. Noch schien der Zustand nicht besorgniserregend. Eine leichte Besserung trat ein, hielt aber nicht an. Immermehr ließ die Teilnahme für das, was um ihn her vorging, nach. Nach einem kurzen Aufenthalt im Lichterfelder Kreiskrankenhaus brachte man ihn in das Haus seiner Kinder zurück. Dort ist er ohne Schmerzen am Vormittag des 19. Mai 1927 heimgegangen. Auf dem Friedhof der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche in Charlottenburg haben seine sterblichen Reste an der Seite der Gattin ihre letzte Ruhestätte gefunden. An seinem Sarge sprach sein Schwiegersohn über das Wort Sprüche 28, 20: Ein treuer Mann wird viel gesegnet. Nach diesem Worte brauchte er nicht lange zu suchen. Das ganze Leben von Moritz Fleischer war eine Bestätigung und Erfüllung dieses Wortes.

Guido Wolff.

Geboren Hamburg 31. Dezember 1848, gestorben Hamburg 13. Januar 1920.

Am 13. Januar 1920 erlag, 71 Jahre alt, ohne längere Krankheit einem Schlaganfall — „Guido Wolff in Hamburg" —.

Er entstammte der Ehe seines Vaters gleichen Namens mit Marianne geb. Niemeyer, verwitwete Immermann, dessen an geistigen Gütern reiches Haus noch heute in der Erinnerung zahlreicher Hamburger fortlebt. Das Elternhaus mit seiner Fülle künstlerischen Sinnes, straffer Ordnung, großer Gastfreundschaft und echter Religiosität bedeutet eine entscheidende Förderung für seine Lebensarbeit und die Grundlage für die Entwicklung seines Charakters.

Nach damaliger Hamburger Sitte wurde Guido Wolff nach beendeter Schulzeit ohne weitere Ausbildung oder Examen einer kaufmännischen Firma (A. E. Woermann) als Lehrling anvertraut und ging sodann nach „Drüben". Unter dem ihn betrübenden Eindruck, daß er wegen zarter Gesundheit im ruhmreichen Jahre 1870/71 seinem Vaterlande nicht mit der Waffe dienen konnte, verließ er noch während der Kriegszeit die Heimat, um in New York und Boston, vorübergehend auch in Havanna, in kaufmännischer Tätigkeit Erfahrungen zu sammeln und seinen Blick zu erweitern. Nach neunjähriger Abwesenheit kehrte er nach Hamburg zurück und begann schon bald sich in dem Fach des Reeders und Schiffsmaklers zu beschäftigen, in dem er später so Bedeutendes leisten sollte. Mit voller Befriedigung übte er seinen Beruf als Teilhaber und Mitleiter der nicht unbedeutenden Carrschen Reederei und entschloß sich nicht leichten Herzens, dem Wunsch seiner Angehörigen, die wegen seiner zarten Gesundheit für ihn eine leichtere und sichere Stellung erstrebten, Folge zu

leisten und die Wahl zum Direktor der Hamburg-Amerikanischen Paketfahrt A.-G. anzunehmen. Fast gleichzeitig mit dem genialen Albert Ballin in das Direktorium eintretend, hat er die enorme Entwicklung des Unternehmens, das später den Namen „Hamburg-Amerika-Linie" annahm, nicht nur miterlebt, sondern auch tätig gefördert. Aus einem Handelsgeschäft, das keineswegs immer sorgenlose Zeiten erlebt hatte, entstand mit Guido Wolffs Hilfe jenes gewaltige, die ganze Welt umspannende Institut, das bis zum Weltkrieg seinesgleichen nicht hatte und dem Ruf deutschen Unternehmungsgeistes, zuverlässiger Arbeit, großzügigen Wirkens und weitsichtiger Pläne über alle Meere trug. Welchen Anteil Guido Wolff an dem Emporblühen des Unternehmens hatte, erhellt daraus, daß er bei diesem, viele Millionen repräsentierenden Werk die schwere Verantwortung des Leiters der Finanzwirtschaft trug. Dem Gelingen des mächtigen Unternehmens der Hamburg-Amerika-Linie war Guidos Wolffs Charakter in hohem Grade förderlich. Sein ruhiges, sachliches, ja vorsichtiges Prüfen und Abwägen aller Verhältnisse, seine stets liebenswürdige Art zu verhandeln, das bescheidene, dabei aristokratisch wirkende Wesen, die volle Beherrschung der besten geselligen Formen, wie seine äußere Erscheinung, endlich die genaue Kenntnis der englischen Sprache, Dinge, die ihn zum Repräsentanten besonders geeignet machten. — Das alles verschaffte Guido Wolff das volle Vertrauen der zahlreichen Behörden, Gesellschaften und Einzelpersonen, mit denen ihn sein Beruf zusammenführte, und der Erfolg blieb nicht aus! Er zeigte sich in dem wachsenden Gedeihen des von ihm vertretenen Unternehmens, in der Entwicklung seiner eigenen Verhältnisse in der allgemeinen Anerkennung, die ihn bei häufiger Berührung mit hervorragenden und hochstehenden Persönlichkeiten in mancherlei Form, u. a. durch Verleihung hoher Orden, zuteil wurde.

So wurde es allgemein tief bedauert, als Guido Wolff sich im Jahre 1907 entschloß, nach 23jähriger Tätigkeit sein Amt als Direktor der Hamburg-Amerika-Linie niederzulegen. Er tat es, weil er in seinem — vielleicht übertriebenen — Feingefühl vermeinte, nach einer überstandenen Krankheit den steigenden Ansprüchen seines Amtes und der großen Verantwortung nicht mehr

gewachsen zu sein. Als er sich, beim Ausscheiden von allen Seiten aufs Höchste geehrt, aus dem Amte zurückzog, bedeutete das für seine tätige Natur keineswegs ein Ausruhen. Als Aufsichtsrat kaufmännischer Unternehmungen, besonders solcher, die mit der Seefahrt zusammenhingen, als stellvertretender Vorsitzender der See-Berufsgenossenschaft, als Handelsrichter und in mancher weiteren Stellung entwickelte er eine reiche Tätigkeit. Aber er gewann doch Zeit, sich auch mit anderen wie kaufmännischen Dingen zu befassen, und so gereichte ihm zur besonderen Freude und Ehre seine langjährige Mitgliedschaft im Vorstand der Philharmonischen Gesellschaft, des vornehmsten Konzert-Institutes von Hamburg; auch hier wurde ihm die Sorge für die Finanzwirtschaft anvertraut; daß er in den letzten Jahren den Vorsitz der Gesellschaft führte, war ihm eine hohe Genugtuung.

Als der Weltkrieg ausbrach und die tätige Mitwirkung jedes Deutschen verlangte, fehlte auch Guido Wolff nicht. Er stellte sich dem Roten Kreuz zur Verfügung und wurde auch hier der hochgeschätzte Verwalter der gewaltigen Werte, die durch die Hände des Roten Kreuzes gingen. Ein gütiges Geschick wollte es, daß Guido Wolff noch im Büro des Roten Kreuzes tätig war, als sich die Vorboten der Krankheit zeigten, die innerhalb zweier Tage seinem tätigen Leben ein Ende bereiteten.

Kein Wunder, daß mit den Angehörigen um den beliebten und tüchtigen Mann weite Kreise trauern und diese Trauer zu öffentlichen Kundgebungen mannigfacher Art führte. Mit Recht ist in diesen mehrfach hervorgehoben, daß es nicht besondere Geistesgaben, sondern besondere Charaktereigenschaften waren, die Guido Wolff zu dem machten, was er den Seinen, der Vaterstadt und dem Vaterlande wurde. Pflichtgefühl sondergleichen, unermüdlicher Fleiß, Ordnung, peinliche Genauigkeit bis zu den scheinbar gleichgültigen Dingen, dazu die erwähnten Vorzüge der Persönlichkeit schmückten den Verstorbenen. Eine seltene Güte des Herzens und Wärme der Empfindungen war der Grund, warum Guido Wolff von seiner ganzen Familie und von vielen Freunden als allzeit bereiter, treuer und tüchtiger Berater gesucht wurde. Man hat von ihm gesagt, daß er die Sorgen anderer

auf sich nahm und nicht selten an diesen schwerer trug, als der Betroffene selbst. Denn leichtblütig war Guido Wolff keineswegs und konnte sich nicht leicht irgendwelchem Lebensgenuß, oder ernsten Aufgaben ohne Bedenken und Grübeln hingeben. Vollen Genuß aber hatte er in der Familie, bei der Musik und an der Natur.

Seit 1884 mit Helene, der Tochter des hochangesehenen Bürgermeisters Weber verheiratet, wurde ihm das Glück einer ungetrübten Ehe zuteil, gesegnet mit vier Kindern. Völlig gleichdenkend mit seiner Frau, wurde die Häuslichkeit verschönt durch strenge Ordnungsliebe und Regelmäßigkeit, Erziehung der Kinder zur Pflichttreue und Gottesfurcht, sowie Rücksichtnahme untereinander, worin der Vater in rührender Selbstlosigkeit ein Beispiel gab. Kirchenbesuch und Pflege des kirchlichen Geistes war von dem Wesen des Hauses Guido Wolff untrennbar, ebenso die Liebe zum Vaterlande, dem der einzige Sohn als Marineoffizier diente. Dem Verstorbenen wurde das hohe Glück zuteil, seinen Sohn und zwei Töchter in glücklicher Ehe verheiratet zu sehen und sich des Aufblühens von neun Enkelkindern zu erfreuen; noch im letzten Sommer konnte er der Taufe des ersten Enkels seines Namens beiwohnen. Sein schönes Heim war in reicher Gastlichkeit gar vielen geöffnet, und wie im engsten Familienkreise die Musik die größte Freude des Hausherren bildete, so fanden auch zahlreiche Künstler Eingang und Förderung im Hause Guido Wolffs. — So lieb ihm aber auch solches Leben sein mochte, am höchsten schätzte der Verstorbene doch den Genuß der Natur. Soweit wie möglich genoß er sie in der landschaftlich so schönen Vaterstadt, aber mit jährlich sich erneuernder Freude zog es ihn im Frühling nach seinem Sommersitz in Reinbeck, wo er dann möglichst bis tief in den Herbst auszuhalten liebte. Täglich war er von neuem erfrischt und erfreut durch den Reiz der Farbenwirkungen des Waldes, des belebenden Wassers, der hügeligen Landschaft in der umgebenden lieblichen Gegend.

Der Krieg machte dem Verstorbenen schwere Sorgen, da sein Sohn und zwei Schwiegersöhne vor dem Feinde standen. Die Freude, alle drei gesund heimkehren zu sehen, war nur kurze Zeit ungetrübt, weil allzubald die Revolution einsetzte. Sie in Ver-

bindung mit dem unglücklichen Kriegsausgang brachte Familienmitglieder um Heimat und Beruf; ein schwerer Daseinskampf für das vom Verstorbenen als Lebenswerk geförderte Unternehmen begann, nachdem so viel an dieser mächtigen Schöpfung zerstört war. Die bisher so klaren Verhältnisse in der Familie wurden ins Wanken gebracht. — Alles in allem: Guido Wolff hatte in Wahrheit und wegen seines Naturells besonders schwer unter der jetzigen Zeit zu leiden und trug schwer an seinen Kümmernissen, die nur selten noch in ihm Lebensfreude aufkommen ließen. So kann man nur dankbar sein, daß Guido Wolff nach einem Leben voller Erfolge, jetzt aber von Sorgen fast überwältigt vom Dasein ohne langen Todeskampf ausruhen darf.

Dr. Felix Wolff.

Prof. Eduard Niemeyer.

(Tafel 13, XI. 187.)

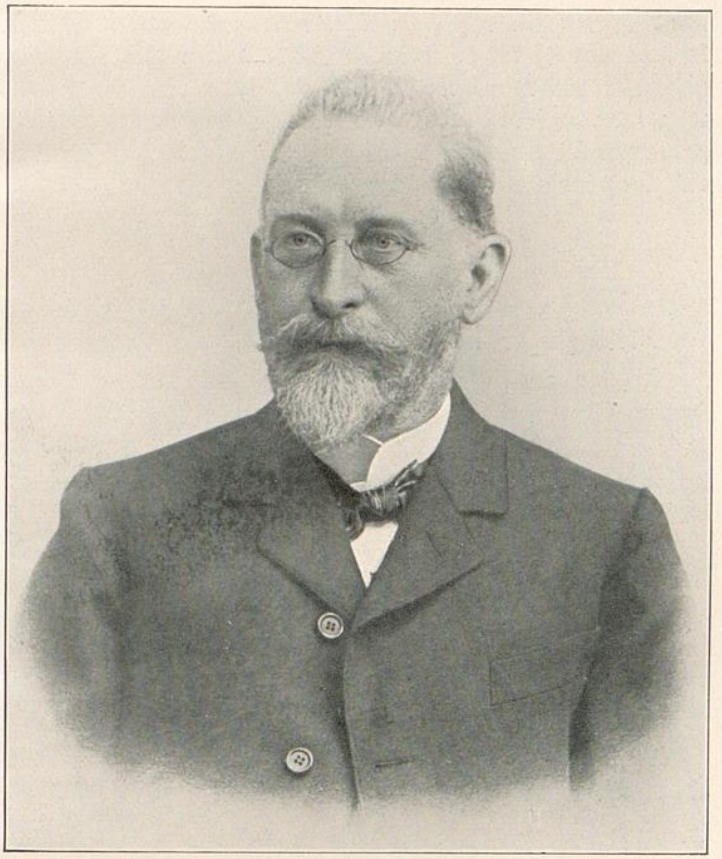
Dem am 5. Mai 1928 verstorbenen gütigen Mitarbeiter unserer Familiennachrichten Prof. Eduard Niemeyer in Zwickau möchte ich folgende Worte widmen:

Eduard Niemeyer wurde am 4. Juli 1851 zu Krefeld a. Rh. als Sohn des damaligen Realschullehrers[1]) Dr. Eduard Niemeyer und seiner Gattin Karoline, geb. Schmidt geboren. Eine fröhliche, sonnige Kindheit war ihm dort unter der sorgfältigen Obhut seiner vorzüglichen Eltern in dem kleinen Häuschen am Rhein beschieden. Nach einigen Jahren wurde der kleine, glückliche Familienkreis durch die Geburt zweier Schwestern Anna (geb. 1856) und Adelheid (geb. 1858) vergrößert. Eduards erste Schulzeit fällt noch in die Krefelder Zeit.

Im Jahre 1862 wurde sein Vater zum Rektor der Dreikönigs-(Real)schule zu Dresden-N. erwählt, und die Familie siedelte noch im gleichen Jahre dorthin über. Die große, geräumige Amtswohnung in der Dreikönigsschule wurde nun das Heim der Familie für 22 Jahre — bis zur Pensionierung des Vaters 1884.

Eduard trat 1862 in die Kreuzschule ein, jenes bekannte Gymnasium, das in Theodor Körner seinen berühmtesten Schüler hatte, und eignete sich dort mit großem Fleiß und Eifer gründlichste Kenntnisse und jenes große Interesse für das klassische Altertum an, das ihn bis an sein Lebensende nicht verlassen hat. Die Kreuzschule stand in jenen Jahren unter der vorzüglichen Leitung der Direktoren Klee und Hultsch; beiden war

[1]) Siehe: Familiennachrichten 4. und 5. Stück, Seite 41.



Eduard Niemeyer
* Krefeld 4. Juli 1851
† Zwickau 5. Mai 1928.

Eduard stets mit Anhänglichkeit und Dankbarkeit verpflichtet. Ein gutes Maturitätsexamen schloß seine Gymnasiastenzeit Ostern 1870 ab.

Er widmete sich wie sein Vater dem Studium der klassischen Philologie, das er ohne Unterbrechung in vier Jahren an der Universität Leipzig absolvierte. Verschönt wurden diese vier arbeitsreichen Studienjahre durch häufigen Besuch des guten Theaters und der vorzüglichen Konzerte, die das musikfreudige Leipzig in so reichem Maße zu bieten hatte. Daß Eduard, dessen reine Begeisterung für die Musik ihn bis in sein hohes Alter begleitete, sich bei diesen Kunstgenüssen durch seine knappen Mittel stets mit dem letzten Platz zufrieden gab, — „wenn ich nur etwas hören konnte, sehen brauchte ich nichts", wie er später uns manchmal lächelnd von seiner jugendlichen Kunstbegeisterung erzählte, — möchte ich nicht unerwähnt lassen, da diese bescheidene Lebensauffassung unsrer heutigen Jugend nahezu unverständlich geworden ist.

Im Juli 1874 bestand Eduard sein Staatsexamen, und bald darauf erhielt er seine erste Verwendung als Lehrer am Johanneum in Zittau. Nach einem Jahr wurde er an das Gymnasium in Zwickau versetzt. Hier hat er volle 36 Jahre in reichstem Segen gewirkt. Was er als Lehrer am Zwickauer Gymnasium geleistet hat, wie er von seinen Schülern und Kollegen geschätzt und verehrt worden ist, sagen am besten die Worte des Nachrufs, die ihm vom Rektor und Kollegium seines Gymnasiums bei seinem Heimgange gewidmet wurden:

„Am 5. Mai verstarb im 77. Lebensjahre der Konrektor em. Herr Professor

Karl August Eduard Niemeyer.

Nach kurzer Tätigkeit am Johanneum in Zittau wurde der nunmehr Heimgegangene Michaelis 1875 ans hiesige Gymnasium versetzt, und hier hat er ein langes Menschenalter hindurch vornehmlich als Lehrer des Deutschen, Lateinischen und Griechischen in unermüdlicher Treue gewirkt und bei der Gründlichkeit seines Lehrverfahrens und seinem bestimmten Auftreten reiche Erfolge geerntet. Die Begeisterung für das klassische Altertum, die ihn

selbst erfüllte, wußte er auf seine Schüler zu übertragen und bei ihnen Empfänglichkeit und Verständnis für alles Hohe und Heilige zu erwecken. Überzeugt, daß das Lehramt die Einsetzung aller Kräfte und jederzeit eine ganze und starke Persönlichkeit erfordert, entschloß er sich im Jahre 1911 zum Rücktritt, noch ehe seine körperliche und geistige Rüstigkeit eine merkliche Einbuße erlitten hatte.

Wir werden das Andenken dieses vornehm gesinnten, in Rat und Tat bewährten, von reinster Vaterlandsliebe und schlichter Frömmigkeit beseelten Amtsgenossen stets in Ehren halten.

Zwickau, den 11. Mai 1928.

Rektor und Kollegium des Gymnasiums."

Jeder, der Eduard Niemeyer näher kannte, wußte, daß er mit hervorragenden Kenntnissen für seinen Lehrberuf ausgerüstet und sich mit größtem Fleiß und Eifer diesem gewidmet hat. Bei der strammen Disziplin, auf die er in seinen Klassen hielt, war es nur natürlich, daß auch die Erfolge seines Unterrichtes groß waren. Jahrelang war ihm die Vorbereitung der Abiturienten in den klassischen Sprachen und im Deutschen übertragen, und aufs sorgfältigste unterzog er sich stets dieser anstrengenden Aufgabe, was ihm viele seiner ehemaligen Primaner später dankbar durch Wort und Tat bezeugten.

Auch hat er nicht versäumt, seine Kenntnisse von Land und Leuten in der Heimat sowohl wie im Ausland durch regelmäßige Reisen zu erweitern.

In Zwickau hatte sich Eduard Niemeyer durch seine Verheiratung mit Helene Nottrott aus Leipzig im Jahre 1884 einen eigenen Hausstand gegründet. Aus dieser Ehe sind zwei Töchter Erna (geb. 1885) und Margarete (geb. 1888) hervorgegangen.

Die Jahre seines Ruhestandes, in den er im November 1911 eintrat, verflossen in Ruhe und Stille; seinen geliebten klassischen Studien widmete er noch viele Stunden des Tages. — Reges Interesse brachte er auch den Bestrebungen des Vetters Kurt Niemeyer entgegen und stellte sich ihm hilfsbereit bei der Heraus-

gabe unsrer Familien-Nachrichten zur Verfügung. Zu seinem Leidwesen mußte er aus Gesundheitsrücksichten an der Teilnahme an unserem 1926 in Halle abgehaltenen, so wohl gelungenen Familientag verzichten; dort wurde er noch als ältester, lebender Niemeyer in den Familienrat gewählt.

Der Kreis um ihn wurde kleiner; zuerst durch die Verheiratung seiner Tochter Margarete mit Walter Schulz (im Mai 1913) und im Juli 1921 durch den Heimgang seiner lieben, klugen und tapferen Frau, die jahrelange Kränklichkeit mit größter Selbstüberwindung ertragen hatte.

Doch schließlich stellten sich auch bei ihm Symptome einer ernsteren Erkrankung ein, die ihm die sonst gewohnten, ihn stets erfrischenden Erholungsreisen unmöglich machten. So wurden ihm zwei Jahre vor seinem Ende die fast alljährliche, so liebgewordene Reise zu seiner in Darmstadt verheirateten Schwester Anna Matthäi (meiner Mutter) untersagt und ebenso die viel kleinere Reise nach Plötz bei Halle in das behagliche, glückliche Heim seiner Tochter Margarete Schulz, wo er sich so gern an seinen drei frischen Enkelkindern erfreute; — schwer wurde ihm der Verzicht. So waren seine letzten Lebensjahre durch Krankheit getrübt. Eine treusorgende Pflegerin hatte er in seiner, ihm den Haushalt führenden Tochter Erna, die ihm seine Alters- und Krankheitsbeschwerden in treuer Hingabe zu erleichtern suchte.

Schwer lasteten auch auf ihm die veränderten politischen Verhältnisse. Gewöhnen konnte er, der sein geliebtes Deutschland in seinem Aufstieg, in seiner Glanzzeit jahrzehntelang miterlebt hatte, sich überhaupt nicht mehr in dieses klein gewordene, zerrissene, in Parteihader sich verzehrende Vaterland. Niemals hat er, dem Treue hervorragendste Eigenschaft war, sich mit der Untreue seiner Volksgenossen im November 1918 abgefunden.

Am Ostersamstag 1928 veranlaßte eine Verschlimmerung seines Leidens ihn, das Zwickauer Krankenhaus aufzusuchen. Nach vierwöchentlichem, schmerzhaften Leiden, das Bewußtsein vielfach getrübt, entschlief er sanft in den Armen seiner Töchter am Abend des 5. Mai 1928.

Ein fester und aufrechter Charakter, ein stiller, bescheidener und anspruchsloser Mensch, ein tüchtiger Pädagoge, ein warmer Patriot, ein treusorgender Vater seiner Töchter und seines Schwiegersohnes, ein zärtlich liebender Großvater seiner Enkelkinder, ein treuer, anhänglicher Bruder und Onkel ist mit unserem Eduard Niemeyer dahingegangen.

R. i. p.

Annie Matthäi (Darmstadt).

An Stelle des durch den Tod geschiedenen Eduard Niemeyer tritt in den Familienrat des Geschlechtes Niemeyer (Halle) Geheimrat D. Dr. Gustav Nebe, der Direktor der Franckeschen Stiftungen (geb. Herborn 28. November 1864) als Vertreter der Stämme Rein/Nebe.

Verlust, Zuwachs und Entwickelung in den einzelnen Familien der Gegenwart.

Stamm Wilhelm Hermann (5. Tafel): Marianne Curtze (XIII. 23a) verheiratete sich am 21. August 1928 mit dem Kaufmann Max Hollmann zu Meerane i. S. — Johannes Curtze (XII. 25) ist nach langen Jahren Ausharrens nunmehr Inhaber einer Apotheke zu Sülfeld in Holstein. — Hildegard Curtze (XIII. 24) ist Buchhalterin in einem größeren Industriebetriebe zu Dresden. — Deren Bruder Franz (XIII. 25a) ist Beamter der Deutschen Bank zu Dresden. Sein Lieblingswunsch des akademischen Studierens konnte leider nicht erfüllt werden.

Stamm Sophie Fleischer/Niemeyer (6a. Tafel). Im Anschluß an den Nachruf „Moritz Fleischer" haben wir über die gesamten Nachkommen von Sophie Fleischer (6a. Tafel) nachzuholen: Heinz Jürgen Großmann (XIII. 43) hat am 7. Dezember 1928 in Berlin das Gerichtsreferendarexamen bestanden.

Clara Filsinger/Fleischer (XI. 51), die nächstjüngere Schwester von Moritz, vollendete am 2. Oktober 1928 ihr 83. Lebensjahr. Die gütige Greisin bezeugt in einer Reihe von Zuschriften erstaunliche Geistesfrische und regsten Familiensinn. Zu ihrer Nachkommenschaft: Die Ehe des ältesten Sohnes Richard (XII. 38) blieb kinderlos. Silvia Buttel/Filsinger (XII. 39) mußte am 21. November 1923 von den Ihrigen scheiden (in Penzig bei Görlitz). Sie hinterließ zwei Kinder: Annemarie (XIII. 47), jetzt Hortnerin und Wohlfahrtspflegerin am Gesundheitsamt Berlin, Prenzlauer Berg. — Ellinor (XIII. 48a), ∞ Penzig 13. Dezember 1925: Dr. med. Boeters, Chirurg in Görlitz: Ein Sohn: Konrad (XIV. 1c), geboren Görlitz 24. Dezember 1926.

Wolfgang Filsinger, Ingenieur in Dresden (XII. 40), ∞ 29. November 1917: Hildegard Warmer, geboren 3. November 1892, Tochter des Kaufmanns Richard Warmer und dessen Gattin geb. Hübsch aus dem Rhld. „Die Familie ist uns schon seit Jahren bekannt, da mein Bruder Fritz und Schwager Hans Warmer von Sexta bis Oberprima in einer Klasse" W. F. — Zwei Kinder: Ruth (XIII. 48b), geboren Dresden 2. Juni 1920. — Wolfgang (XIII. 48c), geboren Dresden 2. Januar 1922.

Fritz Filsinger (XII. 41), Hauptmann, Leiter und Mitbesitzer der Mühlenwerke Bufe & Co. zu Loewenberg, Schlesien. ∞ 11. Januar 1919: Idel Schreiber aus Penzig bei Görlitz. Zwei Kinder: Fred Rudolf (XIII. 48d), geboren Loewenberg 25. Mai 1920. — Silvie Dorothee (XIII. 48e), geboren Loewenberg 4. Mai 1924.

Das jüngste Kind von Sophie Fleischer/Niemeyer „Marie Haeckermann/Fleischer (XI. 26), gestorben Greifswald 16. April 1900 (nicht Juni). Das zweite der drei Kinder Haeckermann: Käthe (XII. 43), ∞ 14. April 1917: Fritz Uhlig geboren Mitweida 19. August 1886, Sohn des Kaufmanns Alfred Uhlig und dessen Gattin Anna geb. Raue, Dr. med., Chirurg am Kreiskrankenhaus in Prenzlau. — Zwei Kinder: Liselotte (XIII. 48f), geboren Greifswald 19. Februar 1918 und Heinrich (XIII. 48g), geboren Prenzlau 9. März 1920.

Hedda Haeckermann (XII. 44) war während des Krieges Johanniterschwester, ist jetzt Bankbeamtin in Prenzlau.

Stamm Franz Anton (6a. Tafel): Egon Niemeyer (XII. 51), Oberleutnant a. D. Dr. med., praktischer Arzt in Hamburg, ∞ Hamburg 19. Januar 1929: Lisetta Bottler, geboren Hamburg 10. Mai 1900, Tochter des † Herrn Dr. Charles Bottler, Chemiker und Fabrikbesitzer, und dessen Gattin Rose geb. Boy Ed.

Karl Stichel (XII. 57), Leutnant zur See a. D., ist Leiter der Filiale einer Danziger Reederei und wohnt zu Neufahrwasser, Olivaerstr. 5 I. — Seine Schwester Anna (XII. 59) studierte in Marburg Chemie, bestand den Dr. phil. und schrieb eine sehr lobenswerte Dissertation. Seit einigen Jahren ist sie in Hannover am Städtischen Krankenhaus als Chemikerin tätig.

Stamm Carl Eduard (7 a. Tafel). Admiral Martin Hosemann ((XIII. 49) mußte im Frühjahr 1928 von den Seinen scheiden. Seine Witwe wohnt mit ihren Kindern in Freiburg, (Br.), Rehlingstr. 2 III. — Heinrich Geffcken (XIII. 53), Dr. phil. Physiker, Zivilingenieur, ∞ Hannover 16. März 1927: Ilse (Anna Karla Helene Elisabeth) Tochtermann, geboren 14. September 1905, Tochter des † Syndikus Dr. Bernhard Tochtermann und dessen Gattin Senta, jetzt wohnhaft in Berlin. — Werner Geffcken (XIII. 54) ist gleichfalls Physiker und Diplomingenieur, zur Zeit in Kiel.

Familie v. Eckardt: Felix v. Eckardt (XII. 62) ist nach wie vor (seit 1915) Chefredakteur des Hamburger Fremdenblattes. Die Kinder: Isabella (XIII. 56) war bis vor kurzem tätig im Archiv der Münchener Neuesten Nachrichten, jetzt bei ihrem Bruder Felix in Berlin. — Eva (XIII. 57), Schriftstellerin, ist in der kulturwissenschaftlichen Bibliothek Warburg in Hamburg angestellt. — Von Ferdinand (XIII. 58) wird dem Herausgeber erst jetzt bekannt, daß er als Fähnrich des Bad. Leib-Grenadier-Regts. 109 (Karlsruhe) den Heldentod vor Verdun am 8. September 1917 starb. Er ist also unsern Helden im siebenten Stück der Familien-Nachrichten einzureihen. — Felix Heinrich (XIII. 59) ist politischer Redakteur im Ullstein-Konzern in Berlin.

Lisbeth Geffcken (XIII. 61) und Dr. Kurt Maurer, Assistent am chem. Institut der Universität Jena, heirateten zu München am 15. September 1928. Das Paar weilte während der Oktobertagung 1926 unter uns.

Zur Nachkommenschaft Guido Woffs (XI. 75): Sein Sohn Guido Wolff/Vorbeck (XII. 64), Kapitänleutnant a. D., ist bei der Hamburg-Amerikalinie tätig. Er wohnt mit seiner zahlreichen Familie, im gleichen Hause mit seiner Mutter Helene, Hamburg, Feldbrunnenstr. 4. — Ernst Kellermann (XII. 65), Schwiegersohn von Guido Wolff, Korvettenkapitän a. D., ist in Verbindung mit schwedischen Firmen kaufmännisch tätig. — Sein Sohn Harald (XIII. 63), Fähnrich zur See, ist seit dem 8. Dezember 1928 erstmalig auf $1^1/_2$ jähriger Seereise unterwegs. — Erick (XIII. 64 a) hat sich dem Kaufmannsstande zugewandt. — Erika Reimers (XIII. 65 a) wird Ostern 1929 konfirmiert. — Erika Wolff

(XII. 67) ist als Schwester bei zwei Ärzten stark beschäftigt. Getreu der Tradition der Familie findet sie Erholung und Ausspannung in musikalischen Kreisen.

Stamm Eduard (7b. Tafel): Otfried Hennecke (XII. 75) erlitt durch Sturz vom Pferde einen schweren Unfall. Nach langem Leiden geht er nunmehr seiner hoffentlich vollständigen Genesung in Wiesbaden entgegen. — Walter Hennecke (XII. 74) und Frau Angela geb. Patz zeigen an, daß ihnen am 7. März 1929 ein zweiter Junge geboren wurde, welcher den Namen „Klaus" erhielt. — Seine Schwester Hilde (XII. 76) sang und singt in diesem Winter in einer großen Anzahl von Konzerten und fand durchweg eine „günstige Presse".

Adelbert Niemeyer (XI. 93) wurde am 28. Juni 1928 von der Regierung des Freistaates Bayern der Titel „Geheimer Regierungsrat" verliehen.

Hans Schönherr, Gatte von Marga Krawehl/Niemeyer (XI. 95a) fühlt sich seit dem Winter 1928 wieder glücklich bei seiner alten Firma Carlowitz & Co. in Shanghai. Er wird demnächst in Tientsin für seine Firma tätig sein, und dorthin werden ihm seine Gattin und sein Söhnchen Hansgerd im Herbste dieses Jahres folgen.

Annemarie Niemeyer (XII. 79), Dr. sc. pol., ist seit dem 15. Januar 1929 Geschäftsführerin der neu gegründeten Forschungsabteilung der deutschen Akademie für soziale und pädagogische Frauenarbeit zu Berlin (Leiterin Dr. Alice Salomon). Als erste Aufgabe ist eine Untersuchung über Bestand und Erschütterung der Familie in der Gegenwart in Angriff genommen.

Hans Gerd Niemeyer (XII. 84) unternahm auf dem Motorrad folgende Reise: Straßburg, Lyon, Nizza, Marseille, Nimes, Barcelona, Valencia, Alicante, übersetzen nach Oran. Nach Besuch von Algier und Sétif, wandte er sich landeinwärts. Der Rückweg wurde über Sizilien, Neapel, Rom, Brenner, München genommen. Der Reiseweg betrug 6760 km und dauerte sieben Wochen. Fesselnd hat er in einer Reihe von Aufsätzen für die Presse von seiner abenteuerlichen Fahrt erzählt.

Stamm Hermann Agathon (8. Tafel): Max Kühnen und Elisabeth geb. Voelkel (XII. 94) wurde am 20. Dezember ein

„prächtiges Sonntagsmädel" geboren; es erhielt die Namen „Marianne Ilse".

Henry B. Jordis und Grace Wilhelmine geb. Niemeyer (XI. 112), New York, wurde am 21. Juli 1928 „a very charming baby" geboren. Es erhielt den Namen Grace Marie.

Gertrud Döll/Niemeyer (XI. 117) wohnt mit ihren Kindern Rosemarie (XII. 100a) und Anna Luise (XII. 100b) in Herrnhut i. S. Rosemarie bildet sich für die Landwirtschaft aus.

Stamm Pernice (9. Tafel): Hugo Pernice (XII. 107), Dr. phil., diplom. Landwirt, und seiner Gattin Elisabeth geb. Fischer wurde am 5. März 1928 ein Töchterchen geboren, das am 26. Mai 1928 getauft wurde und die Namen Marianne Elisabeth Helene Erika erhielt. — Ursula v. Lieven geb. Pernice (XII. 113) verlor nach kaum 3½jähriger Ehe ihren Gatten Josef, Baron v. Lieven. Er wurde am 11. Februar 1928 beerdigt.

Stamm Wolff/Wegener (10. Tafel): Christine Naubereit (XII. 144), Bildhauerin, erhielt von der Akademie der Künste zu Berlin eine Staatsprämie von 1000 Mark.

Stamm Rein (11. Tafel): Am 19. Februar 1929 vollendete Georg Wilhelm Rein (XI. 156) Geheimer Regierungsrat Professor Dr. phil. an der Universität Jena, sein reiches Leben. Er stand im 82. Lebensjahre körperlich und geistig völlig frisch. Was er für die Wissenschaft der Pädagogik bedeutet, kann hier auch nicht einmal angedeutet werden. Für uns sei darauf hingewiesen, daß er „August Hermann Niemeyers Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts. Mit Ergänzung des geschichtlich-litterarischen Teils und mit Niemeyers Biographie" herausgab. 3 Bände, Langensalza (2. Auflage 1882). Die Stammtafel Rein (11.) ist verbessert, ergänzt und fortgeführt bis zur Gegenwart: Hilde Buchner (XIII. 74), ∞ Mühlhausen 13. Juli 1926: Karl Vibrans, geboren Schwanebeck b. Halberstadt 24. Dezember 1897, Sohn des Lehrers und Organisten Max Vibrans zu Schwanebeck Pfarrer zu Dobberkan in der Altmark. Ein Sohn: Hans Gerhard (XIV. 3), geboren Dobberkan 21. Mai 1927. — Dorette Buchner (XIII. 76), ∞ 6. November 1924: Hermann Wätzel, geboren Halle 10. November 1896, Sohn des Kaufmanns Wätzel zu Mühlhausen und dessen Gattin Lina geb. Mädler, Kaufmann zu Mühlhausen. Drei Kinder: Jörg

(XIV. 4), geboren Mühlhausen 3. Juli 1925, Barbara (XIV. 5), geboren Mühlhausen 8. August 1926, Hans (XIV. 6), geboren Mühlhausen 8. September 1927. — Gustav Adolf Rein (XII. 160), Professor der Geschichte an der Universität Hamburg, ∞ 13. Mai 1921: Helga Seebohm, geb. Schleswig 24. Juli 1901, Tochter des Oberstleutnants a. D. in Zwätzen bei Jena und dessen Gattin Adelheid geb. Zastrow, Offiziersfamilie in Pommern. Kinder: Tadis (XIII. 80a), geboren Hamburg 26. Juli 1922, Hans Uwe (XIII. 80b), geboren Hamburg 13. Januar 1924 und Utelind (XIII. 80c), geboren Hamburg 20. Januar 1927. — Dorothee Marianne Rein (XII. 161), ∞ Jena 22. April 1920: Georg Weiß geboren Schwabach (Mittelfranken), 5. Januar 1885, Sohn v. Stefan Weiß und dessen Gattin Barbara geb. Schwarz, Universitätsprofessor in Jena. Ein Sohn: Hans Adolf (XIII. 80d), geboren Jena 16. Juli 1921. — Hermann Rein (XII. 170), Elektroingenieur zu Neumarkt (Oberpfalz), ∞ Römhild bei Hildburghausen 18. August 1923: Leonore Marie Bauer, geboren Wien 29. November 1897.

Stamm Nebe (12a Tafel): Auch die Stammtafeln Nebe (12a und b) sind verbessert, ergänzt und fortgeführt bis zur Gegenwart:

Marie Nebe (XII. 173), ∞ 24. September 1919: August Erdmenger, geboren 12. Oktober 1878, gestorben 22. August 1926, Lehrer in Dölau bei Halle. Kinder: Annemarie (XIII. 87a), geboren Dölau 18. November 1920 und Dorothea (XIII. 87b), geboren Dölau 3. März 1923. — Caroline Nebe (XII. 174), ∞ 3. August 1926: Gerhard Dittmer, geboren 9. Dezember 1889, Sohn des Kaufmanns Karl Dittmer, Kaufmann. Ein Sohn: Karl Gustav (XIII. 87c), geboren Greifenberg 29. Dezember 1927. — Johann August Adolf Friedrich Nebe (XII. 175), Pastor zu Eystedt bei Erfurt, ∞ 1. November 1922: Hedwig Gelpke, geboren Bachra bei Ostramondra (Thüringen) 16. Juni 1900, Tochter von Martin Gelpke, Pastor in Bachra, und dessen Gattin Marie geb. Schenk. Kinder: Johann Friedrich Martin August (XIII. 87d), geboren Angstedt (Thüringen) 7. Juli 1925 und Johannes Wolfgang Gotthilf (XIII. 87e), geboren Eystedt 7. März 1928. — Margarethe Nebe (XII. 188), ∞ 1. Mai 1923: Heinrich Georg Pepper, geboren Osterburg (Altmark) 31. März 1892, Sohn des Gymnasialprofessors

Dr. Karl Pepper zu Boock (Altmark) und dessen Gattin Minna geb. Schmeichel, Pastor zu Klietz an der Elbe. Kinder: Heinz (XIII. 87f), geboren Klietz 24. April 1924, Annemarie (XIII. 87g) geboren Klietz 3. Juni 1925 und Irmgard (XIII. 87h), geboren Klietz 13. Mai 1927.

Im Pädagogium des Waisenhauses zu Halle wird im April 1929 Hochzeit gefeiert: Die Tochter Elisabeth (XII. 183) unseres Vetters D. Dr. August Nebe und seiner Gattin Franziska geb. Martens, heiratet den Pfarrer Otto Müller, jetzt im Amt zu Merenberg bei Weilburg.

Stamm Johann Anton (Tafel 13): Karl August Eduard Niemeyer wurde von schwerem Leiden am 7. Mai 1928 erlöst. Siehe Nachruf in diesem Heft.

Nachtrag: Am 29. März 1929 verschied nach kurzem schweren Leiden Professor Dr. Wilhelm Matthaei im 81. Lebensjahre, Gatte von Anna Matthaei geb. Niemeyer (XI. 189).

Korrektur: Im 10. Stück der Familien-Nachrichten sind einige störende Druckfehler stehen geblieben:

Seite	6	Zeile	19:	Nicht Augustin sondern Auguste,
„	15	„	22:	„ Man sondern Mau,
„	30	„	26:	„ Lindenhafen sondern Lindenhusen,
„	30	„	29:	„ Seine Magdalena sondern Seine „Tochter" Magdalene,
„	30	„	15:	„ Bordis sondern Jordis,
„	31	„	24 u. 25:	Nicht Baroffka sondern Borosska.

Druck von Karras, Kröber & Nietschmann, Halle (Saale)

Professor Dr. **Karl Menne**

August Hermann Niemeyer

Sein Leben und Wirken

Zum Gedächtnis des 100jährigen Todestages

(Beiträge zur Geschichte der Universität Halle-Wittenberg. Veröffentlichungen des Ausschusses zur Pflege der Universitätsgeschichte in Halle / Saale, 1. Heft)

1928. Lex. 8. XI, 136 S. und 3 Abbildungstafeln

M 9,—; Leinen gbd. M 11,50; Luxusausgabe im Stile des 18. Jahrhunderts, Ganzleder handgbd. M 40,—

Aus dem Inhalt:

Jugend und erste Erziehung — Schul- und Universitätsjahre — Akademische Lehrtätigkeit — Reisen — Halle in den Wintermonaten 1806—1807. Deportation nach Frankreich. Literarische Bekanntschaften. — Letzte Lebensjahre und Tod. — Dichterische Betätigung Persönlichkeit

---

Lebensvoll und fesselnd ersteht vor uns das Bild des Mannes, der, ein Urenkel August Hermann Franckes, seit Mitte der 70iger Jahre des 18. Jahrhunderts über 50 Jahre lang als Universitätslehrer wie als Lehrer, Inspektor, Direktor der Franckeschen Stiftungen im Leben seiner Heimatstadt und weit über ihre Grenzen hinaus eine ungemein bedeutsame Rolle gespielt hat und in den Nöten der napoleonisch-westfälischen Zeit gradezu der Retter der Universität Halle als deren Kanzler und rector perpetuus geworden ist, bis die Wiedervereinigung mit Preußen den neuen Aufschwung brachte.... Ebenso bedeutsam ist er durch seine pädagogischen Arbeiten.... Dazu kommen seine nahen Beziehungen zur deutschen schönen Literatur und ihren führenden Geistern....

Deutsche Literaturzeitung.

MAX NIEMEYER VERLAG, HALLE (SAALE)

A 1 1478

Familien-Nachrichten

für das

Geschlecht Niemeyer (Halle)

Neue Folge der Familien-Nachrichten für die Nachkommen A. H. Franckes

---

Zwölftes Stück



Halle (Saale) 1930

Francksche Stiftungen
Haupt-
Bibliothek
Halle/Saale
20.212 – 12
AI 1478

Das nachfolgende Widmungs-Vorwort Franz Anton Niemeyers zu den von ihm gesammelten „Familienpapieren", harrte schon lange der Mitteilung an unser gesamtes Geschlecht. Ein Jeder wird nur mit Rührung und Erbauung seinen Ausführungen folgen und gehoben werden durch seine wundervolle Familientreue.

Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt!

Meinem lieben Sohn Hermann gewidmet.

Als ich, mein lieber Sohn, im Spätjahr 1822 als ordentlicher Professor auf die Universität Greifswald berufen ward, wurde mir die Trennung von meiner geliebten Vaterstadt, in welcher ich die glücklichsten Tage meiner Kindheit und Jugend verlebt hatte, durch den Tod Deiner Mutter, meiner innigst geliebten Gattin, aufs Äußerste erschwert. Als ich nach dem trostlosen Jammer der ersten Wochen, welche auf ihren Tod folgten, mich wieder so weit ermannt hatte, daß ich über die nächste Zukunft nachzudenken fähig war, ergriff mich der Gedanke, in wenig Monaten Eltern, Geschwister und Freunde verlassen zu müssen, und mit vier unmündigen Kindern mich in einer mir ganz fremden Provinz niederzulassen, weit schmerzlicher, als früherhin, da ich mir den Eintritt in meinen neuen Wohnort, in einen erweiterten Wirkungskreis, mit einem Einkommen, welches mich aller Nahrungssorgen entband, mit recht freundlichen Farben ausgemalt hatte. Was ich zurücklassen mußte, war mir doppelt teuer geworden; die große Entfernung rückte die Aussicht auf das Wiedersehen in weite Ferne hinaus, und das, wenn gleich so rüstige, doch sehr weit vorgeschrittene Alter meines Vaters ließ mich besorgen, daß der mir bevorstehende Abschied von ihm wohl gar der letzte sein könne. In dieser Stimmung, und da ich so viel Familienerinnerungen

mit mir zu nehmen, und durch Aufzeichnung vor der Vergangenheit zu bewahren wünschte, als möglich, und in der Hoffnung, hierdurch auch ferner mit den Gliedern unserer zahlreichen Familie mich in steter Verbindung zu erhalten, und mir von Zeit zu Zeit das Andenken auch den mir ferner Stehenden erneuern zu können, bat ich meinen Vater, mir die in seinen Händen befindlichen, größtenteils von seinem früh verstorbenen Bruder gesammelten Familienpapiere anzuvertrauen. Er gewährte mir gern meinen Wunsch, und aus diesen Papieren, verbunden mit manchen Notizen, welche ich durch mündliche Anfragen und Benutzung einiger Bücher zusammenbrachte, entstand zu einer Zeit, in welcher ich zu jeder ernsten Arbeit unfähig war, ein ziemlich starkes Heft, welches sich über die Genealogie nicht nur meiner väterlichen Voreltern, sondern überhaupt aller meiner väterlichen Aszendenten, von denen noch irgend Nachrichten aufzufinden waren, verbreitete. Es konnte nicht fehlen, daß sehr Vieles lückenhaft blieb, und daß in der Eile manches übersehen ward, was erst später, bei wiederholter Prüfung ergänzt und berichtigt werden konnte.

Seit dieser ersten Arbeit, welche mir die trübe Zeit zwischen dem Verluste Deiner Mutter und meiner Abreise von Halle auf eine trostreiche Art ausfüllen half, da sie zu so manchen wehmütigen Betrachtungen Anlaß gab, sind mehr als fünf Jahre verflossen. Mein Leben hat sich wieder freundlicher gestaltet. Was ich von meinen neuen Verhältnissen gehofft hatte, ist schön in Erfüllung gegangen; ich liebe meinen Wirkungskreis; ich habe teilnehmende Freunde gefunden und mir die Achtung und das Vertrauen Vieler erworben. Was mir aber weit über alle Erwartung zu Teil geworden ist, mein Herz hat sich von Neuem der Liebe geöffnet, und es ist mir gelungen, mir eine Lebensgefährtin, Dir und Deinen Geschwistern eine zweite Mutter zu geben, welche ihr höchstes Glück darin setzt, die Stelle der unvergeßlichen Toten auszufüllen, und die Pflichten der Gattin, Mutter und Hausfrau mit der äußersten Gewissenhaftigkeit zu erfüllen. Wie ich selbst dies täglich mit inniger Dankbarkeit gegen Gottes weise Vorsehung erkenne, so wünsche ich, daß auch Du und Deine Geschwister dies mit zunehmenden Jahren immer deutlicher einsehen, und die liebevolle Sorge, die sie Dir in so reichem Maße zu Teil

werden läßt, durch Zutrauen, Liebe und Verehrung vergelten mögest.

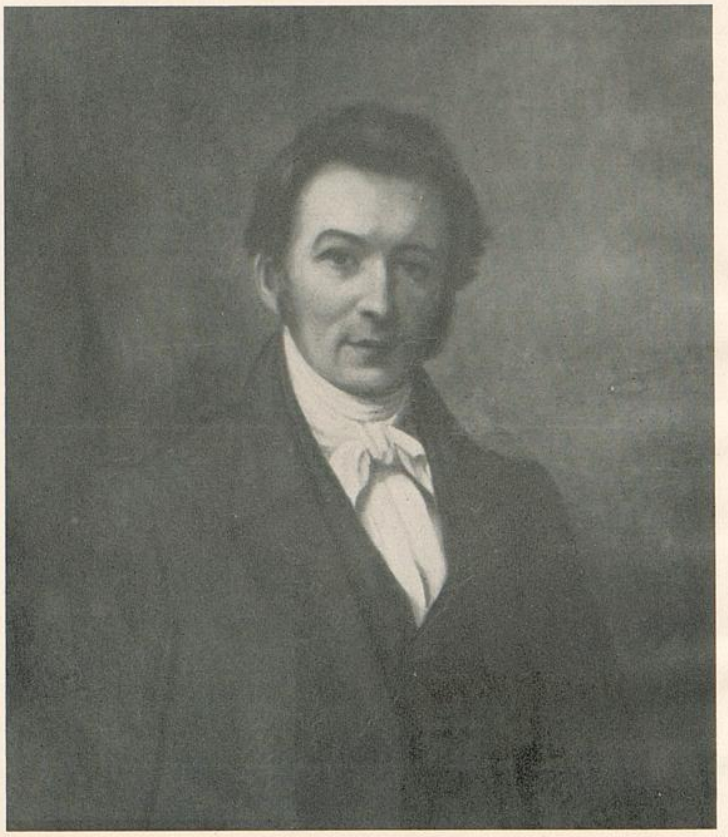
Das Jubiläum meines Vaters, welches wir im Frühjahr 1827 so fröhlich in Halle begingen, und an welchem sich bei weitem der größte Teil der Familie zusammengefunden hatte, machte bei einigen meiner Geschwister die Idee rege, alle Familienmitglieder in ein großes Bild zusammenzufassen und den Vater damit zu überraschen. Im Auftrage meiner Brüder ließ ich daher durch einen hiesigen geschickten Künstler nach meiner Angabe einen Stammbaum und eine Aszendententafel fertigen, wovon am 1. September 1827 ersteren Namens aller Söhne, letzteren Namens der Schwiegersöhne überreicht ward. Diese Arbeit hatte viele neue Nachforschungen veranlaßt; es mußte daher in meinem Hefte vieles nachgetragen, einiges geändert werden; und da es auf einen solchen Zuwachs nicht angelegt war, so verlor es immer mehr von seiner ursprünglichen Klarheit. Die Fortführung desselben bis auf die neueste Zeit war vollends unmöglich; und ich entschloß mich daher in den Tagen, da mir meine liebe Gabriele einen Sohn geschenkt hatte, alles Gesammelte neu zu ordnen und in dies Buch einzutragen und dabei auf die Möglichkeit der Eintragung künftiger Familienereignisse und über unsere Vorfahren etwa noch zusammenzubringende Notizen Bedacht zu nehmen. Daher die leeren Blätter, von denen ich wünsche, daß sie, wenn ich nicht mehr bin, von Dir mögen ausgefüllt werden.

Eine Familienchronik wie diese, ist zwar Eigentum aller Nachkommmen; da sie aber nur von Einem besessen und fortgeführt werden kann, so habe ich sie zunächst Dir, als meinem ältesten Sohne zugeschrieben und wünsche, daß auch Du das Glück haben mögest, sie dereinst wieder Deinem ältesten Sohne übergeben zu können. An dem Inhalte haben Deine Geschwister, besonders auch Dein Bruder Conrad, gleichen Teil, und Du wirst ihnen gern gestatten, Abschriften davon zu nehmen, wenn auch sie dabei gern ihrer Väter gedenken wollen. — Möge der Himmel noch lange unser Geschlecht erhalten, möge dasselbe wachsen und gedeihen und in einer zahlreichen blühenden Nachkommenschaft fortleben; mögen sich in demselben besonders meine Kinder durch Frömmigkeit,

Tugend, Geist und Gelehrsamkeit hervortun und dafür auch durch zeitliche Güter, soweit sie ihnen zuträglich sind, belohnt werden; mögest Du insbesondere mein lieber Sohn, der Du den Namen Deines berühmten Großvaters trägst, ihm ähnlich und von Deinen Zeitgenossen und von der Nachwelt mit gleicher Liebe und Verehrung genannt werden, wie er.

Geschrieben zu Greifswald am 14. Juni 1828.

Franz Anton Niemeyer.



Hermann Agathon Niemeyer

Hermann Agathon Niemeyer.

Das Wirken und Wesen dieses jüngsten Sohnes des Kanzlers ist wiederholt vortrefflich in Schönheit und Wärme von Freundes- und Schülerhand, wie aus überschauender Warte späterer Zeit erschöpfend dargestellt worden. Dennoch darf eine Zusammenstellung in unseren Nachrichten nicht fehlen als ein Vorbild außerordentlicher Pflichterfüllung und völliger Hingabe an die Mitwelt.

Geburt und erste Kindheit.

Hermann Agathon Niemeyer wurde zu Halle am 5. Januar 1802 als neuntes Kind des Kanzlerpaares[1]) geboren und im Januar in der evangelischen St. Ulrichskirche dort getauft. Die Sitte der Zeit forderte zahlreiche Paten aus der Verwandtschaft wie Freundschaft: Major v. Schlegel, Hofrat Dryander, Professor und Oberdiakonus Güte, Rektor Siefert, Pastor Leiste, Abbé Massnier, Äbtissin v. Cordier, Frau Major v. Knobloch, Frau Pastor Wagnitz, Superintendent Krehl in Pirna, Frau Dr. Jacob, Frau Dr. Kraft, Frau Kommerzienrat Wucherer, Herr Pastor Wagnitz. — Aus der Kinderstube schreibt die glückliche Mutter am 17. September 1804 (also als Hermann 2 3/4 Jahre alt war) an den Familienfreund und Namensvetter Christian Niemeyer[2]): „Die Kinder wachsen alle froh und glücklich heran. Wilhelm würden Sie wohl an den

---

[1]) Zwei Söhnchen, beide August Hermann genannt, waren den Eltern schon im zartesten Kindesalter genommen worden.

[2]) Johann Christian Ludwig Niemeyer geb. Weferlingen 22. XI. 1772, gest. Dedeleben 23. III. 1857, studierte zu Halle und Helmstedt, Dr. phil., 1748—1803 Lehrer am Kgl. Pädagogium in Halle, dann Prediger zu Klein-Dedeleben. S. Geneal. Handb. bürgerl. Fam. 10. Bd. S. 374 VI b, Berlin 1903.

Gesichtszügen, die noch immer die des Vaters sind, wiedererkennen, aber gewiß nicht an der Figur, da er kaum einen Finger breit kleiner als mein Mann ist; Anton ist noch immer der alte, kecker und lebendiger Natur; Eduard ist ein leicht fertiger Bursche geworden, aber er hat dabei noch viel von dem sentimentalen Wesen beibehalten, was ihn sonst unter meinen Kindern auszeichnete. Agnes und Lotte sind frohe unbefangene Mädchen, und meine beiden kleinen jungen Jungen, Max und Hermann sind die Lieblinge des Hauses. Die größeren Geschwister kennen in den Freistunden keine so liebe Beschäftigung, als die, sich mit ihnen herumzuschleppen und sie auf alle Weise zu unterhalten, was eine wahre Freude ist zu sehen".

Schule.

Obwohl die glückliche Mutter ungemein viel beschäftigt war, ließ sie es sich nicht nehmen, den ersten Unterricht an ihre beiden Kleinsten mit dem Erfolge selbst zu erteilen, daß sie bald an einzelnen Unterrichtsstunden im Kgl. Pädagogium teilnehmen konnten. Am 16. April 1810 wurden Max und Hermann als „Stadtscholaren" im Pädagogium aufgenommen. So genossen sie den Vorzug des Familienlebens vor dem „Hausscholaren". Es fesselt uns, zu erfahren, daß zur selben Zeit Eduard das Abiturium bestand, während Wilhelm und Anton schon 1806 das Ziel der Schule erreicht hatten. Wegweiser und Erzieher, wie Lehrer, wurden den Knaben Professor Dr. Johann August Jacobs, später Kondirektor, weiterhin Direktor der Franckeschen Stiftungen und Schwager seiner beiden Zöglinge. In der Reihe der Bilder von den Direktoren im Versammlungssaale der Stiftungen fehlt sein Bild. Statt dessen ist eine Gedenktafel angebracht, die Jacobs' Lehr- und Erziehungsgabe folgendermaßen preist: „Sein frisches Wort führte rasch in den geistigen Kern der alten Schriften und Geschichte. Er lehrte seine Schüler ringen und rang selbst mit ihnen. Seine mächtige Überlegenheit drückte nicht, sondern trug; sein Tadel war scharf, sein Lob erquickend. Seine Liebe war tatkräftig, sein Eifer für Bildung opferfreudig". Max und Hermann waren diesem trefflichen Mann vertraut und lieb aus dem Elternhause. Jetzt wurde er ihnen sorgsamer Leiter, Freund und Berater.

Nicht Anhäufung von Wissensstoffen strebte er so sehr an, als vielmehr Charakter- und Willensbildung. Dennoch rühmte Hermann in späterer Zeit, daß er sein Latein ihm zu verdanken habe. Und ihr Bruder Anton erzählt in seinen Familienpapieren: Max und Hermann kamen unter die besondere Aufsicht meines nachherigen Schwagers Jacobs, dem beide vornehmlich ihre Schulbildung zu verdanken haben. — Neben ihm wird August Ferdinand Näke (gest. Bonn 1838 IX. 12, als Professor der Universität dort) hervorgehoben. Er war gleich Jacobs gern gesehener Freund im Elternhause. Er vermittelte das Verständnis der griechischen Tragiker unter Bevorzugung von Sophokles. Bis zu seinem Lebensende war Niemeyer imstande, ganze Partien aus den Dichtern und Historikern des klassischen Altertums zu rezitieren. — Ferner lehrten damals am Pädagogium Thilo, dem wir später noch begegnen werden, und Mollweide. In der Mitteilung der deutschen Literatur wetteiferten Schule und Haus. Auch Shakespeare wurde den Jünglingen schon bekannt. Zudem ist anzunehmen, daß die Schule reichlich Zeit zu Privatstunden übrig ließ. So wurden Max und Hermann durch $9\frac{1}{2}$ Jahre unter der sorgfältigen Oberleitung ihres Vaters sicher von Stufe zu Stufe geleitet. Die Reifeprüfung bestand Hermann am 17. September 1819. (Weshalb der ältere Max erst Ostern 1820 folgte, wird nicht mitgeteilt.) Sein Reifezeugnis sprach ihm „unbedingte Tüchtigkeit" zu; es rühmt seine vorzüglichen Kenntnisse in allen Fächern des Unterrichts. Er habe sich „durch Reinheit der Sitten, durch Gesetzmäßigkeit und ebenso durch rechtliche wie ernstliche Gesinnung empfohlen".

Was die Schule rühmte und hervorhob, hat das Leben in ungewöhnlich reichem Maße gehalten und entwickelt. Niemeyer wurde in jeder Beziehung ein überragender Mensch, aber er war auch empfindlich gegen jede Ungesetzlichkeit.

Schon auf der Schule offenbarte Niemeyer seine besondere Gabe, treue, wahre Freunde zu gewinnen und solche Freundschaften für das Leben zu wahren. Hier werden genannt v. Bassewitz, v. Bennecken und v. Saldern, die ihm auch auf die Universität hin folgten, und nach 26 Jahren bei besonders festlicher Gelegenheit ihm ihre Freundschaft und Ergebenheit erwiesen.

Student.

Am 12. Oktober 1819, wurde Niemeyer als Studiosus der Theologie auf der Universität seiner Vaterstadt eingeschrieben, als der einzige Sohn des Kanzlers, der dem Vater, zu dessen inniger Genugtuung, auf der Berufsbahn folgte. Hermann war ein frischer, fröhlicher Student, der die akademische Freiheit in vollen Zügen genoß, wenn er auch der Burschenschaft abhold war. „Von roher Ausgelassenheit hielt er sich fern, dagegen war er empfänglich für harmloses unbekümmertes Treiben." Noch spät ergötzte er sich behaglich an der Erinnerung einzelner Ereignisse dieser Zeit. (Man vergleiche hiermit die Energie, mit der der Dichter Karl Immermann wenige Jahre vorher, den Auswüchsen der Verbindung Teutonia entgegentrat.[1]) Außer seinen Kameraden vom Pädagogium her, schlossen sich in dieser Zeit Hans v. Arnim aus Berlin und Köster v. Kösteritz dem fröhlichen warmherzigen Studenten an. —

Ohne Neigung für alle Philosophie und Spekulation wandte sich Niemeyer ohne Zeitverlust der exegetischen und kritisch-historischen Seite seiner Wissenschaft zu. Dieser Trieb wurde überaus genährt durch den höchst bedeutenden Philologen Karl Reisig (1792—1829). Erst 28jährig war er eben (1820) von Jena nach Halle gerufen worden und gehörte bald zu den besonderen Freunden des Kanzlerhauses. Er versammelte in einem Privatissimum die fleißigsten und strebsamsten seiner Zuhörer um sich, unter denen Niemeyer sich besonders auszeichnete. Zu den vielen bedeutenden Männern, die aus diesem Privatissimum hervorgingen, zählte auch Ritschl, dessen überaus fesselnde Lehrtätigkeit unser Conrad Niemeyer so lebendig entwickelt hat (Fam.-N. Nr. 10. S. 161). Dieser gehörte, wie so mancher andere dieses Kreises, zu den näheren Freunden Niemeyers. Auch Reisig selbst blieb nicht nur Lehrer, er wurde in kurzem Herzensfreund Niemeyers. Hermann litt unendlich, als er schon 1829 den treuen Freund durch den Tod verlor. Unter den Fachgenossen werden als ihm vertraut noch Hoffmann, Franke, Rödiger und Schwarz erwähnt. In der „lateinischen Gesellschaft" traf er wiederum Freunde,

[1]) Karl Immermann, sein Leben und seine Werke, herausgegeben von Gustav zu Putlitz, Berlin 1870, 1. Bd. S. 33—35.

darunter Ferdinand Immermann (1802—1847), den jüngeren Bruder Karls. Zudem war Niemeyer Senior eines theologischen Seminars.

Schon am 26. Juli 1823 erwarb sich der 21jährige Gelehrte mit einer Abhandlung „de docetis“ die Philosophische Doktorwürde. — Wie er zum Beginne seiner akademischen Studien in voller Freiheit den Beruf des Vaters zu dem seinigen machte, so wurde ihm nun zur Gewißheit, daß er demselben auch auf akademischer Laufbahn folgen müsse. Bevor wir nun unseren Ahnen nach Göttingen begleiten, unterrichten wir uns über den Bestand der Kanzlerfamilie: Drei schwere Verluste hatten den trauten Familienkreis gelichtet. Am 15. August 1818 verschied, erst 23jährig, Luise Charlotte, genannt Lotte. Ihr folgte Agnes am 22. November 1820, nachdem sie nur ein Jahr Gattin von Dr. August Jacobs gewesen war. Am 13. 12. 1822 mußte Anton seine über alles geliebte Gattin, die so reizvolle Luise Mitgau, hergeben. Die Familie Wilhelm N. und Marie geb. Eberus hatte sich um zwei Knaben vermehrt: Max, geboren 1820, Georg 1822. — Hermanns Schul- und Spielkamerad Max studierte seit Ostern 1820 die Rechte zu Halle und war eifriger Hörer seines Bruders Anton. Jetzt übersiedelte er als Auskultator am Stadtgericht nach Magdeburg. So weilten im Elternhause nur noch die drei jüngsten Töchter: Johanne Auguste, 18jährig, Caroline 16- und Wilhelmine 12jährig.

Hermann wandte sich nach Göttingen, um dort die reichen und seltenen Schätze der Universität auf Kirchenväterkunde hin zu durchforschen. Daneben fesselten ihn christliche Altertümer. Er ließ sich am 2. Dezember 1823 noch einmal immatrikulieren und blieb bis zum Herbst 1824. Im Dezember schon bestand er in Halle die Habilitationsprüfung vor sämtlichen Mitgliedern der theologischen Fakultät, unter denen sich also auch sein Vater befand. Am 8. Januar 1825 verteidigte er eine Abhandlung, die das Leben die Schriften und Lehren des Isidor Pelusiotas betraf.

Dozent.

Niemeyer las in Halle: Einleitung in die Neutestamentlichen Schriften, Geschichte der alten Apologeten und über christliche

Altertümer. Daneben unterrichtete er in den mittleren und oberen Klassen der lateinischen Hauptschule der Stiftungen und verwaltete nach dem Abgange des hochbetagten Konsistorialrates Wagnitz die öffentliche Bibliothek des Waisenhauses. Diese reiche Tätigkeit ließ ihm zu schriftstellerischer Tätigkeit wenig Muße. Aber es waren schöne Tage, die er wieder in seiner Vaterstadt verlebte: Manche alte Freunde traf er wieder, darunter auch Karl Reisig; Tage reichen Gewinnes auch für das Herz. Nur der Aufenthalt in Jena bescherte ihm noch schönere Jahre. Eine Rezension über Augustis schriftliche Altertümer machte die Kuratoren der Universität Jena auf den jungen Gelehrten aufmerksam; man bot ihm eine außerordentliche Professur an. Er nahm gern an und übersiedelte Michaelis 1826 in die kleine gemütliche Universitätsstadt, „welche sich wie wenige die poetische Heiterkeit des akademischen Lebens, die Freiheit von sklavischen Umherlauschens zu erhalten wußte". So fand Niemeyer bald Männer, die ihn verstanden, ihm nahetraten: der Theologe Baumgarten, Crusius, der Philosoph Fries, der Philologe Göttling, der Theologe Schwarz, werden besonders genannt; der jüngere Kirchenhistoriker Henke wurde ihm wiederum für das Leben verbunden. „Wie lohnend ihm damals sein Amt gewesen, wie anregend und erheiternd die Freunde ihn gehalten und gehegt, davon hat er nachmals oft mit wehmütiger Dankbarkeit gesprochen, und als er nun soweit gelangte, einen eigenen Herd gründen zu können, (er heiratete am 23. April 1828 Antoinette Pernice, die Schwester seines Schwagers Ludwig Pernice) was mochte ihm, dem Genügsamen, Zufriedenen an wahrem Glücke fehlen? War er doch auch mit Halle im lebendigsten Verkehr, den das elterliche Haus, wie seine Freunde, zumal Reisig, rege erhielten. Auch fallen in die Jenenser Zeiten öftere Besuche bei Goethe, die er dem greisen Dichter, der ihn persönlich wert hielt, mit den Freunden von der Universität in Weimar oder in Dornburg machte". Die theologische Fakultät Göttingen erteilte ihm anläßlich des Jubiläums seines Vaters (18. April 1827) die Würde eines Doktors der Theologie. Dazu meinte er freilich, daß ihm diese Würde noch nicht gebühre. Er verwies auf gelehrte Arbeiten, die er in den nächsten Jahren zu vollenden gedächte.

Jena oder Halle?

Am 7. Juli 1828 verlor Hermann Agathon seinen Vater. An dessen Statt trat als Leiter der Anstalten von A. H. Francke August Jacobs, der bisherige Kondirektor. Dieser war seit langer Zeit kränklich und konnte deshalb, auch nicht vorübergehend, allein die schwere Last seines Amtes tragen. So beantragte er schon am 19. Juli 1828 bei den entscheidenden Behörden in Berlin die sofortige Ernennung Niemeyers zum Kondirektor. Er folgte dabei sowohl „der Stimme des eigenen Herzens, wie der der öffentlichen Meinung." Allein man zögerte in Berlin, indem eine Reihe von Kandidaten sich um die Stelle bewarben; unter ihnen, bevorzugt, Tholuck, seit 1826 Universitätsprofessor in Halle. Erst auf direkte Weisung Friedrich Wilhelms III., der das Anrecht der Familie auf das Amt respektierte, erfolgte die Ernennung Niemeyers am 8. Juli 1829.

Niemeyer selbst hatte lange geschwankt, ob er dem Rufe an das Erbe seiner Ahnen entsprechen sollte. In Jena machten seine Freunde die größten Anstrengungen, ihn zu halten. Man versprach ihm Gehaltszulage und Errichtung einer ordentlichen Honorarprofessur. Indem er dem Wunsche seiner Mutter nachgab, gab er zugleich die Ideale seines Lebens auf: Denn wenn er dem Drange seiner Freunde in Jena folgte, so durfte er auf eine ebenmäßige Entwicklung seiner wissenschaftlichen Bestrebungen und Erfolge als akademischer Lehrer hoffen, wogegen in Halle vor dem Amte als Verwalter mit den unaufhörlichen, vielseitigen Ansprüchen, die Wissenschaft zurücktreten mußte. So ist er ungern gegangen, und sein Vorgefühl täuschte ihn nur in sofern, als noch viel schwerere Sorgen und Enttäuschungen über ihn gekommen sind, als der Anfang erwarten ließ.

Direktor der Franckeschen Stiftungen.

Niemeyer erwartete im August 1829 eine Riesenaufgabe. Die alte Verfassung Franckes bedurfte einer Neubelebung auf allen Gebieten. Das Pädagogium war zurückgeblieben, die Einkünfte aus den erwerbenden Instituten: der Buchhandlung und der Apotheke versiegten mehr und mehr. Sich dieser Aufgabe ganz zu widmen, wurde ihm zunächst durch die stete Verschlimmerung

des Leidens seines Schwagers unmöglich gemacht, indem außer der Gesamtverwaltung dem 27jährigen Kondirektor auch ein großer Teil des Unterrichtes bezw. des Inspektorates zufiel. Eine erste besonders schöne Aufgabe wurde ihm durch die Weihe des Francke-Denkmals von Rauch am 5. November 1829 zuteil. Von der Freitreppe aus vor dem Pädagogium sprach der junge Urenkel zu einer zahlreichen Versammlung einfach und eindrucksvoll, während Jacobs aus der Entfernung an der Feierlichkeit teilnahm. Am 21. Dezember wurde dieser erlöst, und sein Lieblingsschüler hielt ihm die Gedächtnisrede.

Wie Jacobs gezwungen war, sich nach des Kanzlers Scheiden sofort nach Hilfe umzusehen, so erkannte Hermann Agathon, daß ihm gerade im Anfange eine umsichtige Kraft zur Seite stehen müsse; auch ihm wurde die Wahl nicht schwer. Bereitwillig sprang in die Bresche Johann Curt Thilo, sein ehemaliger Lehrer, jetzt bewährter älterer Freund, ein Mann, der die Anstalten sehr genau kannte und ihnen ein stetes Interesse bewahrt hatte. Niemeyers Antrag bei der Behörde, ihn sofort als Kondirektor zu berufen, wurde nur insofern am 9. Januar 1830 genehmigt, als sie die einstweilige Besetzung der Stelle durch Thilo zugaben. Das wurde bald die Folge von allerlei Ärger, von Monat zu Monat zögerte das Ministerium, und am 5. Oktober trat Thilo gekränkt wieder zurück. Auch Niemeyer hatte bald alle Ursache verärgert zu sein. Wie bei seiner Ernennung zum Kondirektor machten von Halle aus die „Dunkelmänner", wie man wohl sagen darf, die größte Anstrengung, Niemeyers Ernennung zu hintertreiben. Auch hier, trotz wiederholter Vorstellungen ein Hinhalten von Monat zu Monat, bis endlich am 19. November 1830 seine Ernennung zum Direktor erfolgte; wiederum erst durch persönliches Eingreifen von Friedrich Wilhelm III. Aber noch 3 Jahre trug Niemeyer die schwere Last allein; erst 1833 wurde ihm Maximilian Schmid, von dem noch an anderer Stelle die Rede sein wird, als Kondirektor beigesellt.

Was nun Hermann Niemeyer in den folgenden Jahrzehnten bis zu seinem frühzeitigen Ende für die Franckeschen Stiftungen, dem Erbe seiner Ahnen, in hingebender Liebe mit nie versagender Arbeitskraft geleistet hat; wie unter seiner umsichtigen Leitung

der Besuch der Anstalten in kurzer Zeit außerordentlich wuchs; welch außerordentlich starke Organisationsgabe ihn dabei unterstützte; alles das kann hier natürlich nur ganz kurz skizziert werden.

Bewahrung der Unabhängigkeit des Direktoriums.

Hermann Agathon mußte zunächst die Interessen seiner Anstalten energisch wahrnehmen gegenüber den Bestrebungen der Regierung, sie dem Provinzialschulkollegium in Magdeburg zu unterstellen. Während der Verhandlungen mit den maßgebenden Beamten des Ministeriums in Berlin bewies er großes Geschick, verbunden mit gewinnendem Wesen und versöhnlicher Haltung. Mit Entschiedenheit und Energie vertrat er dennoch die Geschicke der ihm anvertrauten Anstalten und wich nicht, wo es sich um die Unabhängigkeit und Freiheit der Franckeschen Stiftungen handelte. Er wies nach, daß ein so viel gestaltiger Organismus, der so viele Einrichtungen, Schulen, Pensionsanstalten, Waisenhäuser, Buchhandlung, Apotheke usw. aus sich heraus entwickelt hatte, nicht von außen durch eine Behörde verwaltet, dirigiert werden könnte. Dem Direktorium mußte unbedingt eine gewisse Freiheit des Handelns gewährt werden. Das Wohl der Stiftungen mußte Schaden leiden, wenn nicht der Direktor aus eigener Machtvollkommenheit auch in Verwaltungsfragen jederzeit eingreifen könnte, ohne den üblichen Instanzenweg zu vorgesetzten Behörden. Außerdem übersah diese Behörde, daß es sich nicht vornehmlich um eine provinzielle Anstalt handele, als vielmehr um ein vielgestaltiges Gemeinwesen, das dem Wohle des ganzen Volkes diene, wie der Besuch aus allen Gauen Deutschlands erwies. Schließlich wurde Niemeyer zugesichert, daß an der bisherigen Ordnung nichts geändert werden solle. Es wurde ihm mitgeteilt, daß der Minister außerstande sei, wie bisher die Aufsicht selbst in wirklich angemessenem Maße zu führen. Es sei aber keineswegs beabsichtigt, die Privilegien der Stiftungen und die Gerechtsamen des Direktoriums zu beeinträchtigen. Die Behörden (das Provinzialschulkollegium in Magdeburg) seien beauftragt worden, die dem Direktorium zustehenden Rechte und Befugnisse unter Zuziehung Niemeyers festzustellen. „Bei Einsicht der auf diese ganze Tätigkeit

sich beziehenden Aktenstücke über diese Verhandlungen unter gleichzeitiger Berücksichtigung des lebhaften Briefwechsels, den Niemeyer in diesem Jahr mit seinem Schwager Pernice, seinem treuen juristischen Berater, geführt hat, können seine Nachfolger im Amte ihm die wärmste und dankbarste Anerkennung nicht versagen. Er hat damals in sehr verantwortlicher Lage wirklich Großes geleistet, und das Gelöbnis, das er beim Antritt des Direktorats sich selber abgelegt, gleich seinem Vater das Erbe Franckes in Treue hüten zu wollen, vollkommen erfüllt" (Fries).

Die Schulanstalten.

Während dieser Verhandlungen nehmen Neubelebung, Neuordnung und Neugründung der Lehranstalten Niemeyers Tätigkeitsdrang ungemein in Anspruch. Die alte Verfassung der beiden Gymnasien, des Pädagogiums und der lateinischen Hauptschule, mußte den übrigen Anstalten des Staates angeglichen werden, um den Übergang von Schule zu Schule zu erleichtern. In beiden Schulen wurde das veraltete „Fachsystem" abgeschafft, das „Klassensystem" eingeführt, was natürlich Jahre bis zur völligen Durchführung in Anspruch nahm. Das Inspektorat des Pädagogiums übernahm Niemeyer selbst; das der lateinischen Hauptschule wurde dem Kondirektor Dr. Maximilian Schmid, einem Mann, dessen Energie und Umsicht außerordentlich gelobt wird, übertragen. Die beiden Männer verstanden sich vortrefflich, arbeiteten Hand in Hand.

Das Pädagogium, die Bildungsanstalt seiner Jugend, lag natürlich Niemeyer besonders am Herzen. Er beteiligte sich selbst am Unterricht, arbeitete genaue Lehrpläne aus, schloß sich sogar von der Aufsicht nicht aus und gründete auf dem Alumnate, um auch tüchtige, weniger bemittelte Zöglinge zu gewinnen, zehn Stipendienstellen. So gelang es ihm bei seiner unermüdlichen Berufstreue, von trefflichen Lehrern unterstützt, die Anstalt zu neuer Blüte zu bringen. Der Besuch stieg bis auf 77 Zöglinge im Jahre 1847.

In gleicher Weise wirkte Maximilian Schmid in der lateinischen Hauptschule an der Vollendung dessen, was Niemeyer in den Jahren 1830 bis 1833 begonnen. Vom Grunde aus um-

gestaltet wurde die Realschule, sodaß auch deren Besuch beständig wuchs. Es entstand ferner die „Parallelschule", die spätere Vorschule. Völlig neubegründet wurde die Höhere Mädchenschule. So bestanden gegen das Ende der vierziger Jahre zehn Anstalten; und alle zeigten unter Niemeyers Direktorat ein erfreuliches Wachstum. Nur das Pädagogium nahm, infolge der politischen Bewegung, seit 1848 erheblich ab.

Ausdehnung der Verwaltung. Arbeitsleistung.

Die Lehr- und Erziehungsanstalten bildeten nur einen Teil der Verwaltung der Gesamtstiftungen: Dem Direktorium unterstanden zudem die Buchhandlung, die Buchdruckerei, die Apotheke, die von Cansteinsche Bibelanstalt, die ostindische Missionsanstalt und das Frauenzimmerstift. So mußten genaue Instruktionen für Beamte aller Art entworfen, neue Beamte — es sind unter Niemeyers Verwaltung fast alle neu angestellt — in ihren Wirkungskreis eingeführt werden. Dazu kamen umfassende Neubauten auf den Gütern und im Bereiche der Anstalten selbst, eine wesentliche Umgestaltung der ökonomischen Verhältnisse; und das waren außerordentliche Geschäfte, die Niemeyer zufielen, die die laufenden Arbeiten nur durchkreuzten. Es blieb der Zudrang von Bittenden und Fragenden, wie ausgedehnter Briefwechsel, dazu zahlreiche Berichte. „In der Tat, es mußte dem Fernerstehenden fast unbegreiflich erscheinen, woher Niemeyer die Zeit zu so umfassenden Arbeiten gewann. Seine Mitarbeiter und Beamten aber kannten seine Ordnungsliebe und Pünktlichkeit, die nichts gern aufschob und nicht ruhte, bis der Pflicht genügt war. Die Leichtigkeit und Sicherheit, mit der er bei seinem klaren scharfen Verstande, bei seinem sicheren Urteil, auch die schwierigsten Geschäfte erledigte, war unter seinen Mitarbeitern fast „sprichwörtlich" geworden. Sie wußten, daß er eine durchaus praktische Natur in dem besten Sinne dieses Wortes war. Er besaß jene Elastizität des Geistes, daß er, der immer beschäftigt war, jeden Besuch annahm, und imstande war, mitten aus seiner Arbeit heraus dem Besuchenden volle Anteilnahme zu schenken und, sobald dieser ihn verlassen hatte, ganz wieder in der Arbeit zu sein."

Stadtverordnetenvorsteher.

Dieses so ungemein segensreiche Wirken an den Stiftungen übertrug sich bald auf die allgemeinen und öffentlichen Angelegenheiten der Stadt. 1839 berief Niemeyer das Vertrauen seiner Mitbürger in die Stadtverordneten-Versammlung, und schon in dem folgenden Jahr übertrug diese ihm den Vorsitz. Er blieb dann Vorsteher im wesentlichen bis an sein Ende. Mußte er in Jahren schwerster Arbeitsüberlastung um Befreiung bitten, so blieb er doch Stellvertretender Vorsteher. „Seine unerschütterliche Rechtlichkeit, seine Geschäftsgewandtheit, die Offenheit und Umsichtigkeit seines Wesens befähigten ihn in hohem Maße zu dieser Stellung und halfen ihm über manche Schwierigkeiten hinweg, obwohl es gerade in diesem Zeitraume, wo viele Geschäfte vorlagen und insbesondere auch verwickelte Verhältnisse zwischen der Stadt und den Stiftungen zu regeln waren, der größten Einsicht und Überlegenheit bedurfte, um unparteiisch die schwebenden Streitfragen zu entscheiden."

Stadt und Stiftungen.

Die im Vorhergehenden erwähnten Verhandlungen zwischen der Stadt Halle und den Stiftungen, die Niemeyer mit so großem Geschick zu einem für beide Teile glücklichen Vergleich führte, müssen in Kürze dargelegt werden:

Seit 1734 besaßen die Stiftungen, die zwischen ihren Gebäuden und der inneren Stadt gelegenen Gräben in Erbpacht, so daß dieser „Zwinger" nicht zurückgefordert werden konnte, sofern nicht die Stadt denselben zur eigenen Entwicklung unbedingt benötigte. 1841 hatte dann der Magistrat diese Grundstücke zurückverlangt, Niemeyer aber widerstanden. Er machte geltend, daß dieses Gelände eine überaus notwendige Grenze der Stiftungen gegen den immer dichter heranbrandenden Verkehr der Stadt bilde. So wurde die Angelegenheit bis zum Jahre 1845 vertagt, in welchem Jahre der Magistrat seine Forderung wieder energisch geltend machte. Die Eröffnung der Thüringischen Eisenbahn stand für das nächste Jahr in sicherer Aussicht. So war für den zu erwartenden lebhaften Verkehr unbedingt eine breite Zufahrtstraße in der Richtung von Westen nach Osten, vom Platze an der

Moritzbrücke an durch den „Zwinger" bis zum Leipziger Turm erforderlich, weil die anderen vorhandenen Straßen wegen ihrer Enge und Winkligkeit in keiner Weise genügten. Im übrigen verpflichtete sich der Magistrat, den Stiftungen keinerlei Abbruch zu tun. Der Vergleich wurde am 14. Mai 1847 vom Ministerium genehmigt.

Nicht unmittelbar in dieses Kapitel gehört die Umgestaltung der vorderen Seite des Pädagogiums. Der westliche Seitenflügel, der inneren Stadt zugewandt, mußte wegen Baufälligkeit niedergelegt werden. An seiner Stelle entstand ein Neubau als Wohnung des Direktors. In dem nächsten Jahre folgte der Ausbau des nach der Plantage gelegenen Teiles und des Mittelbaues, der dann seinen charakteristischen Turmaufbau erhielt.

Niemeyer bezog mit seiner zahlreichen Familie von neun Kindern im Jahre 1849 die ansehnliche und freundliche Wohnung. Nur zwei Jahre sollte er sich derselben erfreuen.

Abgeordneter der Berliner Nationalversammlung.

Das Jahr 1848 forderte auch Niemeyers Stellungnahme zu den politischen Kämpfen. Am 18. Mai dieses Jahres sandten ihn seine Mitbürger als ihren Abgeordneten in die Nationalversammlung nach Berlin. Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß er zwar freiheitlich gesinnt war, jedoch nicht demokratisch, daß ihm vor allem ungesetzliches Treiben widerstand. So mußte sein patriotisches Herz in Berlin schweren Kummer erfahren.

Er saß in der Versammlung auf der rechten Seite, als Mitglied der zur Beratung der Verfassung eingesetzten Kommission, und hatte das Referat über das Verhältnis der Kirche zum Staat. Über diese Tätigkeit berichtete er seinen Mitbürgern im Hallischen Patriotischen Wochenblatt, fand aber vielen Widerspruch. Als die Regierung die Versammlung, um sie dem demagogischen Treiben in Berlin zu entziehen, nach Brandenburg verlegte und sie bis zum 27. November vertagte, nahm Niemeyer an den weiteren ungesetzlichen Beratungen nicht mehr teil. Das erregte lebhaften Unwillen in Halle, und am 14. November gab Niemeyer seinen Wählern das Mandat zurück. — Die ungewohnten und aufreibenden Arbeiten in den Sitzungen trugen wesentlich zur

Erschütterung seiner Gesundheit bei, die schon seit 1845 nicht mehr auf der Höhe früherer Jahre stand. Die Briefe, die er damals an die Seinigen nach Halle richtete, verraten eine tiefgedrückte Stimmung, die sich zeitweise, da er kein Heil mehr für das Vaterland sah, fast bis zur Verzweiflung steigerte. Er kam als müder, kranker Mann nach Halle zurück. Aber den Kampf gab er nicht auf. Im folgenden Jahr unternahm er mühseligste Reisen durch die Provinz, um die Wahlen seinem Sinne gemäß, in richtige Bahnen zu leiten. Eine Wiederwahl lehnte er jedoch ab.

Literarische Tätigkeit.

Die Last seiner viel verzweigten Tätigkeit ließ Niemeyer kaum noch Muße für wissenschaftliche Unternehmungen: 1834 besorgte er die 9. Auflage der „Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts" seines Vaters, indem er den historischen Teil fast ganz neu aufbaute. — Die von seinem Studienfreunde Moritz Rödiger begonnene „Collectio confessionum in ecclesiis reformatis publicatarium" ließ er 1840 im Druck erscheinen. — Wiederholt schrieb er die Abhandlungen des Pädagogiums und machte zuerst auf die Bedeutung Ratichs aufmerksam. — 1844 trat er in die Redaktion der „Allgemeinen Literaturzeitung" ein. — 1843 gab er die 18. Auflage des „Lehrbuches für die oberen Religionsklassen in gelehrten Schulen" von seinem Vater heraus. Schwer kränkte es ihn, daß der Minister v. Eichhorn die Benutzung dieses Buches in den Anstalten, in denen es entstanden, und für welche es geschrieben war, verbot. Vergebens versuchte er in langen Unterhandlungen, die Aufhebung des Verbotes zu erreichen. Er mußte erfahren, daß eine freie und selbständige Entwicklung in Berlin nicht beliebt war.

Dozent 1830—40.

In diesem Jahrzehnt war Niemeyer eifrig als akademischer Lehrer tätig: „Seine Vorlesungen über die Einleitung in das Neue Testament, über die Geschichte des Kanons, über das Leben Jesu und die neutestamentlichen Schriften waren von der Mitte der 30er bis 40er Jahre gern besucht, stärker als es sonst bei einem außerordentlichen Professor der Fall zu sein pflegt, weil

er mit tüchtigen philologischen Kenntnissen ausgerüstet, fleißig und genau auch die neuen Forschungen verarbeitete" (Nasemann).

Bekenntnis.

„Niemeyer hatte einen reichen Schatz schlichter Gemütstiefe, eine reine Innigkeit des Glaubenslebens, aber er war fern davon, an pietistischen Erweckungen oder an unfreier Bekenntnisgebundenheit, zumal wenn sie mit Herrschsucht gepaart auftrat, Gefallen zu finden. So ist es wohl zu verstehen, daß ihm in seiner großen Familie sein Hamburger Schwager Wolff, trotz dessen entschieden pietistischer Richtung, am nächsten stand. Auch dessen Freundes Wichern Wirksamkeit wußte er wohl zu würdigen. Aber freie wissenschaftliche Forschung mochte er sich um keinen Preis verkümmern lassen" (Fries).

Aussprache.

Zum Geburtstage von Niemeyer, am 5. Januar 1846 scharten sich um ihn eine große Anzahl ehemaliger Zöglinge des Pädagogiums, um ihm die wundervolle Büste des Kanzlers von Tieck (jetzt im Besitze des Enkels Hermann in Halle) zu überreichen. Auf die Widmungsworte des Kammerherrn v. Grünberg sprach sich Niemeyer folgendermaßen aus: „Die Büste meines verstorbenen Vaters vergegenwärtigt mir ihn selbst in der schönsten Zeit seines Lebens, in der Zeit, wo nach der fremden Zwingherrschaft frischer jugendlicher Mut sein ganzes Herz erfüllte, wo ihm nach langem Harren die gewisse Hoffnung auf eine reiche Zukunft aufgegangen war, und wo er eben deshalb mit großer Freudigkeit und sichtbarem Erfolge den Ruhm der Franckeschen Stiftungen und der hiesigen Universität durch Wort und Tat in weiten Kreisen verbreitete. An diese Zeit, in der ich selbst hier auf dem Pädagogio unter seiner väterlichen Leitung aufwuchs, habe ich in meinen späteren Lebensjahren niemals ohne besondere Erhebung, aber auch niemals ohne das ehrliche Bewußtsein zurückdenken können, daß es mir nicht gegeben sei, in gleicher Weise auch nur für eines der mir anvertrauten Institute zu sorgen. Dazu verlor ich in den letzten Jahren meiner Amtsführung, so oft ich daran denken mußte, daß seine Ansichten und Grundsätze, die ich aus voller Überzeugung

zu den meinigen gemacht, hier und da, auch höheren Orts, und nicht ohne Erfolg verdächtigt wurden, die frohe Zuversicht auf ein dauerndes Gedeihen der Franckeschen Stiftungen, und fühlte mich im neuen Amte nicht selten gehemmt und bedrückt. Sie, hochverehrteste Gönner, geben mir am heutigen Tage die Zuversicht wieder: Sie billigen, was ich in Übereinstimmung mit jenen Ansichten und Grundsätzen für das Pädagogium und sonst getan. Sie sprechen diese Billigung auf die unzweideutigste und für mich ehrenvollste Weise aus und schaffen mir dadurch neue Kraft und neuen Mut. Wie soll ich Ihnen dafür danken? Wie soll ich Ihnen überhaupt die freundliche Teilnahme an meinem Geschick und meiner Amtsführung vergelten? Ich weiß es nicht und muß für immer in Ihrer Schuld bleiben. Nur eines kann ich geben: das heilige Versprechen, daß ich fortan alle meine Kräfte aufbieten werde, um, was mein verstorbener Vater begonnen hat, in seinem Sinn und Geist ohne Menschenfurcht und Menschengefälligkeit zu vollenden und mich dadurch der hohen Auszeichnung, die mir heute durch Sie zuteil geworden, wenigstens in der Zukunft würdig zu machen. Das herrliche Dokument, das Sie mir übergeben, und das ich dermaleinst dem Sohn als köstliches Vermächtnis hinterlassen werde, der seinem Großvater am ähnlichsten geworden, wird, wie die Büste selbst, mich fortdauernd an dieses mein Versprechen erinnern, und der Allmächtige, dessen gnädigen Beistand auch mein verstorbener Vater während seines vielbewegten Lebens in reichem Maße erfahren hat, wird mir die Kraft geben, dasselbe zu erfüllen. In dieser Zuversicht nehme ich, zwar tief beschämt, aber freudig und dankbar an, was mir das Übermaß Ihrer Güte dargeboten."

Scheiden.

Am 5. Februar 1835 verlor Hermann seinen geliebten Bruder und Spielkameraden Max. Dieser hatte auf der juristischen Laufbahn den Kammerassessor im Jahr 1830 erreicht. Nun wendete er sich seinem Lieblingsstudium, der Medizin zu. Schon 1834 ließ er sich als praktischer Arzt in Halberstadt nieder und gewann bald eine stattliche Praxis. Da ergriff ihn Anfang 1835 ein Nervenfieber, dem er in kurzer Zeit nach schwerem Leiden

erlag. — Am 13. Dezember 1837 verschied zu Magdeburg sein Bruder Eduard, und diesem folgte am 22. März 1840 der älteste Sohn des Kanzlers Wilhelm. So waren aus der Kinderstube, die die Mutter so glückselig schilderte, nur noch Anton und Hermann übrig. Am 8. April 1847 schied die Greisin selbst aus dem Leben.

Ob so schweres seelisches Leid Niemeyers körperliches Leiden beschleunigte? Seit 1847 trat ein schweres Magenübel auf, das ihn mehr und mehr quälte. Vergeblich suchte er Heilung in Bad Teplitz. Noch fand er Kraft, Erholung und Aufheiterung bei seinen Freunden in Jena, Halberstadt und Magdeburg. Als er aber im November 1848 aus Berlin heimkehrte, bezeichnete er sich als „müden, alten Mann". Die Sorge um die Zukunft des Vaterlandes lastete allzuschwer auf seiner Seele. Dennoch übernahm er im Herbst 1851 mit Energie wieder die gewohnten Geschäfte im Pädagogium. Doch schon im November mußte er das Krankenzimmer aufsuchen, das er lebend nicht wieder verlassen sollte. Sein letzter Widerstand brach, als sein Lieblingssohn Anton, der soeben von seiner Reise nach Italien, auf der er mit Vetter Conrad in Florenz in Kunstgenüssen schwelgte, zurückgekehrt war, um in Halle das juristische Studium fortzusetzen, wie sein Onkel Max, einem jähen Nervenfieber erlag. Vom Fenster des Krankenzimmers aus folgten die Augen des Vaters dem Trauergeleite zur Beerdigung.

Am 6. Dezember entschlief er selbst im noch nicht vollendeten 50. Lebensjahr. Am Morgen des 9. Dezember wurde er unter allgemeiner aufrichtiger Trauer zur letzten Ruhe bestattet.

Was seine Witwe mit ihren neun Kindern unter kärglichen wirtschaftlichen Verhältnissen während einer mehr als 33jährigen Witwenschaft (sie starb am 27. April 1885) gelebt und geleistet hat, hat unübertrefflich schön ihr Sohn, Maximilian David, in seiner Lebensentwicklung „an seine Kinder" geschildert.

Nur eins muß für die ganze Familie noch kurz dargelegt werden: Niemeyer hatte am 28. November im Vorgefühl seines Todes kraft des ihm nach den Privilegien der Anstalt zustehenden Rechte, seinen Kondirektor Dr. Eckstein zu seinem Nachfolger bestimmt. Diese seine letzte Anordnung ließ die Regierung unbeachtet. Jetzt setzte die Orthodoxie der Kirche ihren Willen durch.

Minister Raumer ernannte Kramer, Direktor des Französischen Gymnasiums zu Berlin, ganz der streng gläubigen Richtung ergeben, zum Leiter der Franckeschen Stiftungen. Kein Friedrich Wilhelm III. trat diesmal für die Privilegien der Familie ein. Kramer besaß gewiß außer seiner Frömmigkeit noch viele ausgezeichnete Eigenschaften, aber einem Eckstein war er nicht gewachsen. Der starke Ausdruck, den Antoinette Niemeyer-Pernice fand, als ihr eine Gnadenpension seitens Friedrich Wilhelms IV. angeboten wurde, erfreut uns Niemeyers noch heute von ganzem Herzen.

Wesensart.

Die Wesensart von Hermann Agathon Niemeyer stellt Otto Nasemann wie folgt dar:

Wer die hohe Gestalt des Mannes sah, die starke Stimme hörte, hätte vielleicht aus der Ferne auf einen strengen, ernstgebietenden Menschen schließen können. Aus der Nähe war ein solcher Eindruck nicht möglich, am wenigsten für den, der ihm bei der Rede ins Gesicht schaute. Auch war der Grundzug seines Wesens ein fast entgegengesetzter: milde beinahe weiche Gutherzigkeit und Menschenfreundlichkeit, gepaart mit rechtschaffener Treue, aber gestählt auch und behoben durch bewußten Adel und freie Erhabenheit über das Gewöhnliche und Gemeine. Andere zu verstehen und gewähren zu lassen, ihre Fehler aus ihrem ganzen Wesen entschuldigend zu erklären, verwundbare Saiten zart zu schonen, statt zu verletzen — dazu war er befähigt und geneigt wie selten einer; und doch ein sehr ausgeprägt individueller Mensch, seine eigene Art zu sein und zu wirken, überall zur Geltung bringend. Dazu leicht erregt, offen, natürlich und ursprünglich, aber auch einfach und fern von aller Eitelkeit; empfänglichen Sinnes für launigen heiteren Scherz, feind aller Pedanterie und Engherzigkeit, immer die Sache eher als die Form im Auge haltend, zornig und rücksichtslos nur gegen tückische Bosheit und niedrige Gesinnung. Es ist nicht möglich, ihn in seinem Verkehr mit anderen besser als mit den Worten eines seiner Jenenser Freunde zu zeichnen: wie heilte und befreite er alle, die ihm nahe kamen, von Sorge und Mutlosigkeit durch die geistvolle, stolze Heiterkeit, welche bei

ihm die Frucht und der verdiente Lohn war für seine edle Erhabenheit über Kleinigkeiten jeder Art, vor allem über sklavisches Sorgen für sich selbst, über Unwahrheit, Schleichwege und Gemeinheit! Und mit welcher erfinderischen Feinheit doch verbarg er den Ernst seiner Fürsorge für anderer Wohl im großen und im kleinen hinter die spielende Außenseite dieser Heiterkeit, als denke er gar nicht an sie; wie wurde das alles ihm selbst und allen, die es traf, zum Glück und zur Freude. Zu diesen Eigenschaften des Charakters traten seltene Vorzüge des Geistes, ein scharfer, schneller Blick, Feinheit des Denkens, Tiefe und Dehnbarkeit des Gedächtnisses, richtiger Geschmack, rasche Durchdringung und Beherrschung jeden Stoffes, vielseitiges Wissen, unerreichbare Geschäftsgewandtheit. Wie wäre es sonst möglich gewesen, was er vollendet hat, daß er viele Dinge zugleich erledigte! Der Universität, der Stadt, dem Vaterland sind die Früchte, die aus solchem Ganzen erwuchsen, zugute gekommen, zunächst aber den Stiftungen, in deren Leitung und Hebung er seines Lebens Aufgabe setzte.

So ist er den Seinigen ein zärtlich liebender Gatte und Vater, seinen Amtsgenossen ein Vorbild voller Hingebung, seinen Schülern ein Beispiel rastloser Tätigkeit und hohen sittlichen Ernstes, den gesammten Stiftungen ein treuer Hort und Vater, der Stadt ein immer bereiter Helfer, dem Vaterlande ein opferfreudiger Bürger gewesen.

Quellen:

Nasemann, Deutsche allgemeine Biographie, Bd. 23, S. 682—87.
Nasemann, Hermann Agathon Niemeyer, Hallischer Courier, Beilage zu Nr. 42, 25. I. 1852.
Eckstein, Schulnachrichten über die lateinische Hauptschule, Michaelis 1851/52.
Eckstein, Dr. Hermann Agathon Niemeyer, Abdruck aus dem Hall. patriot. Wochenblatt, 1852, Nr. 47/48.
Hertzberg, August Hermann Francke und sein Hallisches Waisenhaus, S. 123—144, Halle 1898.
Fries, Die Franckeschen Stiftungen in ihrem zweiten Jahrhundert, 4. Kap., Halle 1898.
Archiv des Geschlechtes Niemeyer/Halle.

Meta Wolff.

Jungfrau Domina des St. Johannis Klosters in Hamburg.

Heute morgen hat Gott der Herr Ihre Magnifizenz, die Jungfrau Domina des Klosters St. Johannis

Meta Wolff

in fast vollendetem 80. Lebensjahre durch einen sanften Tod von ihrem Leiden erlöst. Ihr arbeitsames und aufopferungsvolles Leben war ganz der Nächstenliebe gewidmet. Wir werden stets mit Verehrung und Dankbarkeit ihrer gedenken.

Kloster St. Johannis.

Die Familie schloß ihre Traueranzeige mit den Worten: „Tief betrauert von den Vielen, die ihr nahestanden".

So war zu lesen in den Hamburger Abendzeitungen den 20. März 1930. Aus solchen Worten ist zu erkennen, daß mit Meta Wolff eine seltene Frau dahingeschieden ist, eine Zierde ihres Geschlechts, die sich die Liebe weitester Kreise in einem langen Leben zu schaffen wußte. Sie selber schreibt in ihrem „Letzten Willen": „Wenn ich mein Leben überschaue, finde ich, daß ich sehr glücklich geführt bin" und in einer Niederschrift, die sie kurz vor ihrer letzten Erkrankung begann, aber nur bis zum Jahre 1869 durchführen konnte, legte sie Zeugnis ab, daß ihr „Gottes Güte in einem langen Leben in reichem Maße zu Teil geworden ist. „Ich habe vergessen, was ich schweres erlebt habe, es dünkt mich, es sei nur Freude gewesen".

Meta wurde am 28. März 1850 als Tochter von Guido Wolff und seiner Frau Marianne, geb. Niemeyer in Hamburg geboren. Nachdem eine jüngere Schwester als Kind ihr genommen war, war sie das zweitjüngste Kind der großen Familie, die sich aus den Kindern erster Ehe der beiden Eltern und der an-

genommenen Tochter Clara Niemeyer zusammensetzte. — Sie erbte vom Vater die Frohnatur und künstlerische Gaben (Musik und Malerei), von der Mutter, die in der Literatur hochangesehene Witwe Karl Immermanns, das leidenschaftliche Temperament, die Selbstzucht, die Liebe zu allem Schönen, — von beiden Eltern aber die tiefe Frömmigkeit ohne Enge und die Mildtätigkeit.

Wohl mag sie in jungen Jahren Sehnsucht empfunden haben, Gattin und Mutter zu werden. Als ihr aber dieser Wunsch nicht erfüllt wurde, konnte sie uneingeschränkt mit warmem Herzen sich dem Wohle ihrer Mitmenschen weihen. Ihr war eine wundervolle Jugend in dem geistig und künstlerisch reichen Elternhause „auf dem Berliner Bahnhof" beschert. Als junges Mädchen hat sie manchen begeistert durch die mit prächtiger Altstimme vorgetragenen Arien und Lieder, bei denen ihr wundervoll starkes Temperament hervortrat. Namentlich liebte sie Johannes Brahms und hat nicht wenig zur Verbreitung seiner damals noch wenig bekannten Kunst beigetragen. Viele hat sie erfreut durch Werke ihrer besonders feinen Porzellanmalerei.

Früh lernte sie unter der Führung der Mutter, der Fürsorge der Armen und Kranken sich zu widmen.

Als das Elternhaus sich in ihrem 36. Lebensjahre schloß, erwuchs ihr die Aufgabe, fünf verwaiste Kinder in dem christlich strengen Hause des Buchhändlers Reich in Basel zu erziehen. Dann durfte sie dem alten Ehepaar Avé-Lallement in Hamburg, das den Eltern befreundet war, den Lebensabend verschönen. Als diese Aufgabe gelöst war, bat der verwitwete Sohn der beiden Alten sie, Haus und Erziehung seiner zwei Kinder zu übernehmen. Die Anhänglichkeit der von ihr erzogenen Kinder war für Meta Wolff bis ans Lebensende eine große Freude. Als dann durch Fortzug der Familie Avé aus Hamburg, Meta Wolff frei wurde, pflegte sie ihre ältere Schwester Hermine bis zu ihrem Tode (1911), aber in gleicher Zeit und später widmete sich die Verstorbene mit ihrer ganzen Kraft und Energie milden Werken: sie besuchte und stützte Arme und Kranke, half so manchen in seelischen und äußeren Nöten und wurde einem weiten Kreise von Freunden durch ihre warmherzige Teilnahme an allen Vorkommnissen unentbehrlich.

Solches Wirken konnte der Öffentlichkeit nicht verborgen bleiben. So kam es, daß Meta Wolff im Frühling 1918 den ehrenvollen Ruf erhielt „Jungfrau Domina des St. Johannis Klosters" in Hamburg zu werden.

Das Kloster mit seinem früher gewaltigen Vermögen, hervorgegangen aus einem Nonnenkloster, dessen Äbtissinnen stets dem hohen Adel oder Fürstengeschlechtern entstammten, hatte sich in protestantischer Zeit die Aufgabe gestellt, würdigen Jungfrauen aus Hamburger Familien, ein schönes, von Sorgen freies Alter zu schaffen. Das Klostergebäude, das im Laufe der Jahrhunderte mehrfach den Ort wechselte, war erst 1914 als wundervolles, üppig ausgestattetes Haus an einem reizenden Zufluß der Alster errichtet worden.

Nach altem Herkommen ist die Domina die vornehmste Frau Hamburgs, die an Würde nur dem regierenden Bürgermeister nachsteht. Ihr standen außer einer Villa ein angenehmes Gehalt und Mittel zur Verfügung für wohltätige Zwecke nach ihrem Ermessen. Ihre Pflichten waren hauptsächlich repräsentativer Art, auch hatte sie die Aufgabe, für ein harmonisches Zusammenleben der Konventualinnen zu sorgen; die wirtschaftliche Fürsorge war Aufgabe des Klosterschreibers.

Der Wohltätigkeitssinn Meta Wolffs, ihre Angehörigkeit zu einer angesehenen Familie in Hamburg, ihr energisches und doch freundliches Wesen machten sie für die Stellung als Domina besonders geeignet.

Meta Wolff war mehr als mittegroß, starkknochig, ging nur in der letzten Lebenszeit nicht mehr so aufrecht wie vordem, hatte lebhafte Bewegungen im Schreiten und bei den ihr eigenen Gestikulationen bei ihrer lebendigen Redeweise. Der große Kopf mit wundervoll blauen Augen und starken Augenbrauen, ihr reiches Innere verratend war umrahmt von schneeweißen Haaren. In ihrer stets überaus lebhaften Sprechweise, zeigte sich eine seltene Klugheit und Menschenkenntnis, die ganze Wärme ihres Herzens, die immer gleichbleibende jugendliche Lebensauffassung und vor allem ihr köstlicher Humor, mit dem sie jedes Erlebnis in unvergleichlicher Weise zu schildern wußte, oft mit Nachahmung in Sprache und Bewegung der Geschilderten.

Man sagt, daß die Domina bei den Konventualinnen als strenge, aber immer liebevolle Herrscherin von echter Aristokratie galt, die sich bei allen der größten Verehrung und Liebe erfreute. Meta Wolff bis dahin Konventualin des Klosters mit entsprechender monatlicher Rente, hatte auf Zuteilung einer Wohnung verzichtet, um völlig frei in allem ihren Handeln zu sein. Aber sie folgte doch schließlich gern dem Ruf durch die Stellung der Domina eine neue Lebensaufgabe zu gewinnen und sicher hätte sie erst recht in ihrem Drang, Gutes zu tun, die Gelegenheit dazu ergriffen, hätte sie geahnt, welch schwere Aufgaben ihr bevorstanden.

Denn sie übernahm die neue Stellung kurz vor dem Einsetzen der unseligen Inflation. Das Klostervermögen ging verloren, die den Konventualinnen zustehenden Renten konnten nicht mehr ausgezahlt werden, zeitweise war die Versorgung der Zentralheizung unmöglich und die armen mittellosen Damen, meist über 70 Jahre alt, einige über 90, waren in traurigster Lage. Da mußte sich die Domina tröstend und helfend bewähren, wie wohl keine ihrer Vorgängerinnen in Jahrhunderten. Und sie tat es in ihrer unerschöpflichen Liebe, ihrer Tatkraft und Umsicht, auch bei wirtschaftlichen Fragen, da auch der Klosterschreiber abgeschafft werden mußte. Sie hat noch erlebt, daß sich die Verhältnisse des Klosters und seiner Insassen wenigstens zum Teil wieder ordneten. Auch während ihrer Tätigkeit im Kloster hat Meta Wolff nicht aufgehört die liebevolle Helferin für gar Viele zu bleiben, wie sie es vorher gewesen. Das trat in ergreifender Weise bei ihrem Hinscheiden zu Tage.

Ihr energisches Wesen, das sie nie an sich selber denken ließ, war der Grund, daß sie nie schwer daran getragen hat, daß sie seit frühen Jahren Anlage zu einer Lungenerkrankung hatte, die sie allerdings erst im Beginn der 20er Jahre dieses Jahrhunderts durch häufige fieberhafte Erkrankungen sich deutlicher verriet, schon vor 3 Jahren zu einer schweren Erkrankung führte, die sie dem Tode nahe brachte; fast jeden Winter wurde sie seit Jahren von ernsteren Krankheitszuständen heimgesucht, von denen sie sich immer wieder erholte. Noch bis Anfang Dezember 1929 bewahrte sie sich ihre erstaunlich jugendliche Frische, nur wenig gehemmt durch gelegentliches schweres Husten und schlechten Schlaf. Mitte

Dezember 1929 erkrankte sie ernsthafter und nach kurzer Besserung von neuem Mitte Januar 1930. Auch jetzt überstand sie das akute, mit schweren Erscheinungen verbundene, Stadium ihrer Krankheit. Aber große, stetig zunehmende Schwäche blieb zurück, sie schlummerte, ohne zu leiden, fast den ganzen Tag, war nur zeitweise für ihre Umgebung noch interessiert, hat aber bis zum letzten Lebenstage eine Andacht abhalten lassen, bei der sie mit brechender Stimme das Vaterunser sprach. Nachdem sie noch eine Stunde vorher durch Hüsteln Lebenszeichen verraten hatte, wurde sie am 20. März morgens 7 Uhr entseelt aufgefunden. —

Ein seliges Ende nach segensreichem langen Leben.

Dr. Felix Wolff.

Verlust, Zuwachs und Entwicklung in den einzelnen Familien der Gegenwart.

Stamm Hecker, Münter, Weihe: Frau Dr. Elfriede geb. Schroeter und Professor Dr. Kurt Neumann/Kleinpaul heirateten einander im März 1930. Die junge Frau studierte Volkswirtschaftslehre. Sie ist eine Tochter von Professor Dr. Georg Schroeter an der Tierärztlichen Hochschule zu Berlin und dessen Gattin Emmy geb. Münter. Diese ist Tochter von Carl Münter, zuletzt Hofzahnarzt in Coblenz (XI. 14). Sie selbst gehört der XII. Generation an und führt die Nummer 17d; ihre Tochter Elfriede der XIII. unter der Nummer 17b. Der gemeinschaftliche Stammvater mit den übrigen Geschlechtern der Stammtafeln des Geschlechtes Niemeyer/Halle ist Franz Niemeyer (1682—1733) VI. 2, der Großvater des Kanzlers.

Stamm Wilhelm Hermann: Ein schönes Familienfest wird in diesen Tagen in Wiesbaden im Hause Tuercke gefeiert. Marie Curtze/Niemeyer (XI. 39), die am 31. Dezember 1929 ihr 79. Lebensjahr vollendete, versammelt um sich bei ihrem Schwiegersohne Curt Tuercke, diesen selbst und ihre Tochter Grete; ferner ihre Enkelin Elisabeth Tuercke geb. Tuercke, die mit ihrem Töchterchen Annemarie aus Keyport/New Jersey U. S. A., herbeieilt. So werden vier Generationen vereint sein. Der Zusammenkunft viele Freude und Seligkeit.

Stamm Franz Anton/Sophie Fleischer: Weihnachten 1929 hat sich Heinzjürgen Großmann, Kammergerichtsreferendar, (XIII. 43) mit Gretel Zahn verlobt. Seine Braut ist Tochter vom Diplomingenieur Hugo Zahn und dessen Gattin Elsbeth geb. Geyer zu Steglitz.

Seine Schwester Marielene (XIII. 44) hat am 25. II. 1930 ihr Abiturium bestanden. Sie gedenkt Wohlfahrtspflegerin zu werden, lernt aber zunächst die große Krankenpflege am Kreiskrankenhaus in Lichterfelde.

Stamm Franz Anton: Egon Niemeyer, praktischer Arzt Dr. med. in Hamburg (XII. 51) und seiner Gattin Lisetta geb.

Bottler wurde am 30. Oktober 1929 ein Söhnchen geboren, welches die Namen August Hermann Hugo erhielt.

Seine Schwester Edith, die rühmlichst bekannte Konzertsängerin, feierte Triumphe in Paris. Sie fand dort eine sehr günstige Presse.

Stamm Carl Eduard: Felix von Eckardt (XIII. 59), zuvor im Ullsteinkonzern zu Berlin tätig, ist jetzt Vertreter des Wolffbüro an der Gesandtschaft zu Brüssel. Im Sommer 1929 war er Pressechef der Weltreklame-Ausstellung, auch als Berichterstatter am Völkerbund in Genf war er wiederholt tätig.

Seine Schwester Isabella (XIII. 56) war $3^1/_2$ Monate zu Sprach- und Kunststudien in Paris.

Walter Hennecke. XII. 74, Kapitänleutnant, ist nach Wilhelmshaven kommandiert. Er übersiedelte dorthin mit seiner Familie im Oktober 1929.

Seine Schwester Hilde (XII. 76), unsere zweite erfolgreiche Konzertsängerin, sang 1929/30 in einer großen Anzahl von Konzerten, so in München, Baden-Baden, Wiesbaden, Stuttgart, Köln usw. Überall rühmte die Presse neben den Vorzügen ihrer tonischen Ausbildung ihre außerordentliche Musikalität, ihre warme Empfindung, also das Entscheidende.

Am 29. Januar 1930 entschlief in den Armen ihres Gatten Theodor, Johanna Niemeyer geb. Schulz. Ein außerordentlich reiches Leben war vollendet, ein Leben, das der Öffentlichkeit abhold, um so weitumfassender in der Stille sich auswirkte. Nur einiges sei erlaubt herauszuheben.

Johanna Niemeyer war eine Frau von höchstem Seelenadel; sie offenbarte wundervolles Menschentum und erwarb sich eine überaus tiefe Geistesbildung. Ihre unübertreffliche Güte wird in unserer Seele wie ein Heiligtum bewahrt. Zu diesen schönsten Gaben gesellte sich ein großartiger Schönheitssinn, der in Erscheinung trat in dem Herrensitz von Kitzeberg, den Theo und Johanna sich schufen. Auf zahlreichsten Reisen machte sie sich das Natur- wie das Kunstschöne zu eigen; ebenso wurde sie durch das Musikschöne beseeligt. Körperliches Ungemach ertrug sie wie eine Heldin, seelisches Leiden beugte sie tief nieder. Sie fand ewige Ruhe bei ihrem Sohne Helmut und Günther. Unvergeßlich bleibt ihr Andenken.

Ihr zweiter Johannes (genannt Hans) Niemeyer (XII. 78) wohnt jetzt in Neubabelsberg bei Potsdam, dicht am märkischen Kieferwalde, ein prachtvoller Tummelplatz für die Kinder.

Joachim (genannt Jochen) Niemeyer (XII. 85a) bestand sein Abiturium. Er wird die nächsten Semester Jura in München studieren.

Stamm Pernice: Herbert Pernice (XII. 108) bestand im Frühjahr 1929 sein medizinisches Staasexamen, war dann Assistenzarzt in Berlin und Essen und wird im Herbst wieder nach Berlin zurückkehren.

Stamm Wolff/Wegener: Pfarrer Fritz Bliedner (XII. 138) und seine Gattin Nora geb. Panzer haben jetzt endlich eine Pfarrstelle in Königsberg in der Neumark gefunden. Ihre fünf Kinder wachsen heran: Wolfgang (XIII. 72) 18 jährig, Gerda (XIII. 73a) 15 jährig, Ilse (XIII. 73b) 14 jährig, Friedrich Wilhelm (XIII. 73c) 12 jährig, Anneliese (XIII. 73d) 9 jährig.

Pfarrer Reinhold Naubereit (XI. 147) und seine Gattin Martha geb. Wegener wohnen jetzt in Königsberg i. Pr., Ausfallstraße 41. Er hat dort „die evangelische Pressekorrespondenz übernommen und hat tüchtig schriftstellerisch zu arbeiten, was er noch sehr gut leisten kann und gerne tut". Ihre drei Kinder sind verheiratet: Martins (XII. 141) kirchliche Trauung mit Emmi Tölken, wurde im Elternhause im Oktober 1929 vollzogen, nachdem die standesamtliche schon am 17. September in Wildeshausen stattfand. Sie stammt aus Bremen, wo ihr Vater Großkaufmann war, die Mutter war eine geb. Plump. Das junge Paar bewirtschaftet in Wildeshausen eine kleine Geflügelzucht und treibt Gemüsebau.

Christinens Hochzeit mit Wilhelm Gerstel, Professor an den Vereinigten Staatsschulen zu Charlottenburg, fand am 7. Januar 1930 ebenfalls im Elternhause zu Königsberg statt.

Gerhard (XII. 145) heiratete am 4. Oktober 1928 Else Schmidt (* 1905). Sie besitzen ein kleines Bauerngütchen, genannt die Scholtisei, im Waldenburger Bergland/Schlesien, in einem „entzückenden" Gebirgsdorf gelegen. Ihnen ist am 11. Januar 1930 ein Töchterchen „Hanna" geboren. Wie alle Landwirte, haben sie schwer zu arbeiten, um durchzukommen.

Stamm Johann Anton: Am 29. März verschied nach kurzem schweren Leiden Professor Dr. Wilhelm Matthäi im 81. Lebensjahr.

Das mußten wir schon als Nachtrag im 11. Stück dieser Nachrichten melden. Nach nur acht Monaten folgte ihm seine Gattin Anna geb. Niemeyer am 11. Dezember 1929. Die gütige Frau hatte „in völliger Hingabe" mit ihrem über alles geliebtem Manne gelebt. Ohne ihn war ihr ein Leben nicht möglich. Sie siechte seit dessen Scheiden dahin und sehnte sich nach der Ruhe mit ihm.

Wilhelm Matthäi war ein tief schürfender Historiker und von Gott begnadeter Pädagoge. Aus Schlesien einem Pastorengeschlecht entstammend, dessen Geschichte er hinterlassen hat, war von 1875—1888 am Gymnasium zu Laubach höchst erfolgreich tätig. Nach dieser Zeit wurde er an das Ludwig-Georg-Gymnasium nach Darmstadt versetzt, dessen Lehrkörper er 25 Jahre angehörte. Am 17. Februar 1919 wurde er nach seinem Ersuchen seiner geschwächten Gesundheit halber in den Ruhestand versetzt. Nun widmete er sich ganz seinen wissenschaftlichen Werken, unter denen obenan eine Geschichte von Laubach stand.

Am 19. September 1929 starb zu Eisleben Carl Degèle (XI. 209) der Gatte von Elisabeth Heine. Diese hatte dafür die Freude, daß ihre jüngste Tochter Ruth am 26. Februar 1930 ihr Abiturium am Oberlyzeum zu Nordhausen bestand. Ruth will Apothekerin werden.

Nachtrag: Anna Stichel (XII. 59) ist seit zwei Jahren mit Wilhelm Eberle, Apotheker am Städtischen Krankenhause zu Chemnitz, verheiratet.

Pastor Heinrich Peper und seiner Gattin Margarete geb. Nebe (XII. 188) wurde zu Klietz a. d. Elbe am 22. Februar 1929 ein drittes Kind, ein Mädchen, geboren, welches die Namen Eva Herta erhielt (XIII. 93a).

Der Familienrat hat einstimmig beschlossen, angesichts der wirtschaftlichen Not und Enge, die Tagung des Familienverbandes vom Oktober 1930 zum Oktober 1932 zu verschieben.

J. A.: Kurt Niemeyer.

Druck von Karras, Kröber & Nietschmann, Halle (Saale)

Karl Menne

August Hermann Niemeyer

Sein Leben und Wirken

Zum Gedächtnis des hundertjährigen Todestages

1928. Lex. 8. XI, 136 S. und 5 Abbildungstafeln
M 9,—; in Leinen gbd. M 11,50

Max Niemeyer Verlag - Halle (Saale)

A:1478

Familien-Nachrichten

für das

Geschlecht Niemeyer (Halle)

Neue Folge der Familien-Nachrichten für die Nachkommen A. H. Franckes

Dreizehntes Stück



Halle (Saale) 1933

Franckesche Stiftungen
Haupt-
Bibliothek
Halle/Saale
20.2.12 – 13
A: 1478

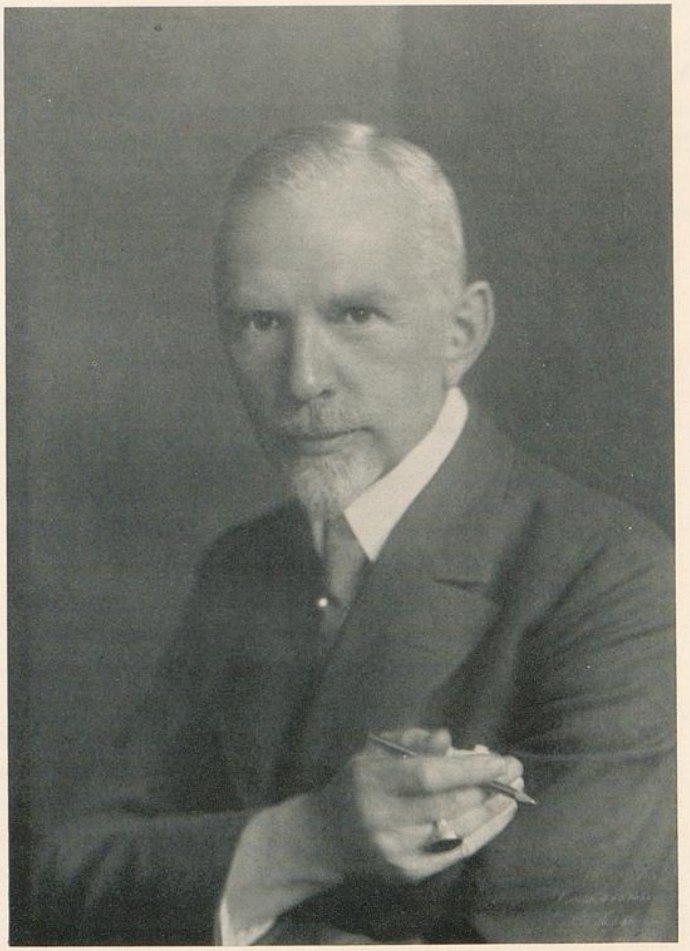
Adelbert Niemeyer (XI. 93).

Wir müssen uns bescheiden, das Leben dieses bildenden Künstlers unseres Geschlechts, wie es so ungemein reich vor uns ausgebreitet liegt, hier nur in den Grundzügen darzustellen und begnügen uns den Ausführungen eines Münchener Abendblattes zu folgen:

Adelbert Niemeyer war Maler, Architekt und Kunstgewerbler und einer der rührigsten Vertreter des „Werkbunds". Als Student war er in Düsseldorf, dann in München bei Fehr, und in Paris. Niemeyer wurde auch Gründungsmitglied der „Münchener Sezession" und Mitgründer der „deutschen Werkstätten". 1907 wurde er an die Münchener Kunstgewerbeschule als Professor berufen. Ausgedehnte Reisen, unter anderen auch in den Orient und zu Humanns Ausgrabungen in Kleinasien, vertieften die universal zu nennenden Kentnisse dieses immer rastlos regen Geistes. Anfänglich Maler von Blumen und Landschaften, stellte sich Niemeyer um 1900/1902 an die Spitze der kunstgewerblichen Bewegung der Zeit. Nun galt seine Tätigkeit der Innenarchitektur, den Textilien, der Keramik und auch der eigentlichen Architektur. Immer fesselte die vornehme, ja adlige Sicherheit des hochkultivierten Geschmacks, die gediegene, materialgerechte und zugleich elegante Ausführung, ihre Anpassung und Sorgfalt in allen noch so geringen Einzelheiten und der hohe Grad künstlerischer Selbstzucht. Seine Kunst war einfach, streng und zugleich von schelmisch lächelnder, schalkhafter Liebenswürdigkeit, wie sie ihm selber, der durch die chevalereske Art seines Auftretens stets bezauberte, zu eigen war. Immer spürt man den großen, einheitlichen, aufs Ganze gehenden Zug in allen seinen von Überladung und falschem Prunk völlig freibleibenden Ausstattungen und Einzelwerken. Das gleiche differenzierte

Kulturgefühl bekundet Niemeyers Farbenpalette und seine formale Gestaltungsweise. Wie auch seine Malereien den oft so berückenden Reiz seiner Innenausstattungen noch zu unterstreichen wissen. Man wird Niemeyers so selten glückliche, anscheinend ohne jede Schwierigkeit schaffende, kluge und frohsinnig geschmackvoll lebensbejahende, immer liebenswürdige, freimütige Persönlichkeit niemals vergessen. Die erstaunliche Zahl seiner Werke schon allein bürgt dafür."

(München-Augsburger Abendzeitung.)



Adelbert Niemeyer (XI. 93)

geboren Warburg am 15. April 1867
gestorben München am 21. Juli 1932

Vom Stamm Wilhelm Hermann Niemeyer (5. Tafel).

Über der männlichen Nachkommenschaft v. Wilhelm (so der Rufname) Niemeyer, dem ältesten Sohne des Kanzlers, stand ein Unstern. Von den sechs Söhnen, in neun Medaillonbildchen mit den Eltern und der Großmutter (Original im Besitze von Vetter Hermann in Halle) so reizvoll dargestellt, blieben drei (Max, Georg, Otto) unverheiratet, einer (Richard) blieb kinderlos. Der Älteste (Heinr.) hatte zwei Söhne: Heinrich, der unverheiratet blieb, und Curt, dessen zahlreiche Nachkommenschaft wir unten nachweisen, und Paul, dessen Söhne Max und Hermann früh unverheiratet starben. Das Nähere weisen die Stammtafeln nach. Im folgenden verweilen wir eingehend bei Curt Niemeyer.

Er wanderte 1882 nach Brasilien aus. In den ersten Jahrzehnten blieb er mit seinen zurückgebliebenen Schwestern in Verbindung, zuletzt aber erreichten ihn Briefe nicht (wahrscheinlich infolge falscher Anschrift). Im Sommer 1929 mahnte mich eine Freundin, der ich dieses Mißgeschick erzählte, noch einen Versuch zu machen; ihre Kinder drüben würden das vermitteln, beziehungsweise den Konsul darum bitten. Das geschah, und im April 1930 erhielt ich eine ausführliche Darstellung der Nachkommenschaft von unserem Curt Niemeyer, zusammengestellt von seinem Sohn Max. Die Nachrichten wurden von Carlos Lerch übersandt, dem Schwiegersohn Curt Niemeyers. Zugleich teilte mir Carlos Lerch mit, daß er am 11. Mai in Hamburg mit dem Dampfer „Monte Sarmiente" eintreffe und mich in Berlin aufsuchen werde. Natürlich schrieb ich ihm hocherfreut an Bord des Dampfers und begrüßte ihn als Erster auf heimatlichem Boden im Namen des Geschlechtes Niemeyer (Halle). Ich veranlaßte ihn, in Hamburg Verwandtenbesuche zu machen, und bat ihn, mich in der Sommerfrische (Hirschegg, Vorarlberg)

aufzusuchen. Das geschah im Juli. Es war ein Tag mit strömendem Regen, als wir den neuen Vetter mit seiner zweiten Gattin in unserem Bauernhause herzlichst begrüßten. Vetter Lerch erzählte von seinem Schwiegervater, daß er mit Lust und Liebe aufopfernd in seiner zweiten Heimat tätig und weithin beliebt gewesen sei. Dann fesselte er uns durch Mitteilungen vom Leben und Ansehen der Deutschen Kolonie, wie die Deutschen in höherem Ansehen ständen als die eingesessenen Portugiesen, in den einzelnen Gemeinden als Gemeindevertreter wie auch in den Parlamenten sich als Abgeordnete auszeichneten. Er meinte, auch jetzt noch wären die Aussichten für einwandernde Deutsche günstig. Carlos Lerch selbst ist Ziegeleibesitzer und Bauunternehmer. Er erzählte, wie Gewinnbeteiligung aller seiner Angestellten vortreffliche Arbeit sichere, so daß er selbst nur in größeren Zeiträumen kontrollieren müsse. Seine Absicht, in Deutschland im Ruhestand zu leben, müsse er angesichts der unsicheren Verhältnisse in der Heimat aufgeben. — Wir haben einen treuen, offenen Mann kennen gelernt, der vor allem auch Familiensinn bewahrt.

Hier nun übersichtliche Darstellung der Nachkommenschaft Curt Niemeyers:

Curt Niemeyer (XI. 43), * Halle, 2. Oktober 1857, † Kolonie Estrella Pr. Rio Grande do Sul, 4. März 1929. Er wanderte 1882 nach Brasilien aus und bewährte sich als überaus geschickter, unablässig tätiger Lehrer. Auch als Landwirt wurde er überall geschätzt. ∞ am 12. November 1886: Luise Veek, Tochter v. Philipp Veek und dessen Gattin Auguste geb. Seidler. Das Ehepaar hatte 8 Kinder:

1. Else Niemeyer (XII. 29) * 1. September 1887 ∞ am 25. Juli 1904: Lorenz Ahrnt. Das Ehepaar hat Kinder, wohnt aber weit im Innern, und die Postverhältnisse dort sind noch sehr schlecht, so daß es noch ziemlich lange dauern kann, bis die Daten gesammelt sind. (Campo Meio-Estação Cáfundó am 24. März 1930.) Man versprach die Daten bis Ende Februar 1931 beisammen zu haben; so liegt die Möglichkeit vor, daß sie während des Druckes dieser Zeilen eintreffen.

2. Max Niemeyer (XII. 30) * 11. Oktober 1888. ∞ mit Lydia Schmidt, Tochter v. Carlos Gottlob Schmidt. Max Niemeyer verdanken wir diese Nachrichten. Er wohnt zur Zeit Estação Maratá, Municipio Montenegro, Estado R. G. S., Brasilien.

Vier Töchter:

A. Olga Niemeyer (XIII. 28 b) * 2. Januar 1914, Bella Vista, Estação Maratá.

B. Arnilda Niemeyer (XIII. 28 c) * 2. November 1917, Estação Maratá.

C. Erna Niemeyer (XIII. 28 d) * 7. Januar 1920, Estação Maratá.

D. Elma Helga Niemeyer (XIII. 28 e) * 13. August 1926,

3. Heinrich Niemeyer (XII. 30 a) * 3. September 1890, ∞ mit Elfrida Johann. Die Angaben der Daten, wie der Kinder folgen. Siehe 1.
4. Mathilde Niemeyer (XII. 30 b) * 12. Mai 1892, † 18. Dezember 1919, ∞ am 12. August 1912 mit Carlos Lerch. Kinderlos.
5. Martha Niemeyer (XII. 30 c) * 28. Juni 1894, ∞ mit Max Kitzke. Kinderlos.
6. Fridolin Niemeyer (XII. 30 d) * 7. Januar 1899, ∞ mit Wilma Marks.

Zwei Söhne.

A. Ivo Otto Niemeyer (XIII. 28 f) * 9. April 1922.

B. Edo Helmut Niemeyer (XIII. 28 g) * 7. Juli 1926.

7. Luise Niemeyer (XIII. h) * 7. Januar 1901, ∞ mit Rudolf Schwantes. Auch von diesem Ehepaar wird ausdrücklich gesagt, daß es Kinder habe; daß die Forschungen fortgesetzt würden und, wenn alles beisammen sei, mir übersandt werde. Als Endtermin wurde mir dieses Frühjahr angegeben.
8. Leopold Niemeyer * 29. Januar 1904, † Datum fehlt.

K. N.

Auf dem Familientag 1926 sind wir uns darüber einig geworden, daß die Genealogie des Geschlechtes Niemeyer/Halle alle Nachkommen in männlicher wie weiblicher Folge umfasse. So bittet denn der Herausgeber dauernd um Mitteilung zu folgendem Kapitel.

Zuwachs, Verlust und Entwicklung in den einzelnen Familien der Gegenwart.

Stamm Wilhelm Hermann: Marie Curtze (IX. 39) entschlief in Wiesbaden am 13. 3. 33 im 83. Lebbensjahre betrauert von zahlreicher Kinder-, Enkel- und Urenkelschar. Ihr Schwiegersohn Kurt Tuerke (XII. 22) ist unter Ernennung zum Regierungs- und Landeskulturrat vom 1. Oktober 1932 ab an das Landeskulturamt in Kassel versetzt. — Sein Sohn Dr. Joachim T. ist, unter Aufgabe seiner Stellung bei der A. E. G. in Berlin/Treptow, seit dem 15. November 1932 Betriebsingenieur bei der Thüringer-Gasgesellschaft in Leipzig. — Wolfgang Curtze (XIII. 27) studiert zu Rostock im zweiten Semester Medizin. — Max Hollmann (XIII. 23a), Kaufmann zu Meerane, u. seiner Gattin Marianne geb. Curtze wurde in Altenburg i. Thür. am 23. August 1929 ein Sohn geboren, welcher den Namen Julius Hansdieter (XIV. 16) erhielt. Kurt Riese (XII. 27) u. seiner Gattin Henny geb. Lüder ist zu ihrem ersten Sohn Kurt, * 15. Oktober 1919, am 8. Februar 1932 eine Tochter „Lieselotte" geboren. Die Kinder reihen sich als XIII. 28c und XIII. 28d in die Stammtafeln ein. Hermann Riese (XII. 28) ist Reisender für eine süddeutsche Industrie-Firma. Kurt Niemeyers (XI. 43) Nachkommen siehe vorn.

Stamm Franz Anton: Clara Niemeyer geb. Pfeil (XI. 61) wurde am 23. Januar 1932 im 78. Lebensjahre von ihrem Leiden erlöst. Franz u. Else Boroffka (XII. 48) wurden am 14. Mai 1932 durch die Ankunft eines „kräftigen, strammen" Jungen beglückt. Sie nannten ihn Franz Peter (XIII. 48m, e). — Clara Filsinger/Fleischer (XI. 51) vollendete am 2. Oktober 1932 in Dresden ihr 86. Lebensjahr in ungebrochener körperlicher wie geistiger Frische. — Edith Ursula Tütter (XIII. 41), Enkelin von Moritz Fleischer, ∞ am 19. September 1928: Arnold Ehrick, Privatdozent Dr. med., Sohn v. † Franz E. und dessen Gattin Elise geb. Wilhelm. Am 15. August 1931 wurde dem Ehepaar ein Mädchen geboren, welches Ursula genannt wurde (XIV. 26). — Heinz Jürgen Großmann (XIII. 43) hat im Oktober 1932 das Gerichtsassessorexamen bestanden. Er ist zur Zeit am Landgericht Tempelhof beschäftigt. — Seine Schwester Marielene (XIII. 44) ist Rotekreuzschwester am Krankenhaus Berlin/Lankwitz. — Ludwig Tägert (XII. 56) hofft in den nächsten Monaten das Diplomexamen als Elektrotechniker bestanden zu haben. — Johannes Karl Stichel (XII. 57) ∞ in Zoppot am 8. Januar 1932: Gertrud Hickton, Tochter von † Richard H., Major a. D., u. dessen Gattin Martha geb. Horwicz. — Dr. Anna Stichel (XII. 59) ∞ 1928, mit Wilhelm Eberle, Apotheker am Stadtkrankenhaus z. Chemnitz, Zschopauerstr. 81. Am 17. Januar 1931 wurde ihnen ein Sohn geboren, der den Namen Joachim (XIII. 48b) erhielt. — Dr. Egon Niemeyer (XII. 51) u. s. Gattin Lisetta geb. Battler wurde am 16. Juli 1931 eine Tochter geboren, welche den Namen Marianne Edith Baida (XIII. 48o2) erhielt.

XI. Grethe N. vollendete am 19. Februar 1933 ihr 80. Lebensjahr. „Unsere liebe Base und Tante zeichnet sich vor vielen durch lebhaften Familiensinn aus. Seit 1907 ruht sie mit ihrer Schwester Agnes von ihrem äußerst erfolgreichen Beruf als Lehrerin und Erzieherin aus. Möchte sie uns noch manches Jahr mit ihrer Liebe, Treue und Güte umfassen!"

Stamm Carl Eduard. Familie Gefken: Heinr. G. (XIII. 53), Dr. phil., Physiker, ∞ mit Ilse geb. Tochtermann. Zwei Kinder:

1. Alrun Mechthild * 13. November 1930, 2. Holem Alfhart * 21. Juni 1932. — Helene Wolff geb. Weber (XI. 75), Witwe v. Guido Wolff, entschlief sanft, ganz unerwartet im 72. Lebensjahr am 29. April 1931, Palmsonntag früh. — Ihr Schwager, Hofrat Dr. med. Felix Wolff (XI. 78) † 7. August 1931. Er entschlief sanft im 76. Lebensjahre. Felix war lange Jahre Leiter der bekannten Lungenheilstätte Görbersdorf in Schlesien, später der Heilstätte Reiboldsgrün i. sächs. Vogtlande. Die letzten Jahrzehnte verbrachte er in seiner Vaterstadt Hamburg. Als sehr begabter Schriftsteller offenbarte er sich in den Büchern „Auf dem Berliner Bahnhof", Hamburg 1925, „Marianne Wolff", Hamburg 1926, „Eine deutsche Frau", Hamburg 1926. Auch die weitere Familie dankt ihm für diese Erinnerungen an seine Eltern und insbesondere an seine Mutter Marianne Wolff/Immermann. — Theodor Niemeyer (XI. 89) vollendete im Januar 1933 sein zweibändiges Werk „Geschichte der Stadt Rom" unter dem Pseudonym T. H. Neomario. „Dieses Rombuch beruht auf dem Bedürfnis, die Geschichte der Stadt von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart allgemein verständlich und bequem lesbar, aber gemäß höchster wissenschaftlicher Verantwortlichkeit darzustellen" (Aus dem Vorwort). — Dr. Annemarie Niemeyer (XII. 79) schrieb „Zur Struktur der Familie. Statistische Materialien." Berlin 1931. — Agathe Niemeyer geb. Griebel (XI. 90) verschied sanft nach kurzem schweren Leiden am 10. Oktober 1930. Ein Nachruf von Freundeshand, der Agathens Wesensart überaus warmherzig und lebendig schildert, war zunächst für diese Nachrichten bestimmt. Er ist den nächsten Verwandten und Freunden übersandt worden. — Hans Gerd N. (XII. 84) ∞ Essen, 18. September 1931 mit Lucie Lisbeth Charlotte Lenzner, * Berlin-Karlshorst, 13. Februar 1909, Tochter von Paul L., Sekretär der „Freien Volksbühne" Oberschlesien, und dessen Gattin Agnes, geb. Meißner. Lucie hat der edlen Tanzkunst entsagt und bildet sich nun als Bühnensängerin aus. Hans Gerd hat sich im Herbst 1932 in Kiel den Dr. iur. erworben. Doktorarbeit: „Einstweilige Verfügungen des Weltgerichtshofs, ihr Wesen und ihre Grenzen." Leipzig 1932. Er macht jetzt in Frankfurt am

Main die Rechtsanwaltstation durch. — Sein Bruder Joachim (gen. Jochen) N. (XII. 85) studiert im 4. Semester Jura auf der Universität Köln. — Adelbert N. (XI. 93) Geheimrat Professor, wurde von schwerem langen Leiden am 21. Juli 1932 erlöst. Siehe Gedenkworte in diesem Heft.

Stamm Hermann Agathon: Anton Hohl (XI. 114), Frauenarzt Dr. med. zu Bremerhaven, entschlief nach kurzer schwerer Krankheit im August 1930. Er war nicht nur ein hervorragender Arzt und Kliniker, sondern erfreute sich auch als Mensch großer Beliebtheit und war kräftiger Förderer des Musiklebens seiner Stadt. — Zu seinen Enkelkindern Heinr. und Rudolf Bork (XIII d, d1) wurde in Köln am 9. Dezember 1931 ein dritter Junge geboren, welcher Hermann genannt wurde. — Hohls zweite Tochter Hilde (XII. 98) ∞ 25. Juni 1927: Hans Karl v. Both * Kassel 20. Juli 1900, seit kurzem Kapitänleutnant zu Wilhelmshaven, Sohn v. Hans v. B., Dr. med., Frauenarzt zu Kassel und dessen † Gattin geb. Andreas. — Elisabeth Niemeyer (XII. 101) ∞ Halle 14. April 1931: Erwin Harsch, Dr. iur., Rechtsanwalt zu Halle, * Magdeburg 7. Juli 1899, Sohn v. Dr. Willy H., Amtsgerichtsrat i. R. und dessen Gattin Ottilie geb. Wolf. Dem Paar wurde zu Halle am 9. Juni 1932 ein Sohn geboren: Robert Wilhelm (XIII. 71d2) — Margarete N. (XII. 102 a) lernt bei ihrem Vater in der Lippertschen Buchhandlung den Buchhandel. — Mampes (XI. 120) wohnen in Kottbus, Diesterwegstr. 3. Ihr ältester Sohn Heinrich (XII. 103) studiert in Danzig an der Technischen Hochschule Maschinenfach. Der zweite, Max (XII. 104a), studiert im zweiten Semester zu Halle Theologie.

Stamm Pernice: Hugo Pernice (XII. 107) Dr. phil. Diplom-Landwirt in Königsberg und seiner Gattin Elisabeth geb. Fischer wurde ein zweites Kind, diesmal ein Junge, am 2. Januar 1931 geboren, der Johann Anton (XIII. 71 f 2) genannt wurde.

Herbert P., Dr. med. (XII. 108). I. Assistenzarzt am Kaiserin Augusta Viktoria Krankenhaus in Berlin/Lichtenberg, vermählte sich am 6. Juni 1932 mit Luise Wegeler, Tochter des Gruben-

inspektors August W., und dessen Gattin Berta geb. Lübbar, zu Duisburg/Hamborn.

Rudolf P. (XII. 109) bestand am 8. März 1930 das Gerichtsreferendarexamen und erwarb sich am 8. März 1932 den Dr. iur.

Erich P. (XI. 123) wird am 1. April 1933 nach Erreichung der Altersgrenze zur Ruhe gesetzt. — Seine Tochter Magdalene Dr. phil. (XII. 114) wurde, nachdem sie von der Stadt Stettin als Studienrätin gewählt worden war, ohne Gehalt abgebaut. — Seine Tochter Agnes (XII. 115) studiert seit einigen Semestern Astronomie, nachdem sie den Schwesternberuf aufgegeben hat. — Sein Sohn Erich ist außerplanmäßiger wissenschaftlicher Hilfsarbeiter bei der preußischen Wetterdienststelle und hat sich Oktober 1931 mit Brita Bauer, Tochter des Ministerialrates Hugo Bauer u. dessen Gattin Anna geb. Walberg, verheiratet. — Tochter Sybille studiert nach wie vor Geige.

Hugo Pernice (XI. 124) lebt seit Oktober 1932 als preußischer Staatsoberförster in Marburg/Lahn. Seine Kinder:

Lore (XII. 118) hat nach bestandener Prüfung als Haushaltspflegerin in Biedenkopf, Kreis Heitum auf Sylt u. in Müritz in Mecklenburg berufsmäßige Stellen bekleidet, lebt zur Zeit im elterlichen Hause und sucht auch wieder Dauerstellung möglichst in einem kommunalen Betrieb, einem Kinderheim, Senatorium oder dergleichen.

Käte (XII. 119) hat im Frühjahr 1931 in Berlin die Gewerbelehrerinprüfung bestanden, sich zu derselben Zeit mit Helmut Scholtz in Afrika verlobt und hat am 16. Januar 1933 die Reise nach Tanger in Deutsch Ostafrika angetreten. Die Heirat soll im Februar 1933 stattfinden. Die im Entstehen begriffene Pflanzung liegt zwischen dem Kilimandscharo und dem Merugebirge.

Wolfgang (XII. 120) hat im Sommer 1931 sein medizinisches Staatsexamen bestanden und ist z. Z. Assistenzarzt an dem Universitätskinderkrankenhaus in Jena.

Irmgard (XII. 121 a) hat im Herbst 1929 das Kindergärtnerinnenexamen in Frankfurt a. O. gemacht und im Frühjahr 1932 die Prüfung für Säuglings- und Kleinkinderpflege in

Jena bestanden. Z. Z. ist sie in der Universitätskinderklinik in Jena angestellt.

Erika (XII.121 b) hat nach dem Besuch der höheren Fachschule Kassel in Flensburg die Handweberei gelernt und nimmt, wenn keine Webaufträge einlaufen, Stellen zur Vertretung von Hausfrauen an, besonders da, wo Kinder vorhanden sind.

Margret (XII. 121 c) erlernt, nachdem sie das Lyzeum absolviert hat, in Blankenheim b. Bebra den ländlichen Haushalt.

Eberhard (XII. 126 a) ist Quartaner des Gymnasiums in Marburg.

Familie Ballowitz: Agnes Pernice ∞ Emil Ballowitz (XI. 126), Geheimer Medizinalrat, Professor der Anatomie, Dr. med. und Dr. phil. h. c., zuletzt an der Universität Münster i. W., wurde 1926 wegen Erreichung der Altersgrenze in den Ruhestand versetzt und feierte am 20. November 1929 seinen 70. Geburtstag. 6 Kinder:

1. Agnes (XII. 122) * 12. September 1895 ∞ Münster 30. Dezember 1921: Carl Correns, * Tübingen 19. Mai 1893, Sohn v. † Carl C., Direktor des Kaiser Wilhelm-Instituts für Biologie in Bln./Dahlem. Carl C. jun. erhielt 1926 einen Ruf an die Univ. Rostock als a. o. Professor für Mineralogie und Geologie und wurde 1930 zum Ordinarius ernannt. Zwei Kinder:

a) Carl Dietrich (gen. Dieter) (XIII. 71 d) * Berlin 21. Oktober 1924.

b) Agnes Elisabeth (gen. Liesel) (XIII. 71 d1) * Rostock 27. Februar 1929.

2. Karl (XII. 123) * 7. Oktober 1898, † 27. Juni 1918.

3. Lotte (XII. 124) * 25. Februar 1900. Bestand 1928 ihr Staatsexamen, Referendarzeit in Dortmund am Goethe-Oberlyzeum, 1929 Assessor in Münster, seit Ostern 1930 Studienrätin in Leverkusen-Wiesdorf b. Köln.

4. Günter (XII. 125a) * 9. Dezember 1903, † 10. Dezember 1904.

5. Kurt (XII. 125b) * 15. Februar 1907, Dr. med. und Assistenzarzt an der Universitätskinderklinik in Breslau.

6. Gerhard (XII. 125c) * 16. Mai 1908, cand. med., hofft im Laufe dieses Jahres sein Staatsexamen zu machen.

Alfred Pernice (XI. 137), Amtsgerichtsrat in Fürstenwalde a. d. Spree und Hilde geb. Uttikal ∞ 19. August 1924 haben zwei Kinder: Dietrich Arthur Alfred Anton (XIII. 137a) * Fürstenwalde 1. Oktober 1926. — Jutta Marie Christine (XIII. 137b) * Fürstenwalde 26. Juli 1928. — Dem Ehepaar Erich Poser, (XII. 131), Major a. D. und Gertrud geb. Peters wurde zu Lübeck am 22. VIII. 1930 ein Sohn geboren, der den Namen Wolfgang (XIII. 71ka.) erhielt. Der Vater ist z. Zt. Geschäftsführer der Sektion 8 der Ziegelei-Berufsgenossenschaft. Der ältere Sohn Wolfgang (XIII. 71k), jetzt 10 Jahre alt, wird ab Ostern 1933 die Sexta des Johanneums in Lübeck besuchen. — Helmut Nöldechen (XII. 126), seit 1920 Gerichtsassessor, dann Rechtsanwalt in Wittenberg. Verheiratet 6. 10. 1920 mit Elise Schmolinsky, Tochter des Pfarrers Sch. in Vierraden. Seit 1922 Kreissyndikus in Beeskow. Kinder: Lili Nöldechen, geb. 11. 12. 1921 in Wittenberg (Lutherstadt). Anne Christrose Nöldechen, geb. 6. 1. 1929 in Beeskow.

Stamm Niemeyer-Wolff-Wegener: Edgar Panzer (XIII. 139) ∞ Königsberg/Goldbach 8. Oktober 1932: Gertrud (gen. Trulla) Hoffmann * Berlin/Charlottenburg 13. November 1908, Tochter v. Johannes H., Großkaufmann i. Berlin, und dessen Gattin Gertrud geb. Watty.

Stamm Johann Anton Niemeyer: Gernot Wilhelm Matthäi (XIII. 87a) ist nach bestandenem Abiturium in das Reiterregiment 11 zu Gleiwitz als Reichswehrsoldat eingetreten. — Käte Henning (XII. 244) ∞ Halle 22. Oktober 1931: Erich Siedentopf.

Nachträge

Stamm Franz Anton N.: Am 7. März 1933 verschied zu Hamburg nach langwierigem schweren Leiden im 69. Lebensjahre unser Vetter Dr. med. Magnus Niemeyer. Mit ihm ging „eine fröhliche sonnige Natur zu Grunde".

Stamm Carl Eduard N.: Dr. Karl Geffcken (XIII. 60) ist seit dem 1. April 1931 an der deutschen Gesandtschaft zu Bern, seit dem 1. September 1932 als Legationssekretär. — Dr. Kurt Maurer (XIII. 61) und seiner Gattin Lisbeth geb. Geffcken wurde zu Jena am 14. Oktober 1929 ein Sohn (XIV. 2i) geboren, welcher den Namen Richard erhielt. — Otto Fischer-Lamberg (XIII. 50) und seiner Gattin Johanna geb. Geffcken wurde zu Halle am 27. Juni 1930 eine Tochter (XIV. 1g) geboren, welche Jutta Käte Marianne getauft wurde.

Die Brasilianische Nachkommenschaft von Wilhelm Hermann Niemeyer (IX. 24) ergänzt uns Vetter Carlos Lerch (Campo do Meio-Estação Cáfundó. Municipio de Montenegro, Brasilien) seinem Versprechen vom 24. März 1930 gemäß wie folgt:

Elsa Niemeyer (XII. 29) * 1. September 1887, Teutonia. ∞ 25. Juli 1904, Novo Paris: Lorenz Ahrnt, Landwirt, 7. März zu Bom Principio? Sohn von Jacob A., Landwirt, und dessen Gattin geb. Urnau, hat sechs Kinder:

1. Elwine A. * 13. Februar 1910, Novo Paris. ∞ 26. Dezember 1925, Santa Rosa, Landwirt, * 6. Oktober 1906, Ijuhy.
2. Arthur A. * 17. September 1912, Novo Paris.
3. Leopoldine A. * 29. Juni 1913, Novo Paris. ∞ 8. Juli 1929, Santa Rosa: Eldino Faßbinder, Landwirt * 6. Februar 1899, Candelaria.
4. Alfred A. * 5. Dezember 1917, Serra Gadeado.
5. Arnilda A. * 27. August 1918, Santa Rosa Burica.
6. Elvira A. * 1. Januar 1927, Santa Rosa Burica.

Heinrich Niemeyer (XII. 30b). ∞ Elfrida Katharina Johann; Kinder:

1. Jolanda N. * 2. Februar 1919, Bella Vista.
2. Hedy „ * 27. Juni 1920, „ „
3. Erich „ * 1. Juli 1921, „ „
4. Normelia „ * 26. November 1922, „ „
5. Werner Heinrich N. * 18. Juni 1924, Bella Vista.
6. Irmgard Elfrieda „ * 23. April 1926, „ „
7. Irmfried Kurt „ * 20. November 1927 „ „

*

Hermann Niemeyer (XI. 119) wurde anläßlich seines 50. Geburtstages die Urkunde überreicht, die ihn zum Ehrensenator der Universität Halle ernennt.

Die Urkunde lautet:

Vereinigte Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg. — Rektor und Senat ernennen den Verlagsbuchhändler Herrn Hermann Niemeyer in Halle an der Saale zum Ehrensenator.

Sie wollen damit kund tun, daß sie die persönlichen Beziehungen, die ihn mit der Universität und mit vielen ihrer Lehrer verknüpfen, ebenso würdigen wie die immer noch steigende wissenschaftliche Bedeutung des Verlages und den opferfinnigen Idealismus, der ihn seit der Begründung durch Max Niemeyer bis auf den heutigen Tag auszeichnet; zugleich aber möchten sie dadurch, daß sie das jetzige Familienhaupt in akademischer Weise ehren, die enge Verbundenheit betonen, die seit den Zeiten des Kanzlers Hermann August Niemeyer und seines mannhaften Wirkens zwischen seiner Familie und der Universität besteht.

Halle, am 27. Februar 1933.

Der Rektor der Universität
gez. Frölich
gez. Die Dekane der 5 Fakultäten

A: 1478

Familien-Nachrichten

für das

Geschlecht Niemeyer (Halle)

Neue Folge der Familien-Nachrichten für die Nachkommen A. H. Franckes

Vierzehntes Stück



Halle (Saale) 1935

Franckesche Stiftungen
Haupt-
Bibliothek
Halle/Saale
20.212-14
A: 1478

Familienfeier der Nachkommenschaft von Hans Niemeyer aus Anlaß des 75. Geburtstages von Kurt Niemeyer

Bericht von Annemarie Niemeyer

Mit folgenden Worten hatte Theodor Niemeyer (XI. 89) den engeren Kreis der Nachkommenschaft von Hans Niemeyer (X. 44) zu einer Familienfeier in seinem Hause, Berlin-Grunewald, geladen:

„Ein 100jähriger und ein 75jähriger Geburtstag bewegen in diesen Wochen die Angehörigen unserer engeren Familie. Am 9. Juli 1834 ist Hans Niemeyer, mein Vater, geboren, am 16. September 1859 mein Bruder Kurt. Der Gedanke, das Gedächtnis dieser beiden Tage in einer Familienfeier zusammenzufassen, führt mich zu der Bitte, daß wir uns am Sonnabend den 1. September (von 16 Uhr an) im Hause Kronbergerstraße 6 zusammenfinden, um Hans Niemeyer und Kurt Niemeyer mit fröhlichem Begegnen und traditioneller Hausmusik zu feiern."

Am 1. September waren anwesend: Kurt Niemeyer, Theodor Niemeyer, Marga Schönherr, Annemarie Niemeyer, Otto Niemeyer mit Frau Anneliese und Sohn Peter, Hellmut, Heinke, Veronika und Volker Niemeyer, Paul Niemeyer, Elisabeth Dibbern geb. Vollbrandt, Hildegard Hennecke (XII. 76), Großnichte von Hans Niemeyer, Grete Natorp, Großnichte der Gattin von Hans Niemeyer, Marie geb. Natorp, Hans und Gerda Hennecke (XII. 73).

Die feierliche Bekränzung des Ehrensitzes von Kurt und des von Paul Schroeter gemalten Ölbildnisses von Hans Niemeyer durch die Jüngsten eröffnete das Fest. Alsdann breitete sich ein Füllhorn musikalischer Darbietungen aus. Das Programm, das sich über drei Stunden erstreckte — als

Vortragsfolge für ein öffentliches Konzert zu lang, für die mit- und füreinander musizierenden Verwandten gerade von der rechten Dauer —, umfaßte klassische und Niemeyersche Kompositionen:

Beethoven: Quartett op. 74, S. 1 u. 2 (Theodor Niemeyer und Annemarie N.); Beethoven: Cello-Sonate A-Dur (Grete Natorp und Annemarie N.); Haydn: Trio für Klavier, Cello, Flöte (Paul N., Grete Natorp, Annemarie N.); Marga Schönherr geb. Niemeyer: Lieder (gesungen von ihr selbst); Chinesische Lieder (Marga Sch.); Paul Niemeyer: Flötenkompositionen (gespielt von ihm selbst); Schubert-Brahms: Liederzyklen (Hildegard Hennecke).

Nach dem festlichen Mahle, das seine Prägung durch die Worte von Theodor an seinen Bruder Kurt erhielt, erstreckte sich in den weiten blumenerfüllten Räumen bis in die Morgenstunden ein Beisammensein, das von Humor und Musikfreudigkeit durchklungen war. Den Jüngsten machte besonderen Eindruck das gemeinsame mehrstimmige Singen der „Heimschen" Volkslieder nach altem Brauch in der Surmannsgasse und in den Kinderhäusern.

Die Ansprache von Theodor Niemeyer an die Tafelrunde lautete:

„Es ist ein Niemeyer-Tag, welchen wir begehen. Es ist ein Tag, welcher durch die beiden Niemeyer-Wahlsprüche geadelt wird, die uns der Kanzler verliehen hat: ‚Sich selbst leben, heißt gar nicht leben', und ‚Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt'. Niemand in unserem Niemeyerschen Geschlechte hat in seinem Leben und in seiner Persönlichkeit, in seinem Dasein und Wirken jene Wahlsprüche in so vollkommener Weise zu Wahrsprüchen gemacht wie die beiden Männer, deren Geburtstagsjubiläum uns heute hier versammelt.

An Dich, mein lieber Bruder Kurt, richte ich in erster Linie meine Worte, um Dir zu sagen, was uns alle bewegt, indem wir Dich an Deinem 75. Geburtstag so frisch und

so tatkräftig vor uns sehen, wie wir nur je irgendeinen von guten Geistern geleiteten und auf eigene Stärke gestützten Niemeyer auf Deiner Altersstufe erblickt haben.

Ich rufe Dir im Namen aller Mitglieder unseres zahlreichen Geschlechts, deren Senior ich durch den Tod unseres Vaters geworden bin, den Geburtstagsglückwunsch zu, welcher ausklingt in Freude, in Liebe, in Dankbarkeit, in Treue und in Stolz! Ich entnehme der Geschichte und dem Bestand unseres Geschlechtes das Recht, heute das Familienbanner zu schwenken mit der Parole: ‚Hier Niemeyer gutwege allezeit!' Du, lieber Bruder, bist der Bannerträger des Familiensinnes, der uns verbindet. Durch die von Dir in selbstloser Hingabe seit 1911 herausgegebenen Familiennachrichten, durch die 1915 besorgte Herausgabe unserer großen Stammtafel des Niemeyerschen Geschlechtes und durch die treue Pflege des von unserem Vater begründeten Familienarchivs hast Du Dich um die Bewahrung des hohen Gutes des Familienbewußtseins und der Familiengeschichte verdient gemacht. Für unabsehbare Zeiten hast Du dadurch die nachfolgenden Generationen zu Dank verpflichtet und Deinen Ruhm in die Tafeln der Geschichte eingegraben.

Deinem anspruchslosen und teilnehmenden Wesen freilich wird die Liebe und die Dankbarkeit, welche die lebende Generation Dir mit warmem Herzen zollt, mehr sein als es jeder Ruhm ist. Und wie vielen in dieser großen Schar bist Du Helfer, Tröster und Freund geworden. Lasse Dir von mir gefallen, Du mein Lebensgesell seit der frühesten Kindheit, daß ich Dich heute wieder wie vor 70 Jahren in unseren Hammenser Kindheitstagen, bei der Hand nehme, Dein Handgelenk umschließe und mit Dir in die goldene Lebenssonne hinaufschaue, welche uns so treu geblieben ist, wie wir ihr, und deren abendroter Schein uns alles Gute und alles Schöne zurückstrahlt, was wir jemals erlebten und was in uns weiterlebt. Ich gedenke der Zeit von 1864,

als nach unserer Mutter Tode wir beiden, Du 5jährig, ich 7jährig, einander nicht von der Hand ließen, wenn wir nicht durchaus mußten. Du machtest jede Unternehmung und jede kleine Schandtat widerstandslos mit, welche ich angab, selbst einmal das Rauchen der Zigarrenstummel, welche Vater liegen gelassen hatte, was Dir schlechter bekam als mir. Und 15 Jahre später in Essen, als Du in der Kruppschen Fabrik arbeitetest, an Deinem Geburtstag, machten wir wieder selbander eine sonnige Wanderung ins Ruhrtal, in ernsten Unterhaltungen über Geschichte, Philosophie, Musik! Und abermals 20 Jahre weiter, da gehörten uns zwei herrliche Oktoberwochen, in denen wir mit Fahrrädern und zu Fuß (mein 10jähriger Hans war dabei) das Harzgebirge im Herbstzauber genossen, — Du umgesattelt zum Schulamt, ich umgesattelt zum Völkerrecht. Verschiedenartige Erinnerungsbilder! Aber doch nur Abschnitte aus der Gemeinsamkeit des Erlebens von mehr als sieben Jahrzehnten, welches auf einen und denselben Grundton, einen Orgelpunkt eingestimmt war. Dieser Ton war uns überkommen aus unserer Kinderstube und von unseren Eltern und Voreltern. Es war ein unverzichtbares, unverlierbares Familiengut: Die Liebe zur Natur und die Liebe zur Musik. Diese Gemeinsamkeit des Schönheitsbedürfnisses bildet auch den Goldsaum des heutigen Familientages. Das schöne Ölbildnis unseres Vaters, umrahmt von Rosen, welches auf uns herniederschaut, die Fülle der Kränze und Blütengarben, welche uns umgibt, sie versinnbilden jene Dominante unseres Familienlebens, welche uns an die Reihe von Familienfeiern erinnert, wie sie seit den Zeiten unserer Urgroßeltern im Kanzlerhause zu Halle als frohe Feste nach sauren Wochen Alt und Jung so oft vereint haben.

Blumenschönheit und Malkunst aber erhalten durch unsere musikalische Hausandacht die Weihe, welche nur diejenige Kunst geben kann, die, ebenfalls seit der Kanzlerzeit, als roter Faden neben der bildenden Kunst dem Wesen des Familienganzen eingewoben ist.

Wir haben die musikalische Feier mit Beethovens opus 74 eingeleitet, dem Höhepunkt Beethovenscher Musikentwicklung. Dies ist unsres Vaters Hans Gruß, sein liebstes und kennzeichnendstes musikalisches Heiligtum.

Der Wahlspruch des Leipziger Gewandhauses ist uns auch der Maßstab unserer Familienkultur: ‚Res severa verum gaudium'. Das Ernste ist die wahre Freude."

Ludwig Wilhelm Anton Pernice.

Ein Lebensbild.

Von seinem Enkel Hugo Carl Anton Pernice.

Aus Oberitalien, von den Ufern des Comersees, wanderte im Anfang des 18. Jahrhunderts Giovanni Antonio Pernice nach Halle an der Saale ein, um dort einen Handel mit Südfrüchten zu beginnen. Seine Vorfahren stammten von der Insel Korsika, wo sie im Mittelalter an der Ostküste feste Schlösser besaßen und zu den angesehensten Geschlechtern der Insel gehörten.

Von dort war ein Teil der Pernices, der kriegerischen Unruhen der Insel müde, nach Genua und von da nach den oberitalienischen Seen übergesiedelt.

Der Handel des ersten deutschen Pernice blühte schnell auf, besonders nach Errichtung eines Weingeschäfts und einer Weinstube in der Leipziger Straße in Halle durch seinen Sohn, dem durch Königliche Kabinettsorder vom 13. August 1782 die Erlaubnis erteilt wurde, sich mit einem Hause ansässig zu machen und das Bürgerrecht zu erwerben.

Hier wurde am 11. Juni 1799 Ludwig Wilhelm Anton Pernice geboren als Sohn des Johann Anton Pernice und seiner Ehefrau Luise Henriette Charlotte Hoffman, deren Vater damals Bergamtsassessor in Rothenburg a. S. war.

Ludwig war der älteste von 5 Geschwistern. Von diesen starb eine Schwester schon im Alter von $^1/_2$ Jahre. Ludwig war ein zartes Kind und hatte in seiner Jugend mit Krankheiten aller Art zu tun, von denen eine Atemnot zurückblieb, mit der er Zeit seines Lebens zu kämpfen hatte und die ihn auch an der Erfüllung seiner Militärpflicht hinderte. Auf dem Waisenhaus in Halle erhielt er den Elementar- und



Ludwig Wilhelm Anton Pernice

* Halle 1799, VI. 11.
† Halle 1861, VII. 16.

Vorbereitungsunterricht und bezog dann das Pädagogium der Franckeschen Stiftungen, das unter der Leitung des Kanzlers Niemeyer stand und dem vorzügliche Lehrkräfte wie Johannes Voigt, Jakobs, Näke, Kirchner und Drumann angehörten.

Aus dieser Zeit stammt ein von Ludwig Pernice geführtes Tagebuch, das von dem 15jährigen Knaben angefangen und bis zur Beendigung der Schulzeit mit der Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit geführt worden ist, die den Mann zeitlebens ausgezeichnet haben. Aus ihm geht das lebhafte Interesse für die damaligen so bedeutsamen Ereignisse im Preußischen Vaterlande hervor, besonders aber auch die Freude an den Schulwissenschaften. Der Fleiß, mit dem er seine Arbeiten machte, unter denen das Schmieden lateinischer Verse nach damaligem Brauch und das Anfertigen deutscher Aufsätze einen großen Raum einnahm, war, wie die Tagebücher erkennen lassen, sehr groß und anerkannt. Auch für die deutsche Dichtung hatte er lebhaftes Interesse. Es sind aus seinen Knabenjahren mehrere Gedichte erhalten, die seinen Gedanken und Gefühlen einen allerdings noch unbeholfenen Ausdruck geben.

Die größte Freude war es für den eifrigen Schüler, wenn er aus seinem, wie es scheint, reichlich bemessenen Taschengelde auf dem öffentlichen Bücherstande oder auf einer Versteigerung einen Theokrit, Horaz, Thukydides oder sonst einen alten Klassiker erwerben konnte, um ihn seiner Bücherei einzuverleiben, die bei seinem Tode eine fast lückenlose Reihe der Schriften der Alten aufwies.

Weniger Freude als an den Wissenschaften scheint er an der Musik gehabt zu haben. Er erzählt, wie er als 15jähriger Junge eine Sonate mit 3 b's bei seinem Lehrer gespielt habe; da sei sein Vater hinzugekommen, habe einigen Passagen zugehört und mit den Worten: „Du lernst in deinem Leben nichts, jeder Pfennig ist an dir verschwendet!" die Tür zugeschlagen und sei herausgegangen. Er sagt dann selbst, daß er nicht immer fleißig gewesen sei, und in den

Tagebüchern späterer Jahre liest man nicht, daß er der Musik eine besondere Liebe entgegengebracht hat.

Mehr lag ihm das Schauspielerische. Die Malerin Karoline Bardua erzählt in ihren Erinnerungen aus ihrem Jugendleben, wie der Kanzler Niemeyer im Winter jeden Monat einen Aktus auf dem Pädagogium gefeiert habe, der mit einer dramatischen Vorstellung eröffnet wurde, und wie in einem solchen Drama „Pernice, der nachmalige berühmte Jurist und Schriftsteller den Philoktet mit hervorragendem Talente gespielt habe".

Bei dem Eifer in der Schule konnte es nicht fehlen, daß der junge Ludwig bald zu den besten Schülern des Pädagogiums gehörte. In seinen Zeugnissen aus den Jahren 1813—1815 werden seine Einsicht, sein lebhaftes Interesse für Alles, sein gutes Gedächtnis, sein Geschmack, vor allem aber sein rastloses Streben und seine Beständigkeit im Eifer, daneben sein „gesetzmäßiges" und bescheidenes Betragen gerühmt. Rechnet man hinzu seine große Arbeitskraft, so hat man alle die Eigenschaften, die ihn nie verlassen haben und die ihn zu den hohen Ämtern und Tätigkeiten befähigten, die er später versah.

Die Verhältnisse, in denen der Knabe zum Jüngling heranreifte, waren entscheidend für die Richtung, in der diese Gaben einst tätig werden sollten. Die für ein Bürgerhaus weit zurückreichende Tradition seiner Familie, die Stetigkeit ihrer Verhältnisse, die vortreffliche Lehrkraft, die ihn auf dem Pädagogium in das Studium der Geschichte einführte, daß er ferner unter der Leitung begabter Lehrer die damals vorherrschend gelesenen geschichtlichen Schriften der Alten lieben lernte, endlich aber, daß seine Schulzeit in die Freiheitskriege fiel, — das waren Momente, die ihn veranlaßten, sich dem Studium der Philologie und der Jurisprudenz zu widmen.

Noch nicht 15 Jahre alt, schreibt er in sein Tagebuch: „Es ist bei mir nun so gut als fest beschlossen, daß ich Jura studieren werde, und zwar verbunden mit Kameralia. Ich

gestehe, daß es eine kleine Luderei von mir war, als ich gestern im Adreßbuche nachsah, ob auch Bürgerliche zu dem Amte eines Geheimen Finanzrats oder zu dem eines Regierungsrats gelangt seien und es war zu meiner Freude also. Ja, was noch mehr, ich fand viel Bürgerliche, die jetzt in den Adelstand erhoben. — Sei es, wie es will, anstrengen will ich mich so viel wie möglich, um einst was Ordentliches zu werden; denn im Staube will ich nicht kriechen."

Im März 1817 bestand er sein Abiturientenexamen und erhielt das Zeugnis der „unbedingten Reife", womit, wie ihm der Hofrat Schütz nach der Prüfung sagte, seit $3^1/_2$ Jahren keiner auf die Universität gekommen sei. Seine Mitabiturienten, Bennecke und Ehrenberg, bekamen das Prädikat der „bedingten Reife".

Er ließ sich am 2. Mai in Halle als Jurist immatrikulieren, um diese Universität bald mit der Berliner zu vertauschen, wo er, wie er stets gern aussprach, zu Füßen Savignys gesessen hat.

Von seinem Studentenleben auf diesen Universitäten ist uns nichts bekannt. Daß er aber eifrig seinen Studien obgelegen hat, bezeugt die Tatsache, daß der 20jährige Student „propter praeclarum studium in litteris et politiore humanitate positum" einstimmig zum ordentlichen Mitgliede der societas Latina Jenensis H. C. Eichstadio direktore ernannt wurde.

Von Berlin ging er nach Göttingen, um dort seine Studien fortzusetzen und zu vollenden. Hier war es neben Karl Friedrich Eichhorn besonders Gustav Hugo, der auf den jungen Juristen einen großen Einfluß ausübte. Hugo scheint wesentlich dazu beigetragen zu haben, daß sich Pernices Studien hauptsächlich dem öffentlichen Recht zuwandten und er sich mit besonderem Eifer geschichtlichen Rechtsforschungen hingab, die ihm bei seinem Interesse für das Recht seines deutschen Vaterlandes besonders lagen und die ihn später in die Reihe von Männern wie Savigny und Stahl stellten.

Wie sehr er auch in Göttingen zu den Besten gehörte, beweist eine kleine, durch Zeitgenossen verbürgte Geschichte: Ein Kandidat hielt seine öffentliche juristische Doktor-Promotion und hatte seine Thesen gegen die bestellten Opponenten verteidigt; die Professoren und Doktoren taten ihm den Gefallen trotz seiner Aufforderung, mit ihm zu disputieren, zu schweigen. Schon glaubt der Doktorandus, als er noch zu guter Letzt, dem Herkommen entsprechend, „auditores extra carceres provozieret", mit seiner Sache fertig zu sein, als Studiosus Pernice sich erhebt und ihn dergestalt in die Enge treibt, daß nur „das launige Eingreifen des Dekans Hugo: ‚Qui aggreditur Pernicem, ruit in perniciem', den bereits zweifelhaft gewordenen Doktorhut seinem ehrbegierigen Bewerber zu sichern vermochte".

Als Doktor philosophiae (10. Februar 1821) und Doktor juris utriusque (17. dess. Monats) schied Ludwig Pernice von seiner geliebten Georgia Augusta und von seinem väterlichen Freunde Hugo, denen er bis an sein Lebensende ein dankbares Andenken bewahrt hat. Seine Lehrer hatten ihm zugeredet, sich in Göttingen als Dozent zu habilitieren; aber seine Liebe zur Heimat trieb ihn wieder nach Halle, wo er im Mai 1821 seine Lehrtätigkeit begann. Sein erstes Privatkolleg — Institutionen und Rechtsgeschichte — las er vor 8 Zuhörern, von denen Heinrich von Grävenitz aus Neumark bis zuletzt zu seinen näheren Freunden gehört hat. Seinen Vorlesungen lag ein von ihm nach Savignys Lehrplan ausgearbeiteter Grundriß zugrunde, später sein Werk: Geschichte, Altertümer und Institutionen des Römischen Rechts, Halle 1823, das schon nach 2 Jahren eine neue Auflage erlebte. Schon im folgenden Winter trieb ihn seine Neigung dazu, über Lehnrecht zu lesen, und dieser Wissenschaft und dem Privat-Fürstenrecht hat dann Pernice seine besondere Vorliebe und seinen Arbeitseifer zugewendet.

Der Erfolg, den seine Vorlesungen hatten und der sich besonders in dem fleißigen Besuch durch die Studenten zeigte, lenkte bald auf ihn die Aufmerksamkeit der gelehrten

Kreise. So kam es, daß sich schon im Jahre 1822 drei Universitäten, Greifswald, Dorpat und Breslau, um ihn bewarben. Er lehnte aber alle diese Angebote, so glänzend sie waren, ab und blieb in seiner Vaterstadt, wo er noch in demselben Jahre außerordentlicher Professor wurde. Drei Jahre später wurde er zum ordentlichen Professor ernannt.

In demselben Jahr (1823) vermählte er sich mit Johanne Auguste Niemeyer, einer Tochter des Kanzlers Niemeyer und dessen Ehefrau Agnes geb. v. Köpken, der Tochter des Hofrats v. K. in Magdeburg[1]).

In dieser Zeit beginnt Pernices publizistische Tätigkeit. Im Jahre 1826 wurde er Mitarbeiter der Allgemeinen Literaturzeitung und bald darauf erschien seine Schrift: Observationes de principum comitumque imperii Germanici inde ab a. MDCCCVI subiectorum iuris privati immutata ratione. Mit dieser Arbeit begann er seine Tätigkeit zugunsten der seit 1806 mediatisierten Fürsten und Grafen, deren Rechtsverhältnissen er von jetzt ab bis an sein Ende seine großen Kenntnisse und Fähigkeiten widmete. Infolge der vielen Gutachten, die er für Angehörige des hohen Adels seit dieser Zeit abgab, knüpften sich viele Beziehungen zu den erlauchtesten Familien aus diesen Kreisen, zuerst wohl an das Haus Schönburg, dem er in dessen Streitigkeiten mit der Krone Sachsen beratend zur Seite stand. An diese erinnert sein „Memorandum betr. die rechtlichen Verhältnisse des fürstlichen und gräflichen Hauses Schönburg", das in jener Zeit erschien, dem dann 1855 ein Memorandum über die rechtliche Stellung dieses Hauses zur Preuß. Verfassungsurkunde folgte.

Von dem fürstlichen Hause Schönburg-Waldenburg geschenkte Ehrengaben sind noch heute im Besitz der Familie

---

[1]) Johanne Auguste:
* 4. Oktober 1805,
† 10. November 1891,
siehe Stammtafeln IX 34.

Pernice, so eine wunderbare Kopie der Madonna della Sedia, die sich bei seinem Enkel, dem Präsidenten Herbert Pernice in Stettin befindet, und eine Marmorbüste von Ludwig Pernice, die seiner Frau nach seinem Tode verehrt wurde und die der Enkel, Professor Ludwig Pernice in Lindenhufen, mit liebevoller Pietät in seinem Hause da aufbewahrt, wo auch der mächtige kunstvoll eingelegte Eichenschrank steht, den die Ehefrau Aug. Hermann Franckes, Magdalene v. Wurmb, in die Ehe mitbrachte. Leider wurden der schriftstellerischen Tätigkeit Pernices durch die beruflichen Verpflichtungen, die einen immer größeren Umfang annahmen, Grenzen gesetzt. Seit 1827 ist Pernice ein eifriges Mitglied des akademischen Spruchsenats; in demselben Jahre erhält er die Stelle eines Unterbibliothekars an der Hallenser Universitätsbibliothek. Dann wird ihm 1830 die Zensur für Schriften aus dem Gebiet der Rechtswissenschaft, Politik und Zeitgeschichte, bald darauf auch der Philosophie übertragen. Wir können uns hieraus ein Bild der vielseitigen Tätigkeit des Mannes machen, der — ein besonderes Zeichen des Vertrauens seiner Berufsgenossen — 1832 und 1833 zweimal hintereinander zum Prorektor (erst 1854 wurde der Titel „Rektor" eingeführt, nachdem ursprünglich fürstliche Personen aus dem Preuß. Herrscherhause das Rektorat bekleidet hatten) erwählt und mit dem roten Fürstenmantel — der Prorektor hatte zur Zeit des Reichs Reichsfürstenrang — bekleidet wurde in einem Lebensalter, in dem die meisten kaum die Universitätsjahre beendet hatten.

Seine gewandte und „wachsame" Verwaltung des Prorektorats während und nach einer stürmischen Aufregung der akademischen Jugend, wie sie die Zeit seit 1830 überall mit sich brachte, trug ihm das besondere Lob des damaligen Kultusministers Altenstein ein, der ihn dann zum Vizeordinarius der Juristenfakultät berief.

Daß Pernice bei den vielen Ehren, die sich auf seinem Haupte häuften und bei der Liebe zur Wissenschaft, für

die viel zu wenig Zeit zu haben, er sein ganzes Leben bedauerte, das Angebot des Fürsten Schönburg, als Direktor der Fürstlichen und Gräflichen Regierung und des Konsistoriums zu Glauchau in seine Dienste zu treten, ablehnte, trotz des sehr hohen ihm angebotenen Gehalts, ist wohl zu verstehen.

Eine schwerere Entscheidung mußte er 1838 treffen, als ihm im Zusammenhang mit der Entlassung der Göttinger Sieben nach der Aufhebung des Hannoverschen Staatsgrundgesetzes durch den König Ernst August eine Professur in Göttingen angeboten wurde, wo er an Albrechts Stelle Staats- und Lehnrecht, Kirchenrecht, Deutsche Rechtsgeschichte und Privatrecht lesen sollte. Dieser Ruf war für Pernice sehr verlockend; hing er doch mit allen Fasern seines Herzens an dieser Universität, wo er unter der Leitung großer, von ihm hochverehrter Lehrer die wissenschaftliche Bahn betreten hatte, der er dann Zeit seines Lebens treu geblieben ist. Mit seinem Gewissen brauchte er nicht in Zwiespalt zu geraten, wenn er die Stelle annahm, die durch die Standhaftigkeit der Männer frei geworden war, die den Diensteid für ihren neuen König nicht leisten zu dürfen glaubten; denn er hegte über das Recht des Königs von Hannover, das Staatsgrundgesetz aufzuheben, im Gegensatz zu den meisten nicht den geringsten Zweifel: „Was aus Königlicher Machtvollkommenheit gegeben sei, könne auch durch dieselbe zurückgenommen werden."

Man kann sich denken, daß bei diesem Mangel an Gewissensbedenken Pernice ernstlich an die Annahme dieses Rufes dachte. Schließlich aber trug der preußische Patriot den Sieg davon und seine Überzeugung, „daß es einem Diener nicht wohl anstehe, den ihm von seinem Landesherren anvertrauten Wirkungskreis ohne gebieterische äußere Veranlassung aufzugeben". So schrieb er schweren Herzens und tränenden Auges seinen Absagebrief.

Der König von Preußen anerkannte seine Haltung durch Verleihung des Titels eines Geheimen Justizrats.

In diese Zeit fiel der Beginn seiner Beziehungen zum Herzog Heinrich von Anhalt-Köthen, der, wie so viele Fürsten und Standesherren, ihn in seinen Familien- und Haussachen, ja auch in den wichtigsten Regierungsangelegenheiten um Rat fragte.

Dieses Amt „eines Protektors und geborenen Ratgebers von Anhalt", wie ihn der Anhaltinische Minister v. Schätzell einmal nannte, hat er mit der größesten Treue und diplomatischem Geschick geführt, um so freudiger, als er den Herzog Heinrich auf das Höchste verehrte und liebte und dieser ihm sein rückhaltloses Vertrauen schenkte.

Dieses Verhältnis trug ihm nochmals einen höchst ehrenvollen Ruf ein: Am 2. Mai 1842 wurde ihm die Aufforderung des Herzogs überbracht, als Wirklicher Geheimrat und Präsident der Staatsregierung unter Erhebung in den Adelstand in Anhaltinische Dienste zu treten. Dies Anerbieten war gewiß verlockend, aber Pernice lehnte es aus ähnlichen Gründen wie das Göttinger ab. „Gott weiß", schreibt er an den Herzog, „wie schwer es mir wird, diese Worte (der Ablehnung) niederzuschreiben und wie ich erst nach demütigstem Gebet zu Ihm eines sicheren Entschlusses mächtig geworden bin." Jedoch bearbeitete er von da ab gewisse Geschäfte des Herzogs, besonders Finanzsachen, in größerer Ausdehnung und Regelmäßigkeit.

Leider starb der Herzog schon 1847. Ein Zeichen der treuen Anhänglichkeit an diesen Fürsten war es, daß Pernice an jedem 31. Juli, dem Geburtstag des Herzogs, auf Schloß Dornburg an der Elbe weilte, um hier in stiller Einsamkeit seines Gönners und Freundes zu gedenken. In dieser Zeit verlieh ihm die Herzogin-Witwe Auguste die Namensschiffre des Herzogs Heinrich in Brillanten, eine Auszeichnung, die ihm später als Ordens-Dekoration zu tragen gestattet wurde. Die Brillanten haben sich zu Schmuckstücken gefaßt bis heute bei den weiblichen Nachkommen Pernices erhalten.

Daß Pernice später der Urheber der Anhaltinischen Verfassung gewesen ist, was von liberaler Seite behauptet

worden ist, ist wohl nicht richtig. Daß er wesentlich aber an ihr, die, wie Weber in seiner Weltgeschichte sagt, „einen mittelalterlichen Charakter trug und von einigen Rückschrittsmännern wie Schätzell, Sintenis, Pernice ins Leben gerufen wurde", beteiligt war, ist zweifellos. Jedenfalls entsprach die Mitarbeit an dieser Verfassung ganz den Anschauungen Pernices, der in seiner ganzen Denk- und Handlungsweise einer älteren Zeit angehörte und an dem Hergebrachten, historisch Entwickelten mit Zähigkeit festhielt. In dieser Vorliebe für altertümliche Einrichtungen unterzog er sich später auch gern auf Veranlassung des Chefpräsidenten des Appellationsgerichts in Bernburg der Arbeit einer Revision der Formeln des Anhaltinischen Rügegerichts zu Volkmarsrode, eines kleinen Restes altdeutschen Rechtes und altdeutschen Gerichts, und hatte dann die Freude, auf ergangene Einladung der ersten Hegung dieses frei öffentlichen Klage- und Rügegerichts beizuwohnen, wovon er in seinem Tagebuch eine lebhafte Schilderung gibt.

Für seine Tätigkeit für den Staat und das Herzogshaus Anhalt erhielt er das Kommandeurkreuz erster Klasse des Anhaltinischen Hausordens Albrechts des Bären.

Mit gleicher Gewissenhaftigkeit arbeitete er für das Altenburger Herzogshaus in der Domänenfrage. Die häufigen Reisen an den Altenburger Hof, wo er mit dem Herzog und den dortigen Staatsmännern zu beraten hatte, gehörten zu seinen liebsten Erinnerungen. Durch Gutachten (Rechtsgutachten betr. die Rechtsverbindlichkeiten des im Herzogtum Sachsen-Altenburg unter dem 29. III. 1849 zustande gekommenen sog. Zivillisten-Vertrages), besonders aber durch Abfassung einer Beschwerde an den Bundestag kämpfte er die Domänenfrage glücklich durch. Als Dank wurde er zum Groß-Komthur des Sachsen-Ernestinischen Hausordens ernannt, eine Ehrung, die ihm größere Freude bereitete als eine ihm vorher zugestellte hohe Belohnung in Geld. Immer mehr wurde er zum Rechtskonsulenten mediatisierter deutscher Fürsten- und Grafenhäuser, von denen hier nur

noch das gräfliche Haus Giech erwähnt werden soll, für welches er nachwies, daß es nach Begründung des Deutschen Bundes die Stellung eines vormals reichsständischen Grafenhauses habe. Sein „Publizistisches Erachten über die staatsrechtlichen Verhältnisse des Gräflichen Hauses Giech" wird in einem Pernice nach seinem Tode gewidmeten Artikel der „Berliner Revue" als eine wahre Fundgrube für die Rechtsverhältnisse des hohen Adels bezeichnet.

Eine große Freude bereitete ihm dann eine Einladung des regierenden Grafen nach Schloß Thurnau, wo er mehrere Tage verweilte und die wunderbaren Sammlungen von Altertümern und Schriftwerken bewundern, aber leider zu wenig studieren konnte.

Das wichtigste aller derartigen staatsrechtlichen Gutachten war aber das, welches er in der Holsteinschen Sukzessionsfrage auf Befehl des Königs von Preußen verfaßte. Mit großer Gelehrsamkeit, sagt Sybel in seiner „Begründung des Deutschen Reichs", wurde in diesem Gutachten der Nachweis erbracht, daß das Haus Sonderburg-Augustenburg wegen versäumter Lehnsmutung, unebenbürtiger Ehen und mehrerer Verzichte keinen Anspruch auf die Sukzession in den Dänischen Staaten habe; auf Grund dieses Ergebnisses wurde der damalige Bundestagsgesandte v. Bismarck beauftragt, mit dem Herzog v. Augustenburg zu verhandeln, daß dieser nach Gewährung einer erheblichen Geldentschädigung durch die Dänische Regierung für sich und seine Familie allen Ansprüchen auf die Herzogtümer Schleswig und Holstein entsagte, was dann auch geschah.

Aus dem Vorstehenden ist zu erkennen, wie umfassend Pernices Tätigkeit als staatsrechtlicher Berater war. Dadurch aber wurde sein eigentlicher Beruf, der des Professors, nicht beeinträchtigt. Seine Vorlesungen wurden von immer zahlreicheren Zuhörern besucht. In einem in Berlin 1862 erschienenen Werk unbekannten Verfassers heißt es: „Es konnte keinen anregenderen Staatsrechtslehrer geben als P. Sein umfangreiches Wissen, die große

Klarheit des Vortrags, welche aus der vollständigen Beherrschung des Stoffes hervorging, führte den Zuhörer sofort mitten in das Verständnis des Gegenstandes ein, und die meisterhafte Darstellung seiner geschichtlichen Entwicklung, seine ruhige und scharfe Logik gegen alles Unwahre und politisch Krankhafte brachten es dahin, daß der Zuhörer unwillkürlich auf die Höhe einer festen konservativen Anschauung gelangte, von der aus eine richtige Würdigung der von P. in ihrer ganzen inneren Hohlheit und geschichtlichen Unwahrheit geschilderten Theorien des Liberalismus und der Demokratie keine Schwierigkeiten machte."

Inzwischen wurde Pernice 1840 zum dritten und 1843 zum vierten Male zum Rektor der Universität gewählt und als solcher bestätigt. —

Auf Betreiben Metternichs war 1819 bei den Universitäten das Amt eines Regierungsbevollmächtigten geschaffen worden. Sein Inhaber sollte über die strengste Vollziehung der bestehenden Gesetze und Disziplinarvorschriften wachen, den Geist der akademischen Lehrer bei ihren Vorträgen sorgfältig beobachten und allem, was zur Beförderung der Sittlichkeit, der guten Ordnung und des äußeren Anstandes unter den Studenten dienen könnte, seine unausgesetzte Aufmerksamkeit widmen.

Als Delbrück, der dieses Amt versah, 1844 starb, erhielt Pernice, der dem kränkelnden Delbrück schon seit Jahren in dessen Geschäften beigestanden hatte, „wegen seiner Geschäftskenntnis und seiner unbedingten Anhänglichkeit an die Staatsregierung" dieses schwierige und verantwortungsvolle Amt anvertraut und wurde am 6. Juni 1844 zum außerordentlichen Regierungsbevollmächtigten und Kurator der Universität und zum Geheimen Oberregierungsrat mit dem Range der Räte II. Klasse ernannt. Er mußte sein Rektorat niederlegen und, was ihm besonders schmerzlich war, seine Tätigkeit als akademischer Lehrer aufgeben.

Seine neuen Amtsgeschäfte wurden 1845 noch vermehrt durch seine Ernennung zum Direktor des Hallenser Schöppen-

stuhls, einer Behörde, die wichtige Rechtsgutachten abzugeben hatte, und der ursprünglich — 1700 — von den Gerichten des Herzogtums Magdeburg und der Grafschaft Mansfeld die Akten aller Zivil- und Kriminal-Prozesse eingeschickt werden mußten. —

Das Amt des Regierungsbevollmächtigten war in jenen der Revolution vorhergehenden, politisch unruhigen Zeiten kein leichtes. Doch mit den Studenten kam Pernice gut aus; ihnen gegenüber hat er das Amt mit Wohlwollen geführt und er war immer geneigt, Ausschreitungen dieser mit Milde zu beurteilen, wenn sich nur irgendwie das Vergehen mit jugendlichem Leichtsinn entschuldigen ließ. Nur gegen solche, welche revolutionäre Gedanken unter ihren Kommilitonen zu verbreiten suchten, ging er mit der Strenge des Gesetzes vor. Andererseits benutzte er seine Stellung, um mehr noch als bisher den Studenten, wo und wie er nur konnte, behilflich zu sein, sei es, daß es galt, sie zu unterstützen, wobei er oft namhafte Summen aus seiner Tasche hergab, sei es, daß er ihnen zu ihrem beruflichen Fortkommen helfen konnte. Das „Lebensbild in Briefen von Alfred Boretius, Berlin 1900", legt davon ein beredtes Zeugnis ab. Dieser, später Professor in Leipzig, hatte als Student auf Grund einer Bekanntschaft mit Herbert Pernice, dem zweiten Sohne Ludwig Pernices, bei dem Kurator Besuch gemacht. Dieser half dem bedürftigen jungen Mann durch Gewährung von Stipendien und Freitischen, gab ihm gute Ratschläge für sein Studium, lud ihn oft, jedesmal aber zum Heiligen Abend ein, wo dann der Gast reich beschenkt das gastliche Haus am „Großen Berlin" verließ.

Schwieriger gestaltete sich das Verhältnis des Bevollmächtigten zu den Professoren, bei denen in dieser Zeit sich mehrfach regierungsfeindliche Gesinnungen geltend machte. Da waren es besonders die Professoren Meier und Hinrichs, letzterer der spätere Schwiegervater seiner Tochter Helene, die ihm Schwierigkeiten bereiteten. Wieder-

holt mußte der Minister, der ganz auf Pernices Seite stand, einschreiten, was nicht gerade zu einem erfreulichen Verhältnis zwischen dem Regierungsbevollmächtigten und den Professoren beitrug.

Mit der Revolution 1848 brachen die schwersten und schlimmsten Tage für Pernice herein. Am 28. März 1848 beantragte die Universität bei dem neuen Ministerium die Aufhebung der Karlsbader Beschlüsse und dementsprechend die Beseitigung der außerordentlichen Regierungsbevollmächtigten. Letzteres geschah dann auch in allgemeiner Ausdehnung auf alle Universitäten.

Aber der Verlust dieser Stellung war es nicht, was Pernice in dieser Zeit so schmerzlich traf, auch nicht Furcht, daß seine Existenz gefährdet sei; ein solcher Gedanke konnte bei ihm nicht aufkommen, der damals sein altes Familienwappen auf dem Siegelringe mit der stolzen Umschrift versah: „timere vel mutare sperno“.

Es war, wie es in einem Pernice gewidmeten Nachruf in der Kreuzzeitung heißt, der Schmerz, „den heiligsten Überzeugungen, die er hegte und vertrat, fast von allen Seiten Hohn gesprochen, organische Freiheit, die er liebte, von wilder Zügellosigkeit, das historische Recht, das er vergötterte, von dem nichts achtenden und anmaßenden Subjektivismus materieller Interessen überwunden und in den Staub getreten zu sehen“. Diese Schilderung gibt sicher die damalige Stimmung Pernices richtig wieder, nur müßte man hinzusetzen, wie er von Trauer erfüllt war über die harten Prüfungen, welche seinem heißgeliebten König Friedrich Wilhelm IV. in dieser Zeit beschieden waren.

Aber Pernice behielt damals, wo viele verzagten, doch die Hoffnung auf den Sieg der konservativen Sache, der Sache des Christentums, der Monarchie und des Rechts, und er verlor nicht den Mut, seine Unerschütterlichkeit und seine Treue gegen das, was er in seinem Leben geliebt und verehrt und was er bis dahin für recht und gut erkannt hatte. — Nach Aufgabe seines Amtes als Regierungs-

bevollmächtigter trat Pernice in die Stellung eines ordentlichen Professors des Staats- und Völkerrechts zurück, behielt aber das Kuratoriat.

Auch von dieser Stellung wollten ihn einige seiner Gegner entfernt sehen, „zur Beseitigung des persönlichen Mißverhältnisses, in welchem er zu vielen Mitgliedern des Senats und der Universität stehe". 8 Professoren machten eine entsprechende Eingabe an den Minister, in der sie Pernice vorwarfen, daß er bei Anträgen auf Verbesserung der äußeren Lage der Professoren nur diejenigen bedacht habe, die ihm als Freunde oder in politischer Hinsicht nahestanden. Dieser Antrag kam, da er lebhaften Widerspruch im Kreise der Professoren gefunden hatte, im Generalkonzil der Universität zur Verhandlung und wurde mit überwältigender Mehrheit abgelehnt. Der Minister entschied dann auch, daß dem Antrag keine Folge gegeben werden könne, im Gegenteil sei die gewissenhafte Amtsführung Pernices anzuerkennen.

Allmählich trat dann, wie überall, nach den ersten Aufwallungen der Revolution wie bei den Studenten so auch bei den liberal denkenden Professoren eine Beruhigung der Gemüter ein. Sie ließen ab von allen möglichen Umgestaltungen der Universität und fingen an, die Regierung zu unterstützen, die „die notwendigen Änderungen von der zweckmäßigen Entwicklung dieser Anstalt erwarten wollte".

So wurde nun das Leben Pernices freier von Aufregungen, und er konnte mit mehr Ruhe seinen Vorlesungen obliegen und mit größerer Freude seine Reisen wieder aufnehmen, die ihn seit Jahren in den Universitätsferien in alle wichtigen Städte Mittel- und Süddeutschlands, aber auch über die Grenzen des deutschen Vaterlandes hinaus nach der Schweiz, Oberitalien, Österreich und Belgien führten. Da genoß er mit vollem Herzen die Naturschönheiten, für die er von Jugend auf einen regen Sinn hatte, die Kunstwerke aller Zeiten, denen er immer schon ein eifriges Studium gewidmet hatte, vor allem aber

seiner Anlage entsprechend alle historischen Erinnerungen aufs Lebhafteste. Er besuchte auch den Comersee, die Heimat der Pernice, und die noch in Riva lebenden Verwandten, wie er überhaupt einen großen Familiensinn besaß, der sich unter anderem darin zeigte, daß er allen seinen Söhnen den hergebrachten Vornamen Anton gab, eine Sitte, an der alle seine männlichen Nachkommen unbedingt festhalten. —

Doch bald gestaltete sich das Leben Pernices wieder unruhiger. Im November 1852 wurde er, ohne sich darum beworben zu haben, in Wittenberg zum Deputierten für die Erste Kammer erwählt, 1854 ward er auf Präsentation der Universität zum lebenslänglichen Mitglied der neugebildeten Ersten Kammer und durch Kabinettsorder vom 27. XI. 1857 „aus besonderem Königlichen Vertrauen" zu derselben Stellung berufen und zum Kronsyndikus ernannt.

Von jetzt ab wohnte Pernice jedes Jahr viele Monate in Berlin, um hier an den Sitzungen des Herrenhauses und der Kommissionen teilzunehmen.

Dieser neuen Tätigkeit widmete er sich mit dem ihm eigenen Pflichteifer, wenn er auch wiederholt in seinem Tagebuch ausspricht, wie ihm diese Gesetzesmacherei zuwider sei und er sich nach seiner stillen Gelehrtenstube in Halle zurücksehne.

Im Herrenhause gewann Pernice bald das größeste Ansehen, da er für die Fragen des Staatsrechts zweifellos die hervorragendste Autorität des Hauses war. Neben Julius Stahl, seinem Freunde und treuen Kampfgenossen, der als der erste politische Führer dieses Hauses betrachtet wurde, war Pernice „die erste juristische Kapazität desselben, ein Law-Lord von einem Umfang des Staatsrechtlichen Wissens und zugleich von einem juristischen Scharfsinn, daß keines der übrigen Mitglieder es wagen konnte, sich ihm in dieser Hinsicht an die Seite zu stellen".

Besonders nahm Pernice teil an den Debatten über die Bildung des späteren Herrenhauses, 1855 hielt er eine

bedeutende Rede gegen die Einführung der neuen Konkursordnung, weil mit ihr mit der Geschichte des deutschen Konkursrechtes gebrochen werden sollte, um eine neue Ordnung nach französischem Muster einzuführen. Am bedeutendsten aber war seine parlamentarische Tätigkeit für die Wiedereinsetzung der ehemals reichsständischen Familien in die durch Verträge und feierliche Zusicherungen ihnen eingeräumten Rechte, welche die Revolution ihnen geraubt hatte. Bei diesen Verhandlungen war er so recht in seinem Fahrwasser und er hatte dann auch die Genugtuung, daß seine Bemühungen von gutem Erfolg gekrönt wurden.

Zu dieser parlamentarischen Tätigkeit, die natürlich viele Besprechungen mit den damaligen Staatsmännern wie Manteuffel, Gerlach, Stahl, Uhden u. a. m. nötig machten, kamen noch die Arbeiten als Kronsyndikus hinzu, in welcher Eigenschaft er oft mit dem König Friedrich Wilhelm IV. zu beraten hatte. Das Vertrauen, das ihm der König schenkte, an dem er mit wahrhaft kindlicher Pietät hing, die Beweise der Freundschaft, die ihm dieser bei jeder Gelegenheit gab, haben Pernice gewiß für vieles entschädigt, was er durch seine Tätigkeit als Mitglied des Herrenhauses an Zeit für sein eigentliches Feld, seine wissenschaftlichen Arbeiten und seine Vorlesungen, verlor. Mit besonderer Freude erzählte er von einem Gespräch mit dem König über die von diesem beabsichtigte Abänderung der Verfassung, an dessen Schluß der König sagte, sein lieber Pernice möge ihm bei dem vorhabenden Ausbau der Verfassung zu solch einem mittelalterlichen Schlosse — wie es nämlich Pernice ihm vorgeschlagen hatte — eine wohnlichere Stube einrichten, als sie weiland der Kaiser des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation besessen habe.

Aber nicht auf das Herrenhaus und das Kronsyndikat beschränkte sich seine politische Tätigkeit. Nachdem der König die Verfassung gegeben, welche Parteien als ihr Lebenselement zur Voraussetzung hatte, hielt er es für seine Pflicht, nicht allein einer Partei anzugehören, sondern

auch eine solche in seiner Vaterstadt einzurichten und ihr in der Neuen Hallesschen Zeitung ein Organ zu gründen. —

Neben der Tätigkeit im Herrenhause besorgte Pernice in Berlin seine Kuratorialgeschäfte weiter, und jeden Morgen empfing ihn ein Aktenpaket aus Halle; ferner waren zahlreiche Briefe zu schreiben an seine Freunde und Ratsuchende aller Art, besonders Standesherren, die stenographischen Berichte über seine Reden im Herrenhause für die Zeitungen durchzusehen, Besuche zu empfangen und zu erwidern, Gesellschaften bei Hofe und bei Staatsmännern und Ministern mitzumachen, so daß der Tag vom Morgen meist bis in die späte Nacht hinein mit Arbeit ausgefüllt war. Da fand er dann Erholung und Ausspannung bei seiner Schwester Alwine, die in Berlin mit Karl Broicher, dem späteren Oberlandesgerichts-Präsidenten in Köln, verheiratet war. Sie liebte er über alles und ihren frühen Tod hat er nie verwunden. Er konnte sich erfreuen an den Erfolgen seines ältesten Sohnes Hugo, der in Berlin sein Staats- und später sein Physikatsexamen machte, an der glänzenden Begabung seines zweiten Sohnes Herbert, der dort studierte und dann auch in Berlin seine Doktor- und Habilitationsschrift verfaßte, und endlich an dem jungen Eheglück seiner Tochter Luise, deren Mann, Rudolf Jacobi, später Staatssekretär und geadelt, damals im Handelsministerium tätig war. —

Im Mai 1861 hatte Pernice noch die Freude, an der Taufe seines ältesten Enkelsohnes Herbert in Greifswald teilnehmen zu können, als ihn mitten aus der Fülle der Arbeit ein typhöses Fieber auf das Krankenlager warf, von dem er nicht wieder aufstehen sollte. — Am 16. Juli 1861 schloß er in Halle in stillem Frieden seine Augen.

Am 19. Juli wurde er unter großer Teilnahme der Bevölkerung von seinen Angehörigen, seinen zahlreichen Freunden und allen staatlichen und städtischen Behörden zur letzten Ruhe begleitet und sein Sarg in dem Grabgewölbe des Familienbegräbnisses auf dem alten Stadt-Gottesacker in Halle beigesetzt.

Tief und aufrichtig war der Schmerz über seinen Tod in allen Kreisen. Den würdigsten Ausdruck gab ihm wohl die Neue Hallesche Zeitung, wenn sie schrieb:

Nach anderthalbwöchiger schwerer Krankheit starb gestern Abend um 8 Uhr ohne sichtbaren Todeskampf in stillem Frieden der Geheime Oberregierungsrat Professor Dr. Ludwig Pernice, vieljähriger Kurator der hiesigen Universität, lebenslängliches Mitglied des Herrenhauses und Kronsyndikus. Seine rastlose Tätigkeit und fast übermenschliche Arbeitskraft, seine seltene Rechtlichkeit im öffentlichen Leben ebenso wie in jedem Privatverhältnis, seine unerschütterliche Festigkeit in allem, was er einmal für recht und gut erkannt hatte, seine treue Anhänglichkeit an seine Familie, an alte und neue Freunde und an jeden, der ihm irgendwie nahestand, sein stete Bereitwilligkeit, jedermann mit Rat und Hilfe zu dienen, soweit es Pflicht und Gewissen zuließen und soweit seine Kräfte reichten, haben ihm bei Freunden und Gegnern die verdiente Anerkennung erworben und sichern ihm überall ein ehrendes Gedächtnis. Die Universität hat mit seinem Tode nach mehr als einer Seite hin einen unersetzlichen Verlust erlitten und seine Majestät der König einen Diener verloren, wie heutzutage nur noch wenige zu finden sind.

Zum Gedächtnis an Magnus Niemeyer.
1864—1933.

Eine uns allen bekannte Persönlichkeit ist wieder aus unserer Mitte geschieden.

Dr. med. Magnus Niemeyer, geboren am 23. Juni 1864 zu Stargard in Pommern als Sohn des Gymnasialdirektors Niemeyer, ist am 7. März 1933 verstorben.

Nachdem er das Gymnasium in Kiel absolviert und dort Ostern 1883 die Maturitätsprüfung bestanden hatte, studierte er Medizin auf den Universitäten Kiel, München und Freiburg im Breisgau. Hier bestand er im Wintersemester 1887/88 Staatsexamen und Rigorosum. Dann verbrachte er einige Zeit als Assistent an der Universitäts-Augenklinik von Prof. Völckers und an der inneren Abteilung von Prof. Edlefsen in Kiel. Darauf arbeitete er hier am Freimaurerkrankenhaus unter Dr. Wolff. So gut für die allgemeine Praxis vorbereitet, ließ er sich in Hamburg als praktischer Arzt nieder und erwarb sich auch dank seiner Charaktereigenschaften und Vorzüge als stets hilfsbereiter, gütiger Mensch eine gute Praxis. Ebenso versah er mit großer Pflichttreue und unermüdlichem Fleiß die verantwortungsvolle Arbeit als Vertrauensarzt einer Betriebskrankenkasse viele Jahre. Wie sehr er aber seinen ärztlichen Beruf liebte, erhellt aus der Tatsache, daß er noch in höherem Lebensalter seine als junger Arzt erworbenen Kenntnisse auf dem Gebiet der Augenheilkunde nutzbar machte, indem er eine freiwillige Tätigkeit an der Klinik und Poliklinik für Augenkranke am St.-Georg-Krankenhause unter Prof. Richard Kümmell mit regem Fleiß und Interesse ausübte. Aufrichtigen Dank erwarb er sich von seiten seiner Patienten für sein selbstloses Helfen und Wirken.

Die ihm ferner Stehenden werden aber kaum geahnt haben, daß er auch ein gottbegnadeter Künstler war. Schon als Knabe offenbarte sich in ihm eine hohe Begabung für Musik, die er am Klavier und auf Streichinstrumenten ausübte. Seine hohe Begabung für diese Kunst kam aber weiter in eigenen kleinen Kompositionen zum Ausdruck.

Der ärztliche Verein ist dem Dahingeschiedenen zu besonderem Danke verpflichtet. Er hat von Anfang an sein Talent in den Dienst unseres Orchestervereins gestellt. Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich Magnus Niemeyer als eins der hervorragendsten Mitglieder des Ärzte-Orchesters bezeichne, dessen Mitwirkung stets von größtem Wert war und dessen Freude an der Musik alle mitwirkenden Kollegen begeisterte.

Die Musik war ihm neben seinem ärztlichen Beruf ein Lebensbedürfnis geworden, in dem er aufging. Mit größter Hingebung und Neigung pflegte er vor allem das Quartett.

Aber auch auf anderen Gebieten der Kunst, vor allem schöngeistiger Literatur, betätigte er sich. Die Pflege der Kunst, der er ebenso wie seinem ärztlichen Beruf ergeben war, vermochte ihm dann, als Kummer und Leid ihn in seiner Familie traf, dieses tragen zu helfen. Sein begabter, lebensfrischer Sohn, auf den sein musikalisches Talent auch übergegangen war, erlitt im Kriege den Heldentod. Dann nahte ihm selbst die tödliche Krankheit, an der er länger als 6 Jahre zu leiden hatte. Ein Hypernephrom mit multiplen Metastasen in inneren Organen brach die Kraft der echt germanischen Gestalt.

Alle, die sein Wirken beurteilen können, rühmen seine Pflichttreue, sein tatkräftiges Handeln als Arzt und seine gemütvolle Art. Wieviel genußreiche Stunden hat er so seinen Mitmenschen bereitet.

Viele, die er als Arzt betreut hat, und alle, mit denen ihn die Kunst zusammenführte, werden ihm ein dankbares, ehrenvolles Andenken bewahren.

Schottmüller

Zum Gedächtnis an Felix Niemeyer.
1862—1934.

Am 9. März 1934 starb in Wiesbaden an den Folgen eines schweren Schlaganfalles in seinem 73. Lebensjahr Dr. Felix Niemeyer, geb. 10. Januar 1862, der einzige Sohn Paul Niemeyers, nachdem seine jüngere Schwester Valerie Hennecke am 13. 2. 1912 und die ältere, Hedwig, am 26. 4. 1926 ihm im Tode vorausgegangen waren. Mit ihm erlosch endgültig eine allen Nahbeteiligten unvergeßliche geschwisterliche Gemeinschaft, die durch die gemeinsame lebenslange Verehrung des Vaters Paul zwar nicht gestiftet, wohl aber vertieft wurde. Die Gestalt Felix Niemeyers ist in ihren menschlich schönsten und tiefsten Zügen gerade aus dieser Gemeinschaft kaum herauszulösen: denn er gab ihrem idealen Bestehen nicht nur lange Zeit die materielle Grundlage, sondern auch als der im Alter zwischen den in Wesen und Anlagen einander in solch glücklicher Polarität ergänzenden Schwestern stehende Bruder die eigentliche Mitte. Noch in die wirtschaftlich anfangs karge Junggesellenexistenz seiner Elberfelder Zeit nahm er nach dem Tode des Vaters (1890) beide zu sich, und dieses harmonische Leben dreier Geschwister endete auch im Frühsommer 1896 nach der Heirat Valeries mit dem Pfarrer lic. Dr. D. Edgar Hennecke in Betheln (Hannover) nicht gänzlich, sondern erlebte gleichsam manch glücklichen Nachsommer, sooft die von dem Bruder stets mit besonderer ritterlich zarter Liebe umhegte Schwester, sein geliebtes „Kleinchen", besuchs- und erholungsweise in Düren weilte. Wenn er seit Ostern 1909 auch deren zwei ältesten Söhnen Hans und Walter und seit Ostern 1914 auch dem dritten

Sohne Otfried in seinem neuen Dürener Hause zum Besuche des dortigen Gymnasiums wahrhaft eine zweite Heimat gab, so geschah auch dies aus dem Geiste dieser Geschwistergemeinschaft heraus. Wie verstand dieser in mancher Beziehung einsame Mann es, Onkel zu sein! Genau so gut, überlegen und innerlich großzügig, wie er, der erst im 57. Lebensjahre heiratete, ohne jedes Hagestolzentum es verstand, als Junggeselle alt zu werden. Unvergeßlich diese aus vorbildlicher Männlichkeit, zarter Einfühlung und einer oft humoristisch verhaltenen Güte gemischte Art, mit der er sich in diesen sechs Jahren die unauslöschliche verehrende Liebe seiner Neffen gewann. Wie konnte er überall im Umgang mit ihnen — bei Tisch, zumal aber auf Wanderungen und Radfahrten in seine geliebte Eifel — Mann und Kind zugleich sein, letzteres vor allem in einer Art phantasievollen Frohsinns, der nicht Zugabe seiner neuen rheinischen Heimat, sondern, wie auch der Valeries, sichtlich väterliches Erbgut war. Noch sein Erziehertum gegenüber den Neffen gab sich möglichst nur in solcher Dosierung. Wie besaß er aber auch neben der Lust vor allem das immer neu erfinderische Talent des Schenkens!

Auch in der stets energisch bejahten Frohn seines Zeit und Kraft ungemein und — nur mit Ausnahme der meist in den geliebten bayrischen Bergen verbrachten Sommerferien — ununterbrochen beanspruchenden Berufslebens bewahrte er sich sein reiches Naturell, das nun auch über solch menschliche und gesellige Ausspannung hinaus noch nach sichtbarer Wirksamkeit verlangte: diese bot sich ihm vor allem in der Organisation und jahrelangen Betreuung des gehobenen Konzertlebens in dieser Metropole der rheinischen Plutokratie: daß diese Stadt von ca. 30000 Einwohnern die anerkanntesten deutschen und ausländischen Dirigenten und Solisten für ihre Winterkonzerte berief, war vor allem sein Verdienst. Nahm doch in seinem Hause auch der private Musikgenuß gleichsam die Farbe des Ernstes an: die mit echt Niemeyerscher Freude und Gründ-

lichkeit durch Jahrzehnte fortgeführten Gästebücher bezeugen, wie er in diesen fast 30 Jahren „sein" Quartett, dessen Cellist er und dessen leidenschaftliche und unermüdliche Pianistin Schwester Hedwig war, durchschnittlich monatlich bei sich versammelte. Sichtlich war es einer der schönsten Augenblicke seines Lebens, als er 1913 Max Reger im eigenen Hause logieren und in großer geselliger Runde durch Ansprache feiern konnte.

Überhaupt dies Haus: 1905 nach Plänen seines Vetters Adelbert Niemeyer gebaut, im Laufe der Jahre mit Liebe vielfach — und nicht zum wenigsten durch Erwerb von Gemälden Paul Neuenborns und Karl Strathmanns — verschönert, blieb es ein vorbildlicher Mittelpunkt seines zeitlich doch stets so kargen Privatlebens. Denn dies stand bis 1927 stets im Zeichen seines Berufes, der ihm immer sowohl zentrales Ethos wie erfolgreiche Segnung seines Lebens blieb. Ein ununterbrochener Aufstieg durch eigene Kraft führte ihn, den jungen Chemiker, nach der Arbeit im Berliner Laboratorium von Max Delbrück auf dessen Befürwortung nach Elberfeld und von der „Pike" seiner dortigen „Bierbrauerzeit" durch die Mitorganisation — ab 1893 — und spätere Leitung bis zur schließlichen kaufmännischen Mitbesitzerschaft der Dürener Papierfabrik der Gebr. Herzheim und ihrer Berliner Filiale, die ihren großen Aufstieg vornehmlich ihm verdankten. Als geborener Praktiker versäumte er bis in die späteren Jahre grundsätzlich niemals, Montags früh, statt wie sonst um 8, um 7 Uhr als Erster in der Fabrik zu erscheinen, um durch Beispiel und Prüfung in Büro und Fabrik die Freude an der Montagspünktlichkeit zu erhalten: Autorität durch menschliche Fühlungnahme zu untermauern, blieb stets eine seiner Grundmaximen. Man sah und spürte es immer wieder, wie Arbeiter und Angestellte an „ihrem Dr." hingen.

Vielleicht bedurfte er aber der Spannungen dieses Berufslebens: denn als er 1927 mit seiner Frau — der im Winter 1919 geheirateten Else Caspari, verw. von Gartzen,

die ihm ein von ihm immer wieder froh und dankbar betontes Eheglück schenkte — und deren Tochter aus 1. Ehe nach Wiesbaden übersiedelte, blieb dieser bis dahin fast stählern gesund gewesene Mann von vielgestaltigen Krankheitsanfällen nicht verschont, deren letzter dies reiche und allen Näherbeteiligten unvergeßliche Leben so jäh beschloß.

Hans Hennecke

Zum Gedächtnis an Martha Niemeyer, geb. Rehorst. 1867—1934.

Am 6. Juli 1934 entschlief Martha Niemeyer geborene Rehhorst.

Sie überlebte ihren Gatten Professor Dr. Max Niemeyer um 21 Jahre. Ihr selbstloses aufopferndes Leben war vorzugsweise ihren Kindern gewidmet.

Ihr Sohn Otto schildert im folgenden ihr Leben:

„Martha Rehorst wurde am 11. Dezember 1867 in dem hessischen Städtchen Schlüchtern als drittes Kind des Bauunternehmers Julius Rehorst und seiner Gattin Hedwig geb. Engel geboren. Ihre Jugendzeit verbrachte meine Mutter im schönen Wiesbaden, das sich der Großvater Rehorst als Ruhesitz erkoren hatte. Eine liebe Erinnerung war ihr das Pensionsjahr in der Schweiz in Colombier. Dort geschlossene Freundschaften pflegte sie bis zu ihrem Tode.

Als Martha Rehorst nach der Pensionszeit auf einer sog. Verwandtenreise ihrer Mutter Bruder Walther Engel in Potsdam besuchte, lernte sie des Onkels Kollegen Oberlehrer Dr. Max Niemeyer kennen. Oft erzählte mein Vater, einen wie verständigen und reifen Eindruck das damals erst 17jährige Mädchen machte. Als er sich bald mit ihr verlobte, hatte er sie für 25 Jahre gehalten. Nach einigen verständlich erscheinenden Schwierigkeiten, die der Vater Julius wegen der Jugend der Braut machte, erfolgte am 13. IV. 1887 die Heirat. Das nun beginnende Ehe- und Familienleben währte 26 Jahre. Man darf es im ganzen wohl ein glückliches nennen, wenn auch natürlich Kummer und mancherlei Sorgen nicht ausblieben. 4 Kinder wurden geboren, die heute wissen, daß sie ihrer Mutter mehr als

ihr Leben zu danken haben. Und das Höchste war es, an ihrem Beispiel gelernt zu haben, daß der Sieg im Leben dem winkt, der sich zur Erreichung seines Zieles bis zur Selbstaufopferung einsetzen kann.

Der 19. Mai 1913 war der schwerste Tag im Leben meiner Mutter, sie verlor ihren über alles geliebten Mann ein Jahr, nachdem sie die silberne Hochzeit gefeiert hatten. Zunächst fürchtete man, die erst 45jährige Witwe würde sich von diesem Schlag nicht mehr erholen können. Doch ihr Gottvertrauen gab die innere Kraft, die ihrer harrenden schweren Aufgaben mutig zu übernehmen. Bald leitete sie wieder mit gewohnter Ruhe, Sicherheit und Umsicht Haushalt und Familie. Nur so von Herzen vergnügt und ausgelassen wurde sie nicht mehr, ein lautes lustiges Lachen hörte man selten von ihr.

Während des großen Krieges setzte sie ihre ganze mütterliche Person für die Pflege verwundeter und kranker Soldaten ein, nicht im Offizierslazarett, sondern da, wo die Pflege am schwersten und die Gefahr am größten war, zuletzt jahrelang in den Tuberkulosebaracken. Sie blieb aber nicht in der äußeren Arbeit um den kranken Leib stecken, sie suchte den ihrer Pflege Anvertrauten auch innerlich zu helfen. Und so manchem Soldaten hat sie den Weg ins Berufsleben erleichtert und geebnet. Zahlreiche Briefe bezeugen die Liebe und Dankbarkeit der Pfleglinge.

Als sich nach dem Kriege durch die Heiraten der Kinder die Familie vergrößerte, blieb sie als die geliebte Großmutter der Mittelpunkt. Und da mag sie an ihren acht Enkelkindern, die sie erlebte und die ihre Oma in der Eisenhartstraße so gern besuchten, noch manche kleine späte Freude erlebt haben.

Im Sommer des Jahres 1933 überstand sie eine schwere Lungenentzündung leider nicht ohne eine Herzschwäche zurückzubehalten. Sie selbst fühlte sich nicht mehr ganz gesund und ahnte, daß ihre Tage gezählt seien. Aber nie hat sie auch nur die geringste Furcht vor dem Tode geäußert. Wie sie ein Jahr später auf dem Sterbebette lag, da dachte

sie nicht an sich, sondern an alle die, die sie zurückließ. Und als das bittere Ende herankam, da ging sie still und gottergeben ihren letzten Weg in die Unendlichkeit. „Das also ist der Tod", waren ihre letzten Worte. An ihrem Sarge sangen wir auf dem Bornstädter Friedhof, wo sie jetzt neben ihrem Mann ruht, auf ihren Wunsch den Liedervers, der sie durch das Leben geleitet hatte:

Befiehl Du Deine Wege . . ."

Zuwachs, Verlust und Entwicklung in den einzelnen Familien der Gegenwart.

Stamm Wilhelm Hermann: Curt Tuercke (XII. 22), Regierungs- und Landeskulturrat, befindet sich seit Oktober 1933 im Ruhestand und wohnt jetzt mit seiner Gattin in Wiesbaden, Adelheidstraße 88. — Familie Johannes Curtze (XII. 25): Wolfgang (XIII. 27) setzt sein Studium der Medizin im nächsten Semester in Innsbruck fort. Walter (XII. 26) teilt mit, daß seine Tochter Charlotte (XIII. 28a) in den Orden der „Schwester Ursula" eingetreten ist. Sein Sohn Antonius (XIII. 28b) ist jetzt Oberprimaner der Oberrealschule zu Tegel, Joseph (XIII. 28c) Handelsschüler zu Bitburg b. Trier. — Charlotte Riese geb. Niemeyer (XI. 41), Hannover, vollendete am 22. Januar 1935 ihr 80. Lebensjahr.

Stamm Franz Anton: Margot Edith Cäcilie Reinhardt (XIV. 1b) ∞ 27. Dezember 1933: Erwin Paul Karl Scholz, * 8. Juni 1905 in Lichterfelde, Kaufmann, Sohn von Paul Sch., Kaufmann in Lichterfelde und dessen Gattin Alma geb. Müller. — 22. Mai 1934 wurde dem Ehepaar Erwin und Charlotte Boroffka (XII. 50) ein zweites Kind geboren, diesmal ein Mädchen, das am 28. September 1934 auf den Namen Sabine getauft wurde. — Clara Filsinger geb. Fleischer (XI. 51) vollendete am 2. Oktober 1934 in völliger geistiger und körperlicher Frische ihr 89. Lebensjahr. — Pastor Otto Großmann (XII. 36) ist im Herbst 1934 in den Ruhestand getreten und wohnt jetzt in Zehlendorf, Schützallee 135. Seine Tochter Marie-Lene (XIII. 44) macht das staatliche Examen als Volkspflegerin. — Frau Marie Niemeyer

(XI. 60) wohnt jetzt in Königsberg, Hardenbergstraße 12. Ihr Sohn Ernst August (XII. 45) ist von Danzig nach Königsberg übersiedelt und wohnt dort Amalienau Adelbertstraße 10. — Am 6. Juli 1934 mußte Martha Niemeyer geb. Rehorst (XI. 62) von ihren Kindern scheiden (siehe den Nachruf). — Dem Ehepaar Dr. med. Egon und Lisetta Niemeyer (XII. 58) wurde am 20. Juli 1933 ein zweiter Sohn (das dritte Kind) geboren, welcher die Namen Klaus Franz Anton erhielt. — Dem Ehepaar Recke (XII. 54) wurde am 15. April 1934 als drittes Kind der Stammhalter geboren, der den Namen Hans Joachim Magnus Recke bekommen hat.

Stamm Carl Eduard: Universitätsprofessor Dr. phil. Johannes Geffcken (XII. 60) ist seit Ostern 1933 emeritiert. — Dem Ehepaar Dr. Kurt und Lisbeth Maurer (XIII. 61) wurde am 12. August 1933 eine Tochter geboren, die auf die Namen Doris Elisabeth Carolina getauft wurde. — Dr. phil. Heinrich Geffcken (XIII. 53) hat sein Examen als Patentanwalt gemacht. — Margret Kellermann (XII. 65), geschieden seit Mai 1933, berichtet über ihre Kinder: Harald (XIII. 63) ist als Ingenieur angestellt zu Feldmühle, Königsberg, Erik (XIII. 64a) ist kaufmännischer Angestellter in Hamburg, Helga (XIII. 65a) ist z. Z. Haustochter bei ihrer Tante Frau Hedwig Gutzeit (XI. 14). — Erika Reimers (XIII. 65a) treibt Heilgymnastik und Gymnastik. — Magdalene Wolff (X. 71) ist am 21. Januar 1935 entschlafen. Sie vollendete am 14. Oktober 1934 ihr 93. Lebensjahr. Seit langen Jahren war sie Konventualin des St. Johannisklosters zu Hamburg. — Dem Ehepaar Dr. med. Georg und Lisbeth Kroll (XII. 70) wurde nach 14jähriger kinderloser Ehe ein Mädchen geboren am 16. Januar 1932, welches den Namen Monika erhielt. — Nach kurzem schweren Leiden entschlief sanft unser lieber Vetter Dr. Felix Niemeyer (XI. 84) am 9. März 1934 zu Wiesbaden (siehe den Nachruf). — Otfried Hennecke (XII. 75) ist seit 1. April 1934

kaufmännischer Leiter der milchwirtschaftlichen Zeitschrift von Carl Mann, Hildesheim. Hans Hennecke (XII. 73) ∞ 9. Juni 1933: Gerda Klutz, * in Kreuznach 3. August 1907, Tochter des Möbelfabrikanten Karl Kl. und seiner Frau Grete geb. Mainz. — Professor Dr. Theodor Niemeyer (XI. 89), der jetzige Senior des Geschlechtes Niemeyer, der am 1. April 1933 von Kitzeberg b. Kiel nach Berlin-Grunewald Kronbergerstraße 6, übergesiedelt ist, veranstaltete am 1. September 1934 eine Familienfeier zu Ehren des 75. Geburtstages von Kurt Niemeyer (XI. 90) und des 100. Geburtstages von Hans Niemeyer (s. Bericht). Seine Tochter Dr. Annemarie N. (XII. 79) hält an der Lessinghochschule Berlin Vorträge über Familienforschung. Sein Sohn Maler Otto N. (XII. 81) hatte erfolgreiche Ausstellungen (öffentl. Ankäufe). — Kurt Niemeyer (XI. 90) vollendete am 16. September 1934 sein 75. Lebensjahr (s. Bericht). — Hans Gerd und Lucie Niemeyer (XII. 84) wurde am 26. Mai 1934 ein Sohn geboren, der auf die Namen Lukas August Hermann getauft wurde. H. G. ist Lektor an der Universität Madrid und berichtet, daß er Vorlesungen über „internationale Geschichte" hält. Jochen N. (XII. 85), in kaufmännischer Lehre in Turin, ∞ 22. Dezember 1934: Kaete Lautenschlager, Tochter von Dr. L. Essen/Ruhr und Frau Dr. Grete L. geb. Heßberg. Itta N. (XII. 85b) besucht die Folkwangschule in Essen. — Marga Schönherr (XI. 95a) weilt seit Juni 1933 mit ihrem Sohn Hans-Gert (XII. 92b) in Deutschland.

Stamm Hermann Agathon: Clara Widmann wohnt nach wie vor in Schanghai. Der älteste Sohn Eduard Stephan ist Diplomvolkswirt und hat das chinesische Dolmetscher-Examen gemacht. Er studiert z. Z. in Freiburg/Br. — Marianne Niemeyer (XI. 97) vollendete am 18. Dezember 1934 ihr 75. Lebensjahr. Sie wohnt in Danzig im Hospital zum Heiligen Leichnam und fühlt sich dort sehr wohl. — Hermann Anton Bork, Dr. rer. pol. (XII. 97), ist seit Dezember 1931 öffentlich bestellter Wirt-

schaftsprüfer und hat an der Universität Köln einen Lehrauftrag der wirtschaft- und sozialwissenschaftlichen Fakultät. — Margarete Niemeyer (XII. 102) hat sich am 17. Juli 1934 verlobt mit Dr. Heinz Roth, Landwirtschaftsrat und Privatdozent in Halle. Am 12. März soll die Hochzeit stattfinden. — Dorothee Mampe (XI. 120) meldet von ihren beiden Söhnen: Heinrich (XII. 103) studiert weiter in Danzig auf der Techn. Hochschule Maschinenbau und wird bis Herbst 1936 in D. bleiben. Max (XII. 104a) studiert in Berlin im 6. Sem. Theologie, will die letzten beiden Semester nach Halle gehen und Ostern 1936 sein Vikariat machen.

Stamm Pernice: Dr. Hugo Pernice (XII. 107) und Frau Elisabeth zeigen die Geburt von Zwillingen, Christiane und Silvia, am 16. November 1934 an. — Professor Dr. Ludwig Pernice (XI. 122) feierte am 17. Mai 1933 in großem Familienkreise seinen 70. Geburtstag. — Seine Tochter Ursula (XII. 113) ist im April 1934 ihre zweite Ehe eingegangen mit Clemens Brancaglio, jetzt Ministerialrat im Landwirtschaftsministerium. — Rudolf P. (XII. 109) ist seit 1933 Gerichtsassessor und seitdem als Hilfsarbeiter bei der Pommerschen Feuer-Societät tätig. Ludwigs Sohn Lars P. (XII. 110) ist seit Dezember 1933 Leiter der Meldestelle des Arbeitsdienstes in Lübben (Spreewald). — Erich Pernice (XI. 123) vollendete am 19. Dezember 1934 sein 70. Lebensjahr. Seine Tochter Marta, Dr. phil. (XII. 114), ist in Magdeburg am Oberlyzeum beschäftigt. Dr. Erich Pernice (Magdeburg) (XII. 116) wurde am 19. Juli 1933 eine Tochter, Christiane, am 5. Dezember 1934 ein Sohn, Klaus Holger, geboren. Käthe P. (XII. 119) ist seit 1933 verheiratet mit Hellmut Schultz, einem jungen Pflanzer in Sabuko-Estate, P. N. Moshi Nyare Nairobi, Tanganyika (Ostafrika). Ihre Tochter Gisela Sch. ist geboren am 12. August 1934. Sch. bebaut ca. 600 Morgen, die erst z. T. in Ackerland überführt worden sind. Wolfgang P. (XII. 120) ist seit Februar 1933

Assistenzarzt an der Universitäts-Kinderklinik Marburg/Lahn. Irmgard P. (XII. 121a) hat jetzt eine Stelle als Säuglingsschwester in Hamburg. Erika P. (XII. 121b) ist z. Z. Kinderpflegerin auf einer Domäne bei Hersfeld. — Emil Ballowitz (XI. 126) feierte im April 1934 sein goldenes Doktorjubiläum. Er vollendete am 20. November 1934 sein 75. Lebensjahr. Kurt B. (XII. 125b) ist seit 1. Juli 1933 Assistenzarzt an der Medizinischen Universitätsklinik in Leipzig. Gerhard (XII. 125) hat im Winter 1933/34 sein medizinisches Staats- und Doktorexamen bestanden und ist Medizinalpraktikant an der Medizinischen Universitätsklinik in Greifswald. — Joachim Nöldechen, Dr. phil. und Landwirtschaftsrat (XII. 127), ∞ 23. Dezember 1924: Elise Dieterle, Tochter von Fabrikbesitzer D. in Schwedt. Am 7. Juli 1925 wurde dem Ehepaar ein Sohn geboren: Manfred Martin Bruno. J. N. ist seit 1927 Zuchtleiter der Zuckerrübensamenzucht in Delitzsch bei Halle. — Erich Poser (XII. 131), Major a. D., wohnt jetzt in Berlin-Steglitz, Plantagenstraße 22. — Kurt Claussen v. Finck (XII. 132) ist jetzt Regierungsrat im Reichswehrministerium (Marineleitung). — Cord v. Einem (XII. 136) ist seit 1. Januar 1934 Werbeleiter bei der Buch- und Tiefdruckgesellschaft, früher „Mosse", Wohnung Berlin-Friedenau, Stubenrauchstraße 38. — Hans Kamecke (XII. 135) ist seit April 1934 Oberstleutnant der Landespolizeigruppe General Göring. Wohnung Berlin-Grunewald, Friedrichsruher Straße 30.

Stamm Niemeyer-Wolff-Wegener: Dem Ehepaar Edgar und Gertrude Panzer (XII. 134) wurde zu Königsberg am 19. November 1933 ein Knabe geboren, welcher die Namen Hans Georg Jürgen erhielt. — Dem Ehepaar Christine und Wilhelm Gerstel (XII. 144) wurde am 29. Juni 1932 eine Tochter, Katharine Regine, geboren.

Stamm Johann Anton: Johannes Heine (XI. 202), Pfarrer emeritus zu Westeritz/Gardelegen, unser Familien-

ratsmitglied, vollendete am 28. September 1934 sein 70. Lebensjahr. Er trat am 1. September 1934 in den Ruhestand. — Es ist nachzutragen: Helene Heine (XII. 240) ∞ Fritz Woltersdorf am 20. April 1920. Fritz Woltersdorf starb im Mai 1932. Die Tochter Ursula W. wurde geboren am 21. Juni 1921 in Berlin. — Erich Dégèle (XII. 245) ist in Eisleben beim Magistrat beschäftigt. Ruth Dégèle (XII. 248) ist Apotheker-Assistentin in Gardelegen (Altmark), Ratsapotheke. — Es ist nachzutragen: Annemarie Schulz, Tochter von Walter Schulz (XII. 215), wurde am 20. Juni 1915 in Zwickau geboren.

Während der Redaktion laufen noch folgende Nachrichten ein:

Edith Niemeyer (XII. 52) singt im März d. J. im Gewandhaus und im Berliner Dom die Altpartie in der Mathäuspassion. Hildegard Hennecke (XII. 76) hat im vorigen Jahr dieselbe Partie unter Abendroth in Köln gesungen.

Wolfgang Niemeyer (XII. 77), Coquimbo, Chile, berichtet, daß Sohn Carlitos (* 28. Juli 1915) die Handelsschule absolviert hat und daß Sohn Hermann (* 26. Oktober 1918) in Santiago sein Abitur gemacht hat und Medizin studieren will. Nachzutragen ist auch das Geburtsdatum der Zwillinge Maria Johanna und Luise Hildegard * 9. Oktober 1917. Luise Hildegard ist am 2. Oktober 1918 gestorben. — Johannes Niemeyer (XII. 78) berichtet, daß Sohn Hellmut Maler werden will und zunächst die Mallehre durchmacht.

Georg Dibbern (XII. 89) hat Dezember 1934 mit dem etzten von Günther Niemeyer (XII. 82) gebauten Boot „Terapunga" das Transtasman-Jacht-Rennen von Auckland nach Melbourne trotz Havarie mit 16 Tagen ewonnen.

Wenden!

Voranzeige.

Im Oktober 1935 soll in Halle a. S. der fünfte

Familientag

stattfinden. Mit den Einladungen im Laufe des Sommers 1935 wird das Programm mitgeteilt werden.

Im Auftrage des Familienrats:

Kurt Niemeyer,

Herausgeber der Familien-Nachrichten,
Berlin-Schlachtensee, Eitelfritzstraße 21,
den 15. Januar 1935.

Karl Menne

August Hermann Niemeyer

Sein Leben und Wirken

Zum Gedächtnis des hundertjährigen Todestages

1928. 4°. X, 136 Seiten mit 5 Abbildungen
RM. 9.—; Lwd. geb. RM. 11.50

Die Persönlichkeit des Kanzlers in ihrem Verhältnis zur Gesamtkultur der damaligen Zeit, der politischen, wissenschaftlichen, pädagogischen, literarischen und künstlerischen Bestreben zu zeichnen, ist dem Verfasser mit feinem Verständnis gelungen.

Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Pädagogik

Den Mitgliedern der Familien Niemeyer und Francke liefere ich das Buch zum Vorzugspreise von RM. 4.50 für das broschierte und RM. 5.75 für das gebundene Exemplar

Max Niemeyer Verlag · Halle/Saale

A: 1478

Familien-Nachrichten

für das

Geschlecht Niemeyer (Halle)

Neue Folge der Familien-Nachrichten für die Nachkommen A. H. Franckes

Fünfzehntes Stück



Halle (Saale) 1936

Francksche Stiftungen
Haupt-
Bibliothek
Halle/Saale
20.242-45
A1 1478



Caroline Bardua.

Carl Eduard Niemeyer

* Halle, 13. April 1792, † Magdeburg, 13. Dezember 1837

Carl Eduard Niemeyer.

Von seinem Enkel Kurt Niemeyer zusammengestellt.

Carl Eduard Niemeyer, der dritte Sohn des Kanzlers, wurde geboren in Halle am 13. April 1792. Er wurde getauft in St. Ulrich-Halle am 20. April. Taufzeugen waren Kanzler v. Hoffmann, Konsistorialrat Karl Friedrich Senff, Direktor D. Ludwig Schultz, Professor phil. Ludwig Heinrich Jacob, Professorin Klügel, Professorin Meckel, Karoline v. Madai, Pastorin Nebin, Domherr v. Rochow[1]), Hofrat v. Köpken, Doktorin v. Köpken, Doktorin von Sack, Regierungsrätin Reimers.

Carl Eduard hat zweimal geheiratet. In erster Ehe 1818—1825, Charlotte Luise Nitze, — Tochter von Justizrat Nitze in Magdeburg und dessen Gattin Friederike Wilhelmine Wolter —, geboren 21. September 1799 in Magdeburg, gestorben 23. August 1825. In zweiter Ehe war Carl Eduard verheiratet von 1827, mit Julie Göschen, geboren in Magdeburg 10. Juli 1805, Tochter von Johann Friedrich Ludwig G., Universitätsprofessor zu Göttingen und dessen Gattin Maria Amalia Charlotte geb. Delbrück. Julie starb am 24. Oktober 1879 in Essen.

Eduard Niemeyer wird gleich den Brüdern anfangs privat im Elternhause unterrichtet sein. Von ihm erzählt die Mutter in einem Briefe: „Eduard ist ein leichtfertiger (leicht fertiger) Bursche geworden, hat aber dabei doch viel von dem sentimentalischen Wesen beibehalten, was ihn sonst unter meinen Kindern auszeichnete.“ Das erzählt die Mutter von dem 12jährigen Knaben. Er besuchte damals schon seit vier Jahren das Pädagogium des Waisenhauses. Das Pädagogium, (von den Zöglingen „Pädchen“ genannt) stand unter der vorzüg-

[1]) Die folgenden Namen sind in der mir zur Zeit vorliegenden Abschrift aus dem Kirchenbuche nicht enthalten. K. N.

lichen Leitung des Kanzlers. Es hatte Weltruf. Die Zahl der „Scholaren" stieg auf 90, zu denen noch die Stadtscholaren, unter ihnen die Kanzlersöhne Wilhelm, Anton, später Max und Hermann kamen. Es ist nur menschlich, daß die begabten Knaben des Kanzlers, wie wir annehmen, besondere Berücksichtigung erfuhren. Zudem genossen sie den Vorzug der Familienerziehung. Marianne, Eduards älteste Tochter, schreibt von ihrem Vater:

„Er war ein ganz besonderes Kind und von der Mutter bevorzugt, weil der schöne Knabe mit seinen glücklichen Anlagen und seinem Zusammenhang mit der Natur, ihren Anteil vorzugsweise verlangte. Stundenlang konnte er im Grase liegen, Käfer und Blumen beobachten, Schmetterlinge sammeln, aber auch die weniger schönen Geschöpfe der Natur, wie Mäuse und Ratten verfolgen, füttern und kennen lernen."

Im Jahre 1810 bezog Eduard die Universität Halle zum Studieren der Medizin, 1811 wurde er in Göttingen immatrikuliert. Der Kanzlersohn Franz Anton erzählt in seinen „Familienpapieren", daß es den Söhnen des Kanzlers vor der Schlacht bei Leipzig unmöglich gemacht war, an den Freiheitskriegen teilzunehmen. Der Kanzler befand sich mit seiner Familie in völliger Abhängigkeit des Königs Jérome von Westfalen. Aber nach der Leipziger Schlacht gab es für die Söhne kein Halten mehr. Wir wissen das schon von Wilhelm (Lazarettarzt) und von Anton (bei den preußischen Jägern). Im Oktober 1913 wurde Eduard in das preußische schwarze Husarenregiment (nicht das Lützower, wie wohl erzählt wird) eingereiht. Er machte in demselben den Feldzug 1814 bis zum Pariser Frieden mit.

Er ward Ordonnanzoffizier des Regimentskommandeurs General Katzeler. Das Regiment bildete die Vorhut des Yorkschen Armeekorps, nahm an mehreren Gefechten, besonders bei Montmirail, Château-Thiery und endlich bei Paris teil. Nach der letzten Schlacht traf Eduard mit seinem Bruder Anton unter den Mauern von Paris zusammen (siehe dessen Darstellung in den Fam.-N. 4./5. Stück). In der

Stadt weilte Eduard Niemeyer nur wenige Tage, da sein Regiment nach der Normandie marschierte. — Das Eiserne Kreuz wurde in den Freiheitskriegen viel seltener als im Weltkrieg verliehen. Eduard Niemeyer wurde das Eiserne Kreuz in Anwartschaft verliehen. Es wurde ihm noch auf dem Totenbette überreicht. Von der Kriegsromantik erzählte er später im Familienkreise gern und unermüdlich. Nach der Verabschiedung aus dem siegreichen Heere promovierte er in Halle im Sommer 1814 mit der Dissertation „Singularis in foetu puellari recens edito abnormitatis exemplum". Ein hübsches Gedenken an jene Tage in Halle verdanken wir dem bekannten Weimarer Schauspieler Eduard Genast. Er erzählt in seinem Tagebuche (1862—1864, 4 Bände): „Der Kanzler Niemeyer gab zu Ehren hauptsächlich der Weimaranischen Schauspieler ein Fest im Salon des Fürstentales zu Halle, an dem auch Eduard N. als Offizier seines Husarenregimentes teilnahm. Man konnte es keinem Mädchen verdenken, wenn ihm die Pulse rascher schlugen, sobald der bildschöne Jüngling in ihre Nähe kam. Unter all den reizenden Kindern warb eine Kokette vergebens um ihn. Voller Ingrimm sagte sie während des Tanzes zu mir: ‚Nein, dieser Eduard Niemeyer ist doch ein unausstehlich eitler Mensch? Da tanzt er schon wieder mit dem Fräulein W. P. Was hat er nur an dem lang aufgeschossenen Ding.'"

Es sei hier erwähnt, daß Karoline Bardua, sozusagen die Hofmalerin der Kanzler-Familie, Eduard um 1816 in Magdeburg malte. Es entstand das wundervolle Ölbild, das sich jetzt im Besitz von Theodor Niemeyer befindet. Ein strahlend schöner Mann mit lockigem blonden Haar schaut uns sinnbetörend entgegen. Ein weiteres Bildnis späterer Mannesjahre, farbig gezeichnet von Randel, lith. von Oldermann, ist in vielen Drucken in der Familie verbreitet, das Original im Besitz von Viktor Niemeyer in Essen. Auch dieses offenbart einen ungewöhnlich schönen Mann von größtem Liebreiz.

Nach seiner Promotion ließ sich Eduard als praktischer Arzt in Magdeburg nieder, wo er mehrere Jahre Gehilfe des Ge-

heimen Medizinalrates Voigtel war, dann selbständig praktizierte. Die Familie Voigtel gehörte zu den näheren Freunden der Kanzlerfamilie. Im Jahre 1824 wurde Eduard Kreisphysikus. Er war bald ein allseitig geschätzter Arzt. Aus dem Jahre 1828 wird berichtet, daß er „einer der gesuchtesten Ärzte" war. Im Jahre 1831 erwarb er sich beim Auftreten der Cholera durch unermüdliche und sehr glückliche Tätigkeit große Verdienste. Zwei Abhandlungen: „Beobachtungen über die Asiatische Cholera, Auszug aus einem Reisebericht an d. Kgl. Regierung zu Magdeburg (1831)" und „Geschichte der Epidemie der asiatischen Cholera im Magdeburger Kreise vom Oktober 1831—Ende Januar 1832 (Magdeburg 1834)", wurde mit vielem Beifall aufgenommen. Am 30. Januar 1833 wurde er mit dem Roten Adlerorden 4. Kl. belohnt und von der Stadt M. mit einer goldenen Dose beschenkt.

Eduard verheiratete sich am 11. Oktober 1818 mit der neunzehnjährigen Charlotte, Luise Katharine Nitze. Er umhegte seine sehr liebenswürdige und schöne, durch seltene Anmut und große Herzensgüte ausgezeichnete Frau mit unsäglich heißer Liebe. Die Tochter Marianne berichtet: „Meine Eltern sollen das schönste Paar in Magdeburg gewesen sein ... Das ist mir noch in meinem späteren Leben viel gesagt worden." Das junge Paar bewohnte das Haus am Fürstenwall, der Kommandantur gegenüber, in einer der besten und freundlichsten Gegenden der Stadt, die durch die Festungswerke damals von allen Seiten eingezäunt war.

Der Vater der Kanzlerin, Friedrich v. Köpken berichtet, in seiner „Lebensgeschichte" (erstmalig gedruckt in den Fam.-N. 6. Stück): „Ich kaufte dieses Haus kurz nach meiner Verlobung (um 1766). Die Lage am Fürstenwall und die Nachbarschaft meines Freundes Bachmann, dessen Haus zwei Häuser davon lag, reizte mich dazu. Ich baute das Seitengebäude aus und hatte nun eine bequeme und angenehme Wohnung." Am 15. Februar 1769 war hier die Kanzlerin geboren. Sie war, da sie alle ihre Geschwister überlebte, Erbin des Hauses geworden. Ihr dritter Sohn

Eduard bewohnte jetzt die untere Etage. Den ersten Stock bewohnte die kinderreiche Familie Gottlieb Delbrück (1777 bis 1842), später Kurator der Universität Halle. Hier wuchs der langjährige Mitarbeiter Bismarcks, Rudolf von Delbrück auf. Später übernahm das Haus Felix Niemeyer, der älteste Sohn von Eduard. Eine Zeitlang war auch Ferdinand Immermann, der jüngere Bruder des Dichters, hier zu Hause. Auch Gustav zu Putlitz hat hier, als Referendar, wohl glückliche Tage verlebt. Sicher ist, daß Felix Niemeyer, als er nach Greifswald berufen wurde, das Haus verkaufte, wie Marianne Wolff-Niemeyer in ihren Lebenserinnerungen berichtet. — Fesselnd bleibt es, daß das Geschlecht Niemeyer-Köpken das schöne Besitztum durch fast ein Jahrhundert bewohnte. Es wurden in diesem Hause folgende Geschlechtsangehörigen geboren: im Jahre 1769 Wilhelmine Köpken, die „Kanzlerin", — im Jahre 1819 Marianne Niemeyer, — im Jahre 1820 Felix N., — im Jahre 1823 Hermine N., — im Jahre 1824 Charlotte N., — im Jahre 1832 Paul N., — im Jahre 1834 Hans N., — im Jahre 1850 Hans N. (Sohn von Felix N., gest. 23. Mai 1850), — im Jahre 1851 Felix N. (Sohn von Felix).

Anfänglich mußte sich das junge Paar recht knapp einrichten. Marianne schreibt weiter: „Der Vater hatte gar kein Talent zur Sparsamkeit. Der junge geniale liebenswürdige Arzt gewann aber schnell Praxis auch in den wohlhabenden Schichten der Gesellschaft. Die äußere Lage wurde günstiger, so daß er der Landpraxis wegen sich einen Wagen halten konnte ... In mancher Beziehung war er Egoist und verlangte viel von den Menschen, aber er war so liebenswürdig, daß die Freunde und Angehörigen es für einen Vorzug hielten, wenn er sie in Anspruch nahm."

Die schönen Künste fanden bei diesem begabten Menschen eine Stätte. Als Zeugnis für seine Liebe zur bildenden Kunst sei hier ein Abschnitt aus Rudolf von Delbrücks Lebenserinnerungen" (Leipzig 1905) angeführt: „Eine verwandte Anregung ward mir im eigenen Hause. Der Haus-

wirt Dr. Niemeyer, ein Mann von feinem Kunstsinn, hatte die Wände seines Gesellschaftszimmers mit Kupferstichen nach den vorzüglichsten Gemälden italienischer Meister geschmückt. Hier erhielt ich eine Vorstellung von dem Reichtum der Kunstschöpfungen des Cinquecento. Die großen Kompositionen Rafaels in den Stanzen gingen über mein Verständnis, desto mehr fesselten mich die einfachen Bilder. Noch heute würde ich imstande sein, die Stellen zu bezeichnen, wo die Stiche des St. Michael und der S. Margarete aus dem Louvre, der Vision des Ezechiel aus dem Palazzo Pitti und der S. Justine aus dem Belvedere aufgehängt waren." Im Besitz der Nachkommen von Eduard (Familie Viktor Niemeyer) befindet sich ein gedrucktes „Verzeichnis der von dem verstorbenen königl. Kreisphysikus Dr. Niemeyer hinterlassenen Sammlung wertvoller Kupferstiche, welche am 6. Juny 1838 zu Magdeburg durch den Auktions-Commissarius Schüler gegen gleich baare Zahlung in preuß. Courant öffentlich meistbietend versteigert werden sollen." Das Verzeichnis umfaßt 90 Nummern. Auch in der Musik war Eduard heimisch. Marianne schreibt darüber: „Er besaß eine süße, zum Herzen gehende Tenorstimme." Marianne fügt an dieser Stelle hinzu: „Aber über allen seinen Gaben stand seine gewinnende Liebenswürdigkeit, mit der er alle Menschen bezauberte, so daß ihm auch manche Schwäche, manch kleine Vernachlässigung überall nachgesehen wurde. Ich sehe ihn vor mir mit den klugen, glänzenden Augen, dem schelmischen Munde, etwas zur Seite geneigter Kopfhaltung."

Nach sieben Jahren glücklicher Ehe mußte Charlotte von ihrem Gatten scheiden. Sie starb am 20. Juli 1825. Es war der erste große Schmerz, der diesem bisher so glückhaften Menschen widerfuhr. — Vier Kinder hatte Charlotte ihm geschenkt: Marianne, Felix, Hermine, Charlotte. So ergab sich für Eduard fast zwingend die Notwendigkeit, eine neue Häuslichkeit zu gründen. Seine Wahl fiel auf Julie Göschen, die Tochter des Göttinger Juristen, eine Verwandte der Delbrücks, die er bereits zu Lebzeiten seiner Frau kennen

gelernt hatte. Die Familien waren einander zugeneigt, Julie selbst machte auch auf die Kanzlerin einen angenehmen Eindruck. Eduard besprach seine Wünsche mit der Mutter seiner Erwählten, reiste nach Göttingen und verlobte sich nach wenigen Tagen mit der 22jährigen.

Zu der Hochzeit am 9. Oktober 1827 in Göttingen versammelte sich die gesamte Kanzlerfamilie. Das schöne Familienfest bedeutete das letzte Freudenfest für den Kanzler. — Diese Vernunftheirat konnte wohl zu dem Glück der ersten Ehe nicht führen. Der jungen Frau gelang es nicht, den ihr gebührenden Platz zu erobern. Eduards besondere Vertraute blieb seine Mutter. Im Hause zog er seine älteste Tochter Marianne besonders eng an sich heran. Marianne schreibt davon in ihren Erinnerungen ausführlich.

Im Jahre 1835 unternahm Eduard mit seiner Mutter und Marianne nach deren Konfirmation eine Reise zu seiner Schwester Line, jetzt Frau v. Müller auf der Burg Metternich am Rhein zwischen Köln und Bonn. Die Reisenden saßen 60 Tage im Postwagen. Eduard hatte, wie Marianne berichtet, „täglich Konsultation, da die Bewohner des armen Dorfes, die von der Anwesenheit eines Arztes gehört hatten, der umsonst kurierte, von ihren veralteten Schäden von ihm glaubten geheilt zu werden". Er genoß die Poesie der Wasserburg mit ihren wundervollen Parkanlagen in vollen Zügen und machte auch Ausflüge nach Köln und Bonn. Mutter und Tochter begleiteten ihn zurück bis Frankfurt. Erst Ende September kehrten auch sie nach Magdeburg zurück. Von August bis November 1837 waren die Kanzlerin und Marianne wiederum auf Metternich. Marianne schreibt in ihren Erinnerungen über die Rückkehr: „Ein trübes Bild empfing uns. Mein Vater hatte wohl geschrieben, daß er matt und leidend sei und mager werde, aber wir hatten die Sache nicht so schlimm angesehen. Wie stand er vor uns, ein völlig Veränderter. Mit Tränen begrüßten wir uns, denn er wußte, daß sein Ende nahe sei, da die Zuckerkrankheit in heftigster Weise vorgeschritten war,

seine Untersuchung hatte ihm die Überzeugung gegeben, daß sein Zustand unheilbar sei, und er hatte seine Freunde, die Ärzte gebeten, ihn nicht durch hinhaltende Mittel zu quälen. Gleich bei unserer Ankunft hatte er seiner Mutter sein Schicksal eröffnet und sie gebeten, bis zu seinem Ende bei ihm zu bleiben, was sich freilich noch bis zum Frühling hinziehen könne, und sie hat ihm diese Bitte gewährt ..." Eduard selbst hatte in diesen Tagen einem Brief seiner Mutter an den Bruder Franz Anton folgende erschütternde Worte beigefügt: „Ich leide an der Harnruhr, m. l. A., und weiß, daß dieses Übel unheilbar ist; es muß aber verschwiegen bleiben, damit meine Patienten nicht zu früh einen anderen Arzt suchen. Ich bin beschäftigt, alle meine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, und sie stehen so, daß ich hoffe, es wird von keiner Seite Verlegenheit eintreten. Ich sehe meinem Ende sehr ruhig entgegen, denn obgleich jeder Abschied weh tut, und ich selbst noch gerne ein Weile mit Euch lebte, so habe ich doch so viel innere Kraft, daß Verhängte mit männlicher Fassung zu tragen. Sollten dies die letzten Zeilen sein, die Du von mir erhältst, obgleich ich keinen raschen Tod erwarte, so lege ich Dir beim brüderlichen Abschied die Meinigen an das Herz und weiß, Du wirst sie nicht verlassen, wo Rat und Tat Not tut. Dein treuer Bruder bis in den Tod Eduard."

Franz Anton, der in seinen „Familienpapieren" diesen Brief mitteilt, fährt fort: „Am 13. Dezember schrieb mir die Mutter: „Dein rührender Brief an Eduard, m. l. S., ist demselben noch eine Erquickung geworden und doch nicht mehr eine solche, die sie in besseren Tagen geworden wäre. Seine Kräfte waren schon zu erschöpft, sein Kopf allzusehr eingenommen, daß er Dir zwar mit einem recht liebevoll zärtlichen Blick für Dein brüderliches Anerbieten, die Reise hierherzumachen, dankte, aber doch zugleich auch sagte: es ist zu spät, ich kann die Freude nicht mehr fassen, seine lieben Abschiedsworte müssen mir genügen. Er hat mir dann aufgegeben, die brüderlichsten Grüße nochmals in seinem Namen auszusprechen. Das war vor einigen Tagen, heute ist es aber

gar aus mit ihm, er liegt im Sterben und wird bald ausgelitten haben ..."

An diesem Tage, dem 13. Dezember 1837, starb er. Marianne schrieb über seine letzten Tage: „Eine Woche vorher hatte er von seinen Schülern Abschied genommen, war dann, auf seinen treuen Diener und mich gestützt, auf dem nahen Domfriedhof gewesen und hatte die Stelle bezeichnet, wo er begraben werden wollte, neben seiner ersten Frau, wenn der König die Erlaubnis erteilte, der Kirchhof war schon vor der Restauration des Domes geschlossen worden. Das war sein letzter Gang; nun ordnete er aufs Genaueste die Angelegenheiten im Hause, traf die Bestimmungen für die nachbleibende Familie und verteilte Andenken für alle seine Freunde. Alles war geordnet, als ihm seine Schwester Karoline versprach, die beiden jüngeren Töchter zu sich zu nehmen. Am Abend des 12. Dezember erhielt er ihre Zusage, setzte sich an den Schreibtisch, um ihr zu danken, darüber vergingen ihm die Sinne, er ward ins Bett gebracht, um nicht wieder zu erwachen. Am Mittag des anderen Tages war der Todeskampf beendet, und wir dankten Gott." (Siehe dazu „Mein Heim" von G. z. Putlitz S. 179/180. Berlin, Gebr. Paetel 1886.)

Zu dem Begräbnisplatz Carl Eduards[1]) äußert sich Rudolf v. Delbrück in seinen Lebenserinnerungen wie folgt: „Dr. Eduard Niemeyer, ein leidenschaftlicher Kunst- und Gartenfreund, hatte sich, nachdem die Restauration des Magdeburger Domes vollendet war, erbeten, den vom Kreuzgange des Domes eingeschlossenen Begräbnisplatz, welcher durch die Restaurationsarbeiten zu einer wahren Wüste geworden war, in einen Garten zu verwandeln. Sein Anerbieten war dankbar angenommen. Er hatte einen der ernsten Umgebung entsprechenden Garten angelegt, sorgfältig unterhalten und war damit tatsächlich zum ausschließlichen Besitzer des Platzes geworden." Und nun fand er dort neben seiner ersten Gattin die letzte Ruhestätte.

[1]) Siehe Abbildung Fam.-N. 4./5. Stück.

Johann Friedrich Nebe.

Von D. Dr. August Nebe.

Demnächst jährt sich zum 200mal der Tag, an dem der Mann geboren wurde, der die Verbindung der Familie Nebe mit der Familie Niemeyer hergestellt hat. Es war Johann Friedrich Nebe (Tafel 11, VIII 16), der am 16. Juli 1736 zu Marienwerder als jüngstes Kind des Diakonus Johann Fabian Nebe geboren wurde. In der Luft des frommen Elternhauses und in der Zucht des Gymnasiums der Vaterstadt wuchs er bis zum 18. Lebensjahr dort auf und nahm frommen Sinn, gute Kenntnis der alten Sprachen und Gewöhnung an ein genaues und streng ordentliches Arbeiten 1754 als wertvolle Mitgabe zur Universität. Nach zweijährigem Studium in Königsberg zog er nach Halle, bestimmt durch das Beispiel seines Vaters und die Aussicht, zu den Franckeschen Stiftungen Beziehungen und in ihnen die bei dem kargen Wechsel unentbehrliche Unterstützung durch Freiwohnung und Freitisch zu gewinnen. Dank dem alten freundschaftlichen Verhältnis des Vaters zu dem jüngeren Francke erfüllte sich diese Hoffnung; aber freilich der Wunsch des Vaters, der in seinen Briefen immer wieder zu eifriger Pflege seiner polnischen Sprachkenntnisse mahnte, die ihm bald ein Amt im Osten eintragen würden, fand taube Ohren. Das Waisenhaus mit seinen mannigfaltigen Erziehungs- und Unterrichtsaufgaben gab seinem Leben eine völlig neue Richtung. Mit Freude entdeckte er, als er in den Schulen desselben zu arbeiten begann, in sich einen besonderen Trieb und eine besondere Begabung zum praktischen Jugendunterricht, und das Vertrauen seiner Vorgesetzten übertrug ihm schon 1758 das Amt eines ordentlichen Waisenlehrers.

Ja sein Lehrgeschick, die Treue in Erfüllung seiner Amtspflichten und die glückliche Mischung von Ernst und Strenge mit liebevoller Freundlichkeit, durch die er die Herzen der Jugend gewann, verschafften ihm schon 1760 einen Ruf an das Fürstliche Waisenhaus in Stadthagen bei Bückeburg, — eine Tochteranstalt des Hallischen. Der 24jährige Inspektor war zugleich Vorsteher und Lehrer der Anstalt, der die in Stadthagen residierende verwitwete Fürstin von Schaumburg ein besonderes Wohlwollen entgegenbrachte. Die Mutter mahnte ihn in ihrem Stolz auf die preußische Heimat und in ihrer Sehnsucht nach dem Sohn immer wieder: „Mache dich doch aus dem ellenden ort einmal auf, du kannst dem lieben Gott auch in diesem Lande dienen, es sei in der Kirche oder auch an der Schule"; ja sie lockte ihn auch durch die Aussicht auf die Kleider vom seligen Vater, die der nicht sehr völlige Bruder, einst Feldprediger in Friedrichs des Großen Armee, nicht tragen kann, und die nun schon lange auf ihn warten. Aber der Sohn fühlt sich in seiner besonderen Arbeit wohl; und die fünf allerdings beschwerlichen, aber doch erfreulichen Jahre in Stadthagen sollten eine gute Vorschule zu größeren Wirkungskreisen werden.

Denn als der als Theologe und Pädagoge bekannte Johann Julius Hecker, ein Franckeschüler, mit Königlicher Genehmigung in einer Vorstadt von Frankfurt a. O. das dortige Waisenhaus nach Hallischem Muster umgestalten wollte und dazu eines besonders tüchtigen und gewissenhaften Vorstehers bedurfte, berief er 1765 Friedrich Nebe als Inspektor dorthin. Unter seiner Leitung blühte die Anstalt rasch auf; auch die kleinen, mit der Anstalt zu ihrem Besten verbundenen „Fabriken" gediehen bei seinem praktischen Geschäftssinn, und der kleinen Vorstadtgemeinde, deren Pfarrer er war, verstand er es, Leben in pietistischem Sinn einzuflößen. Aber nicht bloß durch diese Erfolge wurde ihm die fünfjährige Wirksamkeit an dem Kgl. Waisenhaus in Frankfurt zu einer schönen, ihm stets unvergeßlichen Zeit, sondern er durfte hier auch seinen Hausstand gründen. In Halle

hatte er (wohl auf der Durchreise von Stadthagen nach Frankfurt) die junge Sophie Wilhelmine Auguste Wagener kennen und lieben gelernt und sich mit ihr verlobt. Die Erwählte, geboren in Straußfurt a. U. am 3. September 1746, war im Pfarrhaus zu Minden i. W. herangewachsen, hatte aber die Mutter Antoinette Agnes Niemeyer (1722—1757) und den Vater früh verloren; sie wurde deshalb 1758 in das Haus ihres Oheims, des Archidiakonus Niemeyer in Halle, aufgenommen und, als dessen Frau, eine Enkelin A. H. Franckes, 1763 starb, gemeinsam mit ihrem jüngeren Vetter A. H. Niemeyer, dem späteren Kanzler, und dessen Geschwistern der „mütterlichen Zärtlichkeit" der hochgebildeten und edelgesinnten Frau Sophie Antoinette Lysthenius, geb. v. Wurmb, anvertraut, der gerade in diesem Jahr der Gatte, Kaiserlich russischer Leibarzt und Rat Dr. Lysthenius, zuletzt in Halle wohnhaft, durch den Tod entrissen wurde. Am 9. September 1766 fand die Hochzeit statt; die Rätin Lysthenius ließ es sich nicht nehmen, dem jungen Paar das Frankfurter Heim einzurichten und der geliebten Pflegetochter im nächsten Jahr bei der Geburt des ersten Kindes hilfreich zur Seite zu stehen, beidemal begleitet von A. H. Niemeyer.

Im Jahre 1769 erging an Friedrich Nebe der Ruf, als Oberinspektor der deutschen Schulen wie auch der Waisenkinder an den Franckeschen Stiftungen in Halle mitzuarbeiten. Trotz der sichtlichen Erfolge und der allgemeinen Anerkennung seiner Wirksamkeit in Frankfurt glaubte er, diesem Ruf folgen zu müssen, um der Stätte, wo er sich die ersten Sporen verdient hatte, die inzwischen reicher und reifer gewordenen Kräfte und Erfahrungen widmen zu können.

Sein Übergang nach Halle fiel gerade in die Zeit, wo nach Gotthilf August Franckes Tod ein Wechsel im Direktorium der Stiftungen eintrat. Unter den „Trauer- und Trostschreiben", die J. G. Knapp, dessen Amtsnachfolger, 1770 veröffentlichte, befindet sich auch ein Gedicht des neuen

Inspektors Nebe, dessen letzte Strophe den Gebetswunsch enthält:

„Erhalte fernerhin den Bau von deiner Herde,
Besonders segne du auch Franckens Waisenhaus,
Ach, daß dir mancher Baum darin erzogen werde,
Der spät noch Franckens Ruhm in Früchten breite aus!"

Diesem Wunsch zur Verwirklichung zu verhelfen, hat er selbst nach besten Kräften sich bemüht. — In einem Nachruf heißt es: „Er war der sorgende Vater der verwaisten Kinder, die er sehr fleißig besuchte, der mit Besonnenheit ordnende und leitende Vorsteher der Volksschulen, die ihm untergeben waren, und der verständige, ratende Freund der Mitarbeiter und Lehrer an denselben." An den Sonn- und Feiertagen und an den Vorabenden der hohen Feste predigte er vor den versammelten Schulen; und auch des unter seiner Aufsicht stehenden Krankenhauses der Stiftungen „nahm er sich sehr treu an". Fast 30 Jahre hat er diese Arbeitslast getragen, deren ganze Schwere man spürt, wenn man hört, daß gegen Ende des Jahrhunderts rd. 1100 Schüler und Schülerinnen die deutschen Schulen besuchten. Bei herannahendem Greisenalter entband ihn die Fürsorge der Direktoren von diesem Amt, so sauer es ihm auch ward, sich von der Beschäftigung mit der Jugend zu trennen, und übertrug ihm die wesentlich leichtere Inspektion der Canstein'schen Bibelanstalt, die er bis zu seinem Tod am 1. März 1812 gewissenhaft und treu führte. Eine besondere Freude wurde ihm bald nach Antritt dieses letzten Amtes zuteil, als Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise am 4. Juli 1799 beim Besuch der Stiftungen auch in die Bibelanstalt kamen und eine prächtig gebundene Bibel entgegennahmen.

In der Familie erlebte er Freud und Leid. 10 Kinder kamen zu der in Frankfurt geborenen Tochter in Halle hinzu, doch immer wieder rissen schwere Krankheiten (Pocken und Diphtherie) Lücken in die große Kinderschar. Aber er nahm alles demütig und gelassen als gottgewollt hin und

tröstete sich mit dem Kernlied: „Meine Hoffnung stehet feste auf den lebendigen Gott." Der warme Nachruf spricht von dem schönen Zug in seinem Wesen, sich an kleinen Freuden kindlich genügen zu lassen, sie gern mit anderen zu teilen und für alles dem großen Geber im Himmel dankbar zu sein, der sich in ihm in den Tagen des Alters gleichsam verklärt habe. So besaß das Haus Nebe für alt und jung eine große Anziehungskraft; besonders die ältesten Söhne A. H. Niemeyers, die in ihm gleichaltrige Spielkameraden fanden, haben, wie einer von ihnen später sagte, „in diesem achtungswerten, eine wahrhaft patriarchalische Gastfreundschaft übenden Hause" viele Stunden zugebracht. — Als der jüngste Sohn in Pempelfort die Trauerkunde vom Tod des Vaters erhielt, schrieb er der Mutter: „Sein Beispiel soll der Leitstern meines Lebens sein" und rühmte dann des Vaters Frömmigkeit, die ihm die Freuden seines Lebens verschönte, wie die Lasten erleichterte, seinen sanften, kindlichen Sinn, der ihn nie verließ, seine Treue und Rechtschaffenheit, die sich in allen seinen Worten und Handlungen so unverhohlen aussprach, alle jene schönen, herrlichen Tugenden, die ihm die Liebe und das Vertrauen und die Achtung aller erwarben, mit denen er in näheren oder entfernteren Verhältnissen stand.

Familien-Briefe Niemeyer-Mitgau vor 100 Jahren.

(Originale, in Oktav, im Besitz von Amtsgerichtsrat L. Mitgau in Blankenburg a. Harz).

Diese Briefe hat mir Herr Professor Mitgau (Cottbus) auf das liebenswürdigste zum Zwecke der Veröffentlichung in unseren Familiennachrichten zur Verfügung gestellt. Kurt Niemeyer.

I.

Luise Niemeyer an ihren Bruder Ludwig Mitgau, cand. jur.

Halle, d. 20. April 1816

Wie unendlich leyd thut es uns, mein bester Louis[1]), Dir nicht auf der Stelle Deine Bitte erfüllen zu können u. den von Dir verlangten Empfehlungsbrief nicht sogleich mitsenden zu können. Antons Vater [der Kanzler Niemeyer] ist schon seit acht Tagen in Berlin, und so siehst Du wohl ein, wieviel Zeit dazu gehört, ehe Du von dieser Seite befriedigt werden kannst. Indeß hat A.[nton] gestern noch eiligst ein paar Worte an ihn geschrieben und ihm Dein Anliegen vorgetragen, ihm auch Deine dringende Eile vorgestellt, so daß Du gewiß in kurzer Zeit auf Befriedigung Deines Wunsches rechnen kannst. Auch hat A. Deinem Wunsche gemäß seinem Vater geschrieben, daß er an unsern Vater [Pastor Ernst Georg Mitgau zu Seesen] den Brief senden möchte; sollte dies indeß nicht erfolgen, entweder aus Vergeßlichkeit oder aus irgendeinem anderen Grunde, so kannst Du Dich doch heilig darauf verlassen, daß mein

[1]) Ludwig Mitgau, später Amtsrichter in Gandersheim, Bruder der Luise Niemeyer, hat sie bei einer Bewerbung, vermutlich, um diese Empfehlung gebeten. Näheres unbekannt.

Schwiegervater dann direkt an den Minister geschrieben hat. Dies läßt Dir Anton sagen, der seinen Vater so genau kennt.

Wie sehr wünschen wir, daß die Sache gut gehen mag, mein bester Bruder, und Du endlich das Ziel Deiner Wünsche auch erreichst. Was wir dazu beitragen können, soll gewiß geschehen, an mir sollst Du eine treue Referentin finden, die sowohl Deine Bitten, wenn Du noch mehr hast, vortragen als auch Dir gehörige und gründliche Antwort erteilen wird. Dem Vater habe ich den Brief noch gestern sehr spät hinausgeschickt, um ihm gehörige Zeit zum Schreiben zu geben. Zum Unglück kamen wir gestern sehr spät zu Haus an wo wir den Brief vorfanden Anton hat auch mit großer Mühe Deinen Brief nach Berlin nur noch angebracht. Ob nun aber der Vater das seinige thun wird, weiß ich noch nicht; doch soll es an meinem Bitten darum nicht fehlen.

Du alter guter Junge, sey nur guten Muths, gewiß wird es Dir noch einmal recht gut gehen, denn Du verdienst es ja und wie gesagt, hast Du an meinem Schwiegervater was zu bitten(?), so sey fest überzeugt, daß er alles thun wird Die behilflich zu seyn. Denn wie gut er ist und jedes Menschen Bestes will, weiß ich, die ich ihn genauer kennen gelernt habe.

Um nun, mein guter Louis, auf unsere häuslichen Begebenheiten zu kommen: Daß Du den Vater wieder besser gefunden hast, hat mich unendlich gefreut, auch daß Du mir Hoffnung zu seynem Besuche gemacht hast. Wie glücklich wird es mich machen, meinen guten Vater in meinem kleinen Eigenthume zu sehen; ich suche mir jetzt schon seine Schlafstelle aus, denke schon auf seine Lieblings-Amüsements, wozu denn seine kleine Enkelin[1]) nicht wenig beitragen soll. Diese nimmt täglich zu an Körper und Geist, sie lacht nun vollkommen und bringt auch schon ihr r-r-r vornehmlich heraus. Gott, wie freue ich mich auf die Zeit, wo

[1]) Sophie Niemeyer * 1816, 25. Februar.

Ihr sie sehen werdet. An meine Mutter darf ich dabey nicht denken; der Gedanke an sie verbittert mir jede Freude[1]).

Über die Nachricht von Linens[2]) Jungen habe ich mich sehr gefreut, grüße sie recht herzlich von mir; wie herrlich muß das Gefühl seyn, ein Kind unter den eigenen Händen und durch sich gedeihen zu sehen; leider hat mir dies ja die Natur versagt.

Nun bester Junge muß ich schließen. Gern schrieb ich Dir noch mehr, denn mein Herz ist noch so voll von meinem Glück, was ich täglich mehr genieße in den Armen meines Mannes, Kindes und Verwandter, die mich wie ich sie immer lieber gewinnen; aber die Post geht und an diesem Brief liegt Dir zuviel, als daß ich mich verspäten dürfte. Den Vater, Mutter, Lina und ihren Jungen küsse in meinem Namen, wie auch Pagendarms. Anton grüßt sie alle. Lebe wohl, mein Theurer.

Deine Schwester L.

Es sind einige Noten an Dich von Himmel(?) hier angekommen; schreib mir, ob ich sie Dir senden soll und auf welche Weise: 1. Ouvertüre aus der Zauberflöte, 2. Polonäse.

An den Kandidaten der Rechte Herrn Ludwig Mitgau

frey Zu Seesen

(Gefalteter Brief in Oktav, 3 Seiten Handschrift, vergilbt, Wappensiegel Niemeyer: im Schilde von einem Arm gehalten 3 Ähren, Bekrönung 3 Ähren, Brief im Besitz von Amtsgerichtsrat Mitgau Blankenburg a. Harz).

---

[1]) Henriette Mitgau geb. Lafontaine war damals bereits schwer und hoffnungslos leidend.

[2]) Schwester Luisens: Karoline Mitgau, verheiratet 1814 an den Pastor Pagendarm; 5. Dez. 1815 Geburt ihres ersten Kindes: Bernhard.

II.

Luise Niemeyer an ihren Vater, den Pastor Ernst Georg Mitgau in Seesen.

Halle, d. 8ten April 1819

Daß Du so lange keine Nachricht von uns hast, mein bester Vater, wird Dir hoffentlich ein gutes Zeichen sein, wie wir es denn auch uns als etwas gutes auslegen; Dein langes Schweigen. Daß Du gesund bist, hoffe ich mit Gewißheit, doch über Deinen Gemüthszustand bin ich sehr in Unruhe. Wie mir die Tante Lindau[1]) sagt, giebst Du Dich noch immer so ganz der Trauer hin u. verwünschst so ganz den Trost, der sich Dir darbietet? — Wie gut wäre es für Dich gewesen, wenn Du unsere Wünsche erfüllt hättest u. hättest bey uns einige Zeit zugebracht. Du wärest alsdann in ganz neue Umgebung gekommen und nicht immer an den Verlust[2]) erinnert; doch hoffe ich, daß Du nun bald dazu thun wirst, das Wetter wird ja nun so schön, die Wege guth und Du wirst bald einsehen, wie wohlthätig Dir eine solche Zerstreuung seyn wird. — Auf unser Hinkommen wird wohl für diesen Sommer noch nicht zu rechnen seyn, da ich doch keines meiner Kinder zu Hause lassen möchte und doch die Kleine[3]) noch zu jung ist, um eine solche Reise mitmachen zu können und Dir auch zuviel Unruhe verursachen würde; doch künftigen Sommers rechne ich mit Bestimmtheit darauf, Euch alle, meine Lieben, und meinen lieben Geburtsort zu besuchen. Also, mein lieber Vater, diesen Sommer Du zu uns, und Michaelis übers Jahr wir zu Dir. Wieviel Freude sollst Du auch dann an Deinen Enkeln haben! Sophie[4]) wird nun ein großes Mädchen, die schon viele Lieder, Ge-

[1]) Schwester ihres Vaters: Christine Mitgau, verheiratet an den Justizrat Lindau, lebte zuletzt in Halle.

[2]) am 18. Januar 1819 starb des Pastors Mitgau Frau, Henriette geb. Lafontaine, nach langjährigem, unheilbaren Siechtum.

[3]) geb. 9. März 1817, † 1856.

[4]) geb. am 25. Februar 1816, heiratet 1839 Prof. Moritz Fleischer; sie stirbt in Dresden 1882.

schichten und dergleichen auswendig kann und ihrem Großvater schon artig die Zeit vertreiben wird. Hermann[1]) ist zwar sehr klein und spärlich (was ich seiner Ammen schuld gebe), doch ein sehr kluger junge, der ganz fertig spricht und in Wissen Sophie nichts nachgiebt. Die kleine Kläre ist ein großes starkes Kind, die immer im Lachen begriffen ist und die uns noch keine angstvolle Stunde verursacht hat; doch werde ich nach Ostern einige unruhige Tage haben, da sie ihre Amme verliehrt. Überhaupt wird dieses eine schwere Zeit für mich, da ich meine beiden Mägde verliehre (die eine, Hermanns gewesene Amme, heyrathet) und zwey neue bekomme, die beide fremd hier in Halle sind. — Was meine hiesigen Eltern betrifft, so haben wir sehr große Angst um die Mutter ausgestanden, die nun schon seit vier Wochen bettlägerig ist, doch jetzt sehr auf der Besserung. Sie hatte heftige Magenkrämpfe und so heftig, daß diese die Gelbsucht nach sich zogen. Welcher harte Schlag wäre es für den Vater und mich gewesen, wenn wir noch diesen Verlust hätten leiden müssen! —

Ich habe Dir auch ein paar Gäste anzukündigen, die sich sehr freuen darauf, Dich wiederzusehen: den Professor Jacobs, einen Bekannten von Dir, wenn Du Dich noch seiner erinnerst, hier vom Pädagogium, und meinen Schwager Hermann [Niemeyer], die beide eine Reise nach Cassel machen und dann über Seesen zurückkommen. Heute sind sie abgereist und werden nach ihrer Rechnung ohngefähr Sonntag über acht Tage oder Montag bey Euch ankommen, vielleicht auch schon einige Tage früher oder später. Der Professor Jacobs macht hier sehr viel Epoche unter den Studenten, da er ein überaus kluger und gelehrter Mann ist, der eine Menge allgemeine Kenntnisse besitzt. Er wird gewiß sehr bald einen ausgebreiteten Ruf bekommen. —

Noch einen Verlust hätten wir fast in unserer Familie erlitten und zwar den meines Schwagers Max [Niemeyer], der

[1]) geb. 15. September 1818, † 1859.

vor 5 Wochen eine Lungenentzündung hatte und einige Tage ganz ohne Hoffnung dalag, bis ihn ein Aderlaß rettete. Du kannst denken, was das für ängstliche Tage waren, da es kürzlich eine ähnliche Trauer gewesen war.

Ich habe Jacobs keinen Brief mitgegeben, weil ich mir vornahm, früher zu schreiben, um Dir die Gäste anzumelden, denen ich einen freundlichen Empfang von Dir mit Bestimmtheit zusichern konnte, da ich Deine große Gastfreyheit kenne; indeß werden sie Dir recht viel von uns erzählen und ich hoffe dann von ihnen auch recht viel zu erfahren.

Von Mosje Luis [Mitgau] hört und sieht man nichts. Es ist doch recht unbrüderlich, daß er so ganz schweigt; zur Strafe nun auch keinen Gruß an ihn. Lina und ihre Kinder grüße herzlich von uns, und mein Mann, der sich Dir aufs kindlichste empfiehlt, läßt sich sehr nach seinen Pathen und dessen Nahmen erkundigen. Ich hoffe mit der Länge des Briefes bist Du zufrieden und so will ich für heute schließen. Lebe wohl lieber Vater,

Tausend Grüße und Küsse von Deiner Tochter

Louise

[Auf der 4. Seite:]

Dem Herrn Prediger Mitgau

in Seesen

Wappensiegel Niemeyer; im Schilde von einem Arm gehalten, 3 Ähren, gekrönt von 3 Ähren. —

4 Seiten 8°, 3 beschrieben, vergilbt; im Besitz von Amtsgerichtsrat Mitgau in Blankenburg a. Harz.

III.

Neujahrsbriefe der Kinder der Luise Niemeyer an den 84jährigen Großvater Ernst Georg Mitgau in Seesen[1]).

Greifswald, 7. Jan. 1838.

a)

Ich kann, mein inniggeliebter Vater, die Briefe der Kinder nicht abgehen lassen, ohne sie wenigstens mit einigen Zeilen zu begleiten, welche Ihnen sagen sollen, daß auch ich Ihrer fortwährend mit inniger Liebe gedenke und daß ich mit den Bitten der Kinder, Sie wieder einmal bei uns zu sehen auch die meinigen verbinde. Wahrscheinlich haben die Kinder Sie von unserem jetzigen Thun und Treiben hinlänglich in Kenntniß gesetzt, und ich kann mich daher aller Berichterstattung enthalten. Nur das Eine muß ich bemerken, daß meine gute Frau, welche sich bei den Weihnachtsarbeiten zu sehr angestrengt hat, seit einigen Tagen wieder an ihren nervösen Kopfschmerzen leidet und schon seit vorgestern das Bett hütet, daher sie sich begnügen muß, Ihnen durch mich die freundlichsten Grüße und Bitten um Ihren Besuch sagen zu lassen. — Möchten diese Briefe Sie wenigstens dahin bestimmen, uns auch wieder einmal einige Nachricht von Ihnen zu geben. Auch von meinem guten Louis und Linchen[2]), die ich beide herzlich zu grüßen bitte, möchte ich so gern wieder einmal Nachricht bekommen, und wünsche, daß dieselben in jeder Beziehung günstig ausfallen mögen — Mögte bei Ihnen das alte Jahr besser geschlossen haben als in meiner Familie; denn wenn es die Kinder Ihnen nicht schon gesagt haben, — wir beweinen den Tod meines lieben Bruders Eduard in Magdeburg, der im verflossenen Dezember — freilich nach langem Kränkeln erfolgte — und der

[1]) Er starb bereits einige Wochen später: am 26. März d. J.

[2]) Linchen ist Karoline Pagendarm geb. Mitgau in Braunschweig, Louis-Ludwig Mitgau, Amtsrichter in Gandersheim.

uns alle, besonders aber meine Mutter, in die tiefste Betrübniß versetzt hat — Als ich im Sommer 1836 in den böhmischen Bädern war, hielt ich mich auch drei Tage in Prag auf, und zwar bei den Cousinen Lafontaine[1]), welche mich durchaus nöthigten, bei ihnen zu logieren. Es sind gute, brave und fromme Mädchen; ich habe ihnen viel von der ganzen Familie, auch von Ihnen erzählen müssen. Sie leben aber ganz von Handarbeit in höchst beschränckten Verhältnißen, und ich habe ihnen von Zeit zu Zeit einiges zur Unterstützung gesendet, stehe auch fortwährend mit ihnen in Korrespondenz, und erwarte gerade jetzt wieder einen Brief, da sie nie versäumen, mir zum neuen Jahre zu gratulieren. Möchte ich doch etwas Wesentliches zu ihrer Erleichterung thun können!

Ich schließe mit den besten Wünschen für Ihr und aller der Ihrigen Wohl und wiederhole meine obige Bitte sowie die herzlichsten Grüße an Louis und Linchen nebst ihren Ehegatten. Mit der herzlichsten Liebe

Ihr treuer Sohn
A. Niemeyer

b)

Greifswald, 2. Jan. 1838

Der Anfang des neuen Jahres, bester Großvater, erinnert uns an eine liebe, wenn auch lange verschobene Pflicht, und gerne möchten wir die Wünsche, die wir bei dem neuen Zeitabschnitte für Dein Wohl hegen, auch aussprechen, und Dir unsere Liebe und Theilnahme an Deinem Wohlergehen beweisen. Hoffentlich hast Du das neue Jahr mit der kräftigen Gesundheit angetreten, der Du Dich bisher zu erfreuen hattest, und der Himmel gebe, daß Dir so noch manches

[1]) Sie sind Töchter des Malers Karl L. in Prag, des älteren Bruders von August L., des Romanschreibers in Halle, und der Henriette Mitgau geb. Lafontaine.

Jahr glücklich entschwinden möge in dem Kreise derer, denen es gegönnt ist, Dir immer nahe zu sein. Aber auch wir hoffen, Dich in diesem Jahre auf einige Zeit in unserer Mitte zu haben, wenn Du Dein Versprechen, was Du uns bei Deiner Abreise gegeben hast, erfüllen willst, und uns diesen Sommer besuchst. Wir wollen, was wir können, aus vollem Herzen dazu beitragen, Dir Deinen Aufenthalt angenehm zu machen, und die Liebe Deiner Kinder und Enkel wird Dir die Beschwerden der Reise suchen vergessen zu machen. Unser Großvater möchte Dich auch gern einmal wiedersehen und spricht oft mit vieler Theilnahme von Dir. Er befindet sich jetzt recht wohl, obgleich er im verflossenen Jahre öfter unangenehme Anfälle von Krankheit hatte, die uns große Besorgniß erregten, jedoch jetzt sind sie lange ausgeblieben. Er hat schon seit einem halben Jahr seine treue Gesellschafterinn, die freudliche immer lustige Cordula, deren Du Dich vielleicht noch erinnerst, nicht mehr bei sich, denn die hat sich mit einem Oberförster am Rhein verheirathet, mit dem sie schon lange verlobt war; nach ihren Briefen zu urteilen leben sie sehr glücklich und zufrieden zusammen. Auch der Secretair Ziem nebst Frau und Sohn, mit denen Du hier einmal eine Parthie aufs Land machtest, befinden sich sehr wohl und haben sich noch vor kurzem Deiner erinnert.

Wir befinden uns bis auf Husten und Schnupfen alle recht wohl und Du würdest Deine Freude daran haben, wenn Du die Kleinen jetzt sähest, wie sie soviel größer und verständiger geworden sind. Sie haben Dich aber alle noch recht gut in Erinnerung. Sogar das kleine Rickchen spricht oft vom „Großpapa mit der Brille", wie sie Dich zum Unterschiede vom Großvater hier nannte. Sie läßt Dich grüßen und wenn sie erst etwas wird schreiben können, wird sie es gewiß nicht unterlassen.

Nun, lieber Großvater, muß ich mein Blatt an Konraden abtreten und sage Dir ein herzliches Lebewohl. Behalte ein bischen lieb

Deine Dich liebende Enkelin

Clara Niemeyer

c)

Greifswald, 2. Jan. 38

Lieber Großvater.

Du mußt es entschuldigen, daß noch immer kein Brief von uns angelangt ist, wir haben Dir schon so lange alle einmal schreiben wollen, aber nie sind wir dazu gekommen; auf einmal hieß es, Vater und alle Geschwister schrieben an Dich und da konnte ich doch nicht zurück bleiben. Ich wünsche Dir viel Glück zum neuen Jahr und es sollte mich sehr freuen wenn Du recht bald mal zum Besuch hierher kämest. Es ist hier schon recht kalt und ich besuche täglich mit meinen Schlittschuhen das Eis.

Dein Dichliebender
Konrad.

d)

Mein lieber Großvater!

Du denkst gewiß, wir haben Dich längst vergessen, weil wir Dir noch garnicht geschrieben haben, aber dem ist nicht so; wir hängen noch immer mit derselben Liebe an Dir, wie damals, als Du bei uns warst. —

Liebes Großvaterchen, nimm meinen herzlichsten Glückwunsch zum neuen Jahre, und lebe noch recht lange! — Aber Du hast ja Dein Versprechen nicht gehalten, Du wolltest ja zu des Großvaters Jubiläum kommen, und selbiges mit uns feiern? Es war recht schade, daß Du nicht zugegen warst, und Dich mit uns freuen konntest! Nun besuchst Du uns doch nächsten Sommer? —

Ach mein liebes Großväterchen, Du kannst Dir nicht denken, wie reich wir zu Weihnachten beschenkt sind! Wir bekamen immer einen Juhlklapp über den anderen. Und nun erst am Weihnachtsmorgen, da hättest Du die Pracht sehen sollen! Vier Christbäume brannten, daß einem fast die Augen geblendet wurden; kurz wir haben das Fest sehr fröhlich verlebt. Jetzt adieu mein Großvaterchen, und denke zuweilen an Deine Dichliebende Enkelin

Franzisca Niemeyer

e)

Lieber Großvater.

Wenn auch gleich unser Wunsch zum neuen Jahre etwas spät nachkommt, so ist er darum nicht weniger herzlich, mein lieber Großvater. Nein, wir haben recht oft und viel an Dich gedacht, und besonders am Weihnachtsfeste wünschten wir Dich in unsere fröhliche Mitte.

Mein Wunsch zum neuen Jahre, liebes Großvaterchen ist, daß Du noch eine lange Reihe von Jahren glücklich in dem Kreise Deiner Dichliebenden Verwandten leben mögest, und auch uns nicht vergißt, die wir Dich von ganzem Herzen lieben.

Wir sind zu Weihnachten alle recht reich beschenkt worden. Mir machte besonders ein neuer Mantel viele Freude, und Sophie hat wohl die größte gehabt, da sie das Bild von ihrem Bräutigam[1]) erhielt, welches uns allen sehr große Freude gemacht hat, da es so sehr ähnlich ist.

Nun will ich Dir aber Lebewohl sagen, lieber Großvater, da mein Blatt zu Ende ist. Dies thue ich mit dem Wunsche, daß Du uns recht bald einmal wieder mit Deinem lieben Besuche erfreust.

Deine Enkelinn Auguste.

f)

den 9ten Januar 38.

Es ist schon lange her, mein lieber Großvater, daß wir gegenseitig keine Nachrichten von einander erhalten haben, und an uns allein ist die Schuld, die wir Deinen lieben Brief, nach Deinem Greifswalder Besuche, nicht beantwortet, und Dir unsern herzlichsten Dank dafür gesagt haben. Kein Fest als das Neujahrsfest, ist wohl aber mehr dazu geeignet, das Versäumte nachzuholen und alle Fehler wieder gut zu

[1]) D. Moritz Fleischer, Lehrer am Pädagogium zu Halle, den sie am 5. April 1839 in Greifswald heiratete.

machen, und darum kommen heute alle Deine Greifswalder Enkel mit freundlichen Glückwünschen und Grüßen, und Jeder will sich dem lieben Großvater wieder in das Gedächtniß zurückrufen, wenn er durch eigene Schuld etwas in den Hintergrund getreten ist. Wenn aber auch die brieflichen Mittheilungen unter uns gefehlt haben, so hat doch die Erinnerung nicht geschwiegen, und jene schöne Zeit, die wir mit Dir verlebt haben, wird von Jedem treu im Herzen bewahrt, und wir alle wünschen, daß sie noch einmal wieder kommen möge, um uns noch einmal zu erfreuen. Im Winter ist nun freilich wenig Aussicht dazu, aber der Sommer macht vielleicht wahr, was man sich jetzt nur als sehr hübsch ausdenken kann. Das Weihnachtsfest hast Du wahrscheinlich in Braunschweig zwischen Deinen Kindern und Enkeln fröhlich zugebracht, wie es auch bei uns an Jubel und Freude nicht gefehlt, wie es ja auch in einer so großen und kinderreichen Familie nicht anders sein kann. Am Heiligen Abend waren wir bei unserem hiesigen Großvater, der wieder, wie immer für unser Vergnügen reichlich gesorgt hatte, und auch die übrigen Festtage brachten wir nur in unserer Familie, aber sehr zufrieden, zu. Freilich hätte es für uns Erwachsenen noch ein schöneres Fest sein können, wenn wir nicht grade in diesen Tagen die traurigsten Nachrichten aus Magdeburg über Onkel Eduard erhalten hätten. Zu Dir, lieber Großvater, wird auch wohl schon die schmerzliche Kunde von seinem Tode gekommen sein und Du wirst den wärmsten Anteil an unser aller Schmerz genommen haben. Es ist ein sehr, sehr trauriger Fall, den man nicht genug beklagen kann! Die arme Großmutter ist bei seinem Tode gegenwärtig gewesen und hat die traurige Pflicht erfüllt, noch ihres geliebten Sohnes letzten Willen auszuführen. Sie hat von 15 Kindern nun schon das neunte begraben, und ihr starkes Gottvertrauen gehört dazu, um es mit solcher Ergebenheit zu tragen. Bis jetzt ist sie noch in Magdeburg, doch wird sie in 8 Tagen schon nach Halle zurückkehren und die älteste Tochter mit sich nehmen, die den Verlust ihres Vaters

wohl am tiefsten und schmerzlichsten betrauert; er hat seine Krankheit gleich als eine tödtliche erkannt, und so seinen Tode auf das bestimmteste, aber auch mit der größten Fassung entgegengesehen. Daß er nicht noch mehr gelitten hat, wie es seine Ärzte befürchtet haben, dafür müssen wir Gott noch danken, obgleich uns sein so unvorgesehener frühzeitiger Tod tief erschüttert hat.

Bei uns hat der Winter auch mancherlei Unwohlsein gebracht. Wir sind alle nach der Reihe krank gewesen, doch scheint es nun ein Ende haben zu wollen. Der Großvater, der sich Deiner noch mit vieler Liebe erinnert, und sehr oft den Wunsch ausspricht, Dich noch einmal wiederzusehen, hat sich diesen Winter wohler befunden als wir hoffen durften, da er im Herbste viel an Brustbeklemmungen litt und besonders die Nächte davon gestört wurde. Gott sei Dank befindet er sich aber jetzt so gut, daß er seinen mannigfachen Geschäften ganz vorstehen kann. Sein Jubiläum, was doch natürlich viel Aufregung und Störung seiner gewohnten Lebensweise mit sich brachte, ist glücklich überstanden, und so hoffen wir, daß er sich noch recht lange einer dauerhaften Gesundheit erfreuen möge. Du liebster Großvater bist gewiß auch noch immer der rüstige, stattliche Mann, dessen Aussehen uns auch nur erwarten ließ, daß es noch lange so bleiben würde. Die Pflege Deiner Kinder und Enkel in Braunschweig[1]) — denn dort denke ich mir Dich am liebsten — wird Dir gewiß gut thun, und wir alle können nur wünschen mit ihnen öfter abwechseln zu können!

Von unserem Hermann werden dir die Kinder wohl schon sämtlich berichtet haben, da er ein sehr angenehmes Thema für sie ist, wie es den Entfernten darinn weit besser als den Dableibenden geht. Du wirst Dich aber mit uns freuen, daß alles so glücklich ausgefallen ist und daß er in Verhältnissen lebt, die seiner Thätigkeit so angemessen und so vollkommen zu seiner Zufriedenheit sind. Wenn ich Dir nur auch so von

---

[1]) bei seinem Schwiegersohne Pastor Pagendarm.

meinen Hoffnungen sagen könnte! So glücklich ich mich auch hier bei Eltern und Geschwistern fühle und so zufrieden ich sein kann, so ist es doch auch natürlich, daß ich mich nach jener Zeit sehne, wo ich mit meinem Bräutigam vereinigt sein werde, da die Trennung doch fast gar zu schwer zu ertragen ist und sie noch schwerer dadurch wird, daß ich nicht allein dabei leide, sondern daß Fleischer beinahe noch mehr als ich danach verlangt. Geduld ist da nun immer das Beste, und die habe ich auch gewiß, wenn es nur nicht gar zu lange dauert.

Nun, mein lieber guter Großvater, schließe ich mit den herzlichsten Grüßen an Pagendarms, Groß und Klein, an jeden einzelnen von ihnen denke ich oft und gern zurück, wie mir der Aufenthalt bei ihnen immer eine sehr liebe Erinnerung bleiben wird. Dir, mein lieber Großvater, lege ich noch einmal die Bitte ans Herz, uns bald einmal wieder mit Deinem Besuche zu erfreuen und bis dahin ein freundliches Andenken für uns alle zu bewahren. Lebe recht froh und heiter und nimm den herzlichsten Kuß

von Deiner treuen Enkelinn

Sophie

Familientreffen.

Das Ergebnis meiner Umfrage vom Juli 1935 wegen Beteiligung an dem im vorigen Stück der Familiennachrichten angekündigten Familientag in Halle ließ zu meinem großen Bedauern die Ausführung des Planes nicht angebracht erscheinen.

Um dennoch nach meinen Kräften für den Zusammenhalt zu sorgen, habe ich „An die in Berlin wohnenden Angehörigen des Geschlechtes Niemeyer-Halle" folgendes Schreiben gerichtet, dem die nachstehende Liste mit den Anschriften der Berliner Familienmitglieder beigefügt war:

Berlin-Schlachtensee, Oktober 1935
Eitelfritzstraße 21

Liebe Verwandte

Der Plan, den für den 6. Oktober d. J. in Aussicht genommenen fünften Familientag abzuhalten, hat sich leider als nicht ausführbar erwiesen. Es ist der Vorschlag gemacht worden, unter diesen Umständen ein Familientreffen in Berlin stattfinden zu lassen. In Verfolg dieses Gedankens bitte ich,

am Sonnabend, den 26. Oktober, nachmittags 4 Uhr

im Landhaus Dahlem (gegenüber dem U-Bahnhof Podbielski-Allee) sich einzufinden, Alt und Jung.

Ein Imbiß (Kaffee, Tee, Schokolade, Kuchen) für etwa RM. 1,20 wird vereinbarungsgemäß vom Wirte bereitgehalten.

Ich bitte um baldige Antwort.

Euer

Kurt Niemeyer.

Liste der in Berlin wohnenden Angehörigen des Geschlechtes Niemeyer-Halle[1])

vom Stamm Franz Anton:

Dr. med. Otto Niemeyer, Frau Friedlinde und Kinder, Friedlinde, Lore, Hans (Potsdam, Am Kanal 12)

Frau Else Boroffka-Niemeyer, Fotographin, Söhne Alexander und Olaf (Potsdam, Spandauer Str. 2a)

Studienreferendar Erwin Boroffka, Frau Charlotte geb. Niemeyer und Hartmut (Berlin SW 29, Zossener Str. 55).

Hilde Niemeyer, Leiterin am Städt. Kindertagesheim (Berlin-Köpenick)

Pastor Otto Großmann und Frau Helene geb. Fleischer, Frl. Marie-Lene Großmann, Gerichtsassessor Heinz Jürgen Großmann (Berlin-Zehlendorf, Schützallee 135)

Major Fritz Recke und Frau Eva geb. Niemeyer und Eva-Dörte (Berlin-Steglitz, Leydenallee 39)

Frl. Margarete Niemeyer, Frl. Agnes Niemeyer (Potsdam, Bismarckstraße)

Frl. Clara Niemeyer (Prenzlauer Allee)

vom Stamm Carl Eduard:

Professor Dr. Theodor Niemeyer (Berlin-Dahlem, Heydenstr. 32)

Architekt Johannes Niemeyer und Frau Hella, Hellmut, Heinke, Veronika, Volker (Neu-Babelsberg, Steinstr. 46)

Dr. Annemarie Niemeyer (Berlin-Grunewald, Königsallee 37a)

Maler Otto Niemeyer, Frau Anneliese und Peter (Berlin-Friedenau, Handjerystr. 17)

Elisabeth Dibbern geb. Vollbrandt, Frauke, Elke, Sunke (Berlin-Grünau, Polkwitzer Straße)

Hans Hennecke und Frau Gerda (Berlin-Wilmersdorf, Nikolsburger Str. 10)

---

[1]) mit Ausnahme der Kinder unter 6 Jahren.

vom Stamm Hermann Agathon:

Kaufmann Max Kühnen und Frau Elisabeth geb. Voelkel (Berlin-Nikolassee, Beskidenstr. 17)

vom Stamm Pernice:

Frau Gertrud Claussen von Finck geb. v. Jacobi, Regierungsrat Kurt Claussen von Finck (Berlin W 35, Friedrich-Wilhelm-Str. 12)

Oberst Johannes v. Jacobi (Berlin W 35, Friedrich-Wilhelm-Str. 12)

Präsident Gottfried v. Jacobi (Berlin-Friedenau, Kaiserallee 136)

Oberstleutnant Hans Kamecke und Frau Anneliese geb. v. Jacobi (Berlin-Grunewald, Friedrichsruher Str. 30)

Generalmajor Eugen Poser (Berlin-Charlottenburg, Dahlmannstraße)

Major Erich Poser, Frau Gertrud und Klaus (Berlin-Steglitz, Plantagenstr. 22)

Werbeleiter Cord v. Einem und Frau Gerda geb. v. Jacobi (Berlin-Friedenau, Stubenrauchstr. 38)

Dr. med. Herbert Pernice und Frau Luise (Berlin SO 36, Kiefholzstr. 402)

vom Stamm Niemeyer-Wolff-Wegener:

Paul Wegener und Familie (Am Karlsbad)

Professor Wilhelm Gerstel und Frau Christine geb. Naubereit (Berlin-Grunewald, Falterweg 35)

Frau Professor Gutzeit (Berlin-Lankwitz, Beethovenstraße 27)

vom Stamm Johann Anton:

Bürobeamter August Heine und Familie (Berlin N 58, Schliemannstr. 6)

Der Plan fand freudige Zustimmung. Von den über 60 Berlinern waren am 26. Oktober 42 Verwandte versammelt. Die Kinder stellten die Hälfte aller Anverwandten. Liese und Dörte Niemeyer, aus Kiel, die auf Besuch in Berlin weilten, waren hochwillkommene Gäste. Das Zusammensein erhielt schnell den Charakter einer häuslichen Feier, wozu die blumengeschmückten Bilder des Kanzlers und der Kanzlerin und die einführenden Verse im Busch-Stil, die Volker Niemeyer zur Erklärung der Einteilung nach „Stämmen" sprach, beitrugen. Nach meiner Begrüßungsansprache ergriffen im Laufe des Nachmittags das Wort mein Bruder Theodor, der aus seinen Forschungen heraus über unsere Vorfahren sprach und sich dann besonders dem Tische der jüngsten Generation zuwandte, und Gottfried v. Jacobi. — Alte Freundschaften wurden bekräftigt, neue Bekanntschaften wurden geschlossen. Man nahm Abschied voneinander in der frohen Hoffnung, das Familientreffen im Sommer in einem der Gärten zu wiederholen.

Kurt Niemeyer

Zuwachs, Verlust und Entwicklung in den einzelnen Familien der Gegenwart.

Ich habe in diesem Jahr von einer Umfrage abgesehen und beschränke mich im folgenden auf die Mitteilungen, die ich ohne meine Anfrage erhielt.

Kurt Niemeyer

Stamm Wilhelm Hermann: Dr.-Ing. Joachim Tuercke (XIII 20) zeigt seine Verlobung mit Rose-Marie Wundenburg an.

Stamm Franz Anton: Nach schwerer Krankheit verschied im 45. Lebensjahr Franz Paul Boroffka (XII 48) am 20. September 1935. — Erwin Boroffka (XII 50) hat seine Studien mit Ablegung des Studienassessor-Examens beendet. Er hat einen Posten an der Staatlichen Hochschule für Musikerziehung und Kirchenmusik. — Dem Ehepaar Fritz und Eva Recke (XII 54) wurde am 28. November 1935 eine Tochter geboren. Fritz R. ist ans Reichswehrministerium berufen und wohnt jetzt mit seiner Familie in Berlin-Steglitz, Leydenallee 39.

Stamm Karl Eduard: Professor Dr. Theodor Niemeyer (XI 89) hat sich von seinem Sohn Architekt Johannes Niemeyer ein Landhaus in Berlin-Dahlem, Heydenstr. 32 bauen lassen. — Brigitte Niemeyer (XII 85b) hat eine Anstellung als Tänzerin am Stadttheater Duisburg erhalten. — Dr. med. Jürgen Vollbrandt ist als Amtsarzt mit dem Titel Medizinalrat nach Fritzlar berufen. — Dem Ehepaar Hans und Gerda Hennecke (XII 73) wurde am 26. April

1935 ein Sohn geboren, der den Namen Gert erhielt. — Dem Ehepaar Rolf und Inge Krawehl wurde Juni 1935 ein Sohn geboren (XII 92). — Dem Ehepaar Walter und Angela Hennecke wurde am 7. November 1935 ein Sohn geboren (XII 74). —

Margarete Kellermann (XII 65) ist mit ihrer Tochter Helga nach Berlin-Südende gezogen. Helga beginnt Ostern ihre Ausbildungszeit zur Pfarrgehilfin. Dr. Walter Geffcken (XIII 62) habilitiert im Oktober 1935 an der Universität München teilt mit, daß ihm und seiner Frau Erika geb. Pürckhauer am 13. Februar 1936 ein Sohn — Hermann — geboren wurde.

Stamm Hermann Agathon: Die Hochzeit von Margarete Niemeyer (XII 102) und Dipl.-Landwirt und Privatdozent Dr. Heinz Roth fand am 12. März 1935 statt. — Eduard Stephan Widmann (XIII 69 b) hat sein Doktorexamen gemacht. — Nach kurzem schweren Leiden entschlief Käte Nasemann (XI 197) am 16. August 1935 in Kösen. — Nach langem Leiden entschlief Minna Niemeyer geb. Jawe, Gattin von Hans Niemeyer (X 54) am 19. Dezember 1935 in Bielefeld. — Marie Niemeyer geb. Kuno, Gattin von Felix Niemeyer (XI 60) verschied, nachdem sie ihren 80. Geburtstag gefeiert hatte, Februar 1936 in Königsberg.

A:1478

Familien-Nachrichten

für das

Geschlecht Niemeyer (Halle)

Neue Folge der Familien-Nachrichten für die Nachkommen A. H. Franckes

Sechzehntes Stück



Halle (Saale) 1939

Francksche Stiftungen
Haupt-
Bibliothek
Halle/Saale
20, 212-16
A: 1478



Kurt Niemeyer

* Duisburg, 16. September 1859, † Berlin, 28. Dezember 1936

†

Am 28. Dezember 1936, abends 10 Uhr, entschlief sanft an Altersschwäche in seinem 76. Lebensjahre unser geliebter Bruder

Kurt Niemeyer

der treue Fürsorger für den Zusammenhalt unserer Familien und unserer Stämme, der Schützer und Helfer dreier Generationen, welche ihm vertrauten.

Dr. Theodor Niemeyer,
Berlin-Dahlem
Dr. Viktor Niemeyer,
Essen-Ruhr
Hildegard Vollbrandt,
Essen-Ruhr
Marga Schönherr
Essen-Ruhr

Rede zur Trauerfeier für Kurt Niemeyer

am 2. Januar 1937 von Pastor Wilhelm Anz.

Psalm 16, 6:
„Das Los ist mir gefallen aufs lieblichste,
mir ist ein schön Erbteil geworden".

Liebe Leidtragende!

Diese Worte laßt uns jetzt nehmen wie eine Unterschrift unter das Leben des Entschlafenen, wie ein dankbares und starkes Bekenntnis aus dem Munde dessen, um den wir trauern, als um den Bruder, den Onkel, den Freund, den wir verloren haben.

Er hat das Erbteil einer alten, stolzen, tüchtigen Bürgerfamilie zu verwalten gehabt, des Hauses Niemeyer, und wir wissen, daß er es mit Stolz und Freude verwaltet hat. Wenn das Wort eines seiner Ahnen: „Nur für sich leben, ist gar nicht leben" Recht hat, wenn das gleichbedeutende Bibelwort: „unser keiner lebt ihn selber" vom rechten Christen gilt, er hat sie beide wahr gemacht in hingebendem Dienst für das Ganze, für die große weitverzweigte Familie, mit der er durch Blut und Herz verbunden war. Wer in seine Studierstube eintrat, in diese Stube, deren Wände bedeckt waren mit Bildern von Musikern und Ahnen, der bekam sofort einen starken Eindruck: hier wohnt einer, „der seiner Väter gern gedenkt" und der zugleich als der Väter Erbe ein kostbares musikalisches Erbteil hütet und hegt. Mir ist ein schön Erbteil worden. Und noch ein drittes sahen wir in ihm verkörpert: Die helle Lust, mit der er Gottes weite Welt schaut und in seine schönheitsdurstige Seele aufgenommen hat. Er war ein Genie im Planen und Durchführen von Reisen, und wie gern haben wir uns von ihm berichten lassen. So hat er ein schönes, reiches Leben gehabt mit seiner Gattin zusammen, die Haus und Garten und Welt, Natur und Kunst verständnisvoll mit ihm genoß. „Das Los ist mir gefallen aufs lieblichste".

Einen Bruch hat es wohl in sein Leben gebracht, als er vom Dienst der Kunst zum Lehramt übergehen mußte, aber er hat

auch da sein ganzes warmes Herz hineingelegt. Wer ihm in die hellen, energischen von buschigen Brauen überwölbten Augen hineinschaute, wer seinen scheinbar so grimmig gesträubten Schnurrbart ansah, der ahnte freilich manchmal wohl nicht, was für ein gütiger, froher, kinderlieber Mensch in ihm steckte. So hat er auch dieser Seite seines Lebens froh werden dürfen: „Das Los ist mir gefallen aufs lieblichste, mir ist ein schön Erbteil geworden". Freilich sind auch über ihn gekommen, die Tage, von denen Du wirst sagen: „sie gefallen mir nicht." Das fing an mit dem Tage, wo er die Lebensgefährtin, die mit ihm 34 Jahre in gleichem Schritt und Tritt gewandert war, hingeben mußte. Und dann hat sich das Alter immer lähmender und drückender auf ihn gelegt. Aber Gott hat ihm auch die treue Hausgenossin gegeben, die ihn die letzten Jahre mit freundlicher Sorge umhegt hat[1]). Und dann hat er ihm ein leises friedliches Einschlafen geschenkt, das aller Not und aller Last ein Ende bereitet hat.

In religiöser Hinsicht ist er ein Suchender gewesen. Er ist mehr und mehr ein Findender geworden. Und nun ist er hinübergegangen, um das große, letzte Erbteil anzutreten, von dem Goethe spricht:

„Hier winden sich Kronen
In ewiger Stille,
Die werden mit Fülle
Die Tüchtigen lohnen:
Wir heißen euch hoffen."

77 Jahre voll Arbeit und Freude, und am Schluß ein schönes, friedevolles Ende, wahrlich ja „das Los ist ihm gefallen aufs lieblichste, ihm ist ein schön Erbteil geworden!" Und lassen wir ihn gehen in das Land, von dem Paul Gerhardt singt:

„Da will ich herrlich singen
Von Deinem großen Tun
Und frei von schnöden Dingen
In meinem Erbteil ruhn.

[1]) Fräulein Anni Kosuch.

Kurt Niemeyer

geb. 16. September 1859, gest. 28. Dezember 1936.

Ein Nachruf

von Victor Niemeyer.

Es wird nicht viele unserer Sippe geben, die Kurt Niemeyer, den „Bannerträger des Familiensinnes der ganzen Sippe", als der er bei seinem 75. Geburtstag gefeiert wurde, nicht gekannt haben, die diesen Liebenswürdigsten und Bescheidensten seines engeren Stammes nicht geschätzt und geliebt haben, die nicht in sein stilles Heim in Schlachtensee eingekehrt und innerlich bereichert hinausgegangen sind. — Daß in diesem Hause einer wohnte, dem die Familienforschung Lebens-Inhalt war, wurde der Besucher bald gewahr. Die Wände bedeckt mit Bildern, Stichen, Photographien der lebenden und vergangenen Generationen bis ins sechste und siebente Glied. Dazu eine Dokumentensammlung, in der jeder Niemeyer-Stamm und seine weiblichen Linien ein Fach hat, und für den Einzelnen Mappen, in der seine Lebensdaten und alles, was er je geschrieben hat oder über ihn geschrieben ist, mit peinlicher Sorgfalt verzeichnet ist. Dies Familienarchiv war und ist eine Fundgrube für die „Familien-Nachrichten" auf Jahrzehnte hinaus und enthält alles Material für eine Familien-Geschichte des Stammes. Es ist die Frucht eines jahrzehntelangen Studiums aller erfaßbaren Quellen der Familientradition, der Kirchenbücher in den Ortschaften Niedersachsens, in denen unsere Ahnen gesessen haben und einer umfangreichen Korrespondenz mit der ganzen Familie, forschend, fragend, teilnehmend, mitteilend. Wer immer aus der Sippe, — geladen oder ungeladen — bei Kurt Niemeyer einkehrte, war ein willkommener Gast, mit dem sich — wie fern auch der Grad der unmittelbaren oder angeheirateten Verwandtschaft war, das verwandtschaftliche Du von selbst verstand. —

Daß Kurt Niemeyer die „Familien-Stammtafeln“ in ihrer, jetzigen Form besorgt und zusammen mit Hermann Niemeyer Halle, dem treuen Pfleger der Familien-Tradition, seit Jahrzehnten die „Familien-Nachrichten“ redigiert hat, ist bekannt.

Die Lebens-Arbeit von Kurt Niemeyer ist aber auch verpflichtend für die ganze Familie. Kurt Niemeyer hat es bei aller Bescheidenheit oft schmerzlich empfunden, daß von der engeren und weiteren Familie — mit einer Reihe Ausnahmen — seiner Lebens-Arbeit nicht genügend Verständnis und Unterstützung entgegengebracht wurde.

Nun stehen wir am Grabe und klagen.

Als sein dringender Wunsch, im Jahre 1935 einen Familien-Tag nach Halle zusammen zu berufen, nicht in Erfüllung ging, hat er es sich nicht nehmen lassen, auf eigene Faust ein Familientreffen in Berlin zu veranstalten, mit dem Erfolge, daß sich mehr als 40 Teilnehmer zu wertvollen Stunden zusammenfanden[1]).

Bei der Verfolgung des Lebens-Weges von Kurt Niemeyer begegnet man keinen äußeren Lebens-Erfolgen, keiner „Karriere“, keinen Titeln, keiner Ansammlung von Glücksgütern, — aber einem Leben von stiller, gewissenhafter Arbeit und dem Glück eines in sich ruhenden, wenn auch nicht sorgenfreien, friedsamen Daseins. — Kurt, der zweitälteste von fünf Brüdern und zwei Schwestern, war im gewissen Sinne ein Einzelgänger, der an den Nachwehen manchen körperlichen Ungemachs frühester Kindheit litt. Er war ein Vielleser, wußte von allem, was es in der Natur an Kräften und Mysterien gab mehr, als wir jüngeren Brüder und die gleichalterigen Kameraden. Keiner verstand sich wie er aufs Basteln, aufs „Zaubern“, „Drucken“ und sonstige „geheime Künste“! Als Tertianer fand er hohe Anerkennung seines Geographie-Lehrers durch die Herstellung einer physikalischen Karte von Deutschland, auf der die Gebirge ihrer genauen Höhe entsprechend mit gepreßtem Sand eingetragen waren und ein plastisches Bild der Landschaft gaben. So wie er konnte keiner den Weihnachtsbaum schmücken, die Krippe aufbauen und

[1]) Vgl. Familien-Nachrichten 15. Stück.

zum Nikolaus aus Steckrüben Schuhe für den Knecht-Ruprecht schnitzen. — Wir Jungens schliefen zu vieren in einem Schlafzimmer. Jeder sprach laut sein besonderes Abend-Gebet. Ich hörte immer mit besonderer Andacht zu, wenn Kurt betete: „Nun ruhen alle Wälder, Vieh, Menschen, Stadt und Felder, — Und nimm dein Küchlein ein, — Will Satan mich verschlingen, so laß die Englein singen, — dies Kind soll unverletzet sein." Der poetische Inhalt und die andachtsvolle Art, die ihm Kurt mit seiner weichen Stimme gab, hatten eine rührende Wirkung. Und dann führte Kurt das Wort, während wir bis zum Einschlafen schwatzten. Wir lauschten, wenn er von allem erzählte, was er inzwischen in seinen Büchern gelesen oder erfunden hatte. Als vierzehnjähriger wohl begann Kurt mit mineralogischen und geologischen Sammlungen. Ein ganzes Zimmer füllten schließlich seine Steine, darunter Ammonshörner vom Kleinsten bis zum Durchmesser eines halben Meters. Das war keine tote Sammlung, — sie war gegründet und geordnet mit einer tiefgehenden Sachkunde. —

Mit dieser geistigen Regsamkeit und Belesenheit standen gar nicht im Einklang die Schwierigkeiten, die ihm die Schule machte. Die Schulweisheit muß wohl nichts mit der Lebensweisheit zu tun haben. Kurt wurde mit der Schule nicht fertig oder vielleicht richtiger die Schule nicht mit ihm. Er ging deshalb mit der Obersekunda-Reife vom Gymnasium ab. Das praktische Arbeitsjahr vor dem Feuerofen der Kruppschen Fabrik sollte die Vorbereitung für das Hüttenfach-Studium sein. Die nahe Berührung mit den Lebens-Anschauungen und Sorgen des Arbeiters hat Kurt als einen hohen Gewinn dieser harten Arbeitszeit angesehen. Beruflich konnte sich die Arbeit nicht für Kurt auswirken, da an die Stelle des zunächst in Aussicht genommenen Hüttenfach-Studiums die Chemie trat, die Kurt an das Polytechnikum in Karlsruhe führte. Aber die Musik lockte ihn mehr als die Chemie. Schon in unserem Hausquartett ging Kurts Cello-Kunst über den Dilettantismus hinaus, und an des Vaters Künstlerhand wuchs sein musikalisches Können. In den musikalischen Kreisen in Karlsruhe, zu denen er freundschaftliche Beziehungen gewann, war er

bald ein gesuchter Quartett- und Solospieler. Er sattelte schließlich, als er des trockenen Tones der Chemie völlig satt geworden war, zur Musik um, trat nach weiterer musikalischer Vorbildung in das Bilse-Orchester in Berlin als Cellist ein, spielte in der Sommersaison im Rigaer Kurorchester und ließ sich schließlich als Cello-Lehrer in Krefeld nieder. Aber die Kunst nährte nicht den Mann und noch viel weniger die Frau, mit der er durchs Leben zu gehen gedachte.

Um ein sicheres wirtschaftliches Lebensfundament zu gewinnen, entschloß sich Kurt noch in vorgerückten Lebensalter zu dem Studium, das ihn in den bescheidenen aber sicheren Beruf des Volksschullehrers bringen sollte. Mit eisernem Fleiß und Energie machte Kurt noch in gereiften Jahren die erforderlichen Examina mit bestem Erfolg und wurde Lehrer am französischen Gymnasium in Berlin. Er war ein Lehrer und Erzieher von Gottes Gnaden, liebte seinen Lehrer-Beruf leidenschaftlich, war von seinen Schülern geliebt und von seinen Vorgesetzten geschätzt. In einer bevorzugten Stellung am französischen Gymnasium, wo seine überragende Allgemeinbildung bald erkannt wurde, brachte ihn das Wohlwollen des Provinzialschulrats Pilger, der, — einst sein Gymnasialdirektor in Essen, jetzt als Provinzialschulrat auch das französische Gymnasium betreute und zum Erstaunen des Lehrerkollegiums häufig in den Unterrichtsstunden von Kurt Niemeyer gastierte. Neben dieser Lehrertätigkeit gab Kurt einen ausgezeichneten Cello-Unterricht, für den er bis ins späte Alter hinein einen Schülerkreis hatte. —

Am 30. April 1896 führte Kurt Niemeyer Agathe Griebel zum Altar, die ihm die treueste Lebensgefährtin wurde, ihn in allen seinen Interessen und Arbeiten verstand und mittätig unterstützte. Als Freundin von Valerie Niemeyer (s. 3. St. der Familiennachrichten) hatte Kurt sie in dem gastlichen Hause von Paul Niemeyer (Stammtafel X 43) kennengelernt. Die Hochzeit in unserem elterlichen Hause stand unter dem Zeichen einer glückverheißenden Zukunft. Mit einem kleinen zusammengesparten Kapital erbauten Kurt und Agathe sich das Häuschen in Schlachtensee, das ihr Heim blieb bis an ihr Lebensende. Hier haben

Kunst und Familiensinn die Herrschaft gehabt. Ein gastfreies Haus, in dem Verwandte und Freunde zu jeder Stunde Anregung und Herzenswärme fanden, in dem wohl kein Tag ohne Musik verging. Mit seinem Freunde und Kollegen Mix verband ihn gleiche Weltanschauung und Berufsanschauung, — mit dem Nachbarn Maler Rudolphi freundliche Lebensgemeinschaft, mit der vortrefflichen Sängerin und Klavierspielerin Else Wygraf und den Geschwistern Hennecke (Enkel von Paul Niemeyer) mit seinem geliebten Streichquartett und manchen Anderen regelmäßiges Musizieren, mit Hedwig Brückner-Minßen, der Familie Adelbert Natorp, Frau Euting und vielen Anderen freundlicher Gedanken-Austausch. — Nie hat Kurt aufgehört, seine Beziehungen zu der Verbindung „Fidelitas", der er in Karlsruhe angehörte, zu pflegen. Die Verbindungsabende der alten Herrn der „Fidelitas" hat er regelmäßig besucht, mit seiner Frau an den großen Stiftungsfesten der Verbindung teilgenommen. Ein Kreis von lieben Bundesbrüdern stand ihm bis an sein Lebensende nahe und ehrte ihn an seiner Bahre. Zu meinen Kindern und mir stand Kurt in einem besonders nahen Verhältnis. Wir hatten Freud und Leid der Schule, zuletzt auf derselben Klasse, geteilt, in Kindheit und reiferer Jugendzeit Feld und Flur miteinander durchstreift, Ferien-Wanderungen durch das „Sauerland" gemacht, in Berlin als Studenten auf Kurts Bude uns ein kärgliches Abendbrot zubereitet und in dem strengen Winter 1884 Schlittschuhfreuden großen Stils auf der Fahrt über die Seen bis Potsdam genossen. Was für eine Freude war es auch, mit Kurt die Natur zu genießen, wie war er mit ihr verbunden, wie konnte er ihre Schönheiten in sich aufnehmen. In den letzten Jahren war das regelmäßige Ziel seiner Ferien-Reisen das „Walser Tal". Dort hatte er Karin Bergengrün und ihrer Schwester hilfreich zur Seite gestanden bei der Begründung einer Kinder-Erholungsstätte. Mit ihnen war er eng befreundet, und der „Großvater Kurt" war, solange er reisefähig war, alljährlich im ganzen von ihm geliebten „Walser Tal" ein wohlbekannter Sommergast.

Als ich im August 1914 als Kriegsfreiwilliger zu den Fahnen geeilt war und deshalb meinen Haushalt auflösen mußte, nahmen

Kurt und Agathe meinen ältesten, damals 7-jährigen Sohn Hans-Gert in ihr Haus. Den Segen dieses einjährigen Aufenthaltes in dem kleinen Hause in Schlachtensee, mit seiner Einfachheit und Erziehungskunst, preist Hans-Gert noch heute mit tiefster Dankbarkeit.

Seit langen Jahren waren Kurt und Agathe, und nach Agathes Tod Kurt alleine unsere Weihnachtsgäste. Wie die Schwalbe den Sommer, so zeigte Kurts Ankunft unseren Kindern die Weihnachtsstimmung an. Nur mit tiefer Wehmut kann ich an die fruchtbaren Weihnachtswochen vieler Jahre mit Kurt denken. Im Mittelpunkt aller seligen Weihnachts-Erinnerungen meiner Kinder wird das Bild des allzeit gütigen Onkels Kurt stehen. —

Von einem bezeichnenden Erlebnis will ich berichten, weil es Kurts ganze Seelengüte und seine Unabhängigkeit von irdischen Gütern beleuchtet. Groschen auf Groschen, Mark auf Mark gelegt hatten Kurt und Agathe sich ein kleines Kapital von einigen Tausend Mark zusammengespart. Sie legten es bei einer ihnen mündelsicher erscheinenden Beamten-Sparkasse an. Da, — wohl 1932, stellte die Sparkasse ihre Zahlungen ein und die Sparer wurden auf eine vielleicht mögliche Verteilung von Quoten ihrer Einlagen in der Zukunft vertröstet. Als mir Kurt diese betrübliche Mitteilung, die den Verlust seiner Ersparnisse bedeutete, machte, schlug er sich vor Freude auf die Knie und sagte mit strahlendem Gesicht: „Ist es nicht herrlich, ich habe vor einem halben Jahre 600,— RM abgehoben, um der Großnichte eine Erholung im Kinderheim im Walser Tal zu ermöglichen. Denk Dir, welch ein Glück, die 600,— RM wären sonst auch fort." Ein Lebensphilosoph, ein Weiser, ein Glücklicher!

Die silberne Hochzeit von Kurt und Agathe, die Feier des 70. Geburtstages von Kurt brachten leuchtende Stunden in das Haus in Schlachtensee. Über die Feier des 75. Geburtstages im Hause von Bruder Theo ist in Heft 14 der Familien-Nachrichten berichtet.

Schon im Jahre 1930 hatte Kurt Niemeyer der schwere Schlag des Todes seiner geliebten Frau getroffen. Ganz lebensfroh ist er seitdem nicht mehr geworden. Wohl lebte er bei seinen regel-

mäßigen, über einige Wochen gehenden Besuchen bei uns in der Freude an den Kindern auf. Aber er hatte eine früher bei ihm nicht gekannte Unruhe, die ihn bald wieder in das Haus zog, in dem das Glück mit seiner Lebenskameradin gelegen hatte. Sein letzter Besuch fiel in die Sommer-Monate des Jahres 1935. Am Weihnachten dieses Jahres mußten wir ihn schmerzlich vermissen. In den Weihnachtstagen des Jahres 1936 schwebte schon der Todesengel über seinem Hause. Als ich ihn am zweiten Advent mit meiner Frau besuchte, wußten wir, daß wir etwas von den letzten Stunden eines reichen Lebens erlebten. Nochmals beglückte uns, wenn sein Geist aufflackerte, sein liebes Lachen und seine warmherzige Stimme. Nochmals rafften sich seine müden Kräfte zu lebendigem Gespärch auf. Er verlangte nach Familien-Papieren aus dem Archiv und bezeichnete Schublade und Mappe jedes einzelnen, auf den er die Rede brachte. Auch seine letzten Stunden galten den Gedanken an sein Lebenswerk für die große Sippe.

Am 28. Dezember 1936 zehn Uhr entschlief der „Bannerträger der Familie", — wie es in dem Nachruf seiner Geschwister hieß —, „der treue Fürsorger für den Zusammenhalt unserer Familien und unserer Stämme, der Schützer und Helfer dreier Generationen, welche ihm vertrauten."

Ein Bericht als Dank und Bitte

Von Annemarie Niemeyer.

Die Einäscherung von Kurt Niemeyer fand am 2. Januar 1937 im Krematorium Berlin-Wilmersdorf statt. Viele Verwandte und Freunde wohnten der Feier bei, die durch Bachsche Orgelklänge umrahmt wurde. — Einige Wochen später wurde die Urne nach Springe in Westfalen überführt. Die Beisetzung auf dem Friedhof dort neben der Urne seiner Agathe wurde in stiller Feier mit Freundesworten seines Schwagers Pastor Schmedes begangen.

Worte von der Liebe der lebenden Generation und von der Verpflichtung der nachfolgenden Generationen, waren es, die Onkel Kurt bei der Ansprache meines Vaters an seinem 75. Geburtstag zutiefst bewegten. Von der Liebe und Dankbarkeit zu unserem Onkel Kurt und von der Verpflichtung, die nun auf uns ruht, sind wir von der jüngeren Generation erfüllt.

Wir alle, seine Neffen und Nichten, haben seine Güte erfahren, seine Liebe zu Kindern und jungen Menschen. Manchem jungen Menschenkind ist das Haus in Schlachtensee für eine Zeit Geborgenheit der Heimat gewesen. Hans-Gerd Niemeyer ist derjenige, der, seit seinem einjährigen Kindheitsaufenthalt Onkel Kurt fast wie ein Sohn auch in seinen Mannesjahren verbunden geblieben ist. Geliebte Pflegekinder von Onkel Kurt und Tante Agathe waren auch der frühgestorbene Geerd Vollbrandt, der mit seiner Mutter Hildegard über ein Jahr in der Eitelfritz-Straße wohnte, Marianne Vollbrandt (1907), Elisabeth Dibbern-Vollbrandt (1917) während ihres Kunststudiums, viel später Hans-Gerd Schönherr mit seiner Mutter Marga aus China kommend Häufige Wohngäste waren dann so manche von uns, ich nenne: Maria Schmedes, Hans Hennecke und später seine Frau Gerda, Otfried Hennecke, Hildegard Hennecke, Hilde Westhoff-Niemeyer

und in den letzten Jahren deren Tochter Anitra. Besondere Freude hatte Onkel Kurt an Lötten Dibberns Kleeblatt Frauke, Elke, Sunke.

Auch viele andere aus dem weiteren Familienkreis standen Onkel Kurt wirklich nah, wie die Geschwisterpaare Boroffka und Niemeyer und ihre Schwester Hilde Niemeyer (Potsdam), Anni Matthäi (Darmstadt), in den letzten Jahren besonders auch Edith Niemeyer und Grete Natorp. Vetterlich standen sich manche von uns mit dem Pflegesohn Heireddin Netschmedin, dem Sohn eines hohen türkischen Staatsbeamten, der jahrelang in der Eitelfritz-Straße Kind im Hause war. Neben diesen uns Neffen und Nichten, die wir am häufigsten bei unserem „Familienonkel" zu Gaste waren und die er aufsuchte, hatten die anderen, die zu ihm kamen, keinen geringeren Platz in seinem allzeit offenen Herzen. Wer sich aus der Unrast Berlins oder auch aus der Ferne zu Onkel Kurt hingezogen fühlte, durfte stets der Ruhe eines Plauderstündchens gewiß sein oder konnte auch an Sonntag Nachmittagen sich des Treffens mit anderen jungen und alten Menschen, mit bekannten und neu kennenzulernenden Verwandten freuen. Jeder wurde mit seinen Vorzügen in das hellste Licht gestellt, in seinen Schattenseiten humorvoll geduldet. Da hat sich manche bereichernde Beziehung, manche Lebensfreundschaft geknüpft. Einen Abglanz des musikalischen Teils der häuslichen Geselligkeit gibt das von Tante Agathe geführte musikalische Hausbuch, in dessen Eintragungen am häufigsten die Namen der Freunde vom Streichquartett wiederkehren (zuletzt Freund Schlumberger).

Niederschlag und Anlaß zugleich der geselligen oder vertrauten Aussprachen über Einzelschicksal und Familienschicksal wurde das Familienarchiv und die damit verbundene sich ständig mehrende Bibliothek und die Sammlung von Familienbildnissen, die weit über die für sie bestimmten Wände hinauswuchs. Wir alle waren gleichsam Mitarbeiter an den „Familiennachrichten".

Die testamentarische Bestimmung Onkel Kurts über Archiv und Sammlungen hat folgenden Wortlaut: „ . . . Dazu bestimme ich, daß mein obengenannter Neffe Johannes Niemeyer nebst dessen Schwester Dr. Annemarie Niemeyer ihrem Versprechen

gemäß das die Familie Niemeyer (Geschlecht Niemeyer Halle/Saale) betreffende (Niemeyer) Archiv nebst Archivschrank und alle von mir gemachten Sammlungen und Arbeiten als Treuhänder übernehmen, indem alle diese Stücke als Familienstiftung anzusehen sind, die untrennbar zusammenzuhalten sind, mit der Auflage, daß sie dieses Archiv als familiengeschichtliche Arbeit fortführen und im gleichen Sinne weiterverwalten."

Nach der Auflösung des Haushalts von Onkel Kurt und der Übergabe des Hauses — das er bereits vor Jahren an den Neffen seiner Frau Quantz verkauft hatte für eine monatliche Rente auf Lebenszeit — haben Archiv, Bibliothek und Bildnissammlung im Hause meines Bruders Johannes in Babelsberg bei Berlin ihre Stätte bekommen. Die Fortführung der Korrespondenz, die Pflege des Archivs, die Zusammenarbeit mit Hermann Niemeyer für die „Familien-Nachrichten für das Geschlecht Niemeyer (Halle)", (die ich in den letzten Jahren mit Onkel Kurt gemeinsam besorgt hatte), liegt nun in meinen Händen.

Wir wissen alle, daß wir den Zusammenhang untereinander ohne die bindende Kraft des Gütigen nicht in derselben Form pflegen können. Aber wir bitten Euch, zu helfen, damit wir alle wie Percy Heißsporn aus den Nesseln der Schwierigkeiten die Blume Verständigung erringen!

Schon ist die jüngste Generation bereit, wenn ihre Zeit kommt, ihre Aufgabe zu übernehmen, das Familienbanner zu ergreifen.

Familienbildnisse und Handschriften

Eine Zusammenstellung von Lotte Boroffka geb. Niemeyer.[1])

Im Jahre 1932 begann ich mit der Ausführung des Vorhabens, für meinen Sohn Hartmut eine Chronik seiner Vorfahren väterlicher- und mütterlicherseits zu schreiben. Diese noch im Entstehen begriffene Familiengeschichte will versuchen, die Persönlichkeiten der Ahnen recht lebendig zu machen, und so gilt es nicht nur Daten und Lebensschicksale aufzuzeichnen, sondern auch Handschriften und vor allem Bilder der Vorfahren zu sammeln. Zunächst erscheint es schwierig, mehr Bilder als die der ersten Generationen zu beschaffen. Aber mit einiger Beharrlichkeit, viel Schriftwechsel mit Kirchen, Stadtarchiven und Bibliotheken, Durchsicht einschlägiger Literatur, Leichpredigten usw. und vor allem durch Austausch mit anderen Familienforschern werden viele Menschen sich eine „Ahnengalerie" anlegen können. Das Ahnen-Buch meiner Kinder, das ich auf solche Weise anlegte, enthält jetzt 69 Bildnisse. Aus dem Gedanken, das dies vielleicht für manches Familienmitglied von Interesse sei, bat mich noch unser lieber Onkel Kurt Niemeyer um eine Bilder- und Handschriften-Aufstellung der Niemeyerschen Linie für das 16. Familienheft. Die hier nun folgende Liste ist so geordnet (nach dem System Kekulé Stachowitz), daß der Vater immer die doppelte Nummer des Kindes trägt, Generationswechsel ist durch einen Trennungsstrich gekennzeichnet. Sie weist außer den Ahnen, deren Bild oder Handschrift vorhanden ist, auch (ohne Daten-Angaben) die auf, von denen selbst zwar kein Porträt bzw. Handschrift mehr da ist, deren Vorfahren wir aber wiederum im Bild besitzen. So geht der Zusammenhang nicht verloren, und wir können die

[1]) Stammtafel XII, 50.

Linie von dem auf der Liste als ersten aufgeführten Hermann Niemeyer, meinem Großvater, bis zu der letzten im Bild vorhandenen Ahnfrau Anna Stisser lückenlos erfolgen. Außerdem füge ich auch die Namen der Vorfahren ein, bei denen die Möglichkeit der Existenz eines Porträts und seine Beschaffung noch offensteht und bitte in diesen Fällen um die Mitarbeit aller Familienmitglieder. Auch wäre ich für eine Nachricht an Dr. Annemarie Niemeyer, Berlin-Dahlem, Heydenstraße 32 dankbar, falls jemand ein von mir nicht genanntes Vorfahrenbild (von Ahnen, deren Bild nicht in der Liste aufgeführt ist) besitzt oder von einem solchen Bilde weiß. In der Aufstellung ist absichtlich nur je ein Bild erwähnt, trotzdem von manchen Ahnen mehrere Porträts bekannt sind.

1. Ernst August Hermann Niemeyer, Landwirt, * 1817 Halle, † 1856 Berlin. Reproduktion nach einer Originalphotographie. Originalbrief.

---

2. Franz Anton Niemeyer, Prof. Dr. jur., * 1790 Halle, † 1867 Greifswald. Reproduktion nach einer Kreidezeichnung des Malers von Heyden im Besitze von Luise und Dörthe Niemeyer, Kiel. Fotokopie der Handschrift. ∞ I. 1815 Halle
3. Louise Auguste Dorothea Hortensie Mitgau, * 1789 Herrhausen, † 1822 Halle. Reproduktion nach einem Ölbilde, gemalt von Karoline Bardua, im Besitze der Nachkommen ihrer ältesten Tochter Sophie Fleischer geb. Niemeyer. Fotokopie der Handschrift.

---

4. August Hermann Niemeyer, Kanzler der Universität Halle, * 1754 Halle, † 1828 Halle. Reproduktion nach zeitgenössischem Stich. Original Namensunterschrift. ∞ 1786 Magdeburg
5. Agnes Wilhelmine Christiane von Köpken, * 1769 Magdeburg, † 1847 Halle. Reproduktion nach einem zeitgenössischen Stich. Originalbrief.

6. Ernst Georg Mitgau, Pfarrer, * 1763 Schöningen, † 1838 Seesen. Nach einem Bilde wird gesucht. Da sein Schwiegervater Maler war und ein Bild seiner Frau existiert, ist anzunehmen, daß auch das seinige bei den Nachkommen eines seiner drei Kinder noch vorhanden ist. Herr Prof. Dr. Mitgau, ein Urenkel des Sohnes Ludwig hat es vergeblich in diesem Zweig der Familie gesucht. Die Nachkommen meines Großvaters Hermann Niemeyer besitzen es auch nicht. Es besteht also die Möglichkeit, daß es 1.) bei den Nachkommen Sophie Fleischers geb. Niemeyer ist (Familien: von Haselberg, Reinhard, Anders, Schulz, von Vahl, Pütter, Großmann, Lüdtke, Haeckermann) oder 2.) bei den Nachkommen der zweiten Tochter Ernst Georg Mitgaus: Karoline Pagendarm geb. Mitgau (Familien: Hering, Küster, Schultz, Lüddecke, Denicke). Fotokopie der Handschrift. ∞ I. 1788 Braunschweig
7. Sophie Henriette Juliane Lafontaine, * 1757 Braunschweig, † 1819 Seesen. Reproduktion nach einem Miniaturbild ungezeichnet, wahrscheinlich von ihrem Bruder Carl Lafontaine, im Besitze von Amtsgerichtsrat a. D. L. Mitgau, Blankenburg (Harz). _____

8. Johann Konrad Philipp Niemeyer, Archidiakon, * 1711 Peetzen, † 1767 Halle. Nach einem Bild ist bisher vergeblich gesucht worden. Grabstein oder Epitaph existiert nicht mehr, in einschlägigen Büchern konnte sein Bild auch nicht gefunden werden. Die Antwort der Marienkirche war negativ, ebenso die des Stadtarchivs Halle. Sein Halbbruder Johann Anton Niemeyer ist von dem Hallenser Universitätsmaler Sporleder gemalt worden. Nach Sporleders Bildern, der viele Gelehrten-Persönlichkeiten aus Halle malte, fertigte C. Sysang häufig Kupferstiche an. Doch auch hierdurch konnte ein Bild unseres Ahnherrn nicht ermittelt werden. Es wäre denkbar, daß ein Bild aus seinen Jugendjahren, als Hauslehrer bei den Familien von Nostitz und Hauber, vorhanden ist, eventuell als

Schattenriß, einer damals beliebten Porträtart, aber diese Spur zu verfolgen erscheint fast unmöglich. Fotokopie der Handschrift. ∞ 1742 Halle

9. Auguste Sophie Freylinghausen.
10. Friedrich von Köpken, Kgl. Hofrat, * 1737 Magdeburg, † ? Magdeburg. Reproduktion nach einem Pastellbild im Besitz von Verlagsbuchhändler Hermann Niemeyer, Halle. Handschrift, vorhanden, ebd. ∞ 1767 Magdeburg
11. Agnes Charlotte Reimers, * ? ?, † 1791 Magdeburg. Reproduktion nach einem Pastellbild im Besitz von Verlagsbuchhändler Hermann Niemeyer, Halle.
12. Johann Georg Ludwig Mitgau, Fürstl. Landeskommissar und Bürgermeister, * 1725 Volkersheim, † 1768 Schöningen. Fotokopie der Handschrift. ∞
13. Elisabeth Juliane Stisser, * 1743 Schöningen, † 1785 Schöningen. Fotokopie der Handschrift.
14. Ludolf Ernst Andreas Lafontaine, Hofmaler, * 1704 Celle, † 1774 Braunschweig. Reproduktion nach der Kopie eines seiner Selbstporträts im Besitz von Prof. Mitgau, Kottbus-Schmellwitz, Original in Braunschweig, ehemal. Loge. ∞
15. Sophie Elisabeth Thorbrügge, * 1724 Braunschweig, † 1785 Braunschweig. Reproduktion nach einem Miniaturbild, ungezeichnet, wahrscheinlich von Ludolf Lafontaine, im Besitz von Frau Geh. Rat M. Lindemann geb. Mitgau, Husum.

---

16. Franz Niemeyer, Pfarrer, * 1682 Frille, † 1733 Peetzen. Seine Handschrift im Kirchenbuch von Peetzen noch vorhanden lt. den Familienpapieren von Franz Anton Niemeyer. Wegen technischer Schwierigkeit und aus pekuniären Gründen noch nicht fotokopiert. ∞
17. Anna Katharina Hecker.
18. Johann Anastasius Freylinghausen, Direktor des Waisenhauses Halle, * 1670 Gandersheim, † 1739 Halle. Reproduktion nach einem Ölbild im Besitz von Fräulein

Annie Matthäi, Bibliothekarin in Darmstadt. Fotokopie der Handschrift. ∞

19. Johanna Sophie Anastasia Francke.
20. Friedrich Köpke. ∞
21. Christine Dorothea Calvisius.
22. Anton Friedrich Reimers, Regierungsrat, * 1714 Halle, † 1793 Magdeburg. Reproduktion nach einem Ölbild im Besitz von Verlagsbuchhändler Hermann Niemeyer, Halle. Fotokopie der Handschrift. ∞
23. Agnes Sophie Becker. Reproduktion nach einem Ölbild im Besitz von Verlagsbuchhändler Hermann Niemeyer, Halle.
24. Johann Rötger Mitgau, Pfarrer und Prior, * 1691 Quedlinburg, † 1759 Marienthal. Fotokopie der Handschrift. Bildnis wird gesucht.
25. Sophie C. Voigt, * 1701 Wolfenbüttel, † 1764 Graßleben. Fotokopie der Handschrift.
26. Berthold Vincenz Stisser, Bürgermeister, * 1694 Helmstedt, † 1757 Schöningen. Handschrift vorhanden.
28. Georg Wilhelm Lafontaine, Kgl. Großbrit. Hofmaler, * 1680, † 1745 Hannover. Weder Selbstbildnis noch sein Porträt von anderer Hand bisher auffindbar, andere Bildnisse seiner Hand bekannt.

---

32. Johann Hermann Niemeyer, Pfarrer, * 1645 Fischbeck, † 1719 Frille. Ob Handschrift vorhanden vorläufig noch unbekannt.
34. Johann Heinrich Hecker, Pfarrer, * ?
† 1677 Vehlen. Seine Handschrift im Kirchenbuch in Vehlen vorhanden, jedoch noch nicht fotokopiert.
38. August Hermann Francke, Prof. Dr. theol., * 1663 Lübeck, † 1727 Halle. Reproduktion nach einem zeitgenössischen Stich. Fotokopie eines Briefes mit Namenszug. ∞
39. Anna Magdalena von Wurmb, * 1670 Klein-Furra, † 1734 Halle. Reproduktion nach einer Fotografie des Epitaphs (Brustbild).
40. Joachim Köpke. ∞

41. Anna Elisabeth Salfeld.
42. Seth Heinrich Calvisius; Pfarrer in Quedlinburg. Trotz Nachforschungen kein Bild auffindbar.
46. Heinrich Becker, Dr., Arzt, * ? Riga, † 1729 Halle, ∞ 1721 Halle
47. Maria Margarete Richter, * 1701 Halle, † ?
Zwei Miniaturen, im Besitze von Verlagsbuchhändler Hermann Niemeyer, sollen nach alter Überlieferung die Eltern der Regierungsrätin Reimers, also Dr. Heinrich Becker und Maria Margarete Richter darstellen. Diese Möglichkeit hat viel für sich, weil die beiden weiblichen Bildnisse eine große Ähnlichkeit zeigen. Andrerseits glaubt man aber — auch nach mündlicher Überlieferung, — daß es sich um ein Ehepaar von Wurmb handelt, vermutlich um die Schwiegereltern August Hermann Franckes (Nr. 78, 79 dieser Liste). Die Miniaturen stammen aus dem Hause der Rätin Lystenius (Pflegemutter des Kanzlers [Nr. 4]), die auch eine geborene von Wurmb war. So wäre als dritte Möglichkeit denkbar, und dieser Ansicht neige ich zu, daß es Vorfahrenbilder der Rätin Lystenius sind. Übrigens war die Rätin Lystenius mit Agnes Sophie Reimers geb. Becker (Nr. 23), Großmutter der Kanzlerin, sehr befreundet. Durch die Vermittlung dieser beiden alten Damen haben August Hermann Niemeyer und seine spätere Frau sich kennengelernt. (Entnommen den Familienaufzeichnungen Franz Anton Niemeyers). Reproduktion beider Miniaturbilder vorhanden.
48. Rötger Mitgau, Sattlermeister, Stadtvoigtei Assessor, stellvertretender Bürgermeister, * 1645 Quedlinburg, † 1717 Quedlinburg. Fotokopie der Handschrift.

---

64. Wichmann Georg Neomarius, Pfarrer. ∞
65. Dorothea Siltmann. Franz Anton Niemeyer schreibt in seinen Familienaufzeichnungen, daß über Dorothea Neomarius geb. Siltmann eine Leichpredigt vorhanden sein soll. Es ist danach gesucht worden, bisher vergeblich.

76. Johannes Francke, Dr. jur., Syndikus. Trotz Nachforschungen kein Bild auffindbar.
77. Anna Gloxin. (Bildnis ihrer Schwester Elisabeth von Heider bekannt).
78. Otto Heinrich von Wurmb, Erbherr auf Hopperode, * 1631, † 1676 Klein-Furra, ∞ wahrscheinlich 1665
79. Sidonia von Byla, * 1641 Nordhausen, † 1693 ?
Über Bilder dieses Ehepaars siehe Nr. 46, 47.

Durch einen Nachkommen des Otto Heinrich v. Wurmb erfuhr ich, daß sich wahrscheinlich noch heute viele v. Wurmb'sche Familienbildnisse und Aufzeichnungen im alten Turm des Stammschlosses Klein-Furra in Thür. befinden.

80. Arend Köpke, Kurfürstlich Brandenburgischer Faktor und Kaufmann in Magdeburg, * 1627 Braunschweig, † 1689 Magdeburg ∞
81. Katharina Pohlmann.
Franz Anton Niemeyer schreibt in seinen Familienaufzeichnungen: „Beider Gemälde sind auf meiner Bibliothek". Bisher nicht auffindbar.
82. Eckard Salfeld, Bürgermeister, * 1647 Quedlinburg, † 1700 Quedlinburg. Reproduktion nach einem Kupferstich von Bernigeroth. Fotokopie des Namenszuges.
84. Theodor Philipp Calvisius, Buchhändler, * 1651 Quedlinburg. Fotokopie des Namenszuges.
96. Valentin Mitgau, Sattlermeister und Brauherr, * 1605 Hornburg am Fallstein, † 1669 Quedlinburg. Fotokopie der Handschrift.

---

128. Johann Neomarius, Pfarrer, * ? Goslar, † 1646. Fotokopie eines eigenhändigen Berichtes über eine Inspektionsreise mit Namensunterschrift vom 6. 9. 1642 ∞ 1612 Jena
129. Margaretha von Schröter.
154. David Gloxin, Bürgermeister, * 1597 Burg auf Fehmarn, † 1671 Lübeck. Reproduktion nach einem zeitgenössischen Kupferstich. ∞

155. Anna Schabbel.
164. Röttiger Salfeld. ∞
165. Agnes Heidfeld.
168. Seth Calvisius, Pfarrer, * 1606 Leipzig, † 1663 Quedlinburg. Reproduktion nach einem zeitgenössischen Stich.

---

258. Philipp Jakob von Schröter, Arzt, * 1553 Wien, † 1617 Jena. Reproduktion nach einem Ölbild, das in der Universität Jena hängt.
310. Jakob Schabbel.
330. Eberhard Heidfeld. ∞
331. Magdalene Schulze.
336. Sethus Calvisius, Musikgelehrter, * 1556 Gorsleben, † 1615 Leipzig. Reproduktion nach einem zeitgenössischen Stich. Fotokopie einer Noten-Handschrift mit Namenszug.

---

516. Johannes von Schröter, Arzt, * 1513 Weimar, † 1593 Jena. Reproduktion nach einem Ölbild, das in der Universität Jena hängt.
620. Hinrich Schabbel, Bürgermeister, * 1531 Wismar, † 1600 Wismar. Reproduktion nach einer Fotografie des Epitaphs (Brustbild). ∞
621. Anna Dargun, * ?, † 1596 Wismar. Reproduktion nach einer Fotografie des Epitaphs (Brustbild).
662. Dietrich Schulze, Ratskämmerer, * ?, † 1588 Quedlinburg. Fotokopie des Namenszuges. ∞
663. Anna Stisser, * 1518 Quedlinburg, † 1573 Quedlinburg. Reproduktion nach einer Fotografie des Sarkophages. (Ganze Figur in Stein gemeißelt).

Die Platten der aufgeführten 26 Bilder, alle in der Größe 9 mal 12, sind im Besitz von Frau Else Boroffka-Niemeyer, Lichtbildwerkstätte, Potsdam, Spandauer Straße 2 a, die gern bereit ist für 1,50 RM. pro Stück Abzüge zu liefern. Dieser Betrag ist festgesetzt, um nach Deckung der Unkosten im allgemeinen Interesse weitere Forschungen zu ermöglichen.

Johann Anastasius Freylinghausen

Am 12. 2. 1939 hat sich zum 200. Male gejährt der Todestag eines Ahnen unserer Familie, Johann Anastasius Freylinghausen. Er ist geboren am 2. 12. 1670 und hat 1715 die einzige Tochter von August Hermann Francke, die am 17. 9. 1697 geborene Johanna Sophie Anastasia, geheiratet. Er war also 27 Jahre älter als die damals 18-jährige Johanna Sophie Anastasia Francke. Die Gleichheit der seltenen Vornamen erklärt sich offenbar daraus, daß Johann Anastasius Freylinghausen der Taufpate seiner späteren Frau gewesen ist. Die jüngste Tochter aus dieser Ehe, Auguste Sophie Freylinghausen, heiratete bekanntlich Johann Konrad Philipp Niemeyer, den Vater des Kanzlers, und die älteste Tochter, Agnes Henriette Freylinghausen, den Halb-Bruder von Johann Konrad Philipp Niemeyer, nämlich Johann Anton Niemeyer. Da der einzige Sohn von August Hermann Francke, Gotthilf August Francke, kinderlos und der einzige Sohn von Johann Anastasius Freylinghausen unverheiratet war, sind die Stämme Konrad Philipp Niemeyer und Johann Anton Niemeyer sowohl die einzigen Nachkommen von August Hermann Francke wie von Johann Anastasius Freylinghausen. Der Vorname Johann Anastasius kehrt noch einmal in dem Familienstammbaum wieder und zwar bei dem früh verstorbenen älteren Bruder des Kanzlers, dem drittältesten Sohne von Konrad Philipp Niemeyer. Die Witwe von Johann Anastasius Freylinghausen, Johanna Sophie Anastasia geb. Francke stand übrigens Pate bei ihrem Enkel dem Kanzler August Hermann Niemeyer gemeinsam mit ihrem Schwiegersohn Johann Anton Niemeyer und mit ihrem Bruder Gotthilf (Gottlob) August Francke.

Der folgende Lebensabriß ist dem „Evangelischen Gemeindeblatt für das Rheinland" vom Februar 1939 entnommen. Er trägt die Überschrift:



G. F. Busch sculpsit Berlini

Johann Anastasius Freylinghausen

* Gandersheim 2. Dezember 1670, † Halle 12. Februar 1739
(Nach einem Kupferstich im Besitz von Viktor Niemeyer. Als Maler wird „Rüdiger" genannt.)

August Hermann Franckes „Adjunktus"

Zu Freylinghausens zweihundertstem Todestag am 12. Februar.

„Im vorigen Jahr ist in den Franckeschen Stiftungen des 275. Geburtstages des Gründers festlich gedacht worden. Am 12. Februar werden zweihundert Jahre seit dem Tode des Mannes vergangen sein, dem die Halleschen Stiftungen nächst Francke am meisten verdanken: Johann Anastasius Freylinghausen. Er war, so heißt es in einer alten Lebensbeschreibung Franckes von ihm, der erste jener Mitarbeiter und Gehilfen Franckes, der ihm mit der größten Hingebung und Uneigennützigkeit zur Seite stand, und dessen unermüdlicher Tätigkeit er, wie er mit Dank gegen Gott freudig bekannte, großenteils dankte, was ihm gelang.

Der Lebensweg Freylinghausens verläuft ohne hervorstechende Ereignisse. Seit er als Student 1691 Francke zum erstenmal predigen hörte, ist das Leben des Gandersheimer Kaufmannssohnes innerlich und äußerlich bestimmt. In allem, was folgt, ist er der Schüler und Freund August Hermann Franckes. Diese Entscheidung ist ihm nicht leicht gemacht worden; denn die Eltern, die, der Meinung der Zeit folgend, den jungen Pietismus für eine verführerische und gefährliche Irrlehre hielten, versuchten alles, um ihren Sohn von Erfurt, wo Francke damals wirkte, fernzuhalten. Ja, sie schickten, als Freylinghausen dorthin übergesiedelt war, dessen älteren Bruder nach Erfurt, um den Verirrten nach Hause zu holen. Der Bruder freilich, ja schließlich die ganze Familie wurde dann sehr bald aus Gegnern zu Fürsprechern Franckes und seiner Sache. Als dann später die Fülle der Arbeit im Pfarramt, an der Universität und in den Stiftungen in Francke den Wunsch nach einem Helfer und Vertreter weckte, rief er den inzwischen nach Gandersheim Zurückgekehrten zu sich nach Halle. Seitdem hat Freylinghausen als Helfer und Vertreter und schließlich als Nachfolger Franckes in Halle gewirkt. Lange Zeit tat er es ohne geordnetes Entgelt. Wie wohl ich von meiner Arbeit, so schreibt Freylinghausen, „weder Salarium noch Accidentia zu genießen hatte, so war ich doch mit meinen damaligen Umständen sehr zufrieden

und kann Gott zum Preise sagen, daß darin keine Begierde, ein Mehreres zu haben oder zu anderen und einträglicheren Diensten zu gelangen, mich angefochten hat. Ich habe indes auch nicht zu klagen, daß mir nicht anderswoher ohne mein Denken, Sorgen und Bitten sollte zugefallen sein, was mir von Zeit zu Zeit damals not gewesen ist.

Freylinghausen lebte im Hause Franckes und teilte all sein Planen und Wirken. So darf man ihm mit Fug und Recht einen wesentlichen Teil an der Schöpfung der Anstalten und an der geistlichen Wirksamkeit in Halle zuschreiben. Er folgte seinem Freunde und Lehrer auch in die Pfarrstelle von St. Ulrich zu Halle, ja er trat durch seine 1715 geschlossene Ehe mit der Tochter Franckes auch in verwandtschaftliche Beziehung zu ihm. Beide Familien führten einen gemeinschaftlichen Haushalt, und in den letzten zehn Lebensjahren Franckes, als der Führer des Halleschen Pietismus dem praktischen Wirken durch Krankheit mehr und mehr ferngehalten wurde, war sein Freund und Schwiegersohn vollends an seine Stelle getreten. Schon 1723 wurde er ausdrücklich zum Subdirektor der Franckeschen Stiftungen ernannt, eine theologische Professur, die ihm Francke verschaffen wollte, lehnte er entschieden ab. Franckes Tod im Jahre 1727 fand die Frage der Nachfolge im geistlichen Amt und in der Leitung der Anstalten schon geregelt. Francke hatte Freylinghausen durch den König zu seinem Nachfolger und auch Gotthold Francke, den Sohn, zum Mitdirektor ernennen lassen. So wurde Freylinghausen nach mehr als dreißigjähriger selbstverleugnender Mitarbeit noch zwölf Jahre selbständiger Leiter des Werkes.

Den Aufbau der Anstalten hatte Francke durchgeführt; Freylinghausen blieb es vorbehalten, das Werk zu festigen und zu sichern. Er hat das ganz im Geiste des Gründers getan. An der Halleschen Universität hielt er auf Bitten der theologischen Fakultät Predigtübungen ab, eine Einrichtung, die damals noch unbekannt war und sich erst von Halle aus auf die übrigen Universitäten verbreitete. Er schuf für den Schulbetrieb der Stiftungen mancherlei Schulbücher, in mehreren

Ausgaben erschien die von ihm veranstaltete Liedersammlung, zu der er selbst, dichterisch und musikalisch begabt, 45 Lieder beisteuerte. Noch heute stehen in unserem deutschen evangelischen Gesangbuch zwei seiner Lieder, ‚Wer ist wohl wie du, Jesu, süße Ruh' und ‚Der Tag ist hin, mein Geist und Sinn sehnt sich nach jenem Tage'.

Im äußeren Ablauf seines Lebens ist sicher die Reise an den Hof Friedrich Wilhelms I. in Königswusterhausen der Höhepunkt gewesen. Der König rief ihn nach Franckes Tod zu sich, um über den Fortgang der Arbeit in den Stiftungen Bericht zu erhalten. Freylinghausen hat über die acht Tage, die er im Herbst bei dem König von Preußen verbrachte, in einem Reisetagebuch berichtet, von dem Jocher Klepper, der Biograph des Soldatenkönigs, sagt, daß unter allen Urkunden keine die Stimmung, die Farbe, den Geist eines solchen Wusterhausener Jagdherbstes mit solcher Feinheit und Echtheit aufgefangen habe, wie Freylinghausens Schrift. Auch in diesen Gesprächen mit Friedrich Wilhelm I. erscheint uns Freylinghausen als der treue Sachwalter der Franckeschen Sache, als der bei aller persönlichen Verschiedenheit beherzte männliche und gerade Vertreter der evangelischen Wahrheit. Er, der sich selber so völlig in den Schatten des großen Francke stellte, verdient es wohl, daß das Licht dankbaren Erinnerns einmal auf ihn fällt."

(V. N.)

Noch einige Worte über Freylinghausens Reisetagebuch vom 4.—10. September 1727. Es befindet sich im Brandenburgisch-Preußischen Hausarchiv Berlin-Charlottenburg. Im vorigen Jahr ist es in zugänglicher Weise neu veröffentlicht in dem schönen Buch von Jochen Klepper: „Der Soldatenkönig und die Stillen im Lande" (siehe die Anzeige in diesem Heft S. 28), dem die mit sorgfältigen Anmerkungen versehene Ausgabe aus dem Jahre 1900 von Bogdan Krieger vorgelegen hat. — Die Wiedergabe der zehn Tagesläufe in Wusterhausen, der Vorgänge an der königlichen Tafel in dem Zelt unter den Linden, die gnädigen Audienzen beim König und bei der Königin, alles ist Wort für Wort überaus köstlich zu lesen. Täglich hat Freylinghausen über die Halleschen

Verhältnisse und Anstalten Rede zu stehen, deren Pläne er im Freien vorlegen muß und über die er den Prinzen Wilhelm am Arbeitstisch der Königin scherzhaft examiniert. Nebenher wird er gehörig nach seiner Familie und seiner Herkunft befragt. Tischgespräche drehen sich um die großen Glaubensfragen, um die konfessionellen Kämpfe zwischen Reformierten und Lutheranern, die der König heiß zu beenden wünscht, Gewissensskrupel des Königs heischen täglich Antwort: „obs recht sei, in Komödien zu gehen — worauf eine große Stille ward", „ob das Jagen unrecht" — „er wollte sich auch nie wieder voll trinken". Ein Intermezzo: Freylinghausen sekundiert auf einen Wink der Königin dem kleinen Prinzen Wilhelm, der vom Vater unter Liebkosungen bei Tisch erbettelt, „den langen Kerl, der weggelaufen ist, nicht anhängen zu lassen". Man erlebt die Predigt Freylinghausens und die Unterhaltung darüber mit dem König auf der Bank unter den Linden, der sonderlich über die Applikation erbaut ist. Man erlebt jene erschütternde Glaubensprüfung des Kronprinzen Friedrich im Schloßhof im Kreise der Offiziere: „Nein, sagte Rex, ich bitte ihn, examiniere er ihn. Ich stund also auf, um zu tun, was der König haben wollte, sed Rex: Bleib er sitzen. Darauf legte ich dem Kronprinzen die Frage vor von der Gnade und vom Verdienst Christi, und ob Christus für alle gestorben sei. Auf welche letzte Frage der Prinz antwortete: Für alle, die es annehmen. Ego: Ob Christus nicht auch für die gestorben wäre, die es nicht annehmen und wirklich verdammt würden? Princeps silebat".

Nach der Abschiedsaudienz am 9. September endet die Tagesaufzeichnung: „Und so hatte denn Gott auch dieses Tages Last und Hitze tragen und überwinden helfen".

Eine Handschrift Freylinghausens vom 22. August 1792 (im Besitze von Viktor Niemeyer) lautet in der Übertragung aus dem Griechischen:

Dienen ohne Furcht
Wandeln ohne Furcht!

(A. N.)

Mitteilungen aus dem Archiv.

Wir bitten Euch, dem Archiv wie bisher so auch in Zukunft Familienpapiere, Urkunden, Schriften und Mitteilungen zukommen zu lassen. Sehr zu begrüßen wäre eine reichlichere Bedenkung der Archiv-Bibliothek mit alten und neuerschienenen Büchern und anderen Veröffentlichungen. Ein Verzeichnis der Bibliothek soll hergestellt werden.

Da es sich bei der Übernahme des Archivs um eine geistige Erbschaft, nicht aber um eine materielle handelt, bitten wir Euch, allen Anfragen und Aufträgen Porto und Gebühren hinzuzufügen. Erwerbungen gegen Entgelt kann das Archiv leider nicht machen.

Alle Postsachen, Zusendungen von Büchern, Manuskripten Dokumenten, wie Briefen in Orginalen oder Abschriften, bitten wir an Annemarie nach Berlin-Dahlem, Heydenstraße 32 zu senden.

Johannes Niemeyer und Annemarie Niemeyer

Eingegangene Bücher.

Dr. Viktor Niemeyer: „Lebenserinnerungen eines Siebzigjährigen". Verlag Karl Sigismund, Berlin 1937.

Das letzte Kapitel dieser Erinnerungen ist betitelt: Das Stammhaus der Familie in Halle und durch ausgezeichnete Bilder des Kanzlers, der Kanzlerin und von Eduard Niemeyer illustriert. Das Kapitel ist mit den Illustrationen vollständig abgedruckt in Nr. 37 u. 38 (vom 12. u. 19. September 1938) des „Heimatblattes Mitteldeutschlands" (Wissenschaftliche Beilage der Magdeburgischen Zeitung).

Paul Wegener: Flandrisches Tagebuch 1914. Verlag Rohwolt, Berlin 1933.

„Beiträge zur Familiengeschichte Mitgau". Dr. Mitgau, Kottbus 1936.

M. A. Rosemüllers Mitgabe für das ganze Leben beim Ausgange aus der Schule und dem Eintritt in das bürgerliche Leben am Tage der Konfirmation der Jugend geheiligt. — Von Christian Niemeyer, Pfarrer zu Dedeleben bei Halberstadt, Leipzig 1834.

Der Soldatenkönig und die Stillen im Lande. Begegnungen Friedrich Wilhelms I. mit August Hermann Francke / August Gotthold Francke / Johann Anastasius Freylinghausen / Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf. Herausgegeben von Jochen Klepper, Eckart-Verlag, Berlin-Steglitz 1938.

Das Buch enthält neben einer Einleitung des Herausgebers über die Stellung des Königs zum christlichen Glauben und zu den konfessionellen Kämpfen folgende Kapitel:

„Begegnungen Friedrich Wilhelms I. mit August Hermann Franke." „Das Reisetagebuch des Johann Anastasius Freylinghausen." „Die Wusterhausener Aufzeichnungen des jüngeren Franke." „Graf Zinzendorf auf Königswusterhausen."

Verschiedene Eingänge.

Familiengeschichte der Familie Curtze 1657—1935 von Wolfgang Curtze (Maschinengeschrieben).

Sippentafel der Familie Curtze.

Abschriften von Briefen aus der Familie von Franz Anton Niemeyer (von Marie-Lene Großmann aus den Familienpapieren Filsinger abgeschrieben und gestiftet).

Folgende Notiz von Viktor Niemeyer nach seiner Amerikareise Oktober-November 1938: „Ich besuchte die große Kongreßbibliothek Washington und fand dort aus fünf Generationen Niemeyer ca. 50 Bücher! Von August Hermann Niemeyer fast alle Werke (9 an der Zahl) — auch seine Gedichte — 2 Werke über ihn; — von Hermann Agathon Niemeyer — 2 Schriften; von Conrad Niemeyer — philologische Werke —; von David Gottlieb Niemeyer — 2 philosophische Werke; von Maximilian Niemeyer — Plautinische Studien; von Felix von Niemeyer — 6 medizinische Bücher; von Dr. Paul Niemeyer — 3 medizinische Bücher; von Dr. Theodor Niemeyer — wohl fast alle Veröffentlichungen

(in der Bibliothek der Universität Princeton übrigens auch seine Dissertation über das depositum irregulare); von Dr. Viktor Niemeyer — die englische Übersetzung seiner Krupp-Biographie; von Dr. Hans Gert Niemeyer — sein Hellersches Staatsrecht, seine „gesellschaftliche Sicherheit" und seine „einstweilige Verfügungen des Weltgerichtshofes"; von Max Niemeyer (1851—1913) — „Plautus" und andere philologische Arbeiten; von Alfred Pernice — sein „Labeo" und andere Werke; von Viktor Ernst Herbert Pernice — „philologische Schriften"; von Erich Pernice zahlreiche archäologische Veröffentlichungen; von Johannes Geffken philologische Schriften; von Otto H. Geffken — Karl Immermann „eine Gedächtnisschrift".

Ahnentafel von Charlotte Niemeyer geb. Nitze (IX. 26) gestiftet von Herrn Erich Nitze, Berlin-Steglitz.

Frage (zu X. 44)

Wo sind getraut: Franz Aemil Westermeier (*13. 7. 1800) und Luise Göschen (*5. 2. 1804) (am 7. April 1825)? Antwort und wenn möglich Trauurkunde für das Archiv dringend erbeten!

(A. N.)

Pont à Mousson

Ein Reisebericht von Victor Niemeyer

Wer des Kanzlers Deportations-Reise nach Frankreich im Jahre 1807 (4. u. 5. Band seiner „Beobachtungen auf Reisen in und außer Deutschland") gelesen hat, weiß, daß das französische Pont à Mousson an der Mosel der erste Aufenthalt des Kanzlers August Hermann Niemeyer und vier weiterer angesehener Bürger war, die am ersten Pfingsttage des Jahres 1807 auf Napoleons Befehl in Halle verhaftet und als Geiseln nach Frankreich gebracht wurden. Den lebendigen Erzählungen des Erlebnisses in Pont à Mousson bin ich auf einer Fahrt mit meiner Frau durch Südfrankreich nachgegangen. Des Kanzlers Buch war uns ein unterhaltender und belehrender Reiseführer. Noch wie vor 130 Jahren ist der Mittelpunkt des Moselstädtchens der vom Kanzler in allen seinen Einzelheiten geschilderte stattliche Marktplatz, „von Bogengängen umzogen, die sich an die Häuser anlehnen und jederzeit einen bedeckten und bequemen Spaziergang bieten." Noch steht an diesem Marktplatz die Kommandantur, in der jeden Morgen die Deportierten Rapport abzustatten hatten. Das der Kommandantur an der anderen Seite des Platzes gegenüberliegende Haus, dessen mittlerer Stock den Deportierten als Wohnung angewiesen war und deren genauer Beschreibung der Kanzler eine eigenhändige Zeichnung beigefügt hat, war kurz vor meinem Besuche, wie ich ermittelte, abgerissen und wies eine „Baulücke" auf. Die Stimmung, welche die schöne Lage und Umgebung von Pont à Mousson bei dem Kanzler ausgelöst hat, nahm auch uns gefangen, als wir die Stadt und seine Umgebung durchstreiften. Auch uns war, mit den Worten des Kanzlers, die schöne Umgebung „so einladend, daß, wenn nach den heißen Tagen der Abend herankam, wir uns in den schattigen Alleen und an den Ufern der Mosel des südlichen Himmels erfreuten, den hier eine ganz eigentümliche Bläue, gleich dem schönsten Azur, schmückte."

Es fehlte uns leider die Zeit, den $1^1/_2$ Stunden außerhalb der Stadt gelegenen Berg St. Geniève zu besuchen, in dessen Bergkirche der Kanzler ein so merkwürdiges Totenamt erlebte, das auf dem Rückwege zu einem tiefsinnigen Gespräch führte und einen von ihm wiedergegebenen poetischen Niederschlag fand.

Das nahe Nancy suchten wir auf, um auch dort den Erinnerungen des Kanzlers nachzugehen.

Das Journal de la Meurthe hatte die Ankunft der „Messieurs les cinq", wie die Bevölkerung die fünf Deportierten nannte unter Entstellung ihrer Namen und des Grundes ihrer Deportation gemeldet: „Le 16 du courant arrivèrent à Mousson et y tiendront 5 individus de Halle en Prusse, — entre eux — Rimayer, professeur en théologie, qui ont été arrêtés à Halle comme accusés d'avoir entretenu des intelligences avec le Roi de Prusse!"

Als das Journal von den bevorstehenden Einweihungsfeierlichkeiten einer den Protestanten eingeräumten Kirche in dem nahen Nancy berichtete, wagten der Kanzler und zwei seiner Begleiter die Fahrt dorthin trotz abschlägigen Bescheides eines Urlaubsgesuches hierzu. Der Tagesrapport der Zurückgebliebenen:

„Nous avons l'honneur de prévenir monsieur le maire, qu'il n'y a rien de nouveau parmi nous, deckte die Flüchtlinge." — In Nancy drohte die beabsichtigte Teilnahme an der Kirchenfeierlichkeit daran zu scheitern, daß die Pässe den Kanzler und seine Begleiter als „preußische Offiziere" bezeichneten, als im letzten Augenblick der erste Vorsteher der Gemeinde — ein Elsässer — einen der von Pont à Mousson gekommenen Herrn fragte, ob er vielleicht den Herrn Niemeyer kenne, der sich dort aufhalten solle. Der dem Kanzler ganz fremde Mann war, als dieser ihm vorgestellt wurde, so bewegt, daß er kaum reden konnte, nahm den Kanzler beiseite und redete als Straßburger ihn deutsch an mit den Worten: „Mein Gott, Sie hier!" Durch meinen Schwiegervater, den Konsistorialpräsidenten Petersen, der aus Straßburg gekommen ist, um unsere Predigt heute einzuführen, haben wir erst vor wenigen Tagen erfahren, wer der „monsieur Riemayer" ist. Seitdem sind wir in der größten

Besorgnis um Sie und bereits im Begriff gewesen, im Namen unserer Gemeinde in diesen Tagen eine Deputation an Sie zu schicken, um Ihnen unsere Dienste und unser Vermögen anzubieten, falls Sie in irgendeiner Verlegenheit sein sollten." Nun bekamen der Kanzler und seine Begleiter unter Respektierung ihres Inkognitos die besten Logen nahe der Kanzel. Eine eingehende Schilderung der Feierlichkeiten schließt der Kanzler mit den Worten: „Wenige Tage darauf erfreuten uns die Herren, welche uns anfangs den Eingang versagt hatten, als ob sie etwas gut zu machen hätten, durch ihren Besuch. Wir mußten ihnen das Wort geben, bei unserer zu hoffenden Reise nach Paris einen Tag in Nancy zu verweilen."

Nach einem Aufenthalt von zwei Monaten in Pont à Mousson wurden „Messieurs les cinq" nach Paris überführt. Sie mußten sowohl die Reise wie auch ihren Aufenthalt in Frankreich auf ihre Kosten bestreiten.

Zuwachs, Verlust und Entwicklung in den einzelnen Familien der Gegenwart.

Stamm Wilhelm Hermann: Wolfgang Curtze (XIII 27) hat eine Familiengeschichte der Familie Curtze 1637—1935 verfaßt und eine Sippentafel der Familie Curtze aufgestellt.

Stamm Franz Anton: Lotte und Erwin Boroffka (XII 50): Tochter Irene, * 15. August 1938. — Frau Clara Filsinger geb. Fleischer (XI 51) ist am 24. Dezember 1936 in Klotzsche bei Dresden entschlafen. — Frau Clara-Marie Schulz (XII 32) teilt mit, daß ihr Bruder den Haselbergschen Stammbaum zusammengestellt hat. — Fritz Recke (XII 54) wurde 1937 zum Major befördert. Er ist am Reichsluftfahrtministerium tätig. — Edith Niemeyer (XII 52) hat neben ihrer Konzerttätigkeit den Gesangsunterricht am Konservatorium Lübeck übernommen. — Egon und Lisetta Niemeyer (XII 58) Sohn Wolfgang Christian, * 17. Dezember 1938 in Hamburg. — Charlotte Niemeyer (XII 55), ∞ 1938.

Stamm Carl Eduard: Kurt Niemeyer (XI 90) † (siehe erste Seite des Heftes). — Theodor Niemeyer (XI 89) beging am 5. Februar 1936 seinen 80. Geburtstag im Kreise seiner Kinder und Enkel und feierte am 7. Juni 1938 sein goldenes Doktorjubiläum: Er vollendete im Jahre 1938 die Niederschrift seiner Lebenserinnerungen „Aus drei Menschenaltern". — Aus Anlaß des 25 jährigen Bestehens des von ihm gegründeten „Institut für Politik und Internationales Recht" (früher: „Institut für Internationales Recht„) an der Universität Kiel fand vom 31. 3. — 4. 4. 1939 in Kiel eine Tagung des Hochschulbundes statt, an der zahlreiche Juristen auch des Auslands erschienen waren. Hermann Niemeyer, Sohn von Wolfgang Niemeyer (XII 77), studiert Medizin in Chile. — Johannes Niemeyer, Architekt (XII 78), siehe Bericht S. 12. — Hellmut Niemeyer (XIII) hat 1937 seine Gesellenprüfung im Malerhandwerk abgelegt und

widmet sich seither künstlerischen Studien, zur Zeit in Paris. — Heinke Niemeyer (XIII) hat im Herbst 1938 die Staatliche Prüfung für die Lehrbefähigung für Heilgymnastik bestanden. — Annemarie Niemeyer (XII 79) siehe Bericht S. 11, als Klavierspielerin Mitglied der Reichsmusikkammer seit 1936, gründete für die Olympischen Spiele 1936 die „Auskunftstelle für Musikwesen mit Dolmetscher- und Führungsdienst" beim Studentenwerk Berlin und ist seither als Musikerin tätig. — Otto Niemeyer (XII 81) hat in den letzten Jahren Staatsaufträge für Wandmalereien ausgeführt in Weimar, Dessau, Magdeburg, Werder, Zempin auf Usedom. Sohn Peter Günther, * 18. Februar 1937 Berlin. — Viktor Niemeyer (XI 92) veröffentlichte „Lebenserinnerungen eines Siebzigjährigen" (s. Anzeige S. 27). Er bewohnt seit Juni 1938 sein neues Haus in Essen-Bredeney, Wolfstalweg 22. — Hans Gerd Niemeyer (XII 84) kam im Sommer 1936 für die Ferien aus Madrid nach Deutschland, konnte wegen des Bürgerkrieges nicht zurückkehren und nahm im Herbst 1937 die Berufung zum Dozenten für internationales Recht an der Universität Princeton (New Jersey) in den Vereinigten Staaten an. — Sohn August Hermann Lucas, * 25. Mai 1934 in Essen, Sohn Lucian Paul Viktor, * 12. Mai 1937 in Essen. — Joachim Niemeyer (XII 85) zur Zeit Angestellter im China-Büro bei Daimler-Benz Lastkraftwagenwerk in Gaggenau (Baden) Sohn Kurt Harald Peter * 27. August 1937 in Baden-Baden, Sohn Hans Victor, * 16. September 1938 in Gernsbach. — Paul Niemeyer (XII 86), der mit seiner Mutter in Unter-Schondorf am Ammersee lebt, Bildhauer und Flötenspieler, veranstaltet mit seiner Gruppe „Alte Kammermusik München" Konzertreisen. Seine Büste des Komponisten Trunk war auf der großen Kunstausstellung München 1937. — Brigitte Niemeyer, Tochter von Viktor und Käte Niemeyer (XI 92) hat sich verlobt mit dem Maler Oswald Petersen, * 2. März 1903 Düsseldorf, Sohn des Malers Professor Walter Petersen und seiner Frau Ella geb. Vorster aus Mühlheim-Ruhr. — Marianne Vollbrandt (XII 88), ∞ 1937 mit Eugen Schwabe * 1903 in Hamborn. Hans Schönherr (Marga XI 95a) ist am 18. März 1937 auf einer beruflichen Reise in Bremen einem Herzschlag erlegen.

Hans Schönherr war 1935 aus China zurückgekehrt und war seit November 1936 als Geschäftsführer der „Ostasiatischen Rundschau" in Hamburg tätig gewesen. — Marga Schönherr (XI 95a) verlegte ihren Wohnsitz von Hamburg-Altona nach Essen und nahm Ostern 1938 ihren Sohn Hans-Gert nach dessen einjährigem Aufenthalt im Landschulheim Holzminden zu sich. — Pastor Edagar Hennecke (XI 86) ist am 1. Oktober 1935 emeritiert und nach Göttingen Nikolausberger Weg 50 übergesiedelt. — Hans Hennecke (XII 73), der seit einigen Jahren ständiger Mitarbeiter an der „Europäischen Revue" und anderen Zeitschriften ist, hat soeben im Verlag Kiepenheuer einen Band „Englische Gedichte von Shakespeare bis W. B. Yeats . . . Einführungen, Urtexte und Übertragungen" veröffentlicht. — Walter Hennecke (XII 74) ist Ostern 1938 zum Fregattenkapitän befördert — Otfried Hennecke (XII 75), der als kaufmännischer Leiter einer Verbandszeitschrift eine glänzende Stellung erworben hatte, erlitt am Karfreitag 1937 auf der Fahrt nach Kiel mit seiner Braut Elisabeth Schürmann einen Autounfall und erlag in der Nacht vom 29. zum 30. März den Folgen. — Hildegard Hennecke (XII 76) hat ihren Wohnsitz von Köln nach Berlin W, Rankestraße 25, verlegt und übt von hier aus ihre ausgebreitete Konzerttätigkeit aus. — Legationssekretär Dr. Karl Geffken (XIII 60) wurde 1938 zum Konsul für Süd-Afrika in Durbans ernannt. — Margret Kellermann (XII 65): Sohn Harald, ∞ 15. August 1936 Ilse geb. Hinsch, Elektro-Ingenieur in Königsberg, Sohn Klaus * 19. Januar. 1937, Sohn Gert * 4. März 1938, Sohn Erik, Kaufmann, ∞ 27. Juni 1936 Marina Breen, Sohn Dieter * 30. November 1937.

Stamm Hermann Agathon: Rudolf Hohl heiratete am 11. 9. 1937 Hildegard Daniel (* 29. 5. 1913). Er ließ sich am 15. 11. 1937 in Schönwalde, Spreewald, als praktischer Arzt nieder. Aus dieser Ehe: Jürgen Hans Anton Hohl, * 25. 6. 1938.

Am 20. Juli 1937 verschied plötzlich infolge eines Herzschlages Oberregierungsrat Walter Mampe (XI 120) zu Cottbus. — Heinrich Mampe (XII 103) bestand im April 1938 sein Dipl-Ing. Examen und heiratete am 14. April 1938 Eva Kirchner, * 16.

Januar 1911 in Schweinfurth. Aus dieser Ehe: Walter Mampe, * 19. Februar 1939 in Breslau. — Maximilian Mampe (XII 104) bestand Ende November 1936 sein erstes theologisches Examen. — Rosemarie Stolz, Tochter von Gertrud Döll (XI 117), Tochter Siegrid, * 8. April 1936, Sohn Didhard, * 7. Juli 1937. Tochter Heide * 11. März 1939. — Max Niemeyer, Sohn von Hermann Niemeyer (XI 119) bestand am 25. Februar 1939 sein Abitur an der Latina der Franckeschen Stiftungen zu Halle/S. — Dr. Erwin Harsch und Frau Elisabeth (XII 101) Sohn Manfred, * 19. Mai 1935 in Halle/S. — Dr. Heinz Roth und Frau Margarete (XII 102) Sohn Andreas, * 30. Januar 1938—. Clara Widmann (XII 93) ist im November 1936 von Schanghai nach Deutschland zurückgekehrt und hat ihren Wohnsitz jetzt in Bremen (Schwachhauser Ring 133).

Stamm Pernice: Dr. med. Herbert Pernice (XII 108) ist von Berlin nach Wesel als Chefarzt des Städtischen Krankenhauses gegangen. — Dr. jur. Rudolf Pernice (XII 109) ist seit 1935 Syndikus der Pommerschen Feuersozietät in Stettin. ∞ 4. Juli 1936 Ingeborg Hoffmann, Sohn Manfred Pernice, * 19. Juni 1937 in Stettin. Tochter Marina Pernice, * 8. Oktober 1938 in Stettin. — Lars Pernice (XII 110) Hauptmann, ist seit Dezember 1937 bei der Wehrwirtschaftsinspektion in Kassel. — Clemens Brancaglio und Frau Ursula geb. Pernice (XII 113) Sohn Klaus * 3. Juni 1936. Erich Pernice (XII 116) ist zum 1. Oktober 1938 von der staatlichen Wetterwarte Magdeburg nach Berlin-Tempelhof versetzt worden. Tochter Frieda Pernice * 5. März 1937. — Agnes Pernice (XII 115), ∞ 13. Mai 1935. Carl Blaß, Diplom-Ingenieur, Angestellter der Fabrik von Fahrenholtz und Hubbe in Magdeburg. Tochter Ilse Blaß * 4. Januar 1937. — Magdalene Pernice (XII 114) ist seit 1937 als Studienrätin an der Hansaschule in Stralsund. Sibille Pernice (XII 117) hat sich als Geigenspielerin in Greifswald niedergelassen. Kinder des Hugo Anton Pernice (XI 124): — — — Lore Pernice (XII 118) ∞ 9. Oktober 1937 Christian Laackmann in Bremen, Tochter Ursula * 1939. — Käthe Schultz geb. Pernice (XII 119), verheiratet mit dem Kaffee-Plantagenbesitzer Hellmut Schultz, z. Z. in Iringa, Deutsch-

Ostafrika, Sohn Lothar * 14. April 1937. — Wolfgang Pernice (XII 120) hat sich im Juli 1938 in Frankfurt a. d. Oder als Facharzt für Säuglings- und Kinderkrankheiten niedergelassen. — Irmgard Pernice (XII 121), ∞ 25. März 1936 Dr. Helmut Tüngler, z. Z. Assistenzarzt in Neurode (Eulengebirge), Sohn Manfred, * 24. Februar 1937, Sohn Roland * 12. Oktober 1938. Die vierte Tochter — Erika —, ∞ 27. März 1937 Otto Brenner, Wehrsportleiter an der nationalpolitischen Erziehungsanstalt in Oranienstein bei Diez a. d. Lahn Zwillinge Burkhard und Irmgard * 19. Dezember 1937. — Die fünfte Tochter — Margret — ist seit Februar 1938 als staatlich geprüfte Haushaltspflegerin in Dr. Schedes Kindersanatorium in Wyk auf Föhr tätig. — Der zweite Sohn — Eberhard — ist nach bestandenem Abiturientenexamen seit November 1938 im Arbeitsdienst in Eichelsachsen im Vogelsgebirge. Er beabsichtigt, Medizin zu studieren. — — — Emil Ballowitz (XI 126) ist am 12. Mai 1936 nach vierwöchiger Krankheit sanft eingeschlafen. — Carl Correns (XII 122) wurde zum Hauptmann der Reserve befördert, erhielt einen Ruf nach Göttingen an ein neu einzurichtendes sediment-petrographisches Institut der Universität. — Lotte Ballowitz (XII 124) ist seit 1. Januar 1937 Oberin der Mädchen-Oberschule in Leverkusen-Wiesdorf. — Ihr Bruder Gerhard Ballowitz bestand 1937 das Amtsarztexamen, ist seit einem Jahr Assistenzarzt an der inneren Abteilung des Heinrich-Braun-Krankenhauses in Zwickau, wurde 1938 zum Assistenzarzt der Reserve befördert. — Der Bruder Kurt Ballowitz hat das Amtsarztexamen gemacht. Er ist seit 1. Februar 1938 stellvertretender Leiter des Bezirksgesundheitsamtes Berlin-Horst-Wessel, Anschrift Berlin-Dahlem Gustav-Meyer-Straße 4. — Kurt Clausen von Finck (XII 132) ist am 3. April 1937 einem Herzschlag erlegen.

Stamm v. Müller-Wolff-Wegener: Else Panzer geb. Wegener (XI 145), Mitbesitzerin des Stammgutes Köwe in Ostpreußen, lebt teils in Königsberg, teils auf dem Gut. — Edgar Panzer (XII 139) bewirtschaftet für die Panzerschen Erben das Stammgut Köwe. ∞ Oktober 1932 Gertrud Hoffmann aus Berlin, Sohn Jürgen * 1933, Sohn Ulrich * 1934, Tochter Marianne * 1936. — Wolfgang Bliedner (XIII 72) ist Feldmeister und Adjutant

beim Arbeitsdienst. Gerda Bliedner (XIII 73), ∞ 16. Februar 1939 Dr. med. Lomnitzer, Assistent am Städtischen Krankenhaus in Königsberg Ostpreußen. — Hedwig Gutzeit (XI 146) ist von Halle nach Berlin-Eichkamp Alte Allee 18 übergesiedelt. — Pfarrer Reinhold Naubereit, emeritiert, und Frau Marta (XI 147) leben im Ostseebad Cranz/Ostpreußen. Martin Naubereit (XII 141) ist wieder beim Militär als Hauptmann der Luftwaffe. — Gerhard Naubereit (XII 145) ist Beamter am Arbeitsamt in Steinau Schlesien. — Paul Wegener (XI 148) ist am 20. April 1937 zum Staatsschauspieler ernannt. ∞ Elisabeth Rohwer, Schauspielerin. — August Wegener (XII 147) ist am Rundfunk tätig. ∞ Eva Scholz, Tochter Angelika * 1936. — Peter Wegener, Sohn von Paul Wegener aus dritter Ehe, studiert Physik und Mathematik, hat private Expeditionen nach Spitzbergen mitgemacht.

Stamm Johann Anton: Adelheid Niemeyer (XI 190), Dresden-A., Freiberger Straße 18, hat am 12. Dezember 1938 in voller geistiger und körperlicher Frische ihr 80. Lebensjahr vollendet. — Major Fritz Matthaei (XII 218), Berlin, ist zum 1. Januar 1939 sein Pensionierungsgesuch unter Beförderung zum Oberstleutnannt z. V. bewilligt. Seine Tochter Siphilt hat sich Weihnachten 1938 mit Dr. Eberhard Bruck, Berlin, verlobt. — Gertrud Matthäi, Darmstadt, ∞ 18. Mai 1938 mit dem Musikoberlehrer i. R. Heinrich Pfaff, Darmstadt. — Otto Henning (XI 205) ist am 5. Januar 1937 gestorben. — Ruth Degèle (XII 248), ∞ 5. September 1936 Arend Kulenkamp aus Wandsbeck. Anschrift: Berlin SO 36 Admiralstraße 40⁴. Tochter Inge * 14. Juli 1937. — Charlotte Heine (XII 238) ∞ 29. April 1938 in Gardelegen Obersteuerinspektor Friedrich Koch (Springe).

Für die Angehörigen von „zahlenden" Mitgliedern des Familienverbandes ist dieses 16. Stück der Familien-Nachrichten zum Preise von —,50 *RM* durch Bestellung bei Hermann Niemeyer oder Anemarie Niemeyer (Anschrift S. 27) erhältlich.

A: 1478

Familien-Nachrichten

für das

Geschlecht Niemeyer (Halle)

Neue Folge der Familien-Nachrichten für die Nachkommen A. H. Franckes

Siebzehntes Stück



Halle (Saale) 1943

Franckesche Stiftungen
Haupt-
Bibliothek
Halle/Saale
20.212-17
A: 1478

Victor Niemeyer

zum 80. Geburtstag am 8. Dezember 1943 gewidmet

Der Familienverband des Geschlechtes Niemeyer spricht dem verehrten und lieben Senior des Stammes Carl Eduard die herzlichsten Glückwünsche zum 80. Geburtstag aus und verbindet hiermit einen warmen Dank für seine treue und erfolgreiche Arbeit auf dem Gebiet unserer Familienforschung, von der dieses dem Jubilar zugeeignete Heft der Familien-Nachrichten beredtes Zeugnis ablegt.

Lieber Onkel Victor!

Wir dürfen heute mit Dir feiern in Deinem schönen Hause auf den Höhen der Ruhr, in der Stadt harter Arbeit, in der Dein Vater Hans Niemeyer für Kunst und Wissenschaft wirkte. Die literarischen Abende der Surmannsgasse führst Du durch alle Not der Zeit hindurch weiter. Und auch bei Dir, in Eurem gastlichen Heim, hat die Musik ihre Stätte gefunden. — Wir blicken mit Dir auf Dein bewegtes Leben, wie Du es uns in Deinen Lebenserinnerungen anschaulich gemacht hast. In Deinem Beruf als Rechtsanwalt bliebst Du als Sozius Deines Vaters ungewöhnlich lange dem Elternhaus verwurzelt. Journalistische und parteipolitische Tätigkeit führte Dich jungen Juristen frühzeitig ins öffentliche Leben. Als Stadtverordneter hast Du dann dreißig Jahre lang, besonders als Mitglied der Theater- und Orchesterdeputation, Einfluß auf die Kommunalgeschichte der Stadt Essen geübt. Wir lesen mit Dir in den Mappen des Verteidigers, sehen Dich den Freispruch des Berg-

arbeiters Ludwig Schröder bewirken und erleben Dich als Verteidiger vor den französischen Kriegsgerichten im Ruhrgebiet. Im Weltkrieg 1914—1918 hast Du, einer der Pioniere der Freiballonfahrt, Sieger im Gordon-Bennet-Rennen, Deine Erfahrung in der Luftschiffahrt als Soldat militärisch verwerten können. An der Entwicklung des Luftrechts hast Du u. a. als Beirat des Reichsluftamts und als Mitglied des Rechtsausschusses der „Wissenschaftlichen Gesellschaft für Luftfahrt" mit gearbeitet.

Die Forderungen des Tages haben sich gewandelt, uns alle erschütternd. Neben unserem Glückwunsch steht unser Dank dafür, daß Du Deine geistige Kraft in den letzten Jahren der Familienforschung zugewendet hast. Kinder und Enkel sind bei Dir. Mit Euch eint uns in dieser aufwühlenden Zeit eine Stunde des Besinnens.

Mögest Du noch lange in ungebrochener Kraft wirken!

Annemarie Niemeyer. Annie Matthaei.

8. Dezember 1943.



Theodor Niemeyer

geb. 5. Februar 1857 zu Boll
gest. 23. Oktober 1939 zu Berlin

Theodor Niemeyer

Geboren 5. Februar 1857 in Bad Boll (Württemberg),
gestorben 23. Oktober 1939 in Berlin-Dahlem.

Im 83. Lebensjahr ist der bisherige Senior des Geschlechtes Niemeyer, Theodor Niemeyer, em. o. Professor für Völkerrecht, internationales Privatrecht, Rechtspolitik und Rechtsphilosophie an der Universität Kiel, am 23. Oktober 1939 in seinem Hause in Berlin-Dahlem ruhig entschlafen.

Einer Skizze seines Wirkens sei ein Nachruf seines Bruders Victor vorangestellt.

1. Ein Nachruf

Von Victor Niemeyer.

Motto: Wissenschaft und Kunst.

Bruder Theo — der älteste von 7 Kindern — stand in gewissem Sinne außerhalb der Kinderschar. Er war für uns Jüngere eine Respektsperson, sein Wort, sein Rat waren verbindlich. Er war schon mehr als wir Jüngeren der Freund des Vaters, mit dem er schon in jungen Jahren musizierte und philosophierte. Früh schon trat als seine Wesensart der Hang zur Wissenschaft und die Liebe zur Kunst in Erscheinung. Seine Mitschüler wußte er für außerhalb der Schulaufgaben liegende wissenschaftliche Interessen zu gewinnen. Ein meisterhaft angelegtes und gepflegtes Herbarium erregte unsere Bewunderung. Zu den leuchtenden Erinnerungen meiner Knabenzeit gehört die Begleitung des älteren Bruders, wenn er mit seinem Freunde, dem späteren Kunstmaler Felix Schmidt, botanisierende Tagesausflüge in die weiten Wälder der Warburger Umgebung

machte, um eine seltene Pflanze, z. B. den dort nur in seltenen Exemplaren vorkommenden „Frauenschuh" zu finden. Er war von frühester Jugend an mein besonderer Freund und Beschützer. In dem ersten Kapitel meiner „Lebenserinnerungen eines Siebzigers", das dem „Paradies meiner Kindheit in Warburg" gewidmet ist, spielt Bruder Theo eine große Rolle.

Wenn Theo auch nicht die pianistische Genialität unseres Vaters erreichte, so war er doch ein ausgezeichneter Klavierspieler. Manche Stunde sahen wir ihn schon in frühester Jugend am Flügel mit dem Vater vierhändig spielen.

Als Student in Leipzig gehörte er dem bekannten akademischen Gesangverein „Paulus" an. Seine Pauliner Freunde, die bei ihrer Heimfahrt aus dem Semester im Elternhause Quartier machten, waren dort gern gesehene Gäste.

Als Schüler von Windscheid, Roscher und anderen Koryphäen der juristischen Fakultät pflegte er auch außerhalb der Vorlesungen mit diesen Lehrern Verkehr. Als ich später als viel weniger fleißiger Student in Leipzig studierte, erlebte ich, wieviel Bruder Theo ihnen schon bedeutet hatte. — In einem studentischer Lust gewidmeten Semester in Heidelberg fand Theo Zeit, sich einer Preisaufgabe der juristischen Fakultät zu widmen und den ersten Preis davonzutragen.

Als Referendar in das Elternhaus zurückgekehrt, fand die Doppelneigung zu Wissenschaft und Kunst in der lebhaften Beteiligung Theos an den Aufgaben einer von unserem Vater gegründeten literarischen Gesellschaft und bei täglichem eifrigen Musizieren mit unserem Vater Ausdruck. Als Einjähriger beim 13. Infanterie-Regiment in Münster wurde seine Musikalität durch Gründung und Führung eines Gesangvereins der Kompanie nutzbar gemacht. Das ausgezeichnete Assessorexamen brachte Theo unmittelbar nach dem Examen als „Gnadenassessor" in das Justizministerium und schon nach einem Jahr als Amtsrichter nach Unna — nicht zur reinen Freude des Oberlandesgerichtspräsidenten Falk, der in dieser Bevorzugung des jungen Assessors eine Benachteiligung der älteren Aspiranten sah. In Unna trat Theo an die Spitze des von dem Musik-

direktor Kaiser aus Hagen geleiteten gemischten Chors, der eine vortreffliche Aufführung des „Elias" von Mendelssohn zustande brachte.

Das Lebensziel von Theo aber war der akademische Lehrberuf. Schon nach Jahresfrist gab Theo das Amtsrichteramt auf, um in Halle, der Stadt seiner Väter, zu promovieren und sich dann als Dozent für römisches Recht zu habilitieren. Die Promotion, die ich als Referendar von Naumburg aus erlebte, fand noch in der Form der öffentlichen Verteidigung von Thesen statt, bei der der Opponent, sein Vetter Reinhold Göschen, sich dann laudabiliter zu unterwerfen hatte. In lebhafter Erinnerung ist mir der üppige Doktor-Schmaus, der sich im Hause von Theo anschloß. Otto Nasemann hielt eine geistsprühende Tischrede und Max Niemeyer gab in breiter Behaglichkeit dem Fest eine besondere Note. — Theo hatte schon in Berlin mit seiner bedeutenden Frau Johanna geb. Schulz den Hausstand gegründet. Dort hatte er die verwandtschaftlichen und fachwissenschaftlichen Beziehungen mit Alfred Pernice gepflegt; sie blieben bis zu Alfred Pernices Tode ungetrübt. In Halle wurden die verwandtschaftlichen Beziehungen zu den Häusern Nasemann, Max Niemeyer, Marianne und Hermann Niemeyer aufs wärmste gepflegt, und bald war in Halle das junge Haus Niemeyer als musikalisches Haus gerühmt und gepriesen. Die juristische Fakultät hat später Theo durch Verleihung des Doktors **honoris causa** ausgezeichnet.

Den Höhepunkt des Lebens erreichte Theo durch seine Berufung als ordentlicher Professor für römisches Recht und Völkerrecht nach Kiel. Dort ist er in die Reihe der Allerersten der völkerrechtlichen Wissenschaft emporgestiegen. Auf den internationalen Kongressen für Luftrecht, dem mein besonderes wissenschaftliches Interesse zugewendet war, mußte ich mich regelmäßig gegen die Verwechslung mit dem „berühmten Professor Niemeyer aus Kiel" wehren.

Einen starken Ausdruck findet Theos Wesensart als Wissenschaftler und Künstler in seiner in Kiel entstandenen dreibändigen „Geschichte der Stadt Rom". Auch in dem kleinen geistvollen

Aufsatz „Der Rechtsspruch gegen Shylock im Kaufmann von Venedig".

In Kiel wurde das herrliche Haus, das Theo am jenseitigen Ufer in Kitzeberg im großen Park an Wasser und Wald gelehnt, sich erbaute (und dessen Innenarchitektur Bruder Adelbert gestaltete), bald der Schauplatz lebendigen musikalischen Lebens. Welche wundervollen Feste habe ich dort in den künstlerisch gestalteten Räumen, im weiten Rosengarten, am Meere und im Walde verlebt. Die „Maienkönigin" von Gluck wurde einmal unter Mitwirkung von uns Essener Familien mit Orchesterbegleitung trefflich zur Aufführung gebracht.

Auch über diesen Glanz des Lebens fielen die Schatten des Vergänglichen. Nach dem Tode seiner herrlichen Frau [1]), die an diesem reichen Leben tätigsten Anteil gehabt hat, übersiedelte Theo nach Berlin. In einem reizvollen, von seinem Sohn Hans erbauten Hause in Dahlem, in dessen von ihm selbst angelegten Garten seine Liebe zur Gartenpflege Betätigung fand, hat er einen geruhsamen Lebensabend gehabt. Daß auch dort die heilige Cäcilie ihm nahegeblieben ist, zeigt die musikalische Umrahmung der Familienfeier, von der in Heft 14 der Familiennachrichten berichtet ist. Hier ist auch das letzte Werk von Theo, „Gedanken und Erinnerungen aus drei Menschenaltern", vollendet, das im Druck ein für die ganze Sippe wertvolles Dokument sein wird.

In Theos Leben war die Wissenschaft die strenge Leiterin und die Kunst die erhebende Begleiterin.

2. Bild des Wirkens

Von Annemarie Niemeyer.

„Als ich am 22. April 1893 frühmorgens meinen ersten Weg zur Universität machte," so schreibt unser Vater in seinen Erinnerungen, „hinab zum Ufer der Föhrde, hatte ich weder für das Wasser noch für die Schiffe und den Seeverkehr mehr als

---

[1]) Johanna Niemeyer starb am 29. Januar 1930.

einen flüchtigen Blick. Ich war ganz in den Gedankengang meiner ersten Vorlesungsstunde vertieft. Ich ahnte in jenem Augenblick nicht, daß alsbald die weite See es sein würde, welche meine Aufmerksamkeit und wissenschaftliche Arbeitskraft in erheblichem Maße beanspruchen würde." Jene Vorlesungen des jungen, seit 1894 „ordentlichen" Professors der frühen Kieler Zeit umfaßten neben der einstündigen Einführung in das Internationale Privatrecht die Vorlesung über das gesamte römische Recht (1893—96), die ihn besonders beglückte, sodann (1897 bis 1907) die Vorlesungen und Übungen in der staatlich vorgeschriebenen Ordnung über das neue bürgerliche Gesetzbuch, das im Jahre 1900 in Kraft trat. Was ihn an letzterem interessierte, war das Verhältnis des Bürgerlichen Gesetzbuches zum Internationalen Privatrecht. Intensive Beschäftigung hatte 1894 zu einem Vortrag „zur Methodik des internationalen Privatrechts" in der „Juristischen Gesellschaft" in Berlin geführt, in dem er dessen „Positivität" bahnbrechend betonte. In demselben Jahr erschien seine Schrift „Positives Internationales Privatrecht", in dem er den Begriff der Kollisionsnormen prägte, und schnell folgten weitere Schriften. Seither bilden „die Arbeiten Niemeyers für die Ausgestaltung des internationalen Privatrechts vor und nach der Kodifikation dieser Materie im Deutschen Gesetzbuch den granitenen Unterbau für die Theorie und Praxis dieser Materie in Deutschland".

Zur weiten See führte der an ihn ergehende Ruf, an der Kaiserlichen Marineakademie Vorlesungen über Völker- und Seerecht zu halten. Bei den ihm auch im späteren Leben außerordentlich ergebenen Hörern der Marine fand Niemeyer besonderes Verständnis für die in dem Sprichwort „Recht ist, was gilt" zum Ausdruck kommende Rechtsauffassung. — Das persönliche Interesse von Groß-Admiral Tirpitz gewährte ihm fortan jede materielle und sachliche Hilfe. In der Linie dieser Entwicklung liegen die beiden Orientreisen an Bord von Kriegsschiffen, zu denen er zu dem Zwecke kommandiert wurde, die Verhältnisse der Kriegsschiffe auf See und in ausländischen Gewässern, insbesondere Küstenmeeren und Häfen, kennenzu-

lernen. Die Reise auf dem dreimastigen Segelschulschiff „Nixe" (1897) ein Kurs in praktischer Seemannschaft, die Reise auf der Stationsyacht Loreley (1899) ein Spezialkurs in der diplomatischen Praxis. Diese Fahrten bezeichnet er in seinen Erinnerungen als wichtigste Periode seines „langen und unentwegten Suchens und Lernens in den Gebieten des internationalen Kultur- und Soziallebens". Gleich im Anfang der ersten Reise war es in Holland der persönliche Berater der Königin Wilhelmine, Staatsrat T. M. C. Asser im Haag, dem er unvergleichliche Aufschlüsse und Anregungen auf dem Gebiete des internationalen Rechts und der Staatenpolitik dankte. In Konstantinopel ergab sich ausgiebiges Zusammensein mit dem Botschafter Freiherrn von Marschall, in Haifa mit den Mitgliedern der Kolonie des Templerordens (denen er im Sommer dann eine ihnen zunächst verweigerte Audienz beim Kaiser verschaffte), in Milet und Priene mit den Archäologen, mit Schrader und mit Carl Wiegand, mit dem er zuletzt wieder in Berlin 1933 sich in herzlicher Freundschaft fand. Uns Kindern — wir waren mittlerweile 6 an der Zahl — erschienen diese Orientreisen wegen der Ausbeute an herrlichen Kostümen und Erzählungen nebst der „Rose von Jericho" ein wunderbares Abenteuer. Die Vertrautheit mit den Balkanverhältnissen war es, die im Jahre 1921, als Niemeyer als Völkerrechtler zur Verteidigung des armenischen des Mordes an Talaat Pascha angeklagten Studenten berufen wurde, zu dem glänzenden Verteidigungserfolg und Freispruch beitrug. — Bibliotheksreisen führten 1894 nach Paris und London. Eine zweite Reise nach London (1904) galt zum großen Teil der Vorbereitung des „Seekriegsrechts".

Bei der Universitätsfeier am 5. März 1907 hingen die Blicke von uns Kindern an der Gestalt des fünfzigjährigen jugendlichen Rektors in goldener Amtskette und rotem Rektorentalar, der über „Internationales Recht und nationales Interesse" sprach. Das Rektorat Niemeyers 1907/08 wird als eines der fruchtbarsten der Kieler Universität überhaupt bezeichnet. Das in dieser Zeit nach Plänen des Münchener Architekten Theodor Fischer erbaute Studentenheim „Seeburg" ist

seinem unermüdlichen Einsatz dafür zu danken. Derselben Anteilnahme am Wohl der Studentenschaft entsprang einige Jahre später die Gründung des Akademischen Segelvereins, die in der Diele des Kitzeberger Hauses vorbereitet wurde. Und gleichzeitig war dieses Jahr der Höhepunkt seiner sozialen Wirksamkeit auf künstlerischem Gebiet. Deren früheste Frucht war die in Gemeinschaft mit Freund Theodor Curtius durchgesetzte Errichtung des Karl-Löwe-Denkmals von Fritz Schaper im Düsternbrooker Gehölz aus Mitteln, die zum Teil die Sänger Henschel und Gura durch Benefizkonzerte in London und Leipzig aufgebracht hatten, gewesen. Hören wir nun Freund Fritz Brehmer, den einstigen Marineoffizier: „Sie schufen damals in Kiel durch den Aufbau eines großen Orchesters die Voraussetzung für die Errichtung der Oper, die uns dann später so unendlich viel Freude bereitet hat. Heute, wo ich selbst einige Jahre als Leiter des großen Schauspielhauses in Berlin unter den Augen und der Führung Max Reinhardts beruflich am Theater tätig gewesen bin, heute weiß ich, daß wir damals in Kiel ein wunderbar schönes und wertvolles Theater besaßen. Sie aber, lieber Freund, waren nicht nur einer der Gründer dieses Theaters, sondern auch einer der stärksten Faktoren des geistigen Lebens jener geistig blühenden Stadt und, was das künstlerische Leben betrifft, deren Mittelpunkt. Ihre Stellung als Rektor der Universität und als Staatsrechtslehrer von internationaler Bedeutung gab Ihnen das körperliche Fundament, das Übrige schuf Ihre Persönlichkeit.“ Seit 1902 hatte Niemeyer den Vorsitz des Vereins der Musikfreunde übernommen, den er bis 1911 behielt, ein Feuergeist auch auf musikalischem Gebiet. Nach der Gründung des Orchesters gehörte seine besondere Fürsorge der Einrichtung der billigen Volkskonzerte mit klassischen Programmen und den sonntäglichen Kammermusikmatineen in der Universitätsaula, die Andachtsstunden einer wahren Gemeinde. Die Solisten der Abonnementskonzerte und die auswärtigen Dirigenten wurden gleichermaßen gastlich im Hause aufgenommen wie die befreundeten einheimischen Kräfte (unter letzteren Theaterdirektor Otto

und der 1914 gefallene Kapellmeister Dr. Felix Schreiber und die reizende Butterfly Marcella Craft). Als gute Freunde nenne ich nur beispielsweise Max von Schillings und Sigmund von Hausegger. Unser Kitzeberger Waldquartett, das aus musikalischen Menschen aller Kreise zusammengesetzt war, erfuhr so manches Mal künstlerische Erweiterung. Ebenso wie die häuslichen Kammermusikabende, die — in den ersten Kieler Jahren mit dem leider so früh verstorbenen liebsten aller Freunde Ivo Bruns — regelmäßig stattfanden.

Auch die endgültige Übersiedlung nach dem geliebten Kitzeberg am anderen Ufer der Föhrde, das sich aus einer kleinen Waldparzelle zu einem stattlichen Besitz ausgewachsen hatte, erfolgte im Rektoratsjahr. (Für die Kapitäne der Hafendampfer, mit denen unser Vater sich kameradschaftlich stellte, war er übrigens von nun an „der Mann, der das Wetter macht".)

Mit dem Jahre 1908 hatte Niemeyer „den Entschluß gefaßt, fortan das gesamte Gebiet des internationalen Rechts als sein wissenschaftliches Arbeitsgebiet in Angriff zu nehmen". Parallel der Lehr- und Forschertätigkeit hatte sich die beratende und gutachtliche Tätigkeit für die deutsche Regierung sowie für Private und auch für ausländische Regierungen entwickelt. Niemeyers Zeitschrift für internationales Recht (1896—1935) [1]) hatte bereits Weltgeltung gewonnen. Es erschien jetzt das Seekriegsrecht (1910). In Zukunft nahm er an den Aufgaben der beiden großen internationalen Organisationen auf dem Gebiete des Völkerrechts tätigsten Anteil. Als Leiter der „Deutschen Vereinigung für internationales Recht" ernannte ihn die International Law Association 1912 zum Vizepräsidenten, das Institut de Droit International machte ihn 1913 zum Associé und 1921 dann zum membre. Die Kongreßveranstaltungen führten ihn nach London 1911, nach Paris

---

1) Die von Böhm 1891 begründete „Zeitschrift für internationales Privat- und Strafrecht" wurde seit 1896 von Niemeyer herausgegeben, seit 1910 als Zeitschrift f. intern. Recht, seit 1915 auf Veranlassung des Verlegers als „Niemeyers Zeitschrift für internationales Recht".

1912, nach Madrid 1913, nach London 1913. Und nach dem Weltkrieg wieder nach Holland, 1921 nach Rom, wohin ihn Frau und Tochter begleiteten, und 1924 nach Grenoble. In Oxford hatte die Tochter mit kindlichem Stolz bemerkt, daß Niemeyer zu den wenigen gehörte — wie Renault, der alte Lyon-Caens und der italienische Ministerpräsident Fusinato —, die ganz und gar das Ohr der Versammlung hatten. Zu den besonderen Freunden unter den ausländischen Kollegen gehörten die beiden hervorragenden Schweizer Juristen Max Huber, Präsident des internationalen Gerichtshofs im Haag und der bereits weißhaarige Mitschöpfer des Schweizerischen Gesetzbuches Eugen Huber.

Alljährlich kam zu der mit großer Pracht gefeierten „Kieler Woche" mit der Schar der in- und ausländischen Besucher die englische Dampfyacht „Rovenska" mit ihren interessanten Gästen, darunter z. B. der Herausgeber des „Economist" Hirst und die irische Priscilla Countess Aurnsley. Im Kaiserlichen Yachtklub traf man Prinz Heinrich von Preußen, mit dem unser Vater seit Jahren durch aufrichtige Freundschaft verbunden war. Man stattete auch unserem Kitzeberg seinen Besuch ab, der nun „drüben" in England erwidert wurde. Man hatte besonders die Garten- und Parkanlagen bewundert, die von der Terrassenarchitektur bis zum Standort jeder Staude nach Niemeyers Angaben angelegt worden waren. Die Gartenarbeit selbst, das Beschneiden der dichten Taxushecken, das Pflanzen, die Pflege der Baumschule — ein Ausruhen nach angestrengter geistiger Arbeit — mochte dem Zuschauenden als das eigentliche Lebenselement unseres Vaters erscheinen. Er sagte im Scherz: ich brauche in der Stadt nur ein Bündel Rosenstöcke zu tragen, und niemand erkennt und grüßt mich. Ein Freund, einer von vielen jungen Menschen, die sich in Kitzeberg zu Hause fühlten, schrieb einmal: „. . . der Verkehr bei Euch bildete eine vorzügliche Ergänzung meiner Bildung durch den Gegensatz der freieren weltmännischen Atmosphäre, die bei Euch herrschte. Und dann hatte Euer Vater Blumen im Garten, die ich nie gesehen hatte. Eine Salpiglossis habe ich jetzt selbst jedes Jahr im Garten, und

immer, wenn ich sie betrachte, denke ich an Theodor Niemeyer, der mir den Blick für die Schönheit der Gärten geweckt hat."

Im Frühjahr 1914 gründete Niemeyer das Institut für Internationales Recht an der Universität Kiel, damals das einzige seiner Art in Europa, das über allen politischen Wandel hinweg 1939 Jubiläum feierte[1]). Zum Kaiser-Wilhelm-Professor (Austauschprofessor) an der Columbia-Universität New York für das Jahr 1914 ernannt, überreichte er im Mai des Jahres anläßlich einer Italienreise dem Kaiser an Bord der Hohenzollern in Genua die von ihm herausgegebene deutsche Ausgabe der Schrift von Lord Loreburn, „Privateigentum im Seekriege", die den Weg der Verständigung einschlug.

Es kam der „Wahnsinnsausbruch der europäischen Welt"[2]). Niemeyer stellte sich am 3. August 1914 dem Stationskommando der Ostsee zur Verfügung. In einem durch die Presse gehenden „Offenen Brief" an den Präsidenten Butler der Columbia-Universität hatte er Verzicht auf die Professur in Amerika geleistet. Er wurde als Justiziar für Völker- und Seerecht eingestellt und im September als Hauptmann zum Bahnhofskommandanten von Kiel ernannt. Seiner militärischen Neigung entsprach der wichtige Posten. Der „Hauptmann" aber verdrängte den Rechtsgelehrten nicht. Die Überbelastung durch die doppelte Aufgabe veranlaßte ihn 1916, seine Entlassung aus dem Militär- und Marinedienst nachzusuchen, die ihm gewährt wurde. Die ganze Kriegszeit hindurch, auch in den Jahren intensiver militärischer Beanspruchung, wurde Niemeyer in verschiedenster Weise als völkerrechtlicher Sachverständiger und diplomatischer Berater von den Organen des Reichsmarineamts und des Auswärtigen Amts zugezogen. Jahrelang hatte er im Auswärtigen Amt ein Arbeitszimmer zur Verfügung. Seine Erholung in den Arbeitstagen dort waren die herrlichen Shake-

---

1) Dort hängt ein von seinem Sohn Otto gemaltes Porträt.

2) Ausdruck aus „Gedanken und Erinnerungen aus drei Menschenaltern" von Theodor Niemeyer.

speare-Aufführungen im Deutschen Theater und unser anschließendes Zusammensein mit Paul Wegener und dessen damaligem Kreis im Schünemann-Keller. Während des ganzen Krieges auch führte der Professor seine Vorlesungen und Seminarübungen durch. War das Völkerrecht zusammengebrochen? Zweifler an einem „Völkerrecht" hatte er von jeher auf die Tatsache des „Weltpostvereins" gewiesen. In den Erinnerungen gibt er einen Auszug aus der ersten Vorlesung im November 1914, „Völkerrechtliche Erörterung politischer Tagesfragen", wieder, darunter den Satz: „Wir werden den Glauben an ein Völkerrecht nicht aufgeben, sowenig die deutschen Truppen den Kampf um Dixmuiden aufgeben." Im Rahmen des Instituts richtete er das „Kriegsarchiv des Völkerrechts" ein. Im „Jahrbuch des Völkerrechts" wurden nunmehr die Urkunden zur Geschichte des Weltkrieges gebracht. Im September 1916 fand unter dem Generalgouverneur Freiherrn von Bissing in Brüssel eine Konferenz der Miltärjuristen statt, deren Schlußvortrag, „Entwicklungsmöglichkeiten des Völkerrechts", Niemeyer hielt. Im Jahre 1917 erfolgte in Berlin auf seine Anregung die Gründung der „Deutschen Gesellschaft für Völkerrecht" unter Beteiligung der Zentralbehörden des Reichs und der Bundesstaaten. Bis 1929 hat er den Vorsitz dieser Gesellschaft geführt, abgelöst dann durch Reichsgerichtspräsident Simons (Schwiegervater seines Sohnes Johannes) bis zur Selbstauflösung der Gesellschaft im Jahre 1935. Die Tagungen der Gesellschaft in den schönsten deutschen Städten, denen jeweils eine Pfingstreise von Ehepaar Niemeyer vorausging, waren von festlichen Veranstaltungen umrahmt, als deren schönste mir die Mozartfeier im kerzenerleuchteten Tiepolosaal in Würzburg in Erinnerung ist.

Niemeyers Erinnerungsbuch schließt mit der Revolution 1918, in die reichen folgenden Jahrzehnte nur gelegentliche Ausblicke gebend.

Im Jahre 1921 wurde Niemeyer bei der Beratung der neuen Ordnung für das diplomatische Examen beteiligt. Durch seine Mitgliedschaft der Examenskommission und durch seine Vor-

tragskurse mit Übungen für Attachés (1921—1926) blieb er auch mit der jungen Diplomatengeneration in Fühlung. Zu Vorlesungen an der **Académie de droit international à la Haye** wurde er 1924 berufen. Die Vorträge schrieb er direkt in französischer Sprache nieder. — Die Emeritierung 1926 bedeutete das Aufhören der Lehrtätigkeit, die er beinahe 40 Jahre mit Liebe ausgeübt hatte, und die ihm von Tausenden von Hörern aus aller Welt gedankt wird, bedeutete aber kein zur Ruhesetzen. Eine organisatorische Leistung war das „Handbuch des Abrüstungsproblems", das er 1928 im Auftrage eines Studienausschusses herausgab, zu dem unter anderen Simons und der Präsident des Senats von Hamburg, Dr. Petersen, und, gleichzeitig als Mitarbeiter, Vizeadmiral Hopmann, Kapitän Gadow und der vom Weltkrieg (Armee von Kluck) so bekannte General von Kuhl gehörten. Unter Hinzuziehung dieser und anderer hervorragender Sachkenner wurde den Zusammenhängen des Abrüstungsproblems mit Wirtschaft, Recht und Politik nachgegangen, um „in den Lebenserscheinungen des internationalen Geschehens den Schlüssel echter Völkerrechtswissenschaft zu finden".

Das Bedürfnis nach steter Selbstbesinnung führte (1934) zu den Untersuchungen „Vom Beruf unserer Zeit zur Kodifikation des Völkerrechts", die „nur ein anerkannter Meister des Fachs in Angriff nehmen durfte" [1]).

---

[1]) Die Formulierung klingt beabsichtigtermaßen an die berühmte Schrift Friedrich Carl von Savignys 1814 an „Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft". Die letzten Sätze Niemeyers 1934 lauten: „Auf dem ungeheuren Gebiete des internationalen Privatrechts im neuesten Sinne handelt es sich nicht um Revision und Kodifikation, sondern um Neuschöpfungen des internationalen Rechts. Die in Rom am 29. Mai 1933 abgeschlossenen Luftprivatrechtsabkommen sind hierfür ein vielsagendes Beispiel. Wie es mit dem Berufe unserer Zeit für Revision und Kodifikation des Völkerrechts steht, wird durch das Scheitern der Abrüstungskonferenz, die Erschütterung des Völkerbundes, die Ohnmacht des Haager Gerichtshofes genügend klargestellt. Auch hier geht es nicht um Revision und Kodifikation, sondern um neues Bauen der neuen Staatenwelt."

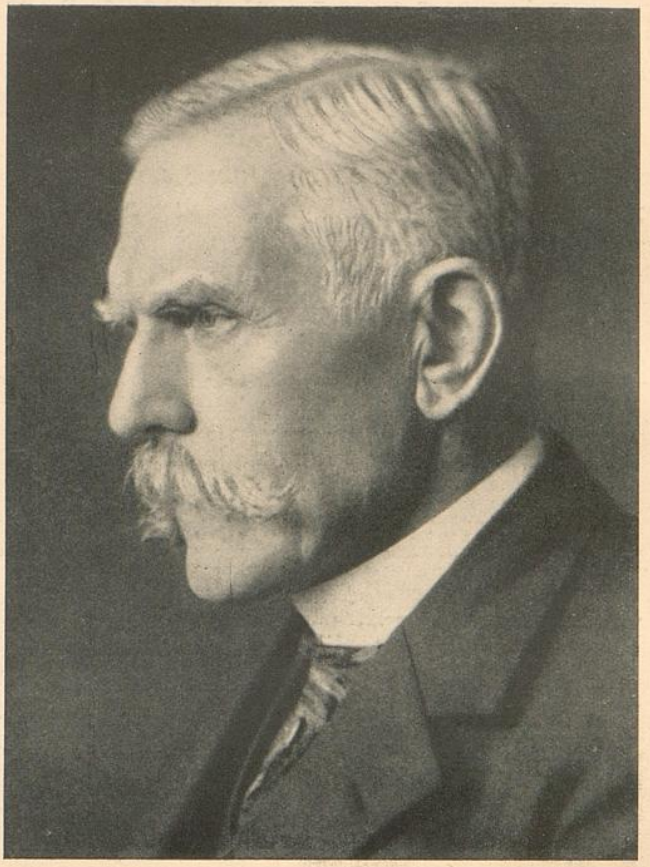
Die Liebe zu Italien bildet ein besonderes Kapitel in diesem Leben. Sie überleuchtet es von der ersten Italienfahrt 1892 bis zur letzten Forschungsreise in den Süden 1934. Ein Symbol dafür das in die Hauswand eingelassene Madonnenrelief aus Siena. Am 1. Juli 1928 setzte er die Feder an zum Beginn des Manuskriptes „Geschichte der Stadt Rom". Nach vierzigjähriger Vorbereitung entstand in drei Jahren „una vera cronaca del urbe", eine gigantische Chronik der Stadt von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart, dem Bedürfnis des Romfahrers nach einer zusammenhängenden Darstellung der Gesamtgeschichte, über die den Zeitraum von 410—1527 umfassende Geschichte der Stadt Rom von Gregorovius hinaus, entsprechend. Der letzte Korrekturbogen wurde beendet am Vorabend einer schweren Erkrankung. Wir sahen, wie sich seine starke Natur entgegen aller Erwartung wunderbar schnell erholte. Die Genesung brachte den Entschluß, das vereinsamte Kitzeberg zu verlassen, der sofort, zum 1. April 1933, verwirklicht wurde. In Berlin erwarteten ihn die dort lebenden Kinder, von denen jedes ihm auch in seinem beruflichen Leben ein Stück Geleit hatte geben dürfen, auch fünf seiner Enkel. Aus unserer Schar fehlten drei: Hellmut war als Kind an Scharlach gestorben. Günther hatte 1926 den Seemannstod gefunden. Wolfgang, der Älteste, war seit 1910 in Chile.

Es war kein Zufall, daß sich in Berlin zwischen unserem Vater und dem Vorsitzenden der Goethe-Gesellschaft, Freiherrn von Biedermann, eine Brücke schlug. Das Goethe-Gemeinsame trat bei ihm, dem Goethe-Verehrer, im Alter mehr und mehr in Erscheinung. Neben der intensiven Teilnahme am Geschehen der Gegenwart — Aussprachen darüber vor allem mit den Freunden Kapitän Scheibe, General von Kuhl und Geheimrat Schleich — war immer der Aufschwung ins Zeitlose: ein Flügelschlag, und hinter uns Aeonen. Immer wesentlich waren auch die Gespräche mit Frau Addy Furtwängler, die 1936 ein Vierteljahr im Haus Drosselhörn weilte. Viele junge Besucher verließen ihn gestärkt und erhoben.

Der Weg dieses Lebens war ein stetes Fortschreiten auf ansteigender Bahn. Steinige Wegstrecken waren von einem starken Willen bezwungen worden. So konnte Professor Fritz Stein für alle sagen: „Ein reiches Leben im Dienste der Wissenschaft und der Menschheit hat sich in seltener Harmonie vollendet, und das reine Menschentum des verehrungswürdigen Mannes wird allen, die ihn gekannt haben, in unverlierbarer Erinnerung lebendig bleiben."

Einen Schlüssel zu der Persönlichkeit unseres Vaters in Wirken und Sein gibt ein Tagebuchblatt:

„Erst später, dann aber aus dem Innersten heraus, und seit Jahren ganz und gar, ist es mir aufgegangen, daß die Unterscheidung von Zeit und Ewigkeit (ebenso: Irdisch und himmlisch und ähnliches) eine von den uns eigenen Zwangsvorstellungen ist, welche, wie im wirtschaftlichen Verkehr die Scheidemünze, praktisch unentbehrlich zu sein scheint, aber als Wertmaßstab unzulänglich ist. Das menschliche Dasein, das „Leben", wie man sagt, wird richtiger gewertet, tiefer gewürdigt, dem Gottesgedanken gemäßer erlebt, wenn die Zeit nicht als Gegensatz, sondern als unser Anteil der Ewigkeit in unserem Bewußtsein lebt. Diese Anschauung allein hat mir seit Jahrzehnten die Erleuchtung und die Kraft gegeben, Schmerz und Freude, Arbeit und Genuß, Duldsamkeit und Sittlichkeit, Lebenswillen und Lebensverzicht in einem Gleichgewicht zu erleben, welches vorübergehend immer wieder einmal erschüttert, aber immer wieder in festerem Ausgleich hergestellt wird. Wenn ich das Glück haben werde, diese Anschauung und dieses Gleichgewicht zu behalten, so fürchte ich auch nicht den Tod."



Hugo Niemeyer

geb. 26. August 1862
gest. 7. November 1940

Hugo Niemeyer Dr. med.

geboren 26. August 1862 in Stargard,
gestorben 7. November 1940 in Hamburg.

Von Edith Niemeyer.

Mein Vater wurde in Stargard als Sohn des Gymnasiallehrers Konrad Niemeyer und dessen Ehefrau Klara geb. v. Schwerin geboren. Seine Jugend verbrachte er in Kiel, wohin mein Großvater als Direktor des Gymnasiums berufen wurde. Zum Studium begab er sich nach Freiburg und München und war in Kiel als Assistenzarzt tätig, wo er am Krankenhaus meine Mutter, Lina v. d. Lühe, kennenlernte und sich mit ihr verlobte. Auf Veranlassung eines Freundes ging er dann nach Afrika, um sich dort in Transvaal eine Existenz zu begründen. Er bekam in Transvaal eine Anstellung als Distriktsarzt. Nach zwei Jahren ließ er meine Mutter nachkommen, und das Paar wurde am 12. Dezember 1889 in Neu-Deutschland (Natal) getraut. Sie lebten dort noch drei Jahre und sehnten sich dann aber nach der Heimat, da das Leben unter den Buren zu wenig geistige Anregung bot. So zogen sie nach Hamburg, wo mein Onkel Magnus schon als Arzt niedergelassen war. Es war gerade im Jahre 1892, als die Cholera in Hamburg im Abklingen war. Nach anfänglichem Warten auf Praxis bekam Vater Bezirksarzttätigkeit für einige Krankenkassen und es entwickelte sich daraus dann bald eine umfangreiche Kassenpraxis und ausgiebige Privatarzttätigkeit. Ein großer Stamm von Patienten hing an ihm mit großer Liebe und Verehrung, die sie auch bis zu seinem Tode bewiesen haben. Er war für seine Patienten der richtige alte Hausarzt, der die Familien in allen Nöten beriet in gesunden und kranken Tagen, bei Berufswahl, Eheschließung und was es sonst für Entschei-

dungen im Leben zu treffen gibt. Sein Blick galt nicht nur dem kranken Körper, sondern auch der Seele und der Persönlichkeit seiner Patienten. Auch die Liebe und Zuneigung vieler Kinder im Patienten- und Freundeskreise erwarb er sich durch das Anerkennen der fremden Eigenart.

Es waren bis zum Kriege 1914—1918 Jahre schwerer Arbeit für meinen Vater, aber er war fröhlich in seiner Arbeit, schonte sich nie. Nur an Sonntagen, da wurden mit Freunden und deren Familien herrliche Ausflüge ins Freie und die schöne Umgebung der Stadt gemacht. Unermüdlich war er dann im Suchen schöner Wege und Punkte. Mit großer Freude sammelte er Blumen. Jede seltene Pflanze wurde eingehend bestimmt und abends gepreßt und ins Herbarium geklebt.

Seine besondere Liebe galt der Musik, jede freie Minute benutzte Vater zum Üben. Sein „Wohltemperiertes Klavier" lag immer zur Hand, Beethoven und Brahms wurden immer wieder durchgearbeitet und besonders die Kammermusikwerke. Im Winter fanden dann regelmäßig Musikabende statt, und eine Menge Hamburger Musiker kamen immer gern zu den schönen Abenden und dem wohlbesetzten Tisch meiner Mutter. In allen seinen Taten war dies ein Grundzug seines Wesens — er hat es auch in seiner kleinen Bibel angestrichen im Sirach 33: Werde der Sache gewiß, danach rede davon, laß dich zuvor wohl lehren, so kannst du antworten. Große Freude hatte er auch von der Kindheit an am Chorgesang. In Hamburg sang er lange in der Eimsbütteler Musikgesellschaft und dann in der Hamburger Singakademie, deren Vorsitzender er viele Jahre war.

Als der Krieg 1914 begann, war es für meinen Vater eine selbstverständliche Sache, freiwillig hinauszugehen. Die ganzen vier Kriegsjahre war er draußen als Oberstabsarzt. Seine Assistenten und Untergebenen verehrten in ihm den kameradschaftlichen Führer, der sich rücksichtslos für die Sache einsetzte, die er für recht erkannte. Eine Menge dauerhafter Freundschaften mit Kollegen und Kriegsschwestern gründeten sich damals.

Nach Beendigung des Krieges galt es wieder, von neuem anzufangen, die Praxis fand sich bald wieder zusammen und Vaters Interesse wandte sich der Führung der kassenärztlichen Belange zu. Neben der Praxis widmete er täglich Stunden, die eigentlich seiner Erholung hätten dienen müssen, der Arbeit für die Kollegen, dem Versuch der Sicherstellung der arbeitsunfähigen alten Ärzte und der Hinterbliebenen. Sein unbestechliches Wesen erkannte sehr schnell Recht und Unrecht der ihm vorgetragenen Streitfälle und die Stichhaltigkeit vorgebrachter Beschwerdegründe. Witterte er allerdings unlautere Regungen, so war er ein harter Richter, in steter Sorge um das Niveau seines Standes. Durch die wildbrausende Umschwungzeit 1933 verlor er seinen Sitz in der Führung der Hamburger Ärzteschaft. Das bedeutete einen harten Schlag für meinen Vater. Ein schweres Herzleiden entwickelte sich bald mehr und mehr und fesselte Vater viel an den Lehnstuhl. Aber nie durfte die Praxis darunter leiden. Wie oft baten wir ihn, nicht die vielen Treppen zu den Wohnungen der Kranken zu steigen und sich zu schonen, aber meist vergebens, er verstand es immer wieder, sich heimlich der liebenden Fürsorge zu entziehen und seiner Pflicht nachzugehen.

Reisen war für meinen Vater immer eine Quelle des höchsten Genusses gewesen. Planmäßig reisen, mit offenen Augen, wie Goethe sagt; man reist doch nicht, um anzukommen, das war seine Art. Eine gemeinsame Reise mit dem Jugendfreund Dr. Mildenstein nach Gardone zählte zu seinen liebsten Erinnerungen der letzten Zeit.

Ein reger Familiensinn war ihm eigen und er freute sich, als sich dieser auch bei mir entwickelte und wir gemeinsam Ahnenforschung betrieben und uns eine Sammlung von Familienbildern anlegten.

Daß er die Freude hatte, vier gesunde Enkel, Egons Kinder, um sich zu sehen, war uns allen ein großes Glück.

Die letzten Monate wurden immer schwerer durch sein Leiden getrübt, aber das innige Beieinandersein brachte viel Hell in dieses Dunkel. Wir lasen die gleichen Bücher, bis zuletzt verfolgte er die Literatur der Zeit. Besonders alles, was an lesenswerten Biographien erschien, mußte ich ihm beschaffen. Mit seinen beiden Schwestern Liese und Dörte in Kiel verband ihn herzliche Zuneigung und geistige Gemeinschaft. Ihre Besuche erfreuten ihn unendlich. Noch seinen letzten Geburtstag konnten wir so zusammen feiern, wenn auch im wehmütigen Bewußtsein der nahen Trennung.

Margarethe v. Schröter

(1. III der Stammtafeln des Niemeyerschen Geschlechtes)

und

ihre Vorfahren

von

Annie Matthaei und Dr. Victor Niemeyer.

Margarethe v. Schröter, die Frau unseres Ahnherrn Johann Neomarius (1. III der Stammtafeln) und die Mutter unseres Ahnherrn Wichmann Georgius Neomarius (1. IV der Stammtafeln), ist die älteste Stammutter unseres Geschlechtes, von der und von deren Vorfahren wir Näheres wissen.

Sie ist geboren in Jena im Jahre 1594 als die älteste Tochter des über seine Vaterstadt hinaus bekannten Professors der Medizin an der Universität Jena, Philipp Jacob v. Schröter aus seiner zweiten Ehe mit Margarethe Sehling, Tochter des Stadtrichters Hans Sehling zu Schneeberg und seiner Frau Eva geb. v. Iphoffen.

Das Haus Schröter galt wohl als das glanzvollste und angesehenste der noch jungen Universität Jena, deren Mitbegründer und erster Rektor Philipp Jacob v. Schröters Vater gewesen ist. Das Haus Schröter war der Mittelpunkt des geistigen und geselligen Lebens der Universität. Kaum ein Fremder von Ansehen kam wohl nach Jena, ohne dem Hause Schröter seine Aufwartung gemacht zu haben. Die Herzöge von Sachsen waren Gönner und Freunde des Hauses.

Zu den dort verkehrenden und gern gesehenen Gästen des Professorenhauses gehörte auch der junge Theologe aus Niedersachsen, Johannes Neomarius, eines Pfarrers Sohn aus Goslar, in seiner wortkargen, ernsten niedersächsischen Art verschieden von der leichtlebigeren Art der Thüringer. Er war nach Beendigung seiner Studien auf den Universitäten Helmstedt und Göttingen im Jahre 1611 nach Jena gekommen, um dort die Magister-Würde zu erlangen. Seine am zweiten Pfingsttage des Jahres 1611 gehaltene Rede „Über den heiligen Geist", deren Einladungsprogramm noch auf der Bibliothek der Universität vorhanden ist, hatte in den protestantischen Kreisen Jenas, zu denen das Haus v. Schröter in erster Linie zählte, Anklang gefunden.

Die junge Margarethe hörte wohl gern von den Eltern und Geschwistern das Lob des jungen Magisters, dessen Neigung zu ihr ihr nicht entgangen war, und die sie erwiderte. Den Eltern war der Ernst und der Charakter des gelehrten Theologen eine wertvollere Garantie für die Zukunft ihrer kaum achtzehnjährigen Tochter als Geld und Gut, mit dem der Pastorensohn kaum gesegnet war.

Am 3. Februar 1612 fand zu Jena die Hochzeit von Johann Neomarius und Margarethe v. Schröter statt, und alsbald gründete das junge Paar seinen Hausstand in Hannover, wohin auf die Pfarre auf der Neustadt Johannes Neomarius berufen war. Noch sechs glückliche Friedensjahre waren ihnen dort vergönnt, auch scheinen die folgenden ersten acht Jahre des Dreißigjährigen Krieges noch verhältnismäßig schonend an ihnen vorübergegangen zu sein. Im Jahre 1626 ging an den bewährten Pfarrer Johannes Neomarius der Ruf, Superintendent in Münder am Deister als Nachfolger des durch die Pest aus dem Leben gerissenen Pastors Timäus zu werden. Wohl mehr aus Pflichtgefühl als aus Neigung folgte Johann Neomarius diesem Ruf. Seiner Frau Margarethe wird es besonders schwer geworden sein, die liebgewordene Pfarre auf der Neustadt in Hannover mit der Superintendentur in Münder, aus dem schon

manche Kriegsunruhe und andere Nöte gemeldet waren, zu vertauschen. In Münder begann für beide eine Leidenszeit ohnegleichen, die sie in treuer Lebenskameradschaft von 1626 bis 1646 getragen haben. Alle Grauen des Dreißigjährigen Krieges, Plünderungen und Brandschatzungen von Kaiserlichen und Schwedischen Truppen, Hungersnot, Pest und Wolfsplage sind in dieser Zeit über Münder hingegangen.

Bei dem Tode von Johannes Neomarius am 26. November 1646 war seine Witwe Margarethe so arm, daß sie nicht den rückständigen Lohn ihres Knechtes bezahlen konnte.

In dem Protokoll einer Kirchenvisitation von 1652 wird von „dem Ersuchen eines früheren Knechtes Niemeiers berichtet, daß ihm zu seinem rückständigen Lohn von der Superintendentischen möchte verholfen werden". Der Bescheid der Kirchenvisitatoren besagt, „daß man der Witwe Niemeier in ihrer großen Armut ihre noch wenigen Lebenmittel, als die Kuh usw., nicht nehmen könne, wenn sie aber, wie sie verhoffe, gegen Ostern noch etwas Geld bekomme, könnte er wieder anhalten und sollte ihm alsdann keine Hülfe versagt bleiben".

Damals war Margarethe Neomarius, geb. v. Schröter, 60 Jahre alt. Laut einer Kirchenrechnung 1653/54 wurden ihr einmal 18 Groschen zugebilligt! Der Vater, Philipp Jacob v. Schröter, war 1617, die Mutter 1635 gestorben. Ihr Sohn Wichmann Georgius Neomarius, der in dem nahegelegenen Pfarrdorf Fischbeck seit 1645[1]) als Pfarrer amtierte, ist schon 1655 gestorben, hat also den Vater nur neun Jahre überlebt. Aber auch seine Pfarre hatte durch Verwüstungen Tillyscher Truppen schwer gelitten. Über das Todesjahr von Margarethe Neomarius haben wir keine Kunde. Möglich ist, daß sie noch etwas von dem Lebenswirken ihres Enkels Johann Hermann Niemeyer erlebt hat, der erst Pfarrer in der Residenz Bückeburg, dann in Frille war und über den sie 13 Urenkel-Kinder gehabt hat, darunter Franz Niemeyer, den Großvater des Kanzlers August Hermann Niemeyer.

1) Für die Jahreszahl vgl. unten.

Die Väter und Urväter dieser unserer Stammmutter Margarethe v. Schröter sind ebenso unsere Vorfahren wie die Franckes, Freylinghausens, Gloxins, v. Köpkes, Pernices, Goeschens usw. und diejenigen, die den Namen Niemeyer tragen. Wir können auch dieser Väter gern gedenken und stolz auf sie sein. — Der Urgroßvater von Margarethe v. Schröter:

Peter Schröter

geboren c. 1485, gestorben Weimar 1569

war Bürgermeister in Weimar. Er war vermählt mit Gertrud Dietze, Tochter des Veit Dietze, eines hervorragenden Bürgers von Jena. In einer Trauerrede heißt es von ihm, „Herr Peter Schröter, weyland auch Bürgermeister in dieser Stadt, so der ganzen Stadt und Gemeinde allhier vorgestanden hat," und an anderer Stelle wird von ihm gesagt[1]):

„Non caret nativo suo splendore familia ista Schroeterum. Nam parens huius Petrus Schröterus ob prudentiam et virtute alias plurimas non in Senatorium tantum lectus est, verum etiam Consules munus magno cum laude, quoad viveret, constituit."

Durch die Söhne von Peter Schröter — Jacob und Johannes — wurde die Familie in zwei Zweige geteilt — den „Weimarischen" und den „Jenaischen" Familienzweig.

Jacob Schröter wurde als Nachfolger seines Vaters ebenfalls Bürgermeister in Weimar und hielt seine Nachkommenschaft in Weimar ansässig. Das Haupt des Jenaischen Familienzweiges, aus dem unsere Stammutter Margarethe v. Schröter hervorgegangen ist, und die uns deshalb familiengeschichtlich allein interessiert, war der später in den erblichen Adelsstand erhobene

1) In der seinem Sohn Johannes (gestorben 1593 zu Jena) gehaltenen Trauer- und Lobrede von Dr. Zacharias Brendel —, übersetzt: „Er entbehrte nicht des ihm angeborenen Glanzes jener Familie der Schroeter. Denn sein Vater Peter Schroeter wurde wegen Weisheit und Tugend nicht nur mehrere Male in den Stadtrat gewählt, sondern er besetzte auch, solange er lebte, das Amt des Bürgermeisters mit viel Ruhm."



Johannes v. Schröter
geb. 1513 zu Weimar
gest. 31. Mai 1593 zu Jena

Johannes v. Schröter[1]):

Eine kurze Übersicht über das inhaltsreiche Leben dieses bedeutenden Großvaters von Margarethe Schröter gibt das „Biographische Lexicon der hervorragenden Ärzte" von Aug. Hirsch, Bd. 5 (1888 S. 287/288) wie folgt:

> „geb. 1513 zu Weimar, studierte von 1533 in Wittenberg Humaniora, war eine Zeit lang Schulrektor zu Stams im Inntal, kehrte 1542 nach Wittenberg zurück, um Medizin zu studieren, wurde inzwischen als Rektor der Landschule nach Wien berufen, erhielt 1549 seine Entlassung, ging nach Padua, kehrte nach Wien zurück, wo er 1552 Dr. und dann Prof. der Medizin wurde, die höchsten Ehrenstellen erlangte und Leibarzt des Kaisers wurde. — 1554 wurde er zum Professor der Medizin zu Jena und zum Leibarzt der Herzöge von Sachsen ernannt. — Er starb 31. 3. 1593, nachdem er während seines Lebens die größten Ehren erfahren und wegen seiner diagnostischen Geschicklichkeit als einer der bedeutendsten Ärzte gegolten hatte."

Dieser Lebensabriß ist durch interessante Einzelheiten zu ergänzen. In der Matrikel der Universität Wittenberg finden wir ihn: „28. 12. 1541 Schroeter Joannes Vinariensis" (aus Weimar). In Wittenberg trat Johannes Schröter in persönliche Beziehungen zu Luther und Melanchthon, mit denen er auch in seinem späteren Leben in Korrespondenz gestanden hat. Nach Prüfung durch das philosophische Kollegium erhielt er dort den Magistergrad, auf Grund dessen er als Schulrektor in Stams im Inntal angestellt wurde. Im Jahre 1542, also schon fast dreißigjährig, kehrte er nach Wittenberg zurück, um dort nunmehr und weiterhin in Wien Medizin zu studieren, wurde aber zwischendurch zur Leitung der Provinzialschule in Wien berufen. Nach dreijähriger Dauer dieses Amtes setzte Johannes Schröter

---

1) Vgl. den Artikel über ihn i. d. „Allgemeinen deutschen Biographie", Bd. 32, 564 I c. Dort als Quelle auch genannt: Elo. Diction. histor. IV p. 226. — Poggendorff, biogr.-liter. Lehrbuch II, 846.

seine medizinischen Studien in Italien, vorwiegend an der Universität Padua, fort. Genannt wird unter seinen dortigen Lehrern „der größte und ausgezeichnetste Meister der Medizin seiner Zeit, Johannes Montanus, aus dessen Schule so viele führende Ärzte dieser Zeit hervorgegangen sind“ [1]).

Ausgezeichnet mit einem reichen medizinischen Wissen im Jahre 1551 nach Wien zurückgekehrt, wurde er „für wohlbefunden, daß ihm die Lizenz zukomme, den Grad und die Zierde eines Doktors der ärztlichen Kunst, deren Bakkalaureat er bereits früher erworben hatte, zu erlangen und somit die höchste Würde in dieser Kunst zu erreichen“. Diese Promotion erfolgte öffentlich und feierlich im Stephans-Dom zu Wien am 2. Juni 1557.

Sein diagnostischer Scharfsinn wurde bald berühmt, von nah und fern strömten Hilfesuchende zu dem berühmten Wiener Arzt, der mit Geschenken und Gunsterweisungen überhäuft wurde. Der König Ferdinand erhob ihn am 6. Dezember 1557 in den erblichen Adelsstand. Kaiser Maximilian II. ernannte ihn zu seinem Leibarzt [2]).

Dr. Johannes Schröters Weltruf drang auch zu dem Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen, der damals als Gefangener in Villach in Kärnten weilte. Johann Friedrich hatte im Schmalkaldischen Krieg bei Mühlberg 1547 trotz großer persönlicher Tapferkeit eine blutige Niederlage erlitten, war dabei in die Gefangenschaft Karls V. geraten, der ihn mit unwürdiger Härte behandelte und fünf Jahre in Gefangenschaft festhielt. Er behielt nur einen Teil seiner Thüringischen Lande

---

1) Zu dem Artikel von Ernst Landsberg in der Allgem. deutschen Biographie über seinen Sohn Johann Christian Schröter heißt es: „Er sowohl wie sein Vater scheinen ein Gut Wickerstädt besessen zu haben, als dessen Erbherrn sie bezeichnet werden.“ A. N.

2) Dreihundert Jahre später wurde ein anderer Sproß unseres Geschlechtes, also auch ein Nachkomme von Johannes v. Schröter — Prof. Dr. Felix v. Niemeyer — wegen seiner Verdienste um die medizinische Wissenschaft vom König von Württemberg in den erblichen Adelsstand erhoben (7 a X 39 der Stammtafeln).

mit den Städten Weimar, Jena, Eisenach, Koburg und Gotha. Besonders schmerzlich war ihm der Verlust der Universität Wittenberg. Er beschloß als Ersatz die Begründung der Universität Jena. Auf seine Bitte kam Johannes v. Schröter nach Villach, um dort mit ihm den Plan dieser Gründung zu besprechen. Im Jahre 1552 aus der Gefangenschaft zurückgekehrt, bestimmte der Kurfürst durch eine nach Wien geschickte Gesandtschaft Johannes v. Schröter, an der Begründung der Universität Jena durch Rat und Tat mitzuwirken. Die Verhandlungen zogen sich lange hin, bis der der Begründung der Universität widerstrebende Kaiser nachgab. Johannes v. Schröter ließ sich aus Liebe zu seiner thüringischen Heimat bestimmen, seine glanzvollen Verhältnisse als Professor der Medizin in Wien und als Leibarzt des Kaisers aufzugeben und dem Rufe Johann Friederichs von Sachsen nach Jena zu folgen [1]).

Während der Reise von Johannes v. Schröter nach Jena starb zu Weimar 3. März 1554 Johann Friedrich von Sachsen, der den berühmten Arzt an sein Krankenlager herbeigesehnt hatte. Die Herzöge von Sachsen entsandten Johannes v. Schröter zum römischen König Ferdinand, um die Privilegien der neugegründeten Universität zu erlangen. Als er mit den Privilegien aus Wien zurückkehrte, ritten ihm die drei regierenden Herzöge von Sachsen eine Stunde weit entgegen und holten ihn mit der ganzen Universität feierlich ein. Die Universität übertrug ihm das erste Rektorat, so daß er im Jahre 1558 die Vorschläge für die Einweihung der Universität als Rektor unterzeichnen konnte. Bei dieser Feier überreichte ihm der Bürgermeister Andreas als Zeichen des Dankes der Stadt einen silbernen Pokal. Sein Bildnis, ihn darstellend mit einem aufgeschlagenen Buch in der Hand und auf diesem die Worte

1) Auch hier dürfen wir an eine Parallele unserer Familiengeschichte erinnern. Der Kanzler August Hermann Niemeyer, auch ein Nachkomme von Johannes v. Schröter, schlug bekanntlich alle glanzvollen Anerbietungen des Königs von Preußen nach Berlin aus, um die Universität seiner Heimat Halle vor der sonst sicheren Aufhebung durch Napoleon zu retten.

„Humani corporis naturam nosce" nahm die medizinische Fakultät in ihr noch heute geführtes Siegel auf. — In Poesie und Prosa wurde er gefeiert. Die Würde des Rektors hat er neunmal bekleidet.

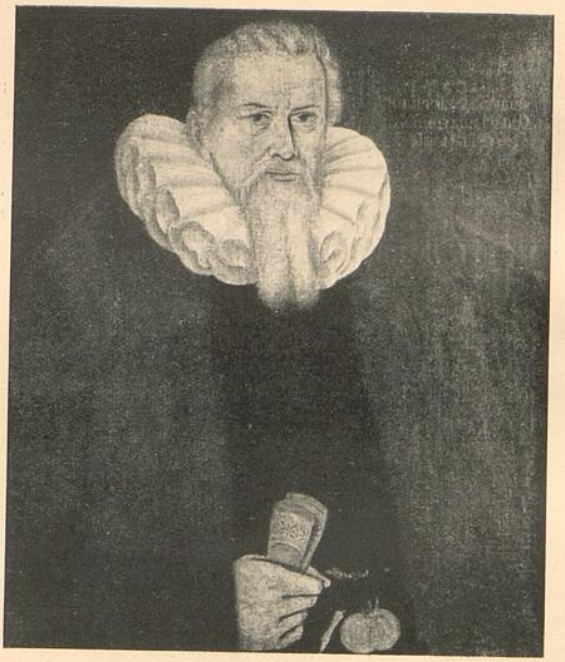
Jena war damals nicht so aufgebaut und die Häuser nicht so eingerichtet, um die studierende Jugend gastlich aufzunehmen. Johannes v. Schröter trug Sorge, daß Kollegien-Gebäude durch die Opferwilligkeit der Fürsten entstanden, und er hat selbst auf eigene Kosten viele geeignete Wohnhäuser erbauen lassen. Als im Jahre 1566 die Pest ausbrach, und ihretwegen alles von der Universität auseinandergestoben war, „verblieb Johannes v. Schröter" — wie es in einem zeitgenössischen Briefe heißt — „unerschütterlichen Mutes in dieser Stadt und stand mit äußerster Anspannung und höchstem Eifer Allen und auch den Ärmsten zur Seite, die seinen Beistand anriefen" [1]). Es wuchs sein Ruf von Tag zu Tag, und sein Haus war ein Orakel für Hoch und Niedrig, für Freiherren, Grafen und Fürsten. Der Herzog Johann Friedrich III. von Sachsen wohnte, als er nach Jena übergesiedelt war, um hier seinen Studien nachzugehen, bei Johannes v. Schröter und ist in seinem Hause gestorben.

Im Jahre 1574 wurde Johannes v. Schröter mit seinem Sohne in Padua vom Kaiser zum Comes Palatinus ernannt. Er wurde mit Ehrengaben und beträchtlichen Vermögenszuwendungen überhäuft, so daß er „gegen Andere wohltätig und freigebig sein und den Seinigen stattliche Verhältnisse hinterlassen konnte". Er ist am 31. Mai 1593 im Alter von 80 Jahren gestorben.

Johann v. Schröter war in erster Ehe mit Ursula Capito (Großhaupt) aus Wien und in zweiter Ehe mit Barbara Vogel (Tochter des Bürgermeisters Vogel) verheiratet. Aus beiden Ehen sind zahlreiche Kinder hervorgegangen. Von dem Sohne Wolfgang aus der ersten Ehe lebt noch eine zahlreiche Nach-

---

[1]) Auch hier dürfen wir auf die Parallele in der Lebenshaltung seiner Enkelin Margarethe und ihres Mannes Johannes Neomarius in der Pestzeit in Münder hinweisen.



Philipp Jacob v. Schröter
geb. 8. Juli 1553 zu Wien
gest. 1. Juni 1617 zu Jena

kommenschaft. Uns interessiert familiengeschichtlich nur der am 8. Juli 1553 in Wien aus der ersten Ehe mit Ursula Capito geborene zweitälteste Sohn

Philipp Jacob v. Schröter,

geboren 8. Juli 1553 zu Wien,

der Vater von Margarethe v. Schröter. Schon in seinem ersten Lebensjahre war er aus seiner Geburtsstadt Wien mit seinem Vater nach Jena gekommen. Es heißt, daß er „von Kindheit dem Wissen und der Wissenschaft zugewandt gewesen ist". Jedenfalls war er noch fast ein Knabe, als ihm bei der dritten Promotion von Baccalauren im Jahre 1567 öffentlich der Grad eines Baccalaureus artium verliehen wurde. Er wandte sich der Medizin zu und erhielt am 7. Juni 1576 den Grad eines Baccalaureus in medicina. Seine medizinischen Studien setzte er sodann in Leipzig[1]) und am Lyzeum der Venetianer in Padua fort.

Am 12. Mai 1581 hielt er in Jena seine Inaugural-Dissertation „de febri ardenti" und wurde am 18. Juni 1581 unter dem Dekanat seines Vaters zum Dr. med. promoviert. Schon im folgenden Jahre, am 29. März 1582 wurde er in das „Album der Professoren der Medizin" eingetragen und somit Kollege seines Vaters. Er war es noch 11 Jahre lang.

Philipp Jacob v. Schröter war 35 Jahre Professor an der Universität Jena und fünfmal ihr Rektor. Auch er wird als ein ausgezeichneter Mediziner und erfolgreicher Lehrer gerühmt. Er ist am 1. Juni 1617 — also im Alter von 64 Jahren — gestorben und in der Michaelis-Kirche in Jena beigesetzt. Das Universitätsprogramm für seine Trauerfeierlichkeiten, Beileidsgedichte des Rektors, Gedächtnisreden usw. sind noch vorhanden.

---

1) Dort immatrikuliert WS. 1568 („Schröter Th. J. Vienensis austracius fel Johannis med Doctoris cum tribus fratribus infra Misnen inscriptus, sed huc referendus").

Seine Ehefrau Margarethe geb. Sehling ist 1574 (als Tochter des Stadtrichters Hans Sehling und seiner Frau Eva geb. v. Iphoffen) geboren, sie war 21 Jahre jünger als Philipp Jacob v. Schröter, den sie, noch nicht zwanzigjährig, am 16. September 1593 heiratete. Sie ist offenbar mit ihrer ältesten Tochter Margarethe, die auch nach ihr benannt war, besonders verbunden gewesen. Denn nach ihres Mannes Tod (1617) siedelte sie in das Pfarrhaus ihres Schwiegersohnes Johannes Neomarius nach Hannover über und lebte dort in häuslicher Gemeinschaft mit Tochter und Schwiegersohn sieben Jahre lang. Am Bartholomäi 1624 kehrte sie „wegen des gefährlichen Sterbens in Hannover" nicht etwa nach Jena, sondern in ihre Heimatstadt Schneeberg zurück, wo sie am 14. August 1635 gestorben ist.

Man wird nach diesen Daten annehmen müssen, daß das einst so glanzvolle Haus v. Schröter in Jena nach dem Tode von Philipp Jacob v. Schröter dort erloschen ist.

Die Bilder von Johannes v. Schröter und Philipp Jacob v. Schröter, die wir unserem Aufsatz beigeben können, sind besorgt durch Lotte Boroffka-Niemeyer (Stammtafel XII 50) von den in der Universität Jena hängenden Ölbildern.

Die drei Neomarius

(1. Tafel 2., 3., 4. Spalten der Stammtafeln des Niemeyerschen Geschlechtes)

von Dr. Victor Niemeyer

Drei Generationen unseres Geschlechtes haben sich — ein volles Jahrhundert hindurch — dem latinisierenden Gebrauch der gelehrten Stände ihrer Zeit gemäß Neomarius genannt. Der Älteste dieser drei Generationen

Georgius Neomarius
(I. II)

ist in Höxter um das Jahr 1545 als Sohn des Ältesten unseres Geschlechts, des Bürgers und Brauers Johann Neumeyer aus seiner Ehe mit Anna geb. Pocks geboren. Über Ort und Zeit seiner Studien und seiner Lebensstellung bis zu seinem 41. Lebensjahr sind die Nachforschungen erfolglos geblieben. Wir begegnen ihm erst im Jahre 1586, in welchem er als Kurator an das in demselben Jahre ins Leben gerufene Pädagogium in Göttingen berufen wurde, an dem er bis zum Jahre 1589 amtierte. Es ist wahrscheinlich, daß er schon vorher eine Lehr- oder Pfarrstelle in Göttingen bekleidet hat. Denn sein um das Jahr 1579 geborener Sohn Johannes hat sich bei seinen Immatrikulationen in Helmstedt (1604) und Göttingen (1608) als Göttingensis — also gebürtig aus Göttingen — bezeichnet. Aus der im Jahre 1941 erschienenen Schrift: „Die Pastore der Landeskirche Hannover und Schaumburg-Lippe" von Philipp Meyer erfahren wir, daß „Georgius Neomarius" (Neumeyer, Niemeyer) von 1586 bis 1589 in dem unweit von Göttingen gelegenen Pfarrdorf

„Klein-Lengden" (Göttingen, Göttingen-Süd) an der dortigen Pfarrgemeinde „Mercenarius" also wohl Prediger mit Tagesdiäten und „von 1589 bis 1593 Pastor verus, dann Pastor in Neustadt und Bündheim (Braunschweig) war". Auch in dieser Quelle wird das Geburtsdatum von Georgius Neomarius auf „um 1545" und als sein Geburtsort Höxter angegeben. — Neustadt ist das heutige Bad Harzburg. Das in unmittelbarer Nähe gelegene Bündheim gehörte zu derselben Pfarrgemeinde, ist jedenfalls von Georgius Neomarius pfarramtlich mit betreut. Ein Zeugnis über ihn als Pfarrer in Neustadt haben wir noch heute in Stein gemeißelt an dem Kirchturm der Kirche Neustadt (Bad Harzburg) aus dem Jahre 1600. Dem diesen Aufsatz beigegebenen Bild dieser ältesten Familienurkunde unseres Geschlechts liegt eine in diesem Sommer von meinem Schwiegersohn Oswald Petersen aufgenommene Fotografie zugrunde. Die Kirche, in der Georgius Neomarius gepredigt hat, hat zwar im Jahre 1654 einem Fachwerkbau weichen müssen. Die heutige Kirche stammt von 1901/1903. Der in der alten Kirche über der Kirchentür eingemauert gewesene Quaderstein mit der sich auf Georgius Neomarius beziehenden Inschrift ist aber über der Tür der neuen Kirche wieder angebracht. Sie ist übrigens schon im Jahre 1833 durch einen Brief des Pastors Schneider an Franz Anton Niemeyer zu unseren Familienpapieren gelangt und hat folgenden Wortlaut:

„Anno Dom. 1600 Turrim hanc extruxerunt aediles Johannes Nordhingk mercis ligneae curator, et Heinrich Müller, praefecti aerario ecclesiastico aedis sacrae moderatore Georgio Neomario Huxoriense."

(„Im Jahre 1600 haben diesen Turm aufgeführt die Ädilen Johannes Nordingk, Forstschreiber, und Heinrich Müller, Vorsteher der Kirchenkasse, während Georgius Neomarius, aus Höxter gebürtig, das Gotteshaus leitete.")

Wie lange Georgius Neomarius über das Jahr 1600 hinaus noch in Neustadt als Pastor tätig gewesen ist, wann und wo er



Urkundenstein aus der Kirche zu Bad Harzburg (siehe Neustadt) aus dem Jahre 1600

gestorben ist, ist nicht bekannt. Auch über die Familie seiner Ehefrau Elisabeth geborene Portia hat nichts Näheres ermittelt werden können.

Der — sicherlich nicht einzige — Sohn aus der Ehe von Georgius und Elisabeth geb. Portia, von dem wir etwas wissen:

Johannes Neomarius
(1. III.)

ist um 1579 in Göttingen geboren. Sowohl bei seiner Immatrikulation in Helmstedt am 16. März 1604, wie auch bei der in Göttingen am 1. Juni 1608 hat er sich als „Göttingensis", also aus Göttingen gebürtig, bezeichnet. In den Archiven der Universität Jena, wo er 1611 die Magister-Würde erlangte, ist er als „aus Goslar stammend" geführt. Dieser Widerspruch wird sich dadurch erklären, daß der Wohnort des Vaters und auch dieser ungenau mit dem bekannteren, nahe an Neustadt gelegenen Goslar angegeben ist. Vielleicht hat Georgius Neomarius auch später in Goslar im Ruhestand gelebt.

Auf der Bibliothek der Universität Jena ist noch der Druck einer Rede vorhanden, die Johannes Neomarius am zweiten Pfingsttage 1611 — wahrscheinlich als Probepredigt zur Erlangung der Magister-Würde „Über den heiligen Geist" gehalten hat. In einer Geschichte der Familie Niemeyer wird man die Wiedergabe des Wortlautes nicht vergessen dürfen.

Am 3. Februar 1612 heiratete Johannes Neomarius die damals kaum achtzehnjährige Margarethe v. Schröter, Tochter des Professors der Medizin an der Universität Jena, Jacob Philipp v. Schroeter. — Über sie und ihre bedeutenden Vorfahren berichtet ein besonderer Aufsatz dieses Heftes der Familien-Nachrichten. Unsere verdiente Familienforscherin Annie Matthaei (Tafel 13, XII, 217) bemerkt in ihrem Tagebuch: „Johannes Neomarius muß nicht nur ein gelehrter Pfarrer, sondern auch sonst nach seiner wundervollen, charaktervollen Handschrift, die

durch einen Brief vom Jahre 1642 erhalten ist, und von dem ich eine Fotokopie besitze, zu urteilen, ein besonders tüchtiger Mann gewesen sein. Wie hätte er, der sicher nicht mit Geld und Gut ausgestattet war, sonst eine Tochter aus einem der höchsten und angesehensten Häuser Jenas freien können." Das Faksimile dieser Handschrift vom Jahre 1642 wird in der Familiengeschichte nicht fehlen dürfen[1]).

Mit der Magister-Würde bekleidet, wurde Johannes Neomarius 1612 als Pfarrer an die seit der Reformation dem protestantischen Gottesdienst dienende 1382 erbaute Marienkirche in der Neustadt Hannover berufen. Diese Kirche, in der Johannes Neomarius von 1612 bis 1626 gepredigt hat, ist in der Mitte des 17. Jahrhunderts von dem zum Katholizismus übergetretenen Herzog Johann Friedrich von Hannover den Katholiken übergeben. Die von der evangelischen Bürgerschaft an Stelle der genannten Marienkirche erbaute „Neustädter Hof- und Stadtkirche" hat mit unseren Vorfahren nichts zu tun. Akten und Kirchenbücher der einstigen evangelischen Marienkirche sind bisher nicht zu ermitteln.

Vierzehn Jahre amtierte Johannes Neomarius auf der Neustadt in Hannover. Sieben Jahre davon teilte die Hausgemeinschaft des Pfarrhauses die Mutter von Margarethe v. Schroeter, die nach dem Tode ihres Mannes (1617) zu ihrer mit Johannes Neomarius verheirateten Tochter in Hannover übergesiedelt ist.

Im Jahre 1626 folgte Johannes Neomarius einem Rufe nach Münder a. Deister, um dort als Superintendent den durch die Pest hingerafften Pastor Gebhard Timäus zu ersetzen.

Münder, die saubere freundliche Kleinstadt mit heute 5000 Einwohnern, in der Johann Neomarius von 1626 bis 1646 als

---

1) Es handelt sich um das letzte Blatt des Berichts über eine Kirchenvisitationsreise aus dem Jahre 1642, der in Oldendorf über Elze (Han.) liegt und kirchengeschichtlich interessant sein soll. Die Fotokopie ließ Lotte Boroffka 1935 anfertigen. A. N.

Superintendent gewirkt hat, liegt inmitten eines weiten, hügeligen Ackerlandes, das umsäumt ist von dem waldreichen Mittelgebirge von Süntel und Deister. Von der inmitten des Ortes gelegenen Laurentius-Kirche, in der Johann Neomarius gepredigt hat, steht nur noch der aus vorreformatorischer Zeit stammende in einem gotischen Glockenturm auslaufende hohe Turm, an den sich ein aus dem 19. Jahrhundert stammendes reizloses Kirchenschiff anschließt.

In dem von der Gemeinde sorgfältig geführten Verzeichnis der nachreformatorischen Pfarrer ist als 6. verzeichnet: „Johann Neomarius (Niemeyer) November 1626 bis 1646, vorher Pastor auf der Neustadt in Hannover, verstorben in Münder." Kirchenbücher sind erst seit dem Jahre 1648 geführt.

Die in den „Beiträgen der Stadt Münder" von dem Pastor Warnecke und in einer Sammlung der Generaldiözese Hannover auszugsweise mitgeteilten Nachrichten des städtischen Archivs ergeben über die Lebensverhältnisse von Johannes Neomarius soviel Bedeutsames, daß durch sie sich mit dem Namen Johannes Neomarius das Bild einer Persönlichkeit verbindet, die in der Geschichte unseres Geschlechtes leuchten sollte. Nicht nur sein Amtsvorgänger Gebhard Timäus, sondern auch der Inhaber der zweiten Pfarrstelle war von der Pest hingerafft, als Johannes Neomarius das Amt antrat, dessen er dann während der längsten und schicksalschwersten Zeit des Dreißigjährigen Krieges getreulich gewaltet hat.

Schon ein Jahr vor seinem Amtsantritt hatten Tillysche Truppen die Stadt überfallen und die Vorstadt derart eingeäschert, daß erst nach hundert Jahren die meisten Stätten wieder hergestellt werden konnten. Das Kirchenornat und die Abendmahlsgeräte waren geraubt und wurden erst später bei einem Goldschmied in Hameln wieder aufgefunden. Während Johannes Neomarius Amtszeit hielten zwei schwedische Regimenter die Stadt acht Wochen lang besetzt und fügten ihr einen Schaden von 16670 Talern zu. Die Kirche und das Pfarrhaus

wurden geplündert. In einem anderen Jahre seiner Amtszeit wurde die Stadt wieder „sowohl von den Schwedischen als Kaiserlichen derart mitgenommen, geplündert und sonst angefochten, daß es den Einwohnern unmöglich wurde standzuhalten, und sie mit ihren Weibern und Kindern in die Festung Hameln, teils auf die Berge zur Salvierung ihres Lebens flüchten mußten". Dazu kam, daß „die abscheuliche Pest allhier über die Maßen sehr grassieret und sehr viele Menschen hinweggraffet". Weitere Berichte klagen über die durch den Krieg herbeigeführte Wolfsplage. Daß unter solchen Lebensverhältnissen Johannes Neomarius seine Witwe Margarethe geb. v. Schroeter in den dürftigsten und sorgenvollsten Verhältnissen zurücklassen mußte, ist nicht verwunderlich. — Darüber berichtet im einzelnen das Lebensbild dieser tapferen Frau in einem anderen Aufsatze dieses Heftes.

Übrigens hat der Schriftsteller F. W. Beielstein in seinem vortrefflichen Roman: „Der große Imhoff, ein deutscher Kolonisator" (erschienen im Verlage von Ludwig Kichler) unserem Ahnen Johannes Niemeyer in einer Episoden-Figur unter voller Nennung seines Namens freundliche Worte gewidmet.

Der — vermutlich älteste — Sohn von Johannes Neomarius

Wichmann Georgius Neomarius
(1. IV. der Stammtafel)

ist um 1612 [1]) — wahrscheinlich in Hannover (Neustadt) — geboren [2]). Er wurde 1643 oder 1645 als Pfarrer nach Fischbeck berufen, hat also dort noch während der Superintendentur seines Vaters amtiert. Er ist der erste in der Reihe der Prediger unseres Stammes, die in der früheren Grafschaft, späteren Fürstentum Schaumburg-Lippe, in fünf Generationen fast 150 Jahre hindurch Pfarrstellen bekleidet haben (Fischbeck, Bückeburg, Frille, Petzen, Sylbeck, Lindhorst). In Fischbeck sind

---

1) Nach anderer Vermutung nach 1620.

2) Er studierte auf der Universität Helmstedt, auf welcher er am 23. 1. 1643 immatrikuliert wurde.

Tauf- und Heiratsregister für die Zeit von 1632 bis 1680 verlorengegangen oder, wie mir wahrscheinlicher erscheint, nicht geführt. Dahingegen ist in dem seit der Reformation geführten Verzeichnis der „Namen der Prediger, welche seit der Reformation Lutheri allhier zu Fischbeck der Gemeinde Gottes mit reiner Lehre gewirkt haben", als 5. dieser nachreformatorischen Prediger genannt „Wichmann Georgius Niemeier, Münder, allhier gestanden 11 Jahre". Da sein Nachfolger 22 Jahre amtiert hat und am 16. Juli 1676 gestorben ist, errechnet sich der Todestag von Wichmann Georgius Niemeier auf das Jahr 1654, seine Amtszeit von 1643. Da aber sein Amtsvorgänger Ludolphus Ebel in Fischbeck von 1629 bis 1645 amtierte, könnte sich seine Berufung auch auf 1645 errechnen lassen. Er kam in Fischbeck an eine alte Kulturstätte. Ein berühmtes, reichbegütertes Nonnenkloster, im Jahre 900 zu Ehren der heiligen Helmburgis gegründet, ist mit der Reformation ein protestantisches adliges Damenstift geworden, das noch heute dem Ort das Gepräge gibt. Die stilreine, wundervolle romanische Kirche, in der Wichmann Georgius Neomarius als Stiftsgeistlicher gepredigt hat, ist eine Sehenswürdigkeit, die einen Besuch von Fischbeck lohnt. Die Äbtissin des Stiftes wird von den 12 Stiftsdamen gewählt. Ein „Stiftsvoigt" steht ihr zur Seite. Voraussetzung für den Eintritt in das Stift ist neben der Repräsentation durch die Stiftsdamen die „Ahnenprobe". Die Stellung der Stiftsdamen findet auch darin ihren Ausdruck, daß jede von ihnen in der Kirche eine Loge hat, in der sie unmittelbar vom Stift aus Platz nehmen kann. Ich ließ mir nach dem Gottesdienst auf der schönen Orgel von dem tüchtigen Organisten ein Bach-Präludium vorspielen und stellte mir dabei unseren Ahnen Johann Wichmann auf der Kanzel vor, von der er vor 300 Jahren gepredigt hat.

Wichmann Georgius Neomarius, von dessen Lebensgang wir weniger wissen als von dem seines Vaters, war verheiratet mit Dorothea Siltmann, Tochter des Pastors Siltmann in Hameln, über die auch eine gedruckte Leichenpredigt vorhanden sein soll. Ihr Vater Christoph Siltmann war von 1613

bis 1615 Pastor in Hämelschenburg, und von 1615 bis 1625 Stadtprediger an der Münsterkirche Hameln, wo er am 11. März 1625 gestorben ist [1]).

In den erst seit 1648 in Münder geführten Kirchenbüchern ist die zweimalige Heirat eines Christoph Friedrich Niemeyer und die Geburt einer Tochter aus seiner zweiten Ehe registriert. Es ist wohl kaum ein Zweifel, daß dieser Christoph Friedrich Niemeyer ein Sohn von Johannes Neomarius ist. Männliche Nachfolge von Christoph Friedrich Niemeyer ist nicht registriert. Von Interesse ist seine Erwähnung in einem Kirchenvisitationsprotokoll von 1652. Dort heißt es: „Friedrich Niemeyer, nachdem er wegen eines Exzesses(daß er einem einen Ohrschlag gegeben) verhört und solchen gestanden, aber eingewendet, daß er durch ehrenrührige Worte dazu verursacht und ihm bei der Obrigkeit, wenn er gleich klagte, nicht geholfen würde, ist dem fürstlichen Voigt angezeigt, daß er eine oder zwei Nächte aufs Rathaus sollte gewiesen werden." Die Art unserer Sippe, Ehrenkränkungen nicht ungesühnt hinzunehmen, ist also nicht neueren Datums.

Ein Sohn von Wichmann Georgius Neomarius — Johann Hermann Niemeyer — hat seine Predigerlaufbahn in der Residenz Bückeburg begonnen, von wo er nach sechsjähriger Amtszeit die mit reichbegüterter Landwirtschaft dotierte Pfarre in Frille antrat. Über ihn berichtet ein weiterer Aufsatz dieses Heftes.

---

1) über Christoph Siltmanns Universitätsstudien melden 1. die Matrikel der Universität Helmstedt: „16. 10. 1604 Christophorus Siltman, Schomburgensis", 2. die Matrikel der Universität Rostock: „Ostern 1606 Christophorus Siltmann Schomburgensis".

Johann Hermann Niemeyer (1645—1719) und Franz Niemeyer (1682—1733)

1. Tafel, Spalten 5 und 6
(der „Stammtafeln des Niemeyerschen Geschlechts").

Von Dr. Victor Niemeyer.

Zwischen Minden und Bückeburg zieht sich in südöstlicher Richtung an der Grenze des früheren Fürstentums Schaumburg-Lippe ein zwanzig Kilometer langer Waldstreifen hin, der Schaumburger Wald. Am Südende dieses wildreichen Waldgebietes liegt das kleine Dorf Peetzen mit großen, zerstreut inmitten ihrer Äcker liegenden Bauernhöfen, und acht Kilometer nördlich davon die langgestreckte Dorfschaft Frille, ausgezeichnet durch das malerische Bild ihrer bunten Bauernhäuser, mit den weit über ihre Tenne ausladenden Dächern. In Frille hat Johann Hermann Niemeyer (1. Tafel V. 1) von 1683 bis zu seinem Tode als Inspektor und Prediger amtiert; dort sind von seinen 13 Kindern 11 geboren. Johann Hermann Niemeyer ist 1645 in Fischbeck, dem Pfarrdorf seines Vaters Johann Wichmann Neomarius, geboren; er hat in Wittenberg studiert, ist an der Universität Helmstedt 16. Oktober 1676 Magister geworden und war von 1677 bis 1683 Prediger in der Schaumburg-Lippeschen Residenz Bückeburg. Am 16. September 1683 wurde er als Inspektor und Prediger in Frille eingeführt. Darüber enthält das Kirchenbuch seine folgende eigenhändige Eintragung.

„Anno 1683 Dom. 15. Trin., den 16. Sept., bin ich, Johann Hermann Niemeyer, durch Herrn Mag. Dolle, Prediger zu Stadthagen, der christlichen Gemeinde fürgestellt und auf Kommission des hochgräflichen Consistoric introduziert worden, nachdem ich vorher der christlichen Gemeinde zu Bückeburg fürgestanden, 6 Jahre und 33 Wochen."

Die gleiche eigenhändige Notiz fand ich noch in einem Rechnungsbuch der Gemeinde und im Anschluß daran verschiedene handschriftliche Berichte über wirtschaftliche Maßnahmen und Austauschverhandungen von Ländereien, die zur Pfarre gehörten. Das waren bedeutende Ländereien, die von unseren Ahnherren in großem, landwirtschaftlichem Betrieb selbst bewirtschaftet wurden und reiche Pfründe abwarfen. Noch inmitten des großen Pfarrgartens von einst, an den sich die großen Ländereien anschlossen, in dem übrigens nach der dortigen Überlieferung Goethe einmal eingekehrt sein soll, steht heute ein neues, stattliches Pfarrhaus, mit dessen zeitigem Bewohner, dem vortrefflichen Herrn Pfarrer Jagdmann, uns nun freundschaftliche Beziehungen verbinden. Auch die alte Kirche ist einem Neubau gewichen. Über den Tod von Johann Hermann Niemeyer berichtet das Kirchenbuch von Frille:

„Den 22. Oktober 1719 ist Mag. Johann Hermann Niemeyer, Prediger 36 Jahre allhier und Inspektor des abends 8 Uhr gestorben. 6 Jahre lang zu Bückeburg Pastor gewesen, aetatis 74 Jahre alt. Seine Frau ist ihm wenige Monate im Tod vorangegangen. — Am 8. Juni 1719 ist seine Ehefrau, Inspektorin Niemeyer, begraben, die 63 Jahre alt war."

Johann Hermann Niemeyer war verheiratet mit Agnes Grote. Nach Franz Anton Niemeyers Familienaufzeichnungen war sie die Tochter des Kaufmanns Hermann Grote aus Hamburg. Die Nachforschungen des zu unserer Sippe gehörigen Ober-Regierungs- und Baurats Fischer in Danzig haben ergeben, daß in den Kirchenbüchern von Hamburg weder ein Hermann Grote noch eine Agnes Grote bekannt ist. Unzweifelhaft ist aber, daß die Familie Grote in Niedersachsen, namentlich in und um Minden, ein weitverbreitetes Geschlecht war, so daß wahrscheinlich Hermann Grote — aus Niedersachsen stammend — zur Zeit der Heirat seiner Tochter Agnes mit Johann Hermann Niemeyer in Hamburg ansässig geworden war. Dafür sprechen auch folgende Eintragungen im Kirchen-

buch von Frille, die sich auf Kinder von Johann Hermann Niemeyer und Agnes Grote beziehen:

„Anno 1686 3. Febr., ein Söhnlein geboren, das in der heiligen Taufe den Namen Christian Friedrich erhalten hat. Die Frau Schwiegerin des Herrn Inspektors (Johann Hermann Niemeyer), des seel. Hermann Grotes Witwe aus Minden, die eben zu Frille war, hat das Söhnlein zur Taufe gehoben,"

und eine andere Eintragung über die Geburt eines Kindes von Johann Hermann Niemeyer:

„Anno 1687 ein Söhnlein geboren und getauft, das den Namen Philipp Ludwig erhalten. Gevatterin war die Frau Schwiegerin Grotsche aus Minden."

Zu der Geburt von Johann Hermann, dem Jüngeren (1683), habe ich im Kirchenbuch von Frille die eigenhändige, unten im Wortlaut wiedergegebene Eintragung von Johann Hermann Niemeyers Vater gelesen, in der u. a. als Pate genannt ist: „Herr Hermann Gerhard Steding, Pastor zu Fischbeck, meiner Frau Vetter."

Diese Eintragung ist in einer Benachrichtigung zu unseren Familien-Papieren im Jahre 1789 durch Verlesen oder Verschreiben zu „meiner Frau Vater" — statt Vetter — geworden und hat zu der irrtümlichen Annahme geführt, daß Johann Hermanns 13 Kinder aus zwei Ehen hervorgegangen seien, und daß eine dieser Frauen eine Tochter des Pastors Steding aus Fischbeck sei. Pastor Hermann Gerhard Steding war ein Amtsnachfolger von Wichmann Neomarius in Fischbeck. Er stand offenbar mit der Familie seines Vorgängers in freundschaftlichem Verkehr und wurde mit ihr dadurch verwandt, daß seine Kusine Agnes Grote den Sohn seines Vorgängers Wichmann Neomarius, nämlich Johann Hermann Niemeyer, heiratete. Auch das spricht für den Sitz der Familie Grote in Niedersachsen. Die Stedings waren ein weitverbreitetes Pastoren-Geschlecht in Niedersachsen. Vermutlich hat Johann Hermann seine Frau Agnes im Hause ihres Vetters Steding kennengelernt.

Der älteste Sohn von Johann Hermann Niemeyer, der am 8. Oktober 1682 in Bückeburg (nicht in Frille) geborene Franz Niemeyer (1. Tafel VI. 2) hat in Jena studiert, in Hamburg als **candidat. minister** (geistliche Behörde) und Montagsprediger in der Nikolaikirche konditioniert, war Scholar in Schaumburg-Lippe und von 1708 bis 1711 Prediger in Sylbeck.

Im Kirchenbuch von Sylbeck findet sich darüber folgende Eintragung:

„Im Jahre 1708 ist Franz Niemeyer, damaliger Landscholar, allhier Pastor geworden und ist nach dreijährigem Pastorat anhier, Anno 1711, nach Peetzen translociert."

Durch die „Translozierung" von Sylbeck nach Peetzen trat Franz Niemeyer ein Pfarramt in nächster Nähe seines Vaters an und wurde dort von diesem in sein Amt eingeführt. Darüber lesen wir im Kirchenbuch folgende rührende eigenhändige Eintragung:

„Anno 1711 und zwar am grünen Donnerstag bin ich, Franz Niemeyer, gewesen dreijähriger Prediger in Sylbeck — durch liebewertesten Papa, Inspektore und Pastore zu Frille, hierselbst durch extraordinäre Gnade Ihrer Hoch Reichsgräflichen Excellence dem Herrn regierenden Grafen zu Schaumburg-Lippe Friedrich Christian introduciert."

Als wir von der Blockstation Evesen (an der Hannover-Kölner Bahnstrecke zwischen Minden und Bückeburg) in einer Viertel Wegstunde in Peetzen anlangten, lag die kleine, romantische, architektonisch reizvolle Kirche, die das Beibild dieses Aufsatzes zeigt, efeuumrankt, inmitten eines von verwitterten Grabsteinen bedeckten Kirchhofes, in hellem Sonnenschein. Die in seinen ältesten Teilen aus dem ersten Jahrtausend n. Chr. stammende Kirche und ihre aus dem 12. Jahrhundert stammenden, volltönenden Glocken stehen unter Denkmalschutz. Auch im Innern ist die Kirche in ihrer rührenden Primitivität im wesentlichen unzweifelhaft noch so, wie sie zu Zeiten von Franz



Kirche in Peetzen,
in der Franz Niemeyer von 1711 bis 1733 gepredigt hat

Niemeyer war. In stiller Andacht standen wir unter der kleinen Kanzel, auf der er vor 250 Jahren gepredigt hat. Sein heute amtierender Nachfolger, Herr Pastor Mensching, ein weitgereister, weltkundiger Mann, der übrigens über das Wirken der Pastöre unseres Geschlechtes in den niedersächsischen Landen wohl orientiert war, stieg mit uns über die altersmorschen Stufen in den Glockenturm, von dem aus sich durch die Luken, die während des Dreißigjährigen Krieges als Schießscharten gedient haben, nach allen Richtungen des Himmels weite Blicke in die sonnenbeschienene Ebene des niedersächsischen Landes auftaten. Die Kirchenbücher berichten über den Tod von Franz Niemeyer folgendes:

„Herr Franz Niemeyer ist am grünen Donnerstag 1711 hierselbst introduziert und am 31. Mai 1733 begraben. Dessen Adjuncti, Herr R. W. Frommel und zwei Söhne waren in Halle, der eine als Inspektor an der August Hermann Franckeschen Stiftung, der andere Pastor."

Franz Niemeyer war zweimal verheiratet. Aus der ersten Ehe mit Anna Catharina Hecker sind 7 Kinder, darunter Johann Conrad Philipp, der Vater des Kanzlers August Hermann, aus der zweiten Ehe 3 Kinder, darunter Johann Anton Niemeyer, der Stammvater des zweiten großen Zweiges unserer Sippe, geboren.

Über die erste — schon im ersten Jahre seiner Amtszeit in Sylbeck — geschlossene Ehe lesen wir von Franz Niemeyers eigener Hand im Kirchenbuch von Sylbeck:

„Anno 1709, den 18. Juni, bin ich, Franz Niemeyer, zeitiger Prediger hierselbst, durch priesterliche Einsegnung getrauet worden mit Anna Katharina Hecker."

Sein ältestes Kind, Katharina Anna Franziska (1. Tafel VII. 2), ist noch in Sylbeck geboren. Über die Geburt des zweiten Kindes, Conrad Philipp, heißt es im Kirchenbuch von Peetzen:

„Anno 1711, am 23. November, habe ich, Franz Niemeyer, zeitiger Prediger hierselbst, mein Söhnlein Conrad Philipp

zur heiligen Taufe befördert, und sind dessen Gevattern gewesen mein lieber Vetter, der Herr Inspektor Schonheimer, mein lieber treuer Bruder Philipp Diederich Hecker" (letzterer offenbar ein Bruder seiner Frau Anna Katharina Hecker).

Conrad Philipp war erst 6 Jahre alt, als er seine Mutter im Alter von nur 42 Jahren verlor. Darüber schreibt Franz Niemeyer in das Kirchenbuch:

„Anno 1717, am 9. Dezember morgens zwischen 9 und 10 Uhr, ist Ach leider meine herzlich geliebte Ehefrau Anna Katharina Hecker durch den Tod mir von der Seite gerissen und am 17. Dezember zur Erde bestätiget, ihres Alters 42 Jahre und 4 Monate. Der Höchste erbarme sich über mich und über meine drei kleinen unmündigen Kinder."

Nach 3 Jahren gab Franz Niemeyer seinen kleinen Kindern wieder eine Mutter durch seine Heirat mit Elisabeth Mechau.

„Anno 1720, am 30. Oktober, bin ich, Franz Niemeyer, zeitiger Pastor hierselbst, mit Katharina Elisabeth Mechau, des Herrn Joh. Andree Mechau, Gerichtsassessor von Ermsleben, mittelster Tochter durch christliche Einsegnung getrauet worden."

Als drittes Kind aus dieser Ehe, dieser zweiten Ehe von Franz Niemeyer, wurde Johann Anton geboren (1. Tafel VII. 10):

„Anno 1723, am 24. November, sind meine beiden Zwillinge getauft, davon der Älteste Johann Anton genannt, und ist Gevatter gewesen mein Herr Schwager, Pastor Dettmer zu Steinhagen, der Jüngste Sohn aber ist Daniel Wilhelm, durch meinen Bruder Daniel Christoph Niemeyer benannt."

Daniel Wilhelm ist schon im Alter von 1½ Jahren gestorben.

Wie viel strömt uns aus der Seele dieses Ahnen Franz Niemeyer, aus seinen nicht auf trockene Daten beschränkten Kirchen-

buch-Eintragungen entgegen, wie tief erleben wir noch mit ihnen die Lebensfreude und das tiefe Lebensleid dieses frommen Mannes, wie gestaltet sich aus ihnen ein Persönlichkeitsbild, das wir nun mit seinem Namen in den Stammtafeln verbinden. Dieses Bild wird ergänzt durch seine Aufschrift auf den beiden heute nicht mehr vorhandenen Grabsteinen seiner ersten Frau und seiner im frühesten Kindesalter verstorbenen 4 Kinder. Auf dem Grabstein seiner ersten Frau stand:

„Steh still lieber Wandersmann und betracht
das Scheiden aus dem Leiden und Sterben zum Gewinn.
Fragst Du, wer ich gewesen? Ein Gast in diesem Leben namens
Frau Anna Catharina Heckern des Herrn
Heinrich Heckers gewesene Pastoris in Vehlen,
Der Grafschaft Schaumburg nachgelassene Tochter.
So gebohren zum Sterben Vehlen den 9. August 1675
getrauet mit Franz Niemeyer den 11. Juni 1709
gestorben zum Leben den 9. Dezember 1717.
War also mein Leben kurz 42 Jahr.
Der Ehestand vergnügt 8½ Jahr. Das Ende Christlich."

Auf dem Grabstein seiner Kinder[1]):

„Steh stille Wandersmann! Hier liegen begraben, die da am Leben jung, am Sterben aber alt waren. Jung weil im Leben sie kein Jahr erreichet haben. Alt, weil der alt genug, der hier nur sterblich ist. So lerne nun hiebei, daß auch in frühen Jahren ein jedes Menschenkind der Tod hinreißen kann, sogar, daß es noch heut Dir kann wiederfahren.

Drum lebe fromm allzeit. Geh wandre Wandersmann!"

Franz Niemeyers erste Frau Anna Katharina Hecker ist am 9. August 1675 zu Vehlen als Tochter des Pastors Heinrich Hecker daselbst geboren[2]). Die älteste Tochter aus ihrer

---

1) Vgl. 4./5. Stück der Familiennachrichten.

2) Abschrift von Kirchenbucheintragungen betr. Heinrich Hecker und Anna Katharina Hecker stellte Lotte Boroffka dem Familienarchiv zur Verfügung. A. N.

Ehe mit Franz Niemeyer — Katharina Anna Franziska Hecker — heiratete einen Verwandten ihrer Mutter, den Kaufmann Philipp Hecker zu Stadthagen. Sie setzte so den Namen Hecker auch im männlichen Stamme in unserer Sippe fort.

Die Familie Hecker stammt nach den Aufzeichnungen von August Hermann Niemeyer aus dem Münsterschen, sie wandte sich teils in die Grafschaft Mark, teils in das Clevische. Der bekannte in Werden a. d. Ruhr geborene Pädagoge Johann Julius Hecker gehörte ihr an. Die dritte Tafel unserer Stammtafeln schließt in Spalte IX mit der Aufzählung von vier Urenkeln von Franz Niemeyer des Namens Heckers (11., 12., 13., 14. Spalte IX). Es fehlen aber in dieser Spalte drei weitere Urenkel von Franz Niemeyer (Kinder von Hermann Dagobert Hecker), darunter der 1782 in Hoya geborene Friedrich David Hecker, dessen Tochter Marianne Friederike Karoline den Kaufmann und Bürgermeister Friedrich Theobald Fischer zu Hoya geheiratet hat. Aus diesem Urenkelstamm von Franz Niemeyer ist ein bedeutender, bisher der Familienforschung unbekannt gebliebener Zweig Fischer hervorgegangen. Sein zeitiger Repräsentant ist der Ober-Regierungs- und Baurat Fischer in Danzig, ein ausgezeichneter und eifriger Familienforscher, dem ich mancherlei wertvolle Aufschlüsse verdanke. Nach seiner Mitteilung ist die Familie Hecker in Niedersachsen weitverzweigt gewesen und bis ins 14. Jahrhundert verfolgbar. Die Stammtafel (Tafel 3) ist durch nicht weniger als 50 Träger des Namens Fischer, als Nachkommen von Franz Niemeyer, zu ergänzen.

Die zweite Frau von Franz Niemeyer, Katharina Elisabeth Mechau, war die Tochter des Ratsherrn und Gerichtsassessors Andreas Mechau zu Ermsleben. Seit dem Tode ihres Vaters hatte sie bei dessen Schwester Frau v. Duderstadt gelebt, dann die Wirtschaft beim Grafen v. Schwerin und weiter bei dem Feldmarschall v. Wartensleben in Berlin geführt. „Sie hat Gott gepriesen, daß er sie in diesen zum Teil gefährlichen Umständen durch seinen Geist vor allen

Ausschweifungen gnädiglich bewahrt hat." Mit Franz Niemeyer war sie gelegentlich eines Besuches bei ihrer Schwester, der Frau Pastor Detmar in Steinbergen (Grafschaft Schaumburg-Lippe) bekannt geworden. In der im Verlage des Halleschen Waisenhauses im Jahre 1772 erschienenen Schrift über die im „Archidiakonat zu Halle letzt verstorbenen würdigen Lehrer nach ihrem Charakter geschildert" von Kirchner wird in dem Johann Conrad Philipp Niemeyer behandelnden Teile die Persönlichkeit seiner Halbmutter Elisabeth Mechau laut gepriesen. „Ihr Herz gleich stark in Liebe gegen ihre Kinder (denn sie sah sie vollkommen als die Ihren) war von Sorgsamkeit erfüllt, auf alle Weise ihr Wohl zu fördern." „Wir haben", so heißt es in dieser Schrift, „Ursache gehabt, diese Mutter etwas genauer zu schildern, da sie die ganze Zärtlichkeit des Mannes (ihres Stiefsohnes Conrad Philipp Niemeyer) hatte, welcher Gegenstand dieser Blätter ist."

Nach dem Tode von Franz Niemeyer (31. Mai 1733) übernahm seine Witwe das Amt der Vorsteherin des neugegründeten Waisenhauses in Stadthagen, das ganz nach dem Vorbilde des Franckeschen Waisenhauses in Halle eingerichtet war und geführt wurde. Sie scheint dieses Amt bis an ihr Lebensende (1752) geführt zu haben.

Ein um ein Jahr jüngerer Bruder von Franz Niemeyer war das dritte der dreizehn Kinder von Johann Hermann Niemeyer, der den Vornamen seines Vaters erhielt (1. Tafel VI. 3). Von ihm wissen unsere Stammtafeln nur, daß er 1683 geboren ist, in Lindhorst Prediger war, eine dem Namen nach unbekannte Tochter gehabt hat, die mit einem hessischen Offizier verheiratet war und auch Kinder gehabt haben soll. In dem „Ergänzungsheft" der Stammtafeln ist dieser Johann Hermann der Jüngere überhaupt nicht erwähnt. Nachforschungen nach ihm waren auch nur in den Kirchenbüchern von Lindhorst möglich, bis zu denen unsere Familienforschung offenbar bisher nicht gedrungen war.

Der Sonntagmorgen, der meine Frau und mich in das stattliche Dorf Lindhorst an der Bahnstrecke Eilsen-Stadthagen führte, zeigte es in seinem schönsten Sonntagskleide. Bauern

und Bäuerinnen in der malerischen lippischen Tracht. Die Kirche ist noch dieselbe, in der Johann Hermann Niemeyer der Jüngere gepredigt hat. Sie war dicht gefüllt, als wir als einzige Kirchenbesucher in städtischer Tracht zwischen zwei stattlichen Bäuerinnen in bunter Landestracht Platz fanden. Daß ein musikalischer Pfarrer als jetziger Amtsnachfolger von Johann Hermann Niemeyer hier amtierte, merkte man an dem ausgezeichneten Gesang der Gemeinde und der sich im Wechselgesang zwischen Pfarrer und Gemeinde vollziehenden Liturgie. Der Gottesdienst war dem Gedenken eines im Felde gefallenen jungen Bauernsohnes gewidmet, und oft wurde die warmherzige Predigt des Herrn Pfarrer Kampermann durch das Schluchzen der Gemeinde unterbrochen. Die Kirche ist im Gesamtstil unverändert. Ein ausgezeichnetes Altarbild, bunte Holzschnitzerei, ist von kunsthistorischer Bedeutung. Über Johann Hermann den Jüngeren hatten wir schon im Kirchenbuch von Frille folgende eigenhändige Eintragung seines Vaters gefunden:

„Dom. post. nat. Christi habe ich M. Johann Hermann Niemeyer mein Söhnlein Johann Hermann zu der hochh. Taufe befördert. Seine Taufpaten sind gewesen Herr Johann Ludwig Prange, Pastor zu Peetzen und Herr Hermann Gerhard Steding, Pastor zu Fischbeck, meiner Frauen Vetter."

Das Kirchenbuch von Lindhorst gab uns weitere Auskunft über ihn und seine Tochter. Er ist von 1718 bis 1723 in Lindhorst Pfarrer gewesen und dort am 28. Juli 1723 gestorben. Im Sterberegister findet sich darüber folgendes:

„In diesem Jahre 1723, dem 28. Juli, abends um 6 Uhr, ist der wohlehrwürdige und wohlgelehrte Herr, Herr Johann Hermann Niemeyer, nachdem er der christl. Gemeinde zu Frille und seinem seel. Vater, dem weyland Hochehrwürdigen und Hochgelehrten Herrn Herrn Johann Hermann Niemeyer, Hochgräflichem Schaumburgs, Hochverordneten Herrn Inspektor und Pastor zu Frille, 4 Jahre als Pastor Adjunctus treul. gedienet und nachgehens alhier zu Lind-

horst das Amt eines treuen Lehrers des Evangelii redl. und mit allem Fleiß ins 6te Jahr geführet, in seinem Erlöser Christ Jesu sanft und seel. entschlafen und darauf den 6ten Augusti dessen erblichener Körper mit christlicher Ceremonie beerdigt worden, nachdem er erlebet 40 Jahre weniger 4 Monate."

Im Taufregister des Jahres 1721 lesen wir folgende wichtige Notiz:

„Fest visitat: Marae. den 2ten Julij 1721 hat Johann Hermann Niemeyer, Pastor huius loci sein Töchterlein getauffet, welches genant worden: Anna Sophie Ernestina. Die Gevattern sind der Mag. Rauschenbusch zu Merbeck, mein Schwiegervater, wie auch die Frau Witwe Walter, meiner Frau Schwester, und dann meine Schwester zu Ucht."

Wir wissen jetzt, daß Johann Hermann Niemeyer der Jüngere (Stammtafel VI. 3) verheiratet war mit der Tochter des Mag. Rauschenbusch aus Merbeck (Kirchdorf in Schaumburg-Lippe) und daß seine einzige Tochter, die seit einem Jahrhundert in unseren Stammtafeln namen- und datumslos umherirrt (1. Tafel VII. 11) Anna Sophie Ernestine heißt, am 2. Juli 1721 getauft, und daß ihr Vater Johann Hermann Niemeyer am 28. Juli 1723 gestorben ist. Eine der Gevatterinnen von Anna Sophie Ernestine Niemeyer ist offenbar die am 8. Mai 1698 geborene Anna Dorothea Niemeyer (1. Tafel VI. 11). Diese war nämlich mit einem Kaufmann und Bürgermeister zu Ucht verheiratet.

Über einen weiteren Bruder von Franz Niemeyer, nämlich das neunte Kind von Johann Hermann Niemeyer, dem Älteren — Daniel Christoph Niemeyer (1. Tafel VI. 9) — habe ich ergänzend zu den Stammtafeln ermittelt, daß er am 28. Juni 1726 mit Anna Maria Bruns kopuliert ist, und daß diese die Witwe seines Vorgängers im Amte, des Organisten Kapmeier, war.

Peetzen ist die letzte Station des Geschlechtes Niemeyer, so weit dies uns bekannt geblieben ist, im niedersächsischen Lande

gewesen. Die Söhne von Franz Niemeyer — Conrad Philipp Niemeyer (VII. 3) (seine Lebensbeschreibung im 8. Stück der Familiennachrichten) und Johann Anton Niemeyer (VII. 10) — die noch in dem Kirchlein Peetzen getauft und konfirmiert sind, wurden durch den Geist und die Werke August Hermann Franckes nach Halle gezogen. Conrad Philipp siedelte dorthin endgültig 1737 — also vier Jahre nach dem Tode seines Vaters —, wurde Inspektor der Lateinschule des Pädagogiums und Archidiakonus an der Marienkirche und damit der Erste in der Reihe der Niemeyer, die dann 120 Jahre an den Franckeschen Stiftungen gewirkt haben.

Der zwölf Jahre jüngere Bruder Johann Anton hat seine Ausbildung schon auf der Lateinschule des Waisenhauses erhalten und wurde ebenfalls später Inspektor des Pädagogiums. Die beiden Brüder heirateten bekanntlich die Töchter von Johann Freylinghausen, die Enkelinnen August Hermann Franckes und setzten dadurch — da Francke sonst keine Nachkommen hatte — das Geschlecht Francke durch den Stamm Niemeyer fort.

Daß wir unsere unmittelbare Ascendenz lückenlos bis in die vorreformatorische Zeit kennen, hat seinen Grund darin, daß diese sämtlichen Ascendenten Pastöre waren, die in den Kirchenbüchern sorgfältig registriert sind — auch wo sonst Tauf-, Heirat- und Sterberegister nicht geführt oder verlorengegangen sind. — Es kann nicht zweifelhaft sein, daß unser Geschlecht in den uns nicht urkundlich bekanntgebliebenen Seitenlinien in Niedersachsen seßhaft geblieben ist. Der häufig dort vorkommende Name und die Familienähnlichkeit ihrer Träger mit den uns wohl vertrauten Köpfen unseres Geschlechtes weisen darauf hin.

Der Kanzler August Hermann Niemeyer hat — wie er in seinen Reiseerinnerungen erzählt, im Jahre 1788 — also als Vierunddreißigjähriger — „die väterlichen Wohnungen und Gräber in Peetzen, zwischen Minden und Bückeburg, besucht und das Land und seine Sitten waren ihm durch die öfteren Erzählungen seines Vaters (Conrad Philipp Niemeyer) schon früh bekannt".

Ergänzung zur Selbstbiographie von Konrad Philipp Niemeyer

In der Selbstbiographie von Konrad Philipp Niemeyer ist merkwürdigerweise über folgende Episode, über die in der in dem „Archidiaconat" zu Halle erschienenen Schrift über „den letztverstorbenen würdigen Lehrer nach ihrem Leben und Charakter (Halle im Verlage des Waisenhauses 1732)" berichtet ist, nichts gesagt:

„Im Jahre 1732 wurde Johann Konrad Philipp Niemeyer die Begleitung der Salzburgischen Emigranten, welche nach Preußen gingen, bis Berlin aufgetragen. Er hätte weniger Menschenliebe, weniger Eifer alle Gelegenheiten zu ergreifen, die ihm die göttliche Vorsicht zeigte, anderen nützlich zu werden, haben müssen, um dies auszuschlagen. Er führte sie in Begleitung eines Freundes, er hielt mit ihnen auf dem Wege Gottesdienst, und auch hier konnte es ihm an Ermunterung nicht fehlen, er erinnerte sich noch oft an die Freude, wozu ihm besonders der Ernst des Christentums Stoff gegeben, welche er an manchen ehrwürdigen Greisen bemerkt, die ihrem Gotte schon nahe, um des Bekenntnisses der unverfälschten Lehre Christi willen den Ort verlassen mußten, wo sie vielleicht bei der Asche frühbeweinter Kinder zu ruhen hofften."

Bekanntlich hat der Zug der Salzburgischen Emigranten den Vorwurf zu Goethes „Hermann und Dorothea" gegeben.

Meinem lieben Jungen

(Gefallen am 2. März 1943 am Mius.)

Nun weiß ich tief im Leide
Erst ganz, wie reich ich war.
Er ging in Schmerz und Freude,
Er schritt an unsrer Seite
Durch fünfundzwanzig Jahr.

In Blüten rauscht die Linde,
Ich aber trage Weh
Nach dem geliebten Kinde.
Es wehn die Steppenwinde,
Die heimatlosen Winde
Ums Grab, das ich nie seh.

Ich kann nicht überbrücken
Der Ferne dunkles Wehn,
Mit tränenheißen Blicken
Nie, nie das Grab Dir schmücken,
Dir still zu Häupten stehn.

Die Tage gehn und jagen,
Die Nacht nicht Tröstung gibt,
Nicht Antwort dunklen Fragen . . .
Ach könnt ich Dir doch sagen,
Dir nur noch einmal sagen,
Wie sehr ich Dich geliebt.

E. W.

Zuwachs, Verlust und Entwicklung in den einzelnen Familien der Gegenwart

Die folgenden Familiennachrichten geben Bericht über Nachkommen von drei Kindern von Franz Niemeyer (VI 2, 1682—1733):

A von Johann Konrad Philipp N. (VII 3), und zwar handelt es sich um die Nachkommen seines Sohnes August Hermann N. (VIII 13), die wiederum nach Stämmen geordnet sind,

B von Katharina Anna Franziska Hecker geb. Niemeyer (VII 2),

C von dem Halbbruder dieser beiden Johann Anton N. (VII 10).

Den Namen sind die Nummern der „Stammtafeln des Niemeyerschen Geschlechts" (Halle 1915) beigefügt. Die Nachrichten sind der Nummernfolge dieser Tafeln entsprechend geordnet.

Vollständigkeit konnte nicht erreicht werden. Manche der erbetenen oder versprochenen Nachrichten sind nicht vor Redaktionsschluß eingegangen. Manche Anschriften, besonders solche von Evakuierten, konnten nicht ermittelt werden.

Ich danke allen, die bei der schwierigen Beschaffung der Nachrichten so bereitwillig mitgewirkt haben und bitte um Einsendung von Ergänzungen und etwa erforderlichen Berichtigungen. Die Daten sollen die Grundlage für eine Neuauflage der „Stammtafeln des Niemeyerschen Geschlechts" bilden. A. Niemeyer, Berlin-Dahlem, Heydenstraße 32.

A. Nachkommen von Johann Conrad Philipp
(von dessen Sohn August Hermann).

I. Stamm Wilhelm Hermann:

(von Curtze-Riese keine Nachrichten).

II. Stamm Franz Anton:

(von Filsinger-Großmann keine Nachrichten).

XI 63 Margarethe N., gestorben in Potsdam 20. Jan. 1942. XI 64 Agnes N. gestorben in Potsdam. — XI 66 Hedwig N., geb. van Heese, Witwe von Magnus, gestorben 7. November 1943 in Heidelberg bei ihrer Tochter Lotte Hof. — Zu XII 47 Friedlinde N., med.-techn. Assistentin, Straßburg, Reservelazarett St. Anna. Lore N., med.-techn. Assistentin, Freiburg, Br. Zu XII 48 Olaf Boroffka ✠, gefallen am 7. Juni 1942 am Wolchow. XII 50 Erwin Boroffka ✠, Stud.-Rat und Lehrer a. d. Hochschule f. Musikerziehung Berlin, Soldat, Sonderführer Z., verunglückt am 2. April 1943 in Warschau auf einer Dienstreise. — XI 65 Hugo N., Dr. med., gestorben in Hamburg 7. Nov. 1940 (siehe Nachruf). XII 51 Egon N., Stabsarzt, Chef eines Tuberkulose-Lazaretts, Kouskie, Sonderlazarett Kouskie, Distrikt Radom, Gen.-Gouv. Deutsche Post Osten. XII 52 Edith N. unterrichtet weiter in Hamburg und Lübeck, Hamburg 19, Emilienstr. 53. — XII 54 Fritz Recke, Oberst, z. Zt. Kursus Breslau, Hotel z. d. 4 Jahreszeiten. Eva R., evakuiert, Dominium Churfangwitz, Schlesien, Post Ohlamt. XII 55 Apotheker Werner Hof, Major, im Felde.

III. Stamm Karl Eduard:

XIII 50 Otto Fischer-Lamberg (Kunstmaler), Hauptmann d. R. z. V. beim Luftgaukommando VI in Münster. Tochter Charlotte, stud. med. i. Reichsarbeitsdienst. — XIII 56 Isabella v. Eckhardt, ∞ Buchhändler Michaelsen, Groß Heundorf über Ahrensberg, Beemoorweg 56. XII 62 und XIII 57 Eva v. Eckhardt, Mutter und Tochter total bombengeschädigt in Hamburg, z. Zt. Godendorf b. Düsternföhre Meckl.-Strehlitz. XII 63 Prof. Walter Geffcken, z. Zt. Ostermünchen bei Rosenhain, Oberbayern. XIII 60 Dr. Karl Geffcken, Gesandtschaftsrat, Berlin. ∞ Marga geb. v. Loesch, Walter Ackard Herbert, * 17. Juni 1943. Zu XIII 61 Lisbeth Maurer geb. Geffcken, Richard Karl Wilhelm, * 14. Okt. 1929, Doris Elisabeth Karolina, * 12. Aug. 1933, Christine Elisabeth, * 15. Mai 1940. XIII 62 Dr. Walter Geffcken, Jena: Ingrid, * 28. Febr. 1937, Helga, * 23. Dez.

1939, Johanna Monika, * 13. Aug. 1942. — XII 64 Guido Wolff, bei der Marine, Korvettenkapitän. XII 65 Margret Kellermann, Totalschaden durch Bomben, Berlin-Lankwitz, Wohnung z. Zt. Lichterfelde-West, Viktoriastraße 4 a bei ihrer Tochter: XIII 64 b Helga, ∞ 18. Mai 1940 Assessor Friedrich Justus Perels (* 13. Nov. 1910), Joachim Hans, * 31. März 1942. XIII 63 Horst Kellermann, * 9. Sept. 1942. XIII 64 a Erik Kellermann, * 4. Dez. 1942 — XI 78 Frau Hofrat Johanna Wolff, Hamburg, Erlenkamp 7 II. — XII 73 Hans Hennecke, Dozent am auslandsw. Inst. d. Univ. Berlin. XII 74 Walter Hennecke, Kpt. z. See, Kommandant z. Zt. b. Cherbourg. — XI 89 Theodor N., Professor Dr. Geh. Justizrat, gestorben am 23. Okt. 1939, Berlin-Dahlem (siehe Nachruf S. 3). XII 78 Johannes N., Ostreise im Auftrag des Ostministeriums, Ehrenmal Arensburg auf Ösel. XIII zu XII 78: Hellmut N., Maler, 1940 aus Paris zurückgekehrt, Soldat ✠, gef. am 10. Febr. 1942 im Osten bei den Kämpfen um Cholm. Volker Till, 1942 Reifeprüfung französisches Gymnasium Berlin, Gebirgsjäger ✠, gefallen am 14. Oktober 1942 im Kaukasus. Heinke, ∞ Walter Starbati, Leutnant, Flieger Zeppelinwerke Friedrichshafen, 15. April 1941. Angelika, * 24. Juli 1942, Christiane, * 26. Aug, 1943. XII 81 Otto Niemeyer, Maler, in Berlin bombengeschädigt, Koserow auf Usedom. XIII zu XII 81 Peter N., Oberleutnant, Fliegerbeobachter, Feldpost L Berlin 05789. EK. I. XII 82 Toni Niemeyer, Totalschaden durch Bomben, Wohnung jetzt Kiel, Esmarchstraße 20. — XIII 69 Klaus Westhoff ∞ Erna Lauth 28. Dezember 1940, als Schwerkriegsbeschädigter bei Firma Krupp tätig, Essen-Bredeney, Hermann-Göring-Str. 344 bei Dr. Bach. Wolf Wilhelm Westhoff, Wachtmeister, * 6. Juli 1915, ∞ 20. Dezember 1941 Marianne Sänger, ✠ gefallen 29. August 1943 bei Sfewsk. Tochter * 14. September 1942. Anitra Westhoff ∞ 2. Sept. 1941 Dr. Walter Kölsch, Oberleutnant, z. Zt. wegen Verwundung Garnisondienst, München, Montgelasstr. 5 II r. — XI 92 Justizrat Dr. Victor Niemeyers 80. Geburtstag am 8. Dezember 1943. Erneuerung des Doktordiploms der Universität Leipzig (siehe Gratulation S. 1). XII 84

Hans Gerhard N., Professor d. Staats- u. Völkerrechts a. d. Universität Princeton USA. Paul Victor, * 6. April 1941, Lisa, * Juni 1943. XIII 85 August Hermann Joachim N., Utffz., z. Zt. Arbeitsurlaub. Till Gerhard, * 22. Sept. 1941. XII 85 a Brigitta ∞ 22. Juli 1939 Kunstmaler Oswald Petersen, Düsseldorf, evakuiert, Katrine, * 27. April 1943. — XII 86 Paul Niemeyer ∞ Elke geb. Backmund 11. September 1943 Unter-Schondorf, Ammersee. — Zu XII 89: Frauke Dibbern bestand das Vorphysikum in Marburg. — XII 91 Dr. Victor Wahl, Schriftleiter in Stuttgart. XII 92 Rolf Krawehl, Fabrikant f. Militäruniformen, bombengeschädigt, jetzt in Bünde. — Zu XI 95 a: Hans Gert Schoenherr, Schütze, Eisenbahnpanzerzug Ers.-Abt. 1. Komp., Postfach 249 Warschau.

IV. Stamm Hermann Agathon:

XII 99 Dr. Rudolf Hohl, Unterarzt Inf.-Regt. im Osten. Kurt Robert, * 21. März 1942 in Schönwalde (Spreewald). Winfried, * 25. Sept. 1940. — XI 117 Gertrud Döll geb. Niemeyer Adr. Herrenhut i. S., Dükingerstr. 60. Anni Döll, ∞ 28. April 1940 Josef Gwehenberger. XII 100 Walter Stolz ✠, Leutnant, gefallen bei Jelujce 13. Aug. 1941, EK. II. Sigrid Stolz, * 8. April 1936, Diethard Stolz, * 7. Juli 1937. — Zu XI 118: Sohn Alfred Wolf ✠, gefallen am Mius 2. März 1943, EK. II. — XII 101 Rechtsanwalt Dr. Erwin Harsch, Oberleutnant, z. Zt. Res.-Lazarett IV, Breslau 18. Sohn Wolfgang, * 1. Aug. 1939. XII 102 Dr. Heinz Roth seit Aug. 1942 ao. Prof. a. d. Universität Halle. Tochter Doris, * 7. Dez. 1940, † 22. Dez. 1943, Sohn Christoph, * 10. Sept. 1943. Zu XI 119 Hermann N.s Sohn Max N. 1939 Reifeprüfung Latina in Halle, Reichsarbeitsdienst, 1940 zur Wehrmacht, 2. Juli 1943 bei Leningrad verwundet, z. Zt. Fahnenjunker-Unteroffizier, F.-J.-Schule VI, Metz. Hermann N.s Tochter Marianne N. (1943 Gehilfenprüfung im Buchhandel), ∞ 11. Juli 1942 Verlagsbuchhändler Hans Georg Siebeck, Inhaber des Verlages J. C. B. Mohr, Tübingen. — XII 103 Heinrich Mampe: Sohn Ulrich, * 7. Aug.

1940. XII 104 Maximilian Mampe seit Mai 1939 Pfarrer im Landkreis Cottbus, z. Zt. Gefreiter im Osten, EK. II.

V. Stamm Johanne Auguste verh. Pernice:

XI 121 Familie Herbert Pernice: Elisabeth P. geb. Niemeyer, Stettin, Kaiser-Wilhelm-Str. 26 III. XII 106 Luise ∞ 6. März 1942 Zahnarzt Dr. Max Hindrichstedt, † 3. Jan. 1943, studiert Zahnheilkunde in Greifswald. XII 107 Dr. Hugo P., z. Zt. Braunschweig, Boelckestraße 12, Oberleutnant bei einer Flak-Artl.-Schule für höhere Kommandeure. XII 108 Herbert P., Dr., Chefarzt des Weseler Krankenhauses, 1941 in Rußland, dann Sonderauftrag in Brandenburg/Havel, gest. am 5. März 1942 durch einen Autounfall. Karin und Ellen, * 3. Okt. 1940. XII 109 Rudolf P., Obergefreiter b. d. Wehrmacht in Paris, Annette, * 2. Juli 1943. — XI 122 Familie Ludwig Pernice: XII 110 Lars P., Oberstleutnant im Reichswehrministerium, München, Leopoldstr. 7, arbeitet i. d. Wohnwirtschaft. XII 113 Ursula Brancaglio, schwer bombengeschädigt, jetzt Bad Saarow (Mark), Renate, * 4. Juni 1940. XII 112 Ulrich P., Kaufmann in Berlin, ∞ Lucienne de Villars, Achim, * 22. Okt. 1933, Karin, * 24. Juli 1935. — XI 123 Erich P., Korrespond. Mitglied der Bair. Akademie d. Wissenschaften, Mitglied der Akademie d. Wiss. in Neapel. XII 116 Erich P., Regierungsrat in Tempelhof, Major, Malte, * 21. Dez. 1939, Anna Margarete, * 8. Jan. 1943. XII 115 Agnes Blaß, Magdeburg, Karl Erich, * 3. April 1941. — Familie Hugo P.: XI 124 Oberförster Hugo P., gestorben 19. Juni 1940, Marburg. Er hatte vorher den Winter über seinen vollen Dienst im Forstamt wieder versehen. XII 118 Lore Laackmann, Christa, * 3. Okt. 1939. XII 119 Hellmut Schultz mit Frau Käte seit Urlaubsreise nach Deutschland Pfingsten 1939 zurück aus Afrika, Sonderführer bei der Wehrmacht, z. Zt. im Wartheland, Hertha, * 2. April 1941, Hiltrud, * 16. Sept. 1943. XII 120 Wolfgang P., Stabsarzt, Truppenarzt und Kinderpraxis, Frankfurt/O., Res.-Laz. 100, ∞ Klara v. Hase, 2. März 1941, Gudrun, * 11. März 1942, Irmhild,

* 26. Aug. 1943. XII 121 Hellmut Tüngler, Stabsarzt an der Ostfront und Frau Irmgard geb. Pernice, Ingrid, * 4. Febr. 1940, Ortwin, * 7. Juni 1942. — Zu XI 124: Otto Brenner und Frau Erika geb. Pernice, Hannelore, * 30. Mai 1939, Helga, * 7. Juli 1941, Waldtraut, * 14. April 1943. Br. erhielt Auftrag zur Einrichtung nationalpolitischer Erziehungsanstalten. Margret ∞ 1941 Lebrecht Stubenrauch, Marlis, * 9. Juli 1942. Eberhard, Feldwebel, studiert bei der Heeresstudentenkompanie in Göttingen. — Familie Nöldechen: XI 127 Frau Forstmeister Nöldechen, Schwedt a. O. XII 126 Helmut Nöldechen, bei der Stadthauptmannschaft Leenberg, † 1943; seine Frau lebt in Beeskow; 2 Töchter. XII 127 Dr. Joachim Nöldechen, Landwirt, 2. Kind *. — XI 126 Agnes Ballowitz: Sohn Gerhard B., Assistent, gestorben an Scharlach-Infektion. — XII 122 Correns, ordentl. Professor in Göttingen, Sohn Dietrich Soldat, Tochter Lotte, Oberstudienrätin, Leverkusen.

VI. Stamm Wilhelmine Wolff geb. Niemeyer:

XI 145 Else Panzer geb. Wegener, gestorben 26. März 1939 in Köwe. — XII 138 Fritz Bliedner und Nora geb. Panzer. XIII 72 Wolfgang Bliedner ✠, gefallen am 6. Okt. 1943 im Osten. XIII 73 Gerda Lonicer, Wendel, * 6. August 1939, Thomas, * 28. Juli 1940. Wilhelm Bliedner ✠, * 26. Juli 1918, gefallen 17. Sept. 1939 in Polen. Ilse Bliedner, ∞ 1. Juni 1943 Königsberg Karl Leonard Neumund (* 5. Febr. 1910), Lektor im Knaur-Verlag. — XII 139 Edgar Panzer, Irene, * 1942 zu Köwe. — XII 146 Marta Jenisch geb. Wegener: Christoph ✠, gefallen in Rumänien am 20. Sept. 1941 beim Übergang über den Dnjestr, Grab in Botosani. XII 147 August Wegneer, Assessor am Rundfunk, Soldat, F.-Nr. 57 709 E, geschieden und ∞ Gisela geb. Strecker, Thomas, * Sept. 1939. XII zu XI 148 Peter Wegener, Geophysiker, Leutnant, z. Zt. Peenemünde, Karlshagen 1, Luftwaffe 1, Flakversuchsstelle, ∞ Juli 1943 Berlin, Dietlinde geb. Goldschmidt aus Essen. — XII Frau Hedwig Gutzeit, Berlin-Grw., Alte Allee 18, bombengeschädigt.

B. Nachkommen von Catharina Anna Franziska Hecker geb. Niemeyer (VII 2):

Stamm Fischer

(vgl. dieses Stück der Fam.-Nachr. S. 40, 46).

Oberregierungs- und Baurat Bernhard Fischer, Danzig, ist mit der Bearbeitung seiner Ahnengeschichte beschäftigt. Söhne: Hans Peter F. ✠, * Celle 21. Nov. 1921, gefallen bei Staraje vor Moskau 1942, Dieter F. ✠, * Celle 13. Febr. 1924, gefallen im Nordatlantik 8. Dez. 1942, Fritz F., * Soltau 18. April 1919, z. Zt. im Felde, F.-Nr. 01 377.

C. Nachkommen von Johann Anton:

XI 190 Adelheid Niemeyer, Dresden-A., starb am 24. Okt. 1941. XII 218 Fritz Matthaei ✠, Militärschriftsteller, Oberstleutnant, Berlin-Friedenau, Kriegsberichter beim O. K. W., starb auf dem Wege zum Dienst an Herzschlag am 4. Dez. 1940 im Alter von 53 Jahren. XIII 87 Gernot Matthaei, Oberleutnant in einem motorisierten Schützen-Regt., Feldzug Polen, Sept. 1939 schwer verwundet. Feldzug Holland, Frankreich, EK. I; Okt. 1940 Hauptmann, im Krieg mit Rußland 6. Juli 1941 erneut schwer verwundet (linker Unterarm amputiert), lag monatelang in verschiedenen Lazaretten. ∞ Wien 4. Febr. 1942 mit Rosmarie Satzger von Balvanós. XIII zu XII 218 Sighilt Matthaei, * 22. Jan. 1916 Danzig (Tochter von Fritz Matthaei XII 218), ∞ Berlin-Friedenau 21. Oktober 1939 mit Dr. Eberhard Bruck, Sohn Volker, * Berlin-Friedenau 15. Juli 1940. — XIII zu XII 215 Roland Schulz ✠, * Zwickau 13. Sept. 1919 (Sohn von Margarete Schulz geb. Niemeyer (XII 215) und Walter Schulz, Bergwerksdirektor in Plötz bei Halle, Unteroffizier in einem Kampfgeschwader, Inh. des EK. I und II, starb, 22jährig, den Fliegertod 14. Juni 1942. — XI 195 Richard Niemeyer, † 6. Febr. 1931. XII 236 Karoline Möller, Gotha, Schützenberg 19. Söhne: Erich * 16. Juli 1914 Gotha, Richard * 17. Februar 1928 Gotha.

Gebauer-Schwetschke Buchdruckerei AG, Halle (Saale)

A:1478